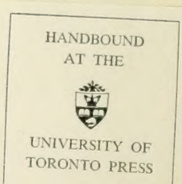
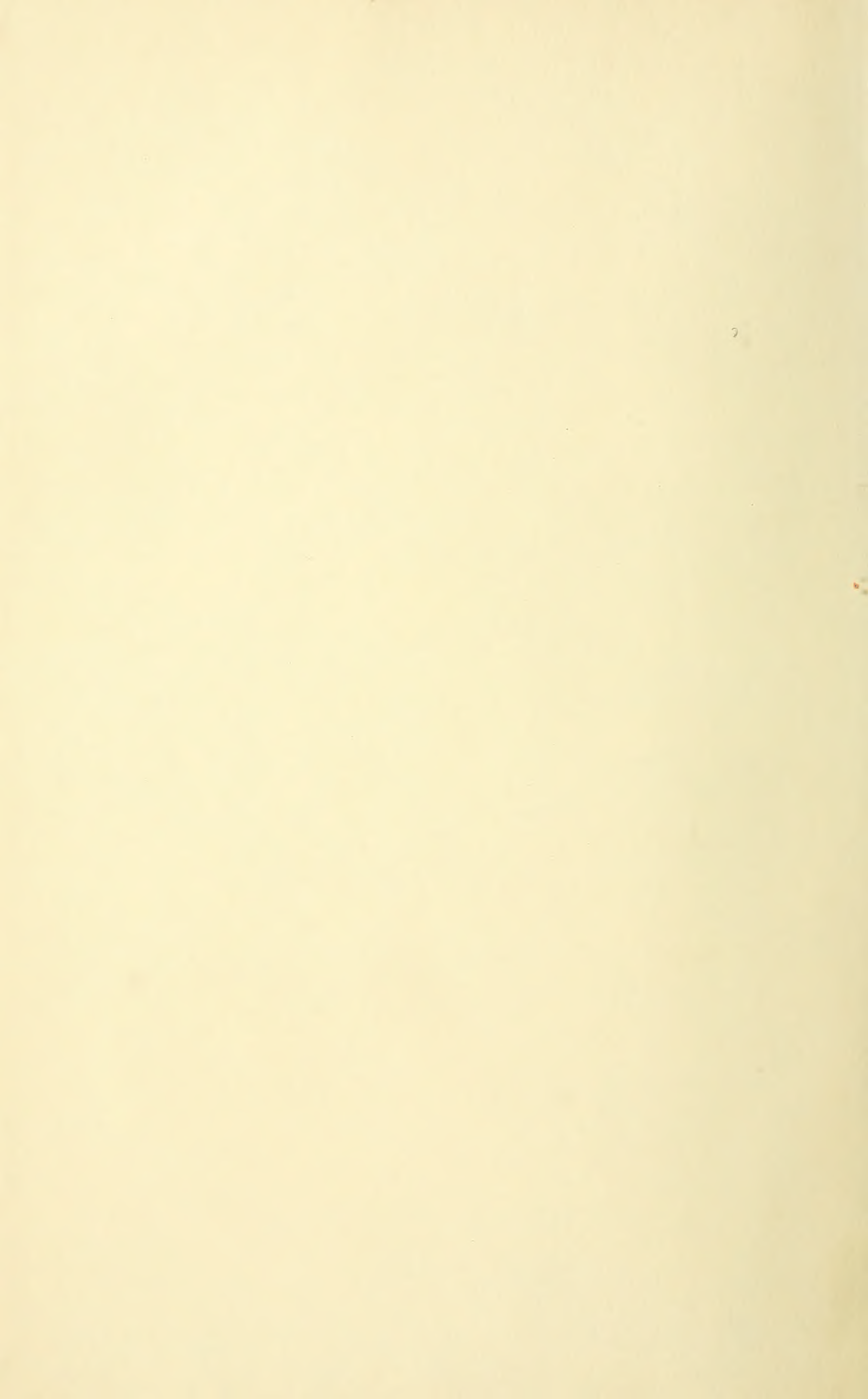




HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS









Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Giessen.

Band XLV.

Chemnitz und Leipzig.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1919.

INHALT.

Abhandlungen.

Referate und Rezensionen.

MISZELLE.

Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Dritter Teil:

Die politischen Theorien.[1]

V. Von Hotman zu Bodin.

Wir haben die Betrachtung der politischen Theorien des 16. Jahrhunderts in Frankreich bis zu dem Punkte geführt, wo die Frage nach den Grenzen der königlichen Macht, welche zuerst Commynes in den Gesichtskreis der Staatstheoretiker gerückt hat, als Frage nach dem Wesen der besten Staatsform gefaßt, in der Verherrlichung des ständischen Systems durch Hotman ihre erste zusammenhängende Beantwortung findet.[2] Der Augenblick ist bedeutungsvoll für die Entwicklung der politischen Literatur. Die religiösen Erörterungen, die bisher um das Toleranzproblem gravitiert, gelten den besten der Theoretiker für den Augenblick als überwunden. De l'Hospital und nach ihm Estienne Pasquier haben hier Abschließendes gesagt.[3] Neue Momente beizubringen war auch angesichts der Vergewaltigung, welche der Toleranzgedanke in dem Mordanschlag der Bartholomäusnacht erfahren, nicht gut möglich. Wenn man die zahlreichen Traktate der Zeit liest, wird man sich leicht überzeugen, wie auch bei dem besten Willen immer und immer nur dieselben Ideen in schwerfälliger Erörterung hin- und hergewälzt werden.[4]

---

[1]) Kapitel I—IV vgl. diese *Zeitschrift* XXXIX. S. 183—263.

[2]) Vgl. diese *Zeitschrift* XXXIX. S. 222 ff., S. 240 ff.

[3]) Vgl. diese *Zeitschrift* XXXIX. S. 187 ff., S. 207 ff.

[4]) Nur Gentillets „*Remontrance au Roy Tres-Chrestien Henry III. de ce nom, roy de France et de Pologne, Sur le faict des deux Edicts de sa Maiesté donnez à Lyon, l'un du X. de Septembre, et l'autre du XIII. d'Octobre dernier passé, presente annee 1574 touchant la necessité de paix, et moyens de la faire*" (A Francfort 1574)hebt sich aus der Zahl dieser Schriften durch manchmal überraschende Gedanken heraus. Sie fordert, sich hier mit anderen Schriften berührend, die Duldung der neuen Lehre im Namen des inneren Friedens (S. 80 ff.) und häuft die Schuld an den noch immer herrschenden Streitigkeiten bald auf „*ces messieurs*

Da war es ein Glück, daß Hotmans Anregungen auf fruchtbaren Boden fielen. Die Partei der Politiker griff seine Ideen auf, um sie den eigenen Grundsätzen und Forderungen dienstbar zu machen. Ihr Ziel ist ein allein durch die Versöhnung der Religionsmeinungen zu ermöglichendes engeres Zusammengehen in den Fragen des staatlichen Lebens. L'Hospitals Gedanken folgend, rücken sie mit voller Überlegung die religiöse Seite der Parteigegensätze in den Hintergrund. Die Oppositionslust gegen das Königtum, die seit der Bartholomäusnacht die Gemüter entflammt, findet in ihren Kreisen durch die Betonung des Rechts der Stände in Hotmans Sinn eine neue Stärkung.

Den schwächlichen Widerspruch, der sich gegen die Theorien der „*Franco-Gallia*" gleich bei ihrem Erscheinen geregt, hatte Hotman selbst mit kräftiger Hand beiseite geräumt. Der Geschichtsschreiber Masson hatte in seinem „*Iudicium* [Papirii Massonis] *de Libello Hotomani*"[5]) den Theorien der „*Franco-Gallia*" eine flüchtige und unzulängliche Erwiderung entgegengesetzt. Hotman kanzelte ihn in dem groben Ton persönlicher Invektive ab.[6]) Etwas anders, aber nicht besser verfuhr er mit Antoine Matharel, einem Schriftsteller im Dienst der Katharina von Medici. In ausführlicher Widerlegung war er Kapitel für Kapitel, Punkt für Punkt dem Gedankengang der „*Franco-Gallia*" nachgegangen,[7]) seine sachlichen Auseinandersetzungen nach der Sitte der Zeit mit Schmähungen höchst persönlicher Natur vermischend. Ihm schleuderte Hotman eine in makaronischem Latein abgefaßte Replik entgegen, in der er, ohne sich auf eine Verteidigung seiner

---

les Potentats d'Italie, qui ont leurs estaffiers en France en grand credit, par le moyen desquels ils nous entretiennent en guerre civile, prennent leur passe-temps à nous voir entrebattre" (S. 88), bald auf den vergiftenden Einfluß der machiavellischen Staatslehren (S. 151 ff.). Dem König wird durch den Hinweis auf den Ruhm, den er sich durch die Beendigung der Religionskriege bei dem bereits in dem beneidenswerten Zustand konfessionellen Friedens lebenden deutschen Volk erwerben wird, geschmeichelt und noch mehr durch den Vorschlag, nach dem Vorbild Gottfrieds von Bouillon an der Spitze des geeinigten christlichen Europas einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen (S. 103 ff.). Zur Autorschaft Gentillets vgl. Lelong, *Bibliothèque historique de la France* II. S. 274. nr. 18 319.

[5]) Angehängt an Matharels Widerlegungsschrift (vgl. Anm. 7).

[6]) „*Strigilis Papirii Massoni, sive Remediale caritativum contra rabiosam phrenesim Papirii Massoni, Jesuitae excucullati*; *per Matagonidem de Matagonibus, Baccalaureum Formatum in Jure Canonico et in Medicina, si voluisset*" (1575).

[7]) „*Ad Francisci Hotomani Franco-Galliam, Antonii Matharelli, Reginae Matris a Rebus procurandis Primarii, Responsio, in qua agitur de initio Regni Franciae, Successione Regum, publicis Negotiis et Politia; ex Fide Annalium nostrorum, Germaniaeque et aliarum Gentium Graecis et Latinis. Praefixum est Iudicium Papirii Massoni, de Libello Hotomani*" (Parisiis 1575.)

eigenen Theorien einzulassen, Person und Ansichten seines Gegners ins Lächerliche zog.[8])

Vor dem schwächlichen Widerspruch, den der Humanist Louis Le Roy (Ludovicus Regius) in seiner Schrift „*De l'Excellence du gouvernement royal avec exhortation aux François de persévérer in celuy sans chercher mutations pernicieuses*“ (1575) erhoben,[9]) hat Hotman weiter keine Notiz genommen. Er hätte auch hier immer nur dieselben Argumente wie bei seinen anderen Gegnern wiedergefunden. Neue Beweise gegen die ständische Theorie bringt Le Roy überhaupt nicht bei, ja er gibt sich kaum die Mühe, die bisherigen Streitargumente im Einzelnen nachzuprüfen. Die bedingungslose Ablehnung der ständischen Theorie ist ihm eine Selbstverständlichkeit. Den Vertretern der Nation räumt er allein das politisch bedeutungslose Recht ein, „*se contenter de l'heur qu'ils ont d'approcher de leur Roy, de lui presenter leurs requestes, et obtenir les remedes et provisions necessaires*“. Für den Dritten Stand empfindet der stolze Humanist nur Verachtung.[10])

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Hotmansche Theorie von dem Recht der Stände in den revolutionären Gelüsten frondierender Kreise eine starke Stütze fand und als eine Rechtfertigung des Widerstands der Untertanen gegen die Regierung ausgelegt wurde. Schon die „*Question, assavoir s'il est loisible aux suiets de se deffendre contre le Magistrat, pour maintenir la Religion vrayement Chrestienne*“[11]) (1573) ist auf diesen Ton gestimmt.[12]) Interessanter ist die Ende 1573 oder im Jahre 1574 erschienene Schrift eines Protestanten: „*Du droit des magistrats sur leurs suiets. Traitté tres-necessaire en ce temps, pour advertir de leur deuoir, tant les Magistrats que les suiets publié par ceux de Magdebourg l'an M. D. L. et maintenant reveu et augmenté de plusieurs raisons*

---

[8]) „*Matagonis de Matagonibus, Decretorum Baccalaurei, Monitoriale adversus Italo-Galliam sive Antifranco-Galliam Antoni Matharelli Alvernogeni.*“ (1575.)

[9]) Le Roy war schon bei früherer Gelegenheit für die königlichen Rechte eingetreten und hatte in diesem Sinne zwei Traktate geschrieben: „*Des troubles et differens advenans entre les hommes par la diversité des religions, ensemble du commencement, progres et excellence de la chrestienne*“ (Paris 1567), und: „*Exhortation aux François pour vivre en concorde et jouir du bien de la paix par Loys le Roy*“ (Paris 1570). Auch in seiner Aristotelesübersetzng („*Les Politiques d'Aristote traduittes de grec, en françois* . . .“ 1568) hatte er bereits mehrfach Gelegenheit genommen, seine Ansichten über Fragen des politischen Lebens auszusprechen. Vgl. H. Becker, *Loys Le Roy*. Paris, thèse, 1896. S. 186 ff.

[10]) Vgl. H. Becker S. 221.

[11]) In: *Mémoires de l'Etat de France sous Charles IX*. II. S. 239 ff.

[12]) „*Et quant à maintenir ceste proposition qu'il n'est point loisible de defendre la Religion par armes: ainsi cruement proposee, elle est fausse. Car par armes legitimes il est loisible de defendre la Religion. Toute guerre iuste est loisible*“. ib. S. 242 r⁰.

et exemples“.[13]) Der Gehorsam gegen Gott wird als eine selbstverständliche Pflicht hingestellt, aber gleich von vornherein wird die Gehorsamspflicht gegenüber der weltlichen Obrigkeit der folgenschweren Einschränkung unterworfen, daß man dem Fürsten nur dann Gehorsam schuldet, wenn er nicht selbst sündigt und „*choses irreligieuses et iniques*“ befiehlt. Diese Einschränkung wird ganz im Sinne der Theorien der Zeit auf eine Scheidung zwischen dem wahren und dem falschen Herrscher, zwischen König und Tyrann hinausgespielt.[14]) Gegen einen Tyrannen ist der Widerstand nicht nur erlaubt, sondern geradezu Pflicht. In einer sorgfältig und fast ängstlich nach allen Seiten ausschauenden Erörterung wird dieser Gedanke im Einzelnen durchgeführt. Der Nachdruck fällt dabei auf das Recht der Beamten. In der Ordnung des Staates nehmen sie eine selbständige Stellung ein. Ihre beschränkteren Befugnisse fließen aus derselben Quelle wie die höheren des Herrschers, aus dem Begriff des Staates. Sie sind der *souveraineté*, d. h. dem Königtum als solchem, und nicht dem *souverain*, d. h. der Person des Herrschers verpflichtet. Daraus ergibt sich für die Beamten das Recht, im Interesse des Staates Übergriffen des Fürsten zu wehren. Ihr Organ sind die Stände, deren hohe Befugnisse gegenüber den geringeren Rechten des Herrschers gebührend betont werden. „*Le sommaire*“ — heißt es S. 507 v.^{0} zusammenfassend — „*de tout ce que dessus, est: Que le souuerain gouuernement est tellement entre les mains des Roys, ou autres tels souuerains Magistrats, que si ce neantmoins se destournans des bonnes loix et conditions, qu'ils auront i rees, ils se rendent Tyrans tous manifestes, et ne donnent lieu à meilleur conseil: Alors il est permis aux Magistrats inferieurs de pouruoir à soi et à ceux*

---

[13]) In: *Mémoires de l'Etat de France sous Charles IX.* II. S. 483—522. Über den Zeitpunkt der Veröffentlichung vgl. Cardauns, *Die Lehre vom Widerstandsrecht des Volks gegen die rechtmäßige Obrigkeit im Luthertum und im Calvinismus des 16. Jahrhunderts* (Bonn. Diss. 1903) S. 65. Lateinisch unter dem Titel: „*De jure Magistratuum in Subditos*“ (1578). Dagegen wendet sich eine andere Schrift: „*Joannis Beccariae Refutatio cujusdam Libelli, cui titulus: De jureMagistratuum in Subditos*“ 1590 (vgl. Lenglet, *Méthode historique* III. S. 53 und Lelong, *Bibliothèque historique de la France* II. S. 763, nr. 27 120).

[14]) Vgl. „*Question, assavoir s'il est loisible aux suiets de se deffendre contre le Magistrat*“, in *Memoires de l'Etat de France sous Charles* IX. II. S. 243 v^0, 244 r^0; „*Apophtegmes et discours notables recuillis de diuers autheurs: Contre la tyrannie et les tyrans*“ ib. S. 522 r^0—553v^0; „*Discours des iugemens de Dieu contre les Tyrans: Recueilli des histoires sacrees et profanes, et nouuellement mis en lumiere*“ ib. S. 554 r^0—630 r^0; „*Le Politique, Dialogue, traittant de la puissance, a thorité, et du deuoir des Princes, des divers gouuernemens: iusques ou lon doit supporter la tyrannie: si en une oppression extreme il est loisible aux suiets de prendre les armes pour defendre leur vie et liberté: quand, comment, par qui, et par quel moyen cela se doit et peut faire*“ (1574), ib. III. S. 76 r^0; „*Vive Description de la Tyrannie et des Tyrans, avec les moyens de se garantir de leur joug.*“ Reims 1577 (vgl. Lelong nr. 27 135).

qu'ils ont en charge, resistans à ce Tyran manifeste. Et quant aux Estats du pays ou autres, à qui telle authorité est donnee par les loix, ils s'y peuuent et doiuent opposer iusqu' à remettre les choses en leur estat, et punir mesmes le Tyran, si besoin est, selon ses demerites. En quoi faisant tant s'en faut qu'ils doiuent estre tenus sedit eux et rebelles, que tout au rebours ils s'acquittent du devoir et serment qu'ils ont à Dieu, et à leur Patrie."

Was uns diese Schrift noch besonders interessant macht, ist die Methode, durch die sie ihre Ergebnisse zu gewinnen weiß. Sie begnügt sich nicht damit, wie es die Gewohnheit der Zeit war, ihre Beweisgründe in beliebiger Auswahl aus der Bibel und aus der alten oder nationalen Geschichte zu schöpfen; sie bemüht sich vielmehr, und zwar nicht ohne Selbstgefälligkeit, ihre Theorien auch mit Gründen der Vernunft zu erweisen und nicht bloß durch historische Argumente, sondern auch durch logische Deduktionen zu stützen. In dieser Beziehung hebt sich der Traktat „*Du droit des magistrats*" wohltuend heraus aus der Zahl der anderen gleichzeitig oder wenig später erschienenen Schriften,[15]) die ebenfalls für die Rechte der Stände eintreten und den Untertanen das Widerstandsrecht gegen den Fürsten zugestehen für den Fall, daß dieser gegen die göttlichen Gesetze verstößt und die Sicherheit des Staates gefährdet.[16])

Für den Augenblick herrscht Hotmans These unumstritten. Die Berufung der Stände wird das Schlagwort der Zeit. Guillaume de Tavannes, der im Todesjahr Karls IX. (1574) Burgund bereiste, faßte seine Eindrücke dahin zusammen, daß alle Welt nach den Ständen verlange.[17])

Am entschiedensten unter den im gleichen Jahre erschienenen Flugschriften erheben die nämliche Forderung die „*Advis et tres humbles remonstrances à tous Princes, Seigneurs, Cours de Parlemens et sujets de ce Royaume: par un bon et grand nombre de Catholiques tant de l'Estat Ecclesiastique, la noblesse, que tiers Estat, sur la mauvaise et universelle disposition des afaires*" (1574)[18]). Der Verfasser entwirft in ausführlicher Schilderung ein Bild der traurigen Zustände im Lande, der Verarmung des Dritten Standes, der Knechtung der Geistlichkeit und der Rechtlosigkeit des Adels. Als einzigen Ausweg aus der Not der Zeit weiß er die Berufung der Stände zu nennen. Der König brauche von ihnen keine Schmälerung seiner Macht zu befürchten; sie würden, ihrer Überlieferung

---

[15]) „*Le Politique*" (vgl. vorhergehende Anm.) und „*Response à la question asauoir s'il est loisible au peuple et à la noblesse de resister par armes à la felonie et cruauté d'un seigneur souuerain*"; in: *Mémoires de l'Estat de France sous Charles* IX. III. S. 318 r —351 v⁰.

[16]) Vgl. im übrigen Cardauns S. 65 ff.

[17]) Vgl. Picot, *Histoire des Etats Généraux* II. S. 302.

[18]) Auch in: *Mémoires de l'Estat de France sous Charles IX.* III. S. 43 v⁰—49 r⁰.

getreu, sich allein auf Bittgesuche beschränken und im Zusammenarbeiten mit der Krone ihre Aufgabe zu erfüllen wissen, ohne an die königlichen Hoheitsrechte zu rühren. Der von der Partei der Politiker vertretene Gedanke, daß ohne eine Verständigung in staatlichen Fragen eine Einigung in religiösen Dingen nicht möglich sei, wird mit Klarheit und Schärfe verfochten.

In etwas einseitigerem Lichte sieht der Verfasser der „*Harangue par la noblesse de toute la France, faicte au roi tres chrestien Charles IX. sur l'estat de ce royaume*" (1574) die Sachlage an. Auch er legt den Nachdruck auf die Beseitigung der politischen Spannung, aber er hält diese in der Hauptsache schon dann für gehoben, wenn nur dem Adel seine früheren Rechte zurückerstattet werden. Das Recht der Stände auf Mitregierung stellt sich ihm als ein Ausfluß altüberlieferter Adelsprivilegien dar. Der Adel ist die Seele der Stände. Nur von der Wiederherstellung seiner Rechte ist eine segensreiche Wirksamkeit der Stände und damit eine Gesundung des Staates zu erhoffen.

Stärker und offensichtlicher als der Verfasser der „*Harangue par la noblesse de toute la France*" zeigt sich der Herzog von Alençon, der Bruder Heinrichs III., durch Hotman beeinflußt. In seinem Programm, das, ganz im Sinne der Politiker, eine Versöhnung der katholischen und protestantischen Religion auf der Grundlage gemeinsamer politischer Verständigung erstrebt, halten sich der Widerspruch gegen das Königtum und die Betonung ständischer Rechte die Wage. Die „*Brieve Remonstrance à la Noblesse de France sur le fait de la Déclaration de Mgr le duc d'Alençon*" (1576), die in seinem Auftrag bei dem Adel Stimmung machen soll, ist ganz in Hotmans Geist gehalten, nur viel unselbständiger in der Durchführung der Gedanken und ungelenker in der Form.

Eine selbständige Weiterführung der Hotmanschen Ideen haben wir überhaupt erst in den „*Vindiciae contra tyrannos*" vor uns. Den Verfasser hat man in Theodor Beza zu erkennen geglaubt, auch Hubert Languet hat seit Bayle[19]) lange als solcher gegolten, und noch neuerdings ist seine Autorschaft von Lureau ausführlich verteidigt worden.[20]) Dagegen haben Lossen[21]) und Elkan[22]) Du Plessis-Mornay als Verfasser sehr wahrscheinlich zu machen gewußt.

---

[19]) *Dictionnaire* (1720) II. S. 1659.

[20]) Lurean, *Les doctrines démocratiques chez les écrivains protestants français de la seconde moitié du XVIe siècle.* Bordeaux, thèse, 1900, S. 38 ff.

[21]) Über die *Vindiciae contra tyrannos des angeblichen Stephanus Junius Brutus. Sitzungsberichte der bayr. Akad. der Wissenschaften Phil.-hist. Klasse* 1887, 1, S. 215 ff.

[22]) *Die Publizistik der Bartholomäusnacht und Mornays Vindiciae contre tyrannos.* Heidelberg 1905. S. 60—123. Vgl. auch Waddington, *Revue historique* 51 (1893) S. 65 ff. und Cardauns S. 92 ff.

Die „*Vindiciae*“ suchen religiöse Anschauungen mit staatsrechtlichen Begriffen zu verquicken und aus den Geboten der Religion Normen für das politische Verhalten zu gewinnen. Die Schrift zerfällt in vier Teile, deren jeder eine am Anfang gestellte Frage beantwortet. Den Ausgangspunkt liefert die Calvinsche Frage, ob die Untertanen dem Fürsten gegenüber zu Gehorsam verpflichtet sind, falls er ein dem göttlichen Gesetz widerstreitendes Gebot erläßt: „*An subditi teneantur, aut debeant Principibus obedire, si quid contra legem Dei imperent*“. Nachdem diese Frage negativ entschieden ist, folgt die Behandlung derselben Frage nach der positiven Seite, ob die Untertanen das Recht haben, einem Fürsten, welcher Gottes Wort mißachtet und die Kirche unterdrückt, Widerstand zu leisten: „*An liceat resistere Principi legem Dei abrogare volenti, Ecclesiamve vastanti*“. Sie erweitert sich ihm sofort zu der anderen, auf das politische Gebiet hinüberführenden Frage, ob der Widerstand auch gegen einen tyrannisch regierenden, Recht und Gesetz mißachtenden Herrscher erlaubt sei: „*An, et quatenus Principi Rempublicam aut opprimenti, aut perdenti, resistere liceat.*“ Und endlich: „*An jure possint, aut debeant vicini Principes auxilium ferre aliorum Principum subditis, Religionis purae causa afflictis, aut manifesta Tyrannide oppressis.*“

Die Beantwortung dieser vier Fragen geschieht, außer unter Zuhülfenahme der traditionellen, besonders reichlich aus der Bibel geschöpften Argumente, auf dem Wege einer logisch klar aufgebauten staatsrechtlichen Beweisführung, welche durch die Hereinziehung der Vertragstheorie besonderes Interesse gewinnt.

Die Einsetzung der weltlichen Herrscher wird auf einen zwischen Gott und Volk abgeschlossenen Vertrag zurückgeführt. An ihn sind Fürst und Volk in gleicher Weise gebunden. Das Volk darf seine Pflicht gegen Gott auch dann nicht vergessen, wenn sie der Herrscher verabsäumen sollte. Zu diesem ersten Vertrag tritt noch ein zweiter hinzu, welcher zwischen Volk und Herrscher geschlossen wird und das Volk zum Gehorsam gegen seinen Herrscher verpflichtet unter der Bedingung, daß er seines Amtes gut waltet. Mit der Einführung der Vertragstheorie kommt ein Zug in die staatsphilosophische Literatur Frankreichs, welcher indessen erst in der Fassung, welche ihm nachmals der Rationalismus gegeben, eine wirklich bedeutungsvolle Rolle in der politischen Theorie zu spielen berufen war. Die Grundlagen, auf welche die Vertragstheorie der „*Vindiciae*“ in letzter Linie zurückführt, sind weder neu noch kühn.[23]) Auch das Verfahren, dessen sie sich bei der Herleitung und Ausgestaltung der Vertragstheorie im Einzelnen bedienen, ist wenig geeignet, ein brauchbares Element

---

[23]) Vgl. Gierke, *Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien* (Breslau 1880) S. 76 ff. und Lureau S. 59 ff.

staatsrechtlicher Erörterungen abzugeben. Denn statt in der Theorie des Vertrags eine prinzipielle Erklärungsart des Staates zu erblicken, verlegt sich die Schrift auf eine bedenkliche historische Beweisführung. Der Verfasser folgt hier sichtlich dem Muster Machiavellis und Hotmans,[24] wie er sich in der Anlage seiner Schrift Bezas Traktat vom Recht der Untertanen zum Vorbild genommen hat.[25] Aber während Machiavelli aus der Beobachtung der Menschen und ihres Treibens Lehren für seine Wertung der staatlichen Verhältnisse abstrahierte und vorwiegend aus der römischen Geschichte schöpfte, während Hotman in die Vergangenheit des französischen Volkes zurückging und hier Grundlage und Rechtfertigung seiner ständischen Theorie suchte, steigen die „*Vindiciae*" zur Geschichte des jüdischen Volks hinauf, um ihr nicht bloß die Materialien für ihre Beobachtungen, sondern zugleich die Maßstäbe ihres Urteils zu entnehmen. Die jüdische Geschichte erscheint ihnen typisch für die Menschheitsgeschichte überhaupt.[26] An historischem Sinn gebricht es dem Verfasser der „*Vindiciae*" so gut wie ganz. Das Bewußtsein, daß politische Ideen und Begriffe nicht ein für allemal starr feststehen, sondern dem Wechsel und Wandel nach Zeit und Volk unterliegen, ist ihm nicht aufgegangen. Ohne Bedenken schiebt er jüdische und christliche, römische und mittelalterliche Vorstellungen ineinander und nimmt keinen Anstand, die Gültigkeit der alten biblischen Gesetze ruhig auch für die Franzosen des 16. Jahrhunderts zu verkünden.

All die Schlüsse, zu denen die „*Vindiciae*" über das Verhältnis von Herrscher und Volk gelangen, sind Folgerungen aus der Vertragstheorie. Aus ihr ergibt sich der Satz, daß die Könige, als von Gott zu ihrem Amt berufen, nur die Vasallen Gottes sind *(„reges . . . regis regum vasalli sunt")* und wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllen, der Absetzung unterliegen. Damit hängt weiter zusammen, daß die Untertanen nur so lange zum Gehorsam gegen den Herrscher verpflichtet sind, als der Herrscher selbst die Gebote Gottes befolgt. In derselben Richtung bewegen sich auch die anderen Schlüsse, welche die Schrift aus dem zwischen Gott und Volk bestehenden Vertrag zieht. Der Vertrag zwischen Gott und Volk ist der zeitlich frühere: schon vor der Einsetzung der Könige hat sich Gott sein Volk auserlesen und mit ihm einen Bund geschlossen. Seinen vertraglich übernommenen Verpflichtungen kann das Volk nur dann wirklich nachkommen, wenn ihm die Wahrung seiner Rechte gegen den Herrscher zu-

---

[24]) Janet, *Histoire de la science politique* II 1887). S. 33.

[25]) Elkan S. 125.

[26]) „*Si enim, quod ex ea (*= Scriptura sacra*) facile probabitur, universo Populo Judaico licuit, imo si injunctum fuit, nemo, credo negabit, quin idem de universo Populo Christiano alicujus Regni, idem plane statuendum sit*". (S. 240, 241).

gestanden wird für den Fall, daß er Gottes Gebote mißachtet und dadurch vertragsbrüchig wird. Dem Volk wird deshalb die Befugnis eingeräumt, im Notfall auf dem Wege des bewaffneten Widerstandes die vertraglich übernommenen Verpflichtungen zu wahren. Das Widerstandsrecht wird ihm als eine aus eigener Initiative auszuübende Pflicht zugesprochen. Doch gleich hier setzt jene Einschränkung ein, welche nicht zur Proklamierung einer schrankenlosen Demokratie gelangen will, sondern einer Formulierung des ständischen Rechts in Hotmans Sinne zustrebt. Das Recht zum Widerstand wird nicht dem gesamten Volk, sondern allein den dem Volk gesetzten Beamten, d. h. den Ständen zuerkannt.[27] Obwohl ihre Mitglieder einzeln dem König untergeordnet sind, stehen sie als Organisation über dem König. Sie sind die berufenen Hüter der Rechte des Volkes; die Ausführung und Handhabung des Widerstandsrechts hat nach Mehrheitsbeschluß zu erfolgen und bleibt nicht auf den einzigen Fall, daß der Herrscher das göttliche Gesetz verletzt, beschränkt. Auch die Verteidigung der w e l t l i c h e n Rechte eines Volkes liegt ihnen ob. Das Volk ist mächtiger als der König („*populus rege potior*"). Mit einem ganzen Aufwand biblischer und juristischer Argumente sucht die Schrift, die Ansicht, daß das Volk bei der Einsetzung seines Herrschers auf seine Souveränität zu Gunsten des Herrschers verzichtet habe, zu bekämpfen und das durch die Machiavellische Lehre stark erschütterte Prinzip einer im Namen Gottes geübten Volkssouveränität zu retten.

Eine Zeitlang schien es, als ob die große gemeinsame Forderung der „*Franco-Gallia*" und der „*Vindiciae*", die Wiederherstellung der ständischen Rechte, tatsächlich von Erfolg begleitet sein sollte. Das Verlangen nach Einberufung der Stände war der Boden, auf dem sich die gemäßigten Katholiken mit den Protestanten vertrugen oder doch zu vertragen geneigt waren. Schon in das Jahr 1573 fallen die ersten, allerdings noch mit geringer Kraft unternommenen Versuche einer Verständigung zwischen beiden Religionsparteien.[28] In den folgenden Jahren wurden die gleichen Versuche mit größerem Erfolg fortgesetzt. Die Bewegung der „Politiker" gewann rasch an äußerer Ausdehnung und innerer Kraft. Schon verstiegen sich einzelne ihrer Wortführer zu Peti-

---

[27]) „*An vero universam multitudinem, belluam, inquam, illam innumerorum capitum, tumultuari et concurrere in eam rem, quasi agmine facto oportebit? Quis vero in ea turba ordo esse queat? quae consilii, quae rerum gerendarum species? Cum de universo populo loquimur, intelligimus eos qui a populo authoritatem acceperunt, magistratus, nempe, rege inferiores a populo delectos, aut alia ratione constitutos, quasi imperii consortes et Regum Ephoros, qui universum populi coetum repraesentant. Intelligimus etiam Comitia, quae nihil aliud sunt, quam Regui cujusque Epitome, ad quae publica omnia negotia referuntur.*"

[28]) Vgl. Lancelot Du Voesin De La Popelinière, *L'Histoire de France enrichie des plus notables occurences* . . . (1581) II. S. 202, 267.

tionen und Vorstellungen unmittelbar beim König.[29]) Selbst die strengen, in religiösen Dingen zu keinerlei Zugeständnissen geneigten Katholiken der Liga griffen die weltlichen Forderungen der Politiker auf, um sie zu den ihrigen zu machen. Die Anerkennung der ständischen Rechte durch den König bildete auch für sie den Kernpunkt ihres politischen Programms.[30])

Wieder beginnen die Flugschriften sich an der Erörterung zu beteiligen. Die kühnste von ihnen „*La France-Turquie*" ruft „*tous princes, seigneurs, gentilshommes, et autres bons et legitimes François, tant d'une que d'autre Religion*" zum Kampfe für die ständischen Rechte auf.[31]) In ironischem Ton vergleicht sie die Zustände in Frankreich mit denen in der Türkei und sucht nach Mitteln und Wegen, um in Frankreich die Mißwirtschaft des Orients einzuführen. Schwer wird das schon nicht fallen. Man braucht nur das Bollwerk der ständischen Rechte beiseite zu räumen, und das werden die Bürgerkriege rasch und gründlich besorgt haben. Der König braucht nur Gewalt anzuwenden und seinen Willen dem zerbrochenen Staat aufzuzwingen und auch in der Religion an die Stelle ernster Frömmigkeit die Dummgläubigkeit des türkischen Sklavensinns zu setzen. Mit Spott und Hohn überschüttet die Schrift die Königin-Mutter und ihre Ratgeber. Ihre unter scheinheiligem Gebahren schlecht verhüllte Absicht ist es doch nur, keinen dauernden Frieden aufkommen zu lassen und dem Adel und den Ständen alles Recht zu nehmen. Ihnen ist nichts heilig, haben sie doch in der Bartholomäusnacht selbst das Leben des Königs aufs Spiel gesetzt und so die Schuld für dessen langsames Siechtum auf ihr Gewissen geladen. Nur ein einmütiger Zusammenschluß aller vaterländisch Gesinnter, ohne Unterschied der Religion, kann hier helfen. Die Königin-Mutter muß ins Kloster wandern, ihre Ratgeber müssen von der Bildfläche verschwinden, die ständischen Rechte müssen ungeschmälert wiederhergestellt werden.

Der Gedanke Hotmans und der „*Vindiciae*", die Beschränkung der königlichen Macht durch die Stände, wird durch den Gegensatz gegen die Staatstheorien Machiavellis in ein neues Licht gerückt. Ihren ersten Widerspruch hatten Machiavellis Lehren von katholischer Seite erfahren. Der Kardinal Reginald Polus und der Bischof von Cosenza, Catarino Politi hatten sich gegen ihn ausgesprochen. Ihnen war der portugiesische Bischof von Silva,

---

[29]) Vgl. De La Popelinière ib. S. 271 ff.

[30]) Vgl. D'Aubigné, *Histoire Universelle (Société d'histoire de France)* S. 824 ff.

[31]) „*La France-Turquie, c'est à dire Conseils et moyens tenus par les ennemis de la Couronne de France, pour reduire le royaume en tel estat que la Tyrannie Turquesque.*" Orleans 1576.

Osorius gefolgt.[32]) Auch in Frankreich war die Erörterung der Theorien des Florentiner Staatsmanns damals an der Tagesordnung, nachdem seine Schrift vom Fürsten auch ins Französische übersetzt worden war (1553).[33]) Von den Feinden des Hofs wurde Katharina von Medici als durch die Irrlehren ihres Landsmannes verführt gebrandmarkt und die Bartholomäusnacht als verderblichster Ausfluß machiavellistischer Staatsanschauungen hingestellt. Die Unverträglichkeit der machiavellistischen Staatslehren mit den von protestantischer Seite vertretenen Anschauungen auf einen Gegensatz italienischen und französischen Wesens hinausspielend, schreibt eine jener Schriften: „*il est necessaire pour avoir une bonne paix, de bannir Machiavel perpetuellement de France, comme aya t esté le plus grand menteur et imposteur qui fut jamais . . . ses disciples, qui ont introduit en France l'observation des preceptes de Machiavel, sont cause des guerres civiles et calamitez du royaume . . .*"[34])

Die erste zusammenhängende Widerlegnng der Machiavellischen Lehren hat J. Gentillet unternommen in seinem „*Discours sur les moyens de bien gouverner et maintenir en paix un Royaume, ou autre Principauté. Contre Nicolas Machiavel Florentin*" (1576).

Von dem Widerspruch gegen einzelne markante Lehrsätze Machiavellis ausgehend, sucht Gentillet die Notwendigkeit einer Beschränkung der königlichen Gewalt auf Kosten der ständischen Befugnisse darzutun. Die Hauptschuld an den reformbedürftigen Zuständen am Hof und im Lande schiebt er dem Einfluß des Italienertums zu. Die „*etrangers*", die „*Italiens*" und „*Italianisez*" haben alles Unglück verschuldet. Sie müssen deshalb bestraft und ihrer Macht beraubt werden; ihr Abgott Machiavelli, der ihre Seelen vergiftet hat und in letzter Linie an allem Schuld trägt, muß mit allen Waffen bekämpft und seines Nimbus entkleidet werden. Der Kampf gegen den Machiavellismus ist eine heilige nationale Pflicht. Denn sein Eindringen in Frankreich bedeutet eine entscheidende verhängnisvolle Wendung, welche einen völligen Umsturz in der geschichtlichen Tradition im Lande herbeigeführt hat: an die Stelle einer wohlwollenden Regierungsform ist die Tyrannei, an die Stelle rechtlichen Sinns ist die Willkür getreten.[35])

Gentillet meint es herzlich gut mit allem, was er in seinem Zorn auf Machiavelli und in seiner Begeisterung für Frankreich zusammenschreibt. Aber wie es so oft geht, wenn man eine große Aufgabe mit unzulänglichen Kräften unternimmt, bleiben auch

---

[32]) Vgl. Robert von Mohl, *Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften* III (1858) ,S. 542 ff. Waille, *Machiavel en France* (1884) bedarf in wesentlichen Punkten der Ergänzung. Vgl. auch Joseph Barrère, *Etienne de La Boétie contre Nicolas Machiavel.* Bordeaux 1908.

[33]) Vgl. Lelong nr. 27 091.

[34]) „*Remontrance au Roy Tres-Chrestien Henry III.*" S. 151 (vgl. Anm. 3).

[35]) *Préface* S. 11.

bei ihm Irrtümer und Mißverständnisse nicht aus. Er stellt sich eine Widerlegung Machiavellis entschieden zu leicht vor und läßt sich blind von seiner Verabscheuung seiner Lehren treiben. Gleich im Eingang seiner Vorrede schreibt er den für einen ernsten Kritiker bedenklichen Satz: „*Du iugement naturel ferme et solide, Machiavel aussi n'en auoit point, comme se void par les fades et ineptes raisons dont il confirme le plus souuent les propositions et Maximes qu'il met en auant: ains seulement auoit quelque subtilité telle quelle, pour donner couleur à ses meschans et damnables enseignemens. Mais quand on examine un peu de pres sa subtilité, à la verité on la descouure estre une pure bestise, voire accompagnee de lourdise, et sur tout pleine de meschanceté extreme.*“ Vorurteilslosigkeit ist nicht Gentillets Sache, und auch die Dicke des Buchs, das er gegen Machiavelli zusammenschreibt, kann nicht als Beweis dafür gelten, daß er diesen ersten Grundirrtum wieder gut gemacht hätte. Gentillet liest eben mit aller Gewalt aus jedem Satz seines Erzfeindes eine bewußte Bosheit und eine offensichtliche Bestätigung seiner vorgefaßten Meinung über Machiavellis Sündentheorie heraus. So schießt er des öfteren in seinen Widerlegungsversuchen an seinem Ziel vorbei und trägt im Tone höchster sittlicher Entrüstung Dinge vor, die Machiavelli in der von Gentillet betonten Allgemeinheit niemals in Frage gestellt hat. Statt Machiavellis Gedankengängen in ihren inneren Beziehungen nachzugehen und das Ganze seiner Theorie ins Auge zu fassen, reißt er einzelne Sätze aus dem Zusammenhang heraus, um dann an ihnen eine billige Widerlegungskunst zu üben. Der Eifer, mit dem er auf den nun einmal selbstgewählten engen Pfaden seinem Ziel zueilt, ist allen Lobes wert, aber der Schwierigkeiten des Machiavelliproblems wird er sich nicht bewußt. Unverdrossen schüttet er vor dem Leser seine reiche Belesenheit in den Quellen der antiken und nationalen Geschichte aus. Wie so viele andere sucht auch er durch die erdrückende Masse des Materials überzeugend zu wirken. Großzügige Gliederungen des Stoffes sind bei der Enge des Ausgangspunktes nur schwer möglich. Ohne Wesentliches und Unwesentliches immer scharf zu scheiden, eilt er von Problem zu Problem.

Über die Rechte des Herrschers sucht er Klarheit zu gewinnen durch eine Zergliederung des Begriffs Herrscher. Die Gesamtheit der fürstlichen Macht zerlegt sich ihm in die *puissance absolue* einer- und in die *puissance civile* andererseits. Die erstere gibt dem Fürsten weitgehende Rechte, aber sie findet ihre Grenze an den göttlichen Gesetzen, an den Geboten der Natur sowie an den Grundgesetzen des Staates. Die letzteren sind in Frankreich das Salische Gesetz, das Recht der Stände und die Unveräußerlichkeit des Staatsgutes (S. 47 ff.). Die *puissance civile* dagegen (S. 60 ff.) ist mehr eine moralische Schranke; sie bindet den Herrscher an die „*bornes de la raison, du droict et de l'equité, et*

de laquelle il faut presumer que le Prince use et veut user ordinairement en tous ses commandemens, sinon que par expres il face declaration qu'il veut et ordonne ceci ou cela de puissance absolue, et de sa certaine science."

Die Machtfülle, die dem Herrscher innerhalb dieser Grenzen zu Gebote steht, ist noch längst groß genug, um Gutes wirken zu können. Gentillet läßt es an wohlgemeinten Mahnungen und Ratschlägen für den Herrscher nicht fehlen. Er malt ihm fast auf jeder Seite seines Buches die Staatsgefährlichkeit der machiavellistischen Lehren in den dunkelsten Farben, er hält ihm das Schicksal der unwürdigen Tyrannen alter und neuerer Zeit vor Augen und warnt ihn vor den Lastern, denen auch der beste Herrscher anheimfallen kann, vor der Schmeichelei, die schon so manchen betört hat (S. 110), vor der Grausamkeit, die sich über alles Recht hinwegsetzt und nur Feinde erweckt (S. 314, 391 ff., 398 ff.), vor der Habgier, die Menschen und Staaten verdirbt (S. 506 ff.). Vor allem aber warnt er vor dem schlimmsten Laster, vor der Tyrannei selbst. Der edle Fürst muß gewalttätige Maßregeln meiden, sein ganzes Streben muß aufrichtig friedliebend sein (S. 262), er darf sich nur guter Ratgeber bedienen (S. 63 ff.). Zu seinen notwendigsten Tugenden muß eine auch durch das Unglück nicht zu beugende Standhaftigkeit gehören (S. 499 ff.). Eine der vornehmsten seiner Aufgaben ist eine gerechte Justiz, deren er sich selbst mit allem Ernst annehmen muß (S. 617 ff.). Nicht der tyrannische, sondern der gerecht und milde regierende Fürst findet erfahrungsgemäß die meiste Liebe bei seinen Untertanen (S. 414, 478 ff.). Eine auf Milde beruhende Herrschaft ist am festesten gegründet (S. 483).

Das Bild, das Gentillet von den Aufgaben und Pflichten des Herrschers entwirft, ist in allen seinen Teilen von der Furcht vor der Tyrannei übertüncht. Überall lauern böse Mächte, die den Fürsten umstricken und von der Bahn der Tugend abdrängen wollen. Oft genug ist schon ein einziger Ratgeber ein Verführer; darum soll der Fürst nie einem einzelnen sein Ohr leihen. Nur wenn er kluge und selbstlose Ratgeber hört, wird er allen Versuchungen, die ihn zum Tyrannen machen und dadurch in ein sicheres Verderben stürzen wollen, mit Ehren aus dem Wege gehen. Die Tyrannei in ihren verschiedensten Formen ist in Gentillets Augen der Ursprung alles politischen Unglücks. Sie lehren zu wollen ist nach seiner Meinung der Zweck Machiavellis, sie beseitigen zu helfen der Zweck seines eigenen Traktats.

Ein Jahr nach Gentillets „*Discours*" (1577) ließ Lambert Daneau, durch Anne Du Bourg dem Calvinismus gewonnen, in juristischen wie theologischen Dingen gleich bewandert,[36]) seine

[36]) Vgl. Nicéron, *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres* 27 (1734). S. 21 ff.

„*Ethices christianae libri tres*“[37]) erscheinen. Seine Betrachtungen auf das Gebiet der Religion und Ethik hinüberlenkend, ergeht er sich in weit ausgesponnenen, in säuberliche Definitionen gekleideten Erörterungen über die Gehorsamspflicht der Christen gegen Gott,[38]) über das Recht des Staates in religiösen Fragen,[39]) über die Beziehungen zwischen weltlicher und kirchlicher Obrigkeit.[40]) Die absolute Gewalt gehört doch Gott allein. Darum hat der Fürst kein Recht, in Sachen des Glaubens zu gebieten. Ihm steht nur die Befugnis zu, für die äußere Ordnung im kirchlichen Leben zu sorgen. Religiösen Gehorsam kann er von sich aus nur so weit verlangen, als dadurch weltliche Dinge berührt werden. So verschieden auch Gentillet und Daneau in der Auswahl und methodischen Behandlung ihrer Probleme zu Werke gehen mochten, sie waren sich beide darin einig, daß die königliche Macht von Rechts wegen einer Beschränkung ihrer Befugnisse unterliege.

VI. Jean Bodin.

Aus den verschiedensten Erwägungen heraus gelangen die Schriften, die in den Jahren 1573—77 erschienen sind, unter offenkundiger Anlehnung an die „*Franco-Gallia*“ und die „*Vindiciae*“ zu einer scharfen Bekämpfung der Monarchie, die sie durch die Identifizierung mit der Tyrannis zu brandmarken suchen. Wären diese Gedanken unwidersprochen durchgedrungen, so hätten sie, wenigstens in der Theorie, eine starke Erschütterung der königlichen Macht zur notwendigen Folge gehabt. Aber das hat der mutige Verfechter der Herrscherrechte verhindert: Jean Bodin. Seine „*Six Livres de la République*“, die im Jahr 1577 erschienen sind, haben das Pendel der staatstheoretischen Erörterungen, das stark nach der Seite der Volksrechte hinüberschwang, wieder nach der Seite der königlichen Rechte ausschlagen lassen.

Schon einige Jahre zuvor (1566) hatte Bodin manche Gedanken seiner „*Six Livres de la République*“ in seinem „*Methodus ad facilem historiarum cognitionem*“ ausgesprochen, aber die Schrift blieb, da sie lateinisch abgefaßt war und keine Übersetzung ins Französische erlebte, zunächst weiteren Kreisen unzugänglich[41]) und konnte schon um deswillen keinen Einfluß auf die Entwicklung

---

[37]) Vollständiger Titel: „*Ethices christianae libri tres. In quibus de veris humanarum actionum principiis agitur: atque etiam legis Diuinae, siue Decalogi explicatio, illiusque cum scriptis Scholasticorum, Jure Naturali siue Philosophico, Ciuili Romanorum, et Canonico collatio continetur. Praeterea Virtutum, et Vitiorum, quae passim vel in sacra Scriptura, vel alibi occurrunt, quaeque ad singula legis Diuinae praecepta reuocantur, definitiones*“ (Genevae 1577).

[38]) S. 126 ff.

[39]) S. 140 r⁰ ff. S. 205 r⁰.

[40]) S. 169 ff.

[41]) Spuren ihres Einflusses vermag ich nur bei dem gelehrten Louis Le Roy (vgl. schon Anm. 9) festzustellen.

der politischen Theorien ausüben, als die von ihr erörterte Frage nach dem Wesen der besten Staatsform damals noch keineswegs jene aktuelle Bedeutung besaß, die ihr erst Hotmans „*Franco-Gallia*“ geben sollte. In ausführlicher Vergleichung stellt Bodin die verschiedenen Arten von Staatsformen nebeneinander und gibt der erblichen Monarchie als der natürlichsten und am leichtesten zu verwirklichenden unverhohlen den Vorzug. Aber diese Erörterungen machen nur einen Teil dessen aus, was die Schrift an theoretischem Gehalt bietet. Bodin geht auf die Suche nach einer neuen, weit ausgreifenden Methode, die es ermöglichen soll, Geschichte, Jurisprudenz und Politik zu verknüpfen. Die Geschichte ist nach seiner Auffassung die beste Quelle für die Erkenntnis und Beurteilung rechtlicher Verhältnisse und Normen. Die höchste praktische Weisheit, die sie zu liefern vermag, ist die reiche und zuverlässige Belehrung, die sie dem Politiker gibt. Alles, was den Menschen nah oder fern betrifft, zieht er herbei, um über die Menschheit als solche völlige Klarheit zu gewinnen und die menschliche Einzelexistenz im Zusammenhang des großen Lebensprozesses zu begreifen. Aus der Beobachtung der weiten Zusammenhänge, die sich aus der Masse der Einzelerscheinungen erschließen, ergibt sich ihm als letzte Folgerung die Erkenntnis des Fortschritts, der die Menschheit von Stufe zu Stufe emporführt und zu immer größerer Vollkommenheit auf allen Gebieten — das mit der menschlichen Natur allzu eng verknüpfte Gebiet der Moral allenfalls ausgenommen — gelangen läßt. Bodins Methode der Beweisführung mit ihrer Mischung biblischer und antiker Argumente ist entschieden weit weniger beizupflichten als dem großen Gedanken, von dem sie eingegeben ist. Von der Idee des Fortschritts macht er nach zwei, für den Ausbau seiner späteren Theorien wesentlichen Seiten hin seine Nutzanwendung. Von ihr aus gelangt er zu einer verallgemeinernden und vertiefenden Beurteilung des geschichtlichen Werdens. Ihr ordnet er auch die Vorstellung unter, die er sich von dem römischen Recht macht. Die Rechtsanschauungen, die in ihm zum Ausdruck gelangen, bilden nur ein Glied in der langen Kette von Rechtsvorstellungen, welche bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Zeiten zu Tage treten, und sind deshalb der übertriebenen Hochschätzung nicht wert, welche ihm die Juristen jener Zeit (an ihrer Spitze Cujas) widerfahren ließen. Über dem einzelnen Recht steht das allgemeine Recht. Die einzelnen Vorgänge, die Schicksale ganzer Völker, gewinnen erst in dem großen Zusammenhang des Werdegangs der Menschheit ihren wahren Inhalt. Differenzierend wirken dabei von vornherein zwei überall durchgreifende Faktoren ein: der Unterschied der Rassen und der Einfluß des Klimas.

Den Gedanken, welche der „*Methodus*“ vorgetragen, gibt Bodin zehn Jahre später in seiner „*République*“ eine neue ver-

tiefende Begründung. Auch die Theorie von der Notwendigkeit einer starken monarchischen Gewalt spinnt er hier noch weiter aus. Man merkt ihm deutlich an, wie er es tut, um dem Widerspruch gegen die umstürzlerischen Bestrebungen, die sich seit der „*Franco-Gallia*“ und den „*Vindiciae*“ in der politischen Literatur breitmachen, Worte zu leihen. Aber Bodin ist weit entfernt davon, den Kampf gegen die Anhänger der ständischen Theorie in der Form einer landläufigen Polemik zu führen. Die Widerlegung der gegnerischen Ansichten ist für ihn nur eine Etappe auf dem Wege zu seinem höheren eigentlichen Ziel, der Begründung einer weitausgreifenden eigenen Theorie. Jeder weltfremden Konstruktion, die im Grunde doch nur auf eine willkürliche Beugung staatsrechtlicher Begriffe und Anschauungen hinausläuft, ist er abhold. Das unterscheidet ihn nach seiner Meinung von Plato und Thomas Morus. Aber nicht minder zeigt er sich, wie schon in seinem „*Methodus*“, als Feind jeder nüchternen, aus Nützlichkeitsrücksichten eingegebenen Staatsraison, wie sie Machiavelli vertreten. Von ihm unterscheidet er sich durch die starke Wertung ethischer Faktoren. Den beiden Grundpfeilern, die er in dem System des italienischen Theoretikers herausfindet, der „*impiété*“ und der „*injustice*“, stellt er mit Plato die „*justice*“ als Kardinaltugend gegenüber. Ein gedeihliches Staatswesen ist ihm ohne die sittliche Tugend der Bürger nicht denkbar. Ein Staat hat nicht nur materielle Aufgaben zu erfüllen, ist nicht bloß Spielraum der menschlichen „*action*“, sondern wesentlich der „*contemplation*“, die die sittlichen Kräfte löst und den Blick zu Gott emporlenkt.

Inmitten der streitenden Meinungen sucht sich Bodin zu einer Höhe der Erkenntnis emporzuarbeiten, von der aus er das Ganze der staatsrechtlichen Theorien mit weitem und freiem Blick umfassen und mit der Tiefe seiner Gedanken durchdringen kann. Er schöpft aus den Schätzen der Antike und greift mit vollen Händen in den Ideenschatz seiner eigenen Zeit. Aber auch da, wo er Fühlung mit anderen sucht, überrascht er durch die Originalität, mit der er sich fremde Gedanken zu eigen macht und weiterbildet. Von keinem seiner Vorgänger aus alter und neuer Zeit ist er in besonders starkem Maße oder gar vollständig, abhängig. Platos Ideenwelt schwebt ihm bei dem Aufbau seiner eigenen Theorien, die er um die Souveränitätsidee gruppiert wie Plato um die Idee des Guten, vor Augen. Ihm entlehnt er die Wertschätzung der Moral, die Auffassung der „*justice*“ als der das staatliche Leben regelnden Kardinaltugend und spielt so den platonischen Idealismus gegen den machiavellischen Utilitarismus aus.[42]) Mit Plato erblickt er eine der höchsten Aufgaben eines geordneten Staatswesens in der Identifizierung von Natur und Zweck des Individuums mit Natur und Zweck des Staatsganzen und pro-

[42]) Vgl. auch Baudrillart, *J. Bodin et son temps* (Paris 1853) S. 232.

klamiert den Satz, daß der Staat denselben Bedingungen unterliegt wie die menschlichen Einzelwesen, deren Vereinigung den Staat ausmacht. Von Aristoteles dagegen übernimmt er die streng ins Einzelne gehende, experimentierende Methode, in der sich die Kunst des Politikers mit der des Naturforschers zusammenfand. Auch bei seiner Wertung des Souveränitätsbegriffs sind offensichtlich aristotelische Gedanken mit im Spiel. Seine Hochstellung der Familie und der väterlichen Gewalt, die er bis zum Recht über Leben und Tod ausdehnen möchte, beruht auf römischrechtlichen Grundsätzen, zu denen ein Einschlag Calvinscher Sittenstrenge verstärkend hinzutritt.[43]) Aus solchen Anschauungen heraus erklärt sich auch seine noch in anderen Fragen zu Tage tretende Neigung zur Härte in Gesetzgebung und Verwaltung und nicht zuletzt seine Überzeugung von dem starken Hoheitsrecht der Herrscher, das sich ihm aus der unbeschränkten väterlichen Gewalt herleitet.

Vor allen seinen theoretisierenden Zeitgenossen zeichnet sich Bodin durch eine große, in ihrem Reichtum geradezu überraschende Vielseitigkeit und Tiefe des Wissens aus. Als Gelehrter ist er mit gleicher Gründlichkeit in geschichtlichen wie in sprachlichen Dingen bewandert; besonders ist ihm das Hebräische nahe vertraut. Als Jurist kennt er sich nicht nur in den Rechtsverhältnissen der verschiedensten Völker und Zeiten aus, sondern weiß auch in den nationalen Rechtsquellen gehörig Bescheid bis hinein in die dunkelsten Winkel der Register des Pariser Parlaments, die er „*diligemment*" durchstöbert hat.[44]) Und dabei steckt in ihm ein geistvoller Naturforscher. Freilich sind seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse in mehr als einer Hinsicht nur krasser und flacher Dilettantismus. In seinen astrologischen Anschauungen zumal tritt viel Aberglaube zu Tage. Sein Bestreben, die Ordnung und Gliederung des staatlichen Lebens der Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit des Weltenlaufs anzupassen, führt ihn zu mancher Absonderlichkeit. Aber alles das ändert nichts an der Tatsache, daß er als erster Gebiet und Methode der Naturwissenschaft der staatstheoretischen Forschung hinzugewonnen hat. Er wäre sicherlich nie zu seiner so folgenschweren Theorie des Klimas gelangt, wenn er nicht auch Naturwissenschaftler gewesen wäre. Die Staatstheoretiker des 18. Jahrhunderts, Philosophen wie Naturalisten, haben auch in dieser Beziehung nur von ihm lernen können.

Der Vielseitigkeit seines die verschiedensten Gebiete umfassenden reichen Wissens paßt sich die Richtung seiner Methode an. Er faßt seine Probleme von allen möglichen Seiten ins Auge und sucht ihre Lösung mit rein empirisch gewonnenen

[43]) Baudrillart S. 242.

[44]) Vgl. ferner Fournol, *Bodin précurseur de Montesquieu.* Paris, thèse, 1896. S. 23, 25, 26.

Normen, wie mit dem Wert in Einklang zu bringen, der sich aus der besonderen Art ihres Entstehens und Werdens ergibt. In allem verfährt er scharf analysierend. Aber noch größer als seine Kunst der Analyse ist seine Kunst der Synthese. Mit feinem Geschick weiß er das Kleine und Einzelne zu dem Ganzen seiner Theorie zusammenzufügen und seinen Gedanken eine einheitliche Richtung auf das oberste Ziel seiner Staatstheorie zu geben, die Konstruktion eines harmonisch geordneten, lebenskräftigen politischen Organismus. Von überall her nimmt er die großen Maßstäbe, nach denen er sich jene Gliederung und Ordnung des staatlichen Lebens vollziehen läßt: aus der Gesetzmäßigkeit der umgebenden Welt, die sich seinem Auge sinnenfällig aufdrängt, wie aus dem Zahlensystem der Pythagoreer, in dessen geheimnisvollem Aufbau er die Symmetrie der Dinge dunkel ahnt. In seiner ganzen Art, die Probleme zu erfassen und klarzustellen, tritt eine starke Parallelisierung der Gedanken zu Tage, ein Abwägen und Ausgleichen, ein Trennen und Verbinden, aus dem sich nicht immer ohne Mühe ein einheitliches Ergebnis loslösen will. Durch ihre besondere Natur getrennte und doch wieder innerlich zusammengehörige Begriffe wie es Individuum und Staat, göttliches und menschliches Gesetz sind, geben zwei der großen Gegensätze ab, zwischen denen sich seine Gedanken hin- und herbewegen. Auch die beiden Fragen, welche die politische Publizistik jener Frage stets und ständig erörtert, die Frage, nach dem Ursprung und Inbegriff der Rechte des Herrschers, die Frage nach dem Wesen der besten Staatsform sind für ihn unzertrennlich. Ihre Lösung sucht er darum auch auf dem Boden einer gemeinsamen Grundlage zu gewinnen, indem er, ganz im Sinne seiner Methode, von vornherein den Gegensatz klarstellt, der zwischen dem abstrakten Begriff der „*souveraineté*“ waltet und dessen Verkörperung in der konkreten Form der „*puissance*“, als deren Träger das „*gouvernement*“ erscheint. Die Souveränität ist nur politisch, aber nicht moralisch unumschränkt; sie ist die Quelle aller „*puissance*“; ihrem Wesen nach ist sie dauernd, während die „*puissance*“ zeitlich begrenzt ist; sie kann in allen Staatsformen in gleicher Weise in die Erscheinung treten. Somit ist denn das Gemeinsame aller Staatsformen, d. h. der gemeinsame Zweck aller staatlichen Organisationen darin zu suchen, daß in ihnen in irgend einer, wenngleich im Einzelnen verschiedenen Weise die Idee der Souveränität zum Ausdruck gelangt. Aus der Vorstellung von der Wesenseinheit der Souveränität ergibt sich Bodin weiter die Vorstellung von der Verfassungseinheit eines jeden Staates. Der französische Staat ist eine reine Monarchie und läßt keine Beimischung demokratischer und noch weniger aristokratischer Elemente zu. Das lehrt die Geschichte, das lehrt auch eine sorgfältige und vorurteilslose Abwägung der tatsächlichen Befugnisse der einzelnen Staatsorgane.

Den Urgrund aller Souveränität findet Bodin in dem Gesamtwillen aller freien Glieder eines Volks. Sie bleibt indessen nicht bei dem Volk, sondern wird erst mit dem Augenblick lebendig, wo sie von dem Volk auf den Herrscher übergeht. Aber mit diesem Akt der Übertragung erlischt zugleich jedes Recht des Volks auf die Souveränität. Es begibt sich seines Rechts und seiner Macht zu Gunsten bestimmter Organe und schafft so staatliche Ordnungen. Am vollkommensten verkörpert sich die Souveränität in ihrer Geschlossenheit und Einheit in der Monarchie.

Zur Theorie des Königtums von Gottes Gnaden hat sich Bodin freilich nicht verstiegen. Sie zu verfechten überläßt er den dienstbeflissenen Hoftheoretikern. Er kann in seiner Überzeugung von der Notwendigkeit einer starken monarchischen Gewalt wohl den Satz schreiben: „*il n'y a rien de plus grand en terre apres Dieu que les princes souverains*“, aber er ist doch darum kein Vertreter des schrankenlosen fürstlichen Absolutismus. Er hält es für möglich und sogar für zweckmäßig, daß sich der Fürst gewisser Befugnisse zu Gunsten anderer entäußert. Das Wesen der Staatsverfassung wird dadurch weiter nicht berührt, denn eine Übertragung gewisser Befugnisse auf andere zieht nicht die Souveränität, sondern nur die Art ihrer Ausübung, das „*gouvernement*“, in Mitleidenschaft. Göttliche und natürliche Gesetze ziehen dem Herrscher von vornherein Schranken. Die höchste Grenze seiner Macht liegt in dem göttlichen Gesetz.[45]) Dazu treten weiter die moralischen Gebote und die Achtung, welche jeder einzelne Staatsbürger für sein Privateigentum zu beanspruchen hat.

Mit Calvin ist Bodin der Meinung, daß über dem Willen des Herrschers der Wille Gottes waltet und die oberste Pflicht der Untertanen darin besteht, den weltlichen Gesetzen zu gehorchen, sofern sie nicht den höheren göttlichen Geboten widerstreiten.[46]) Die Gebundenheit in Gottes Willen allein bietet die sicherste

---

[45]) „*Si nous disons que celui a puissance absolue, qui n'est point subiect aux loix, il ne se trouuera Prince au monde souuerain: veu que tous les Princes de la terre sont subiects aux loix de Dieu, et de nature, et à plusieurs loix humaines communes à tous peuples*“ (République I. 8. S. 131). „*Quant aux loix diuineset naturelles, tous les Princes de la terre y sont subiects, et n'est pas en leur puissance d'y contreuenir, s'ils ne veulent estre coulpables de leze maiesté diuine, faisant guerre à Dieu, sous la grandeur duquel tous les Monarques du monde doyuent faire ioug, et baisser la teste en toute crainte et reuerence. Et par ainsi la puissance absolue des Princes et seigneuries souueraines, ne s'estend aucunement aux loix de Dieu, et de nature . . .*“ (ib. S. 133).

[46]) „*car c'est une loy diuine et naturelle, d'obeir aux edicts et ordonnances de celuy à qui Dieu a donné la puissance sur nous, si les edicts n'estoyent directement contraires à la loy de Dieu, qui est par dessus tous les Princes car tout ainsi que l'arriere vassal doit serment de fidelité à son seigneur, enuers et contre tous, reserué son Prince souuerain: aussi le subiect doit obeissance à son Prince souuerain, enuers et contre tous, reserué la maiesté de Dieu, qui est seigneur absolu de tous les Princes du monde*“ (ib. S. 152).

Bürgschaft für die gerechte Ausübung des Herrscheramts, denn sie verbietet es dem Fürsten zum Tyrannen zu werden. Das Streben eines jeden guten Herrschers muß darin bestehen, ein Ebenbild Gottes zu werden. Wer sich an dem Fürsten vergeht, sündigt gegen Gott. Der souveräne Fürst ist die Verkörperung der Idee des Rechts auf Erden. Aus seinem Willen fließt das Gesetz: „*Or il est certain que la coustume n'a pas moins de puissance que la loy: et si le prince souuerain est maistre de la loy, les particuliers sont maistres des coustumes. Je respons que la coustume prend sa force peu à peu, et par longues annees d'un commun consentement de tous, ou de la plus part: mais la loy sort en un moment, et prend sa vigueur de celuy qui a puissance de commander à tous: la coustume se coule doucement, et sans force: la loy est commandee et publiee par puissance, et bien souuent contre le gré des suiects.*" „*Et par ainsi toute la force des loix ciuiles et coustumes, gist au pouuoir du prince souuerain. Voila donc quant à la premiere marque de souueraineté, qui est le pouuoir de donner loy ou commander à tous en general, et à chacun en particulier: qui est incommunicable aux suiects . . .*"[47]) „*Sous ceste mesme puissance de donner et casser la loy, sont compris tous les autres droits et marques de souueraineté: de sorte qu' à parler proprement on peut dire qu'il n'y a que ceste seule marque de souueraineté, attendu que tous les autres droits sont compris en cestui-là . . .*"[48])

Der zuverlässigste und einzig mögliche Weg, um sich über das Wesen des Gesetzes Rechenschaft abzulegen, besteht demnach darin, daß man sich zunächst über den Begriff des Herrschers und den Umfang seiner Befugnisse klar wird. Die Scheidung zwischen Herrscher und Tyrann hat für Bodin jede Bedeutung eingebüßt. Nur der gute Herrscher ist der Betrachtung wert und kann als Quell rechtlicher Ordnungen ernstlich in Frage kommen.

Der ständischen Theorie der „*Franco-Gallia*" und der „*Vindiciae*" gegenüber nimmt Bodin eine durchaus ablehnende Haltung ein. Für das Recht der Stände bleibt kein Raum bei ihm. Der souveräne Herrscher braucht sich nicht an sie zu binden. Nicht einmal in England, dem gelobten Land ständischer Freiheiten, ist das der Fall.[49]) Auch noch bei späterer Gelegenheit greift Bodin auf den gleichen Gedanken zurück. Nachdem er den obersten Zweck eines jeden guten Staates in der Anpassung an das göttliche Gesetz gefunden, tritt er in eine Zergliederung der etwa im Einzelnen möglichen Staatsformen ein. Er durchmustert sie alle, mit dem Altertum beginnend, um mit der Feststellung zu schließen, daß die Staatsform Frankreichs von alters her die Monarchie gewesen ist und sich ständische Rechte nicht entdecken lassen.[50])

[47]) I. 10. S. 222.
[48]) I. 10. S. 223.
[49]) I. 8. S. 137. 138. 141.
[50]) II. S. 251 ff., VI. S. 835 ff.

Immer von Neuem lenkt Bodin seine Betrachtungen auf die Person des Herrschers zurück. Der gute Monarch erscheint ihm wie ein Geschenk von Gottes Gnaden. Gewiß ist es gut, wenn er seine Ratgeber befragt,[51] aber diese dürfen nicht den Versuch unternehmen, ihm ihre Meinungen aufzudrängen und über seine Entschließungen herrschen zu wollen. Jeder Versuch, die Hoheitsrechte des Fürsten anzutasten, führt doch nur zu Umsturz im Staate. Der Staat steht und fällt mit seinem Herrscher. Hohe wie niedere Beamte empfangen alle ihre Befugnisse von dem Fürsten und sind ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, und zwar selbst für den Fall, daß er ein dem Staatswohl zuwiderlaufendes Gebot erlassen sollte. Eine Widersätzlichkeit gegen den Fürsten ist immer vom Übel.[52] Aber Bodin ist stets darauf bedacht, diese Machtbefugnis allein auf den guten Fürsten einzuschränken und den Tyrannen, als zu gedeihlicher Regierung unfähig, von seiner Betrachtung auszuschließen. Der Fürst, so wie er ihm vorschwebt, ist mehr als ein gewöhnlicher Mensch. Tief in seiner Brust liegen die Wurzeln staatlicher Größe; er schuldet Gott allein Rechenschaft. Aus dem Chor der Sterblichen hebt er sich durch besondere Tugenden heraus. Sein Beispiel ist der beste Lehrmeister für kommende Geschlechter.

Die Folgerung, die sich aus dieser Anschauung von dem Wesen des Herrschers für die Wertung des Verhältnisses von Herrscher und Staat ergibt, ist einleuchtend: die Aufrechterhaltung des fürstlichen Hoheitsrechts, der *souveraineté*, ist eine Lebensfrage für den Fortbestand eines jeden geordneten Staates.[53] Demgegenüber können Änderungen anderer Art „*changement de loix de coustumes, de religion, de place*"[54] nur eine nebensächliche Bedeutung beanspruchen.

Bodins Auffassung vom Fürsten erhebt sich hoch über die nichtssagenden Ausführungen, welche die Verfechter der absoluten Monarchie zu Beginn des Jahrhunderts vorgetragen hatten.[55] Während sich jene in fader Lobhudelei eines noch auf der Höhe seiner Macht stehenden Königtums ergangen und mit aufdring-

---

[51]) Vgl. auch III. 7. S. 500.

[52]) „*Mais y a il chose plus dangereuse ni plus pernicieuse, que la desobeissance et mespris du subiect enuers le souuerain? Nous conclurons, donc qu'il uaut beaucoup mieux ployer sous la maiesté souueraine en toute obeissance, que en refusant les mandemens du souuerain, donner exemple de rebellion aux suiects: gardant les distinctions que nous auons ci dessus posees: et mesmement quand il y va de l'honneur de Dieu, qui est et doit estre à tous suiects plus grand, plus cher, plus precieux que les biens ni la vie, ni l'honneur de tous les Princes du monde.*" (III. 4. S. 427, 428.)

[53]) IV. 1. S. 503 ff.

[54]) ib. S. 504.

[55]) Vgl. G. Weill, *Les théories sur le pouvoir royal en France pendant les guerres de religion.* Paris 1891. S. 10 ff. und Marcks, *Gaspard von Coligny I* (Stuttgart 1892), S. 182 ff. Vgl. auch diese *Zeitschrift* XXXIX S. 236.

lichem Pathos einseitig die Rechte des gottbegnadeten Herrschers betont hatten, stand Bodin vor der ungleich schwierigeren Aufgabe, die unter unwürdigen Trägern der Krone verlorengegangenen oder doch stark erschütterten Rechte der Monarchie erst wieder erkämpfen zu müssen. Gegenüber der mühelosen Selbstverständlichkeit, mit der jene Publizisten dem König alles und jedes Recht zugesprochen hatten, betont Bodin mit Nachdruck und Ernst die schweren und heiligen Pflichten des Herrschers. In dem Versuch, das wahre Verhältnis zwischen Recht und Macht des Herrschers zu gewinnen und dieses Verhältnis im Sinne einer Stärkung der königlichen Autorität durch eine nachdrückliche Betonung der Heiligkeit der Pflicht moralisch zu vertiefen, liegt nicht zum mindesten Bodins Verdienst.

Die Persönlichkeit des Fürsten gewinnt für den Zusammenhang seiner Theorie eine ganz neue Bedeutung. Die Befähigung des Fürsten ist die unerläßliche Vorbedingung für das Gedeihen des Staates. Von seiner persönlichen Tüchtigkeit hängt unendlich viel ab, nicht minder auch davon, daß er das rechte Vertrauensverhältnis zu seinen Untertanen zu gewinnen weiß. „*Le sage Prince doit au maniement de ses subiects imiter la sagesse de Dieu au gouuernement de ce monde, il faut qu'il se mette peu souuent en veuë des subiects, et auec une maiesté conuenable à sa grandeur et puissance: et neantmoins qu'il face chois des hommes dignes, qui ne peuuent estre qu'en petit nombre, pour declarer sa volonté au surplus, et incessamment combler ses subiects de ses graces et faueurs*".[56]) Wenn der Fürst nichts von der Regierung versteht oder sie anderen überläßt, muß es mit dem Staat zurückgehen. Dieselbe Gefahr besteht, wenn ihm von unwürdigen Schmeichlern falsche Begriffe von seinem Amt beigebracht werden. „*Et ceux-là s'abusent bien fort, qui pensent rehausser la puissance du souuerain, quand ils luy monstrent ses griffes, et qu ils luy font entendre que son vouloir, sa mine, son regard, doit estre comme un edict, un arrest, une loy.*"[57]) Das sind alles Gedanken, an deren Formulierung die verwirrten politischen Verhältnisse im damaligen Frankreich nicht unbeteiligt waren. Hier wie auch sonst genügt es Bodin nicht, sein Urteil allein auf das geschichtliche Material, das wohl auch schon andere vor ihm ausgebeutet, zu stützen — er tut dies mit größerer Genauigkeit und Umständlichkeit als Hotman —; er sucht vielmehr seinen Ansichten eine besondere Durchschlagskraft zu leihen, indem er sein Urteil zugleich an Hand der schwebenden Fragen seiner Zeit zu erläutern unternimmt. Weit und reich ist das Beobachtungsgebiet, das sich da vor ihm auftut. Aber er versteht es, die Masse der Erfahrungstatsachen, die ihm von allen Seiten zuströmen, in scharfer Gliederung zu meistern

---

[56]) IV. 6. S. 617.
[57]) IV. 6. S. 633.

und für seine Zwecke zurechtzulegen. Mit glücklichem Griff weiß er aus der Fülle der Erscheinungen das für seine Theorie Wesentliche herauszuheben.

Die Stellung des Herrschers rückt sich ihm durch eine Betrachtung der ihn umringenden Gefahren in ein neues Licht. Ein Blick auf die Vorgänge seiner Zeit lehrt ihn, daß die schlimmste Gefahr, in die ein Herrscher geraten kann, der Bürgerkrieg im eigenen Lande bildet. Hier ist der Herrscher vor eine seiner schwierigsten Aufgaben gestellt. Über den Parteien stehend, muß er der Unruhen Herr zu werden suchen. Das kann ihm freilich nur dann wirklich gelingen, wenn auch das Volk sich seiner Pflichten erinnert. Mit Strenge und Gewalt ist in solchen Lagen nicht allzuviel zu wollen. Tyrannische Zuchtmittel sind eines guten Herrschers unwürdig. Das stärkste Mittel, durch das ein Herrscher auf sein Volk einwirken kann, ist der Appell an vaterländisches Gewissen und königstreue Gesinnung. Das Ziel seines Strebens muß es sein, geliebt und nicht gefürchtet zu werden.

Von dem gleichen Gedanken ist auch seine Auffassung von dem Verhältnis des Herrschers zur Religion beeinflußt. Der Herrscher darf in Glaubensfragen keinen Druck auf die Gewissen ausüben wollen, sondern muß seine Untertanen durch Milde für die Religion zu gewinnen suchen. Durch die Erfahrungen seiner kriegerischen Zeit ist Bodin klug geworden. Er ist ein Feind allen Umsturzes. Der Wert oder Unwert staatlicher Einrichtungen und politischer Vorgänge ergibt sich ihm nicht zum mindesten aus ihrer Bedeutung für die Erhaltung eines bestehenden Staates. Und diese, allein aus politischen Erwägungen hergeleitete Auffassung ist es, die auch für seine Stellung zur Religion maßgebend geworden ist. Er verschließt sich gewiß nicht der Erkenntnis, daß der Religion eine staatserhaltende Kraft innewohnt, aber die tägliche Erfahrung hat ihn nur zu sehr belehrt, daß der Streit um die Religion dem Gedeihen des Staates schaden muß. „*Il n'y a chose si claire et si veritable qu'on n'obscurcisse et qu'on n'esbranle par dispute*".[58] Warum soll man da über die Religion hadern?

Für alles hat Bodin den Blick des nüchternen Weltmanns. Was sich nicht unmittelbar in den Dienst staatlicher Aufgaben stellen läßt, erscheint ihm bedeutungslos. Sein Ziel setzt er klar und deutlich in die Darlegung all der Faktoren, die zur Stärkung der souveränen Macht und damit zur Festigung des Staates beitragen können. Die Vielheit der Aufgaben, die hier angesichts der verwirrten Verhältnisse Frankreichs zu lösen bleiben, sind ihm kein Geheimnis; er durchmustert sie mit der Erfahrung eines weltgewandten

[58]) IV. 7. S. 652.

Politikers, aber er weiß auch, daß es nicht genügt, diesen oder jenen einzelnen Mißstand um seiner selbst willen abzustellen. Seiner Zeit vorauseilend, dringt er bis in die ethnologischen Eigenheiten der Völker ein, aber nur, um auch von hier aus Klarheit zu gewinnen über die Grundlagen, auf denen sich ein Staatswesen aufbaut. Er findet in Natur und Charakter der einzelnen Völker wesentliche Unterschiede heraus und getraut sich bereits an den Versuch heran, diese Unterschiede mit der Theorie des Klimas in Einklang zu bringen und aus ihnen seine Folgerungen für die Organisation staatlicher Gebilde herzuleiten. Was für e i n Volk gut ist, ist es noch lange nicht für ein anderes. Ein Staat kann nur dann von Dauer sein, wenn er auch der geographischen Natur des Landes und den Eigenheiten des Volkstums gebührend Rechnung trägt.

Aus der Erörterung des Einzelnen lenkt Bodin seine Betrachtung immer wieder auf große Gesichtspunkte hinüber. Sein Ziel ist es, alle in seinem Werk zerstreut gebotenen Einzelbeobachtungen zu summieren und als Ergebnis dieser Summierung den Nachweis hinzustellen, daß die Monarchie die beste der möglichen Staatsformen sei. Schon auf allen früheren Seiten seines weitschichtigen Buchs klingt dieser Gedanke durch, aber erst in einem der letzten Kapitel[59]) gewinnt er eine zusammenfassende, programmatische Erörterung.

Der Volksstaat mit seiner Gleichmacherei ist nach Bodins Begriffen innerlich unmöglich. Kein Regent ist schlechter als das Volk. Jeder gebärdet sich da wie ein „*petit Roi*" und fühlt sich allen Zwanges und aller Verantwortung überhoben. Bürgerkriege sind unausbleiblich. Volksherrschaft führt leicht zum Schlimmsten, zur Tyrannei der Masse. Der Druck des Volkswillens läßt alles Leben im Staat ersticken und lähmt die Entfaltung der sittlichen Kraft der „*vertu*".

Für die Aristokratie hat Bodin schon etwas mehr übrig. Sie steht in der Mitte zwischen Demokratie und Monarchie und zieht aus dieser zentralen Stellung manchen augenscheinlichen Vorteil. Aber starke Bedenken gegen die Möglichkeit ihrer Durchführung springen sogleich ins Auge. Man denke nur, wie schwer es ist, e i n e n einzigen guten Herrscher zu finden, und da sollte es gelingen, gleich mehrere tüchtige Aristokraten auf einmal aufzutreiben! Streitigkeiten werden auch hier nicht ausbleiben. Das Zusammenarbeiten der regierenden Herrn beruht im Grunde doch nur auf Freundschaft (*amitié*). So lange sie in Eintracht leben, mag es mit der Aristokratie noch gehen, aber wenn Streitigkeiten ausbrechen, sind doppelt ernste Gefahren zu befürchten.

---

[59]) VI. 4: „*De la comparaison des trois Republiques legitimes, c'est à sçavoir de l'estat populaire, Aristocratique, et Royal, et que la puissance Royale est la meilleure.*"

Natürlich verkennt Bodin auch nicht die Nachteile der Monarchie, aber sie erscheinen ihm nur gering, verglichen mit denjenigen der Demokratie und Aristokratie. Eine starke, wohlgeordnete, von einem weisen Herrscher geführte Regierung vermag es allein, inneren Zwistigkeiten vorzubeugen und die beste Bürgschaft für eine machtvolle Entwicklung nach Außen zu geben. Die Monarchie ist die natürlichste Staatsform: es gibt nur einen Gott, und so auch nur einen König. Jeder Versuch, die Macht des Herrschers durch die Einführung ständischer Mitregierung zu beschränken, führt notwendig zur Schwächung des Staates und muß in ihrer letzten Konsequenz eine „*confusion populaire ou anarchie miserable, peste des estats et Républiques*“[60]) ergeben.

Das Stück Bodinscher Theorien, daß wir hier entwickelt haben, stellt nur einen Teil der reichen und tiefen Ideen dar, welche die „*Six livres de la République*“ enthalten. Kein anderes Werk Bodins offenbart in gleichem Maße die Sicherheit zielbewußter großzügiger Beweisführung und die ganze reiche Kunst planmäßigen Aufbaus seiner Gedanken. Aber es fehlt in seiner gewaltigen, vielverschlungenen Natur auch nicht an tiefgreifenden inneren Widersprüchen. Der Mann, der als politischer Theoretiker alle seine Zeitgenossen überragt und den so wesensverschiedenen staatsphilosophischen Richtungen, wie es die des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich sind, bleibende Anregungen gegeben hat,[61]) ist in anderen Dingen von einer unbegreiflichen Rückständigkeit. In seiner „*Démonomanie*“[62]) huldigt er dem krassesten mittelalterlichen Hexenglauben und noch am Vorabend seines Todes griff er zur Feder, um in seinem „*Amphitheatrum naturae*“ unter einem ganzen Aufgebot wirrer und wüster Gelehrsamkeit die großen Entdeckungen eines Copernicus und Galiläi abzulehnen. Nicht weniger überraschend wirkt der Gegensatz, welcher zwischen der Klarheit und Durchsichtigkeit waltet, mit der Bodin die verwickeltsten staatsphilosophischen Probleme auseinanderlegt, und der geheimnisvoll verschleiernden Art, in der sein „*Colloquium Heptaplomeres*“ gehalten ist. Die merkwürdige Schrift, die zu Lebzeiten ihres Verfassers niemals gedruckt worden ist,[63]) bald

---

[60]) VI. 4. S. 965.

[61]) „*Il semble bien que l'on ait continué de le (= Bodin) lire, et je serais surpris que Hobbes, que Spinoza, que Bossuet ne l'eussent pas lu. Mais on le lit ,en tout cas, sans le dire, et nous le verrons rarement cité*“. Brunetière, *Histoire de la littérature française classique* I. S. 535. Eine Bestätigung dieses Satzes wird noch manche interessante Abhängigkeit anderer von Bodin zu Tage fördern und lehren, daß die Liste in Wirklichkeit viel länger ist.

[62]) Vgl. F. v. Bezold, *J. Bodin als Okkultist und seine Démonomanie* in *Historische Zeitschrift* 105 (1910) S. 1—64.

[63]) Diese Zeilen waren schon geschrieben, als v. Bezolds für die äußere Geschichte wie für die innere Wertung wichtige Arbeit („*Jean*

aber handschriftlich umlief, von Grotius und Leibniz, von Milton und der Königin Christine gelesen und im Jahre 1684 der Ehre einer ausführlichen gelehrten Widerlegung gewürdigt worden ist, hat schon mancherlei Kopfzerbrechen verursacht. Bereits Leibniz erkannte ihren Wert und trug Sorge, den ersten ungünstigen Eindruck, den er von ihr empfangen,[64]) durch einen ausdrücklichen Hinweis auf ihre Gelehrsamkeit und Gedankentiefe wieder zu verwischen. Aber er erkannte bereits auch, daß die Schrift vieles streift und nur weniges gründlich behandelt. In der Tat ist es gerade die fast überall zu Tage tretende, fragmentarische, gelegentlich sogar aphoristische Erörterung philosophischer und religiöser Fragen, die manches Rätsel aufgibt. Und nicht weniger erschwert die skeptische Art der Beweisführung, welche eine eben gewonnene Erkenntnis gleich wieder in Zweifel zieht, die Erfassung der Gedankengänge. Bodin handhabt die skeptische Methode mit einer Laune und Willkür, hinter der selbst Béroalde de Vervilles sprunghafte skeptische Manie zurückbleibt. Nirgends will es recht gelingen, in dem Chaos der widerstreitenden Meinungen des „*Colloquium Heptaplomeres*" die wirkliche Ansicht des Verfassers herauszufinden. Bodin muß jedenfalls einen gewichtigen Grund gehabt haben, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit mit seiner persönlichen Meinung hinter seinem Stoff zurückzutreten. Eine Identifizierung seiner Anschauungen mit denjenigen einer einzelnen bestimmten der im Dialog vorgeführten Personen ist — das werden die vielen bisherigen Erklärungsversuche zur Genüge gezeigt haben[65]) — beim besten Willen nicht durchzuführen. Erst wenn man die von den verschiedenen Personen zerstreut geäußerten Ansichten zusammennimmt, gewinnt man ein klares Ergebnis. Als Zweck der Schrift stellt sich die Verkündigung des Satzes heraus, daß die positiven Religionen nur der Ausdruck einer höheren allgemeinen natürlichen Religion sind. Die Wahrheiten, die in gleicher Weise in der einen wie in der anderen Religion liegen, halten sich gegenseitig die Wage. Nicht das Fürwahrhalten einzelner Dogmen, um das die Vertreter

---

Bodins Colloquium Heptaplomeres und der Atheismus des 16. Jahrhunderts" in *Histor. Zeitschr.* 113, S. 260 ff. und 114, S. 237 ff.) erschien. Über die Zeit der Entstehung vgl. v. Bezold, *Hist. Zeitschr.* 113, S. 266. Übrigens gibt auch Nicéron, *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres* 17, S. 264 das Jahr 1588 an. Die ersten (aber unzulänglichen) Ausgaben veranstalteten G. E. Guhrauer, *Das Heptaplomeres des Jean Bodin* (Berlin 1841) und L. Noack, *Joannis Bodini Colloquium Heptaplomeres de rerum sublimium arcanis abditis. E codicibus manuscriptis bibliothecae academicae Gissensis cum varia lectione aliorum apographorum nun primum typis describendum.* 1857. Vgl. jetzt auch F. v. Bezold *Histor. Zeitschr.* 113 (1914) S. 279 ff.

[64]) Er hatte sogar eine Widerlegung gegen sie geschrieben. Baudrillart S. 194.

[65]) Vgl. jetzt F. v. Bezold, *Histor. Zeitschrift* 114, S. 249 ff.

der verschiedenen Religionen in der Schrift ebenso gelehrt und hartnäckig wie ergebnislos streiten, sondern die Anerkennung allgemeiner natürlicher, dem vernünftigen Denken von selbst einleuchtender religiöser Wahrheiten macht das eigentliche Wesen des Glaubens aus.[66]) Hebt man diese große Idee aus der Masse der weit auseinanderfließenden übrigen Gedanken heraus, so erkennt man sofort, wo der eigentliche Zweck und die wahre Bedeutung der Schrift liegt: sie wendet sich von der einseitig dogmatisierenden Auffassung von dem Wesen der Religion, wie sie das Reformationszeitalter vertreten, ab und erhebt sich zur Verkündigung von Grundsätzen, die erst der Deismus weiter ausgestalten sollte. Von Bodin gilt dasselbe, was Brunetière[67]) von Bayle schreibt: „*Il est déiste, avant que les libres penseurs anglais aient donné la formule du déisme*". Es ist leicht einzusehen, weshalb Bodin den Grundgedanken seines „*Colloquium Heptaplomeres*" in eine wenig klare und durchsichtige Form gekleidet hat. Den religiösen Fanatismus seiner Zeit hatte er zur Genüge an seinem eigenen Leibe erfahren; er wußte nur zu gut, welche Gefahr in der Neuheit und Kühnheit solcher Ideen für den lag, der sie offen zu verkündigen wagte: ein Anhänger der Toleranz in L'Hospitals Sinne, war er nur mit genauer Not dem Blutgericht der Bartholomäusnacht entgangen, und als er vier Jahre darauf auf dem Ständetag zu Blois für die Duldung der neuen Lehre in Frankreich eintrat, sah er sich aufs Neue der Ketzerei verdächtigt. Wie Montaigne, mit dem ihn noch so manch andere Ähnlichkeit verbindet, wollte auch er seine Ansichten nur „*jusqu' au feu exclusivement*" offen vertreten.

[66]) „*Constat igitur optimam atque antiquissimam omnium religonem ab aeterno Deo cum recta ratione mentibus humanis insitam, quae quidem Deum aeternum ac solum homini colendum proponit, quoniam superius demonstratum est, Deum illum ab omni corporum contagione alienissimum, verum omnium conditorem et conservatorem esse, qui cum optimus sit, summum etiam cultum ei deberi, caetera numima, quae ab eo creta sunt, honoris cultu illi anteferre aut conjungere sine ingenti piaculo posse neminem. Qui ergo sic vixerit ut purum Dei cultum et naturae leges sequatur, quis dubitet, quin eadem felicitate fruatur, qua nunc justus Abel . . . ?*" (ed. Noack S. 142). „*Si haec optima et antiquissima religio naturae, omnium simplicissima sufficit ad vitam beatam, cur tot sacrificia, ceremoniae, ritus lege Mosis jubentur? . . . Si naturae lex et naturalis religio, mentibus hominum insita, sufficit ad salutem adipiscendam, non video, cur Mosis ritus, ceremoniae necessariae sint*" (S. 143). An späterer Stelle heißt es: „*Si vera religio in puro aeterni Dei cultu versatur, naturae legem sufficere confide ad hominum salutem.*" Gegen Schluß der Schrift (S. 351, 352): „*Quae cum ita sint, nonne praestat simplicissimam illam et antiquissimam eandemque verissimam naturae religionem, uniuscujusque mentibus ab immortali Deo insitam, a qua dissidendum non erat, amplexari, illam inquam religionem, in qua Abel, Enochus, Lothus, Sethus, Noemus, Jobus, Abrahamus, Isaacus, Jacobus, Deo carissimi, heroes vixerunt, quam inter tot ac tam varias opiniones incertum quemque vagari, nec habere certam animi sedem, in quam acquiescat?*"

[67]) *Histoire de la littérature française classique* III. S. 58.

VII. Für und wider Bodin.

Der Einfluß von Bodins Gedanken auf die politischen Theorien der Zeit ist unverkennbar. Natürlich setzt sich seine Theorie nicht unangefochten durch. Merkwürdig ist, daß der schärfste Widerspruch gegen Bodins Buch dem Herrscher dargebracht wurde, in dessen Interesse die Durchführung der Bodinschen Gedanken am meisten gelegen hätte. Der Sieur Michel de la Serre schrieb in voller Entrüstung eine „*Remontrance*",[68] in der er Heinrich III. klarzumachen suchte, daß Bodin nur die Sache des Calvinismus vertrete und seine Betonung der Herrscherrechte im Grunde eine Maske sei, unter der sich die umstürzlerischsten Absichten verbergen.[69] Ein Anonymus verstieg sich sogar dazu, eine lateinisch abgefaßte Schrift „*Marii Salamonii patritii romani de principatu libri VI*" (1578) dem Papst zu widmen. In der Form eines Wechselgesprächs zwischen Philosoph, Jurist, Theolog und Historiker wird der Unterschied zwischen Herrscher und Tyrann erörtert,[70] die Gebundenheit des Fürsten an das Gesetz dargelegt,[71] der Anteil des Volks bei der Schaffung und Handhabung der Gesetze betont und daraus endlich die Unterordnung des Fürsten unter den Willen des Volks gefolgert.[72]

---

[68]) „*Remontrance au Roi Henri III. sur les pernicieux Discours de la République de J. B. par le Sieur de la Serre*" (Paris 1579). Zur Person des Verfassers vgl. Nicéron, *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres* 10, S. 151.

[69]) Bodin wehrte sich gegen ihn und andere (besonders gegen das „*Avertissement à Jean Bodin, sur le quatrieme Livre de sa République*", par Augier Ferrier, Médicin. Paris 1580. Vgl. Nicéron, *Mémoires* 17, S. 260, 261) in seiner „*Apologie de René Herpin pour la République de J. Bodin*". s. l. s. d.

[70]) S. 3 („*Qui principem dicit, Tyrannum omnino excludit*"), S. 46 ff.

[71]) S. 9 („*Ergo lege regia ligatur princeps: et per hoc, populi*"), S. 10 („*Firmum sit itaque inter nos, lege divina, et naturali, ac regia solutum non esse principem*"), S. 15 ff. („*omnium parens Natura, siue Deus ab initio omnes homines aequales genuit. ingruentibus deinde necessitatibus, processit non eadem omnium conditio, et officium; sic coeperunt regna et Principatus hominum conuentionibus. — principatus ergo non a se ipso, sed ab alio quandoque esse coepit. — Non dubium Principem Romanum prouidentia Pop. Romani coepisse . . . Nunquid Princeps alia leges constituat auctoritate, quam principatus: Nunquid maioris auctoritatis leges ipso principatu existant. postremo, Num in arbitrio sit Principis, leges tollere*").

[72]) S. 27 („*Ex his si diligenter consideras, palam fit, ius Principatus nihil aliud esse, quam ius quoddam populi: et per hoc, iure populi et auctoritate quisque principatum agere, ac leges constituere; nec plus posse et valere, quam eius potest populus. finge illius populi Principem, qui nullius imperii sit, proculdubio nihilo plus Regulus erit*"), S. 28 („*Nimirum igitur si suis subiicitur legibus, non quasi suis, sed uniuersi populi, cuius auctoritate sunt constitutae, ac vigent. hinc est, quod mortuo Principe, leges non intereunt, quia non interit populus, cuius auctoritate viuunt*").

Über das Recht der Stände bringt die Schrift nur unbestimmte und für die Sache ziemlich belanglose Ausführungen. Etwas weiter kommt schon der „*Miroir des François*",[73]) der im Jahre 1581 geschrieben und im folgenden Jahr unter einem Pseudonym (Nicolas de Montand) veröffentlicht worden ist. Der Verfasser steht ganz auf dem Boden Hotmans, dessen Argumente er andächtig nachschreibt,[74]) aber von Hotmans methodischer Sicherheit merkt man ihm herzlich wenig an. Während Hotman mit feiner und freier Kunst die Fülle geschichtlicher Tatsachen für seine Theorien auszubeuten weiß, läßt sich unser Anonymus fast willenlos von seinem Stoffe tragen. Seine Gedanken lassen eine gleichmäßig klar fühlbare Ordnung vermissen. Schon die Anlage der Schrift, die aus einer Reihe grob aneinandergefügter Teile besteht, bringt es mit sich, daß ein und dasselbe Thema mehrfach behandelt wird. Statt daß aber die großen strittigen Fragen der Zeit in ihrer vollen Bedeutung scharf herausgehoben und in den Vordergrund der Betrachtung gerückt werden, wird Wesentliches und Unwesentliches in buntem Wechsel nebeneinandergestellt. Eine wirklich durchschlagende, theoretisch wertvolle Beweisführung kommt auf diese Weise nicht zustande. Zu allem Überfluß greift der Verfasser mit schwerfälliger Hand zur Form des Dialogs, in dem er in wunderlicher Gruppierung die unmöglichsten Gestalten nebeneinandertreten und in plumpem Wechselgespräch pro und contra disputieren läßt. Aus den weitschweifigen und seichten Wechselreden löst sich der wirkliche Gedankeninhalt nur mit Mühe los. Hätte uns der Verfasser nicht gleich zu Anfang selbst verraten, daß er Anhänger und Verfechter der ständischen Theorie sei und in diesem Sinne schreiben wolle, wir könnten es aus dem Disputieren, das Sem, Ham, Japhet und Nimrod (S. 5 ff.), Versoris und Marcel (S. 37 ff.), Honorat und Tubalcain (S. 105 ff.), Clergé, Noblesse und Tiers Estat (S. 219 ff.), Scipion und Milon (S. 288 ff.), Bezebeel und Archimedes (S. 403 ff.) aufführen, nicht ohne Weiteres entnehmen. In der äußeren Anlage, in manchem kleinen, einzelnen Zug folgt der Verfasser sichtlich Pasquiers

[73]) Vollständiger Titel: „*Le Miroir des François, compris en trois livres. Contenant l'estat et maniement des affaires de France, tant de la iustice, que de la police, auec le reglement requis par les trois Estats pour la pacification des troubles, abolition des excessiues tailles, et gabelles: dons gratuits et charitatifs equipolans à decimes, suppression des supernumeraires officiers, demolition des citadeles, restauration des vniversitez, colleges et hospitaux, taux et appreation de viures, et autres ma[r]chandises: punition contre les usuriers, tyrans, et rongeurs de peuple. Et generalement tous les secrets qu'on a peu recueillir pour l'embellissement, et enrichissement du Royaume, et soulagement du public. Le tout mis en Dialogues par Nicolas de Montand. A la Royne regnante*" MDLXXXII. Zur Verfasserfrage vgl. Lelong, *Bibl. histor.* II. S. 773, nr. 27 206 und *France Protestante* (éd. Haag), art. *Nicolas Barnaud.* I (1877) S. 840 ff.

[74]) Besonders S. 320, 321.

„*Pourparler*".[75]) Auch sein Versuch, die Erörterungen dramatisch zu beleben und die verschiedenartigen, in der Diskussion zum Ausdruck gebrachten Standpunkte durch eine scharf abgestufte Charakterisierung der einzelnen disputierenden Personen zu motivieren, weist auf Pasquiers Vorgang hin. Aber es fehlt ihm das Geschick und die Gedankentiefe seines Vorbilds, und so kommt es, daß das, was bei Pasquier Überlegung und Geist ist, bei ihm den Eindruck eines angequälten Besserwissens erweckt. Durch eine ganze Fülle von Perioden redet er sich gleich auf den ersten Seiten mühsam zu dem Ergebnis durch, daß der Fürst unter dem Gesetz steht.[76]) Mit eben solcher Umständlichkeit verfährt er, um das Maß der Befugnisse eines Herrschers gegenüber seinem Volk abzugrenzen und die Unterordnung des Monarchen unter den Willen des Volks darzutun. „*Parce que le Roy est seulement premier et souuerain gouuerneur, et seruiteur du Royaume, qui n'a pour maistre et seigneur que le peuple, duquel les Roys recoiuent la dignité royalle, tellement que tout le peuple consideré en un corps, est par dessus et plus grand que le Roy . . . Il sera donc permis aux officiers du Royaume ou à tous ou à bon nombre d'iceux pour le moins de reprimer les tyrans, non seulement cela leur est loisible, mais aussi leur deuoir le requiert si expressement, que s'ils ne le font, il n'y a excuse quelconque qui puisse couurir leur lascheté . . . le Roy est estably en ce degré par le peuple, et pour amour du peuple, et ne peut subsister sans le peuple*" (S. 30, 31). Und ähnlich schreibt er an späterer Stelle: „*Le Roy d'où est il vassal? Du Dieu Souuerain. De qui reçoit il la dignité Royale? Du Peuple . . . Le Roy a il fait le peuple? Non pas, mais le peuple l'a fait*" (S. 261). Vom Königtum selbst hat er die edelste Vorstellung. Seine Heiligkeit sucht er durch die Gegenüberstellung mit der Tyrannis ins rechte Licht zu rücken.[77]) Unumschränkte Rechte freilich kann er auch dem besten Herrscher nicht zuerkennen. Seine Ausführungen Schritt für Schritt durch geschichtliche Belege deckend, führt er in weitschichtigen Erörterungen aus, daß die monarchische Gewalt ihre natürlichen Schranken in dem Willen des Volks findet, das über den Herrscher gebietet, wie in der Gehorsamspflicht der Untertanen gegen Gott, hinter der die Gehorsamspflicht gegen den Herrscher zurücktreten müsse.[78]) Den Blick auf seine Zeit lenkend, schiebt er wie

[75]) Vgl. diese *Zeitschrift* XXXIX. S. 207 ff.

[76]) „*s'il* (d. h. der König) *fait autrement, il n'est plus Roy mais tyran, il n'est plus iuge, ains brigand: et ne le faut plus appeller conseruateur, ains deserteur de la Loy*" (S. 14).

[77]) Vgl. S. 69, 103 ff.

[78]) „*C'est donc une chose resolue qu'il ne faut obeir aux Rois, quand ils commandent à leurs subiets chose qui soit contraire à la volonté de Dieu . . . Il est bien raisonnable, parce que Dieu inuestit les Rois de leurs Royaumes, quasi de mesme sorte que les vassaux sont inuestis du fief par leur souuerain, et de là doit-on conclure que les Roys qui sont vassaux de Dieu meritent d'estre priuez du benefice de leur Seigneur, s'ils commettent felonie.*" (S. 79.)

Gentillet die Hauptschuld an der Verdunklung des königlichen Namens den Ratgebern und Günstlingen am Hofe zu und läßt seinem Haß gegen die Königin-Mutter und ihre „*Italiens*“ freien Lauf.[79]) Nur das Eingreifen der Stände kann hier Abhülfe schaffen und Monarchie und Land vor dem Untergang erretten. Den Ständen steht das höchste Recht im Staate zu, ja sie haben sogar das Absetzungsrecht, falls sich ein Herrscher Übergriffe zu Schulden kommen läßt und dadurch den Staat in Gefahr bringt.[80]) An das Eingreifen der Stände knüpft er die höchsten Erwartungen. Sie sind das Bindeglied zwischen Herrscher und Volk und ihrer ganzen Organisation nach dazu berufen, zwischen beiden ein auf Aufrichtigkeit beruhendes Vertrauensverhältnis herzustellen. Die Liebe des Volks ist die beste Stütze des königlichen Ansehens;[81]) aus ihr fließen der Monarchie auch starke materielle Machtmittel zu, von deren Größe die Schrift durch das kindliche Mittel öder zahlenmäßiger Berechnungen eine Vorstellung zu geben sucht.[82]) In allen seinen Gedanken ist der „*Miroir*“ stark von Hotmans ständischer Theorie sowie der Calvinschen Lehre vom Widerstandsrecht der Untertanen beeinflußt. Selbständigkeit ist überhaupt nicht seine Stärke. Auch das, was er über die Frage nach dem Wesen der besten Staatsform bietet,[83]) kommt nicht über alltägliche Erwägungen hinaus.

Im Gegensatz zu dem Versuch, die staatliche Gewalt auf die Rechte der Stände zu gründen, macht sich mit immer größerer Stärke eine Strömung im Bodinschen Sinne geltend, wenngleich die reiche Gedankenwelt der „*République*“ nicht sofort in ihrer ganzen Tiefe zu voller Geltung gelangt und sich ihre Wirkung zunächst mehr auf äußerliche Züge erstreckt.

Schon im Jahre 1575 war D'Albons „*De la maiesté royale*“ erschienen, in rein panegyrischer Form gehalten und theoretisch nicht weiter ernst zu nehmen. Auch Estienne Forcatel nimmt in seinem Werk „*De Gallorum imperio et philosophia*“ (1580) wiederholt[84]) auf die Rechte des Königtums Bezug, ohne

---

[79]) S. 17 ff.
[80]) S. 296. 315.
[81]) S. 37 ff. 403 ff.
[82]) S. 37 ff.
[83]) S. 296 ff.
[84]) Vgl. besonders S. 55 v.⁰: „*sed potius reputet occulta quaedam virtutum semina Regibus ingenita, quae si adolescere sinantur, repente fructum ferant industriae et gloriae supra aliorum mortalium facultatem, et ante tempus naturae legibus praestitutum, quasi praecoci fruge*“; S. 305: „*Tale vero apparet fuisse Regis Francorum ius et autoritatem ante Pharamonem, qualis ab Aristotele recitatur Lacedaemoniorum, ac valde collaudatur, tanquam maxime omnium, quorum genera quatuor affert, pollens secundum leges. Neque enim omnimoda potestate valebat: sed regionem egressus, rebus bellicis praesidebat, tum etiam in urbe sacrificiis ac Deorum caeremoniis: vitae autem necisque potestatem extra bellum non habebat. ut etiam apud antiquos, inquit, fuisse videtur, ostendente id*

daß es ihm gelingt, viel tiefer einzudringen. Schon die Widmung des Buchs an Katharina von Medici läßt nichts Gutes ahnen. Mehr steckt schon in Jean Du Tillets „*Le Second Livre des Memoires et recherches de France*" (1578). Der gelehrte und fleißige „*Greffier de la cour de Parlement à Paris*" will seiner Zeit die „*Titres, grandeur et excellence des roys et royaume de France*" vor Augen führen und geht in dieser Absicht die Befugnisse des Königtums durch, wie sie in den einzelnen Zweigen der Regierung und Verwaltung des Landes zu Tage treten. Der Weg, den er dabei einhält, ist der der historischen Darlegung. Mit der ältesten Periode beginnend, dringt er Schritt für Schritt bis zu seiner Zeit vor, überall die Fülle der königlichen Machtbefugnisse an Hand der Tatsachen nachweisend. Die Unumschränktheit der Rechte des Herrschers identifiziert sich ihm mit der selbstverständlichen Pflicht alleiniger Verantwortlichkeit vor Gott.[85])

Ähnliche Gedanken kommen in den dickleibigen „*Grandes Annales et histoire generale de France*" des François de Belle-Forest zum Ausdruck.[86]) Wie Du Tillet geht auch er chronologisch vor und gibt eine ausführliche Schilderung der Geschichte Frankreichs. Aber während bei Du Tillet die Theorie nur ganz nebenbei abfällt (obwohl sie die selbstverständliche und stillschweigende Voraussetzung seines ganzen Standpunkts bildet), geht Belle-Forest mit größerer Ausführlichkeit auf theoretische Erörterungen ein. Seine Auffassung vom Werdegang des französischen Volks fußt auf seiner Wertung des französischen Königtums. Die Feststellung, daß es von Anbeginn der französischen Geschichte Könige in Frankreich gegeben hat, ist für ihn von gleicher fundamentaler Wichtigkeit wie es für Hotman die Erkenntnis gewesen war, daß sich von Anbeginn an ständische Körperschaften nachweisen lassen. Belle-Forest sucht sich gleich von vornherein über die Befugnisse des Königtums Klarheit zu verschaffen. Er findet, daß die Monarchie nicht willkürlich schalten und walten konnte: „*le Roy estant estably pour le Royaume, c'est à dire non pour son prouffit particulier, ou pour tout faire à sa fantasie, ains pour le bien de tous, pour le support des subiects, et auancement de celle couronne, et puissance, à laquelle le sang, et succession de ses ancestres l'ont appellé*" (S. 1 v⁰). Vier Schranken („*freins*") sind es, an die das Königtum gebunden

Homero, apud quem Agamemnon in concionibus iurgiis et maledictis vexatur, ominitans interim se occisurum quemcunque a proelio fugientem viderit.". Forcatel kommt auf dieselben Fragen in gleichem Sinne zurück in seiner späteren Schrift: „*Stephani Forcatuli, Jurisconsulti, de Francorum Regum Jure, Auctoritate et Imperio*" (1595).

[85]) Vgl. S. 142. Beachtenswert sind auch die folgenden Sätze: „*Aussi sont les roys de France, pour n'avoir superieur, iuges en leur propre cause*" (S. 142 v⁰) und „*iustice est la fermeté du throne royal. Les arrests et iugemens et causes du roy sont en son nom . . .*" (S. 143 v⁰)

[86]) Paris 1579. 2 Bände.

ist: die Zustimmung der Kirche, die die „*Religion*“ vertritt, die Zustimmung der Parlamente, die die „*Justice*“ verkörpern, die königlichen Ordonnanzen selbst, die die „*Police*“ darstellen, und schließlich, alle anderen überragend, die Stände, „*le conseil et consentement de l'assemblee. Et c'est celuy qui a le plus de puissance, et lequel bien que soit fait suyuant la volonté des Roys, si est-ce que la raison le voulant, et requerant, il peut s'opposer à la mesme dignité Royale: à cause que ce corps public est composé tant du Chef que des membres, et que l'Eglise, la Noblesse, et la Justice, et le peuple y sont uniz pour le bien, et proufit du Royaume*“ (I. S. 2 v⁰). Aber Belle-Forest ist sich auch klar darüber, daß solche Beschränkungen der Würde des Königtums keinen Eintrag tun können. Über dem Recht der Menschen steht das Recht Gottes. Der Herrscher ist ein Werkzeug in höherer Hand und ganz dem göttlichen Gesetz unterworfen. Weder Volk noch Stände können über den Thron verfügen. „*Que si les Roys se sont soumis à la loy, c'est pour leur grandeur, et honneur, et non afin que de là on tire une consequence telle, que c'est aux subiets de faire, et deffaire les Roys, puis que c'est par l'election des subiets que la couronne leur a esté octroyee. Car depuis qu'un Roy est esleu, sacré, et couronné, qu'on l'a fait auec condition que son estat sera successif, qu'on luy a fait les serments de fidelité, qu'on s'est asseruy et assuiecty à ses loix, et volontez, il n'est plus loisible aux subiets de venir à election, puis qu'il est ainsi que par la premiere ils se sont despouillez de leur liberté de choisir, et eslire les Princes: et ont donné au sang des Roys et semence des Princes, ce qui premierement consistoit en leur puissance*“ (I. S. 2 v⁰).

Belle-Forests Ziel ist die Widerlegung Hotmans. Ohne immer unmittelbar auf die Theorie der *Franco-Gallia* Bezug zu nehmen,[87]) sucht er überall zu einem ihr widersprechenden Ergebnis zu gelangen. Zwar kommt auch er nicht um die Tatsache herum, daß die Stände nachweisbaren Anteil an der Regierung Frankreichs gehabt haben[88]), ja er führt (II. S. 966 v⁰) sogar einen Fall an, wo die Stände dem König ihre Unterstützung versagt haben, aber er bemüht sich sichtlich, ihren Anteil auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken und ihre Mitwirkung in Dingen der Regierung für ein freies Zugeständnis des Königtums zu erklären.[89])

---

[87]) Wie I. S. 22 v⁰.

[88]) „*Sur quoy est à noter que ces Royaumes lors estans comme separez du corps François, il failloit aussi qu'en l'establissement du Roy, y ayant controuerse pour le fait de la succession, que les estats y entreuinssent, et que par iceux fut donné iugement à qui la couronne appartenoit, l'arrest desquels seruit de preiugé pour l'aduenir contre les illegitimes, pour leur inhabilité de regner, et pour les proches du sang, lesquels sans autre forme d'approbation seroyent inuestis de la couronne*“. I. S. 83 v⁰.

[89]) „*Surquoy fault encor' noter que l'Euocation des ces estats fut faite par le Roy mesme, afin qu'on ne pense que autres que les Roys aye puissance de la faire, et qu'on ne tombe en ceste faulte, que le corps public*

Durch seine ganze Darstellung der französischen Geschichte zieht sich der Gedanke hindurch, daß die Macht der Stände nur verschwindend klein erscheint gegenüber dem, was das Königtum bedeutet. Ihm steht die höchste Gewalt über alle Untertanen zu,[90]) es übt den Schutz über die Kirche[91]), es unterliegt keiner päpstlichen Bestätigung,[92]) ebensowenig wie auch sonst dem Papst irgend ein Recht in politischen Dingen zusteht.[93]) Alles Recht der Stände fließt aus dem Recht des Königs, wie das des Königs wieder von Gott herkommt. Der König allein beruft die Stände[94]); ihr selbständiges Eingreifen ist stets nur durch Notlagen verursacht gewesen und hat nie Segen gebracht.[95]) An großen wie kleinen Ereignissen der französischen Geschichte wird diese Auffassung im Einzelnen veranschaulicht. Weitauseinanderliegende, aber inhaltlich eng zusammengehörige Betrachtungen fügen sich so zu einer Theorie zusammen, die, auf eine reiche Fülle weitschichtigen Materials gestützt, eine schroffe Ablehnung der Hotmanschen Ideen bedeutet.

Zu denen, die von Bodin gelernt haben, und an das Recht des Königs glauben, gehört auch der Katholik Guy Coquille, Sieur de Romenay. Wiederholt tritt er in seinen Schriften für das angestammte Recht der französischen Könige ein. „*L'experience*", so schreibt er gleich im Eingang seiner „*Memoires pour la reformation de l'Estat ecclesiastique*",[96]) „*et la doctrine les sçavaus nous font connoître que le gouvernement des peuples le plus assuré, auquel il y a moins d'inconvenient, est la Monarchie.*" An die Spitze seines „*Discours des Estats de France, et du droit*

---

aye plus de puissance que la teste: il est bien vray, que selon et suyuant la pratique de ce Royaume, depuis que les Roys ont accordé, ou conuoqué les estats, qu'ils ont nommé les iuges et deputez en iceux, ils se lient, et assuietissent à ce que ces iuges determineront, non comme membres, ains comme ayans l'authorité, et du chef, et du corps du Royaume tous unis ensemble: veu que, comme nous auons dit dés le commencement de ceste histoire, autre cas est le Roy, et autre la royauté, laquelle est plus grande que le Roy, comme celle qui luy donne l'authorité, et le rend admirable à ceux qui sont les membres d'icelle, l'ame de laquelle, s'espand en eux, et forme ce corps parfait de la republique, pour la conseruation duquel touts les membres se hazardent à tout peril, n'y espargnant leur salut propre: et c'est ainsi que nous disons que les estats ont puissance sur le Roy, d'autant que le Roy est chef des estats, et obligé par son office à poursuiure le bien public, duquel s'esloignant, il fait diuision du corps d'auec le chef, et altere l'union qui est entre les Roys, et la Royauté, et entre le souuerain, et la republique". I. S. 85. 86.

[90]) II. S. 1222 v⁰.

[91]) II. S. 1290 v⁰.

[92]) I. S. 295 v⁰, S. 373 v⁰.

[93]) I. S. 577 v⁰.

[94]) I. S. 231 v⁰. Vgl. ferner II. S. 879 v⁰, S. 1618 v⁰, S. 1620 v⁰, S. 1293 v⁰, S. 1294 v⁰.

[95]) II. S. 879 r⁰.

[96]) *Oeuvres I.* (Bordeaux 1703). S. 1.

que le Duché de Nivernois a en iceux"[97]), in welchem er diesen Gedanken weiter ausspinnt, stellt er den Satz: „*Le gouvernement de ce Royaume est vraye Monarchie, qui ne participe de Democratie ny d'Aristocratie, comme aucuns ont voulu dire à cause des Estats et des Parlemens. Laquelle opinion est éloignée de la verité; car si les Estats faisoient la Democratie, il y auroit tems et lieux certains pour les assembler, ce qui n'est pas: mais ils sont convoquez sous l'authorité et mandement du Roy, quand aucunes affaires se presentent grandement importantes à la Couronne et Estat d'icelle.*" Natürlich weiß auch er wohl, daß ein Herrscher menschlichen Schwächen und Fehlern unterliegt und sich täuschen kann und deshalb bei seinem Volk Rat holen muß, ja als eins der „*meilleurs remedes*" erscheint ihm die Berufung der Stände. Aber Stände und Parlamente sind nur die Organe des Herrschers und haben sich seinem Willen zu fügen. Von diesem Standpunkt aus erörtert er sodann die ständischen Rechte. Als wichtigste Befugnisse stehen ihnen die Entscheidung in Thronstreitigkeiten zu, wie zur Zeit Hugo Capets und Philipps VI., die Pflege der lokalen Justiz, wie sie die Coutumes enthalten, und die Bewilligung der Steuern, die letztere freilich ein Recht, das ihnen seit Ludwig XI. stark verkürzt worden ist.[98])

Zu den Theoretikern der Bodinschen Richtung zählt auch François De La Noue.[99]) Seine „*Discours politiques et militaires*", die er in den Jahren 1580 bis 1585 in der Gefangenschaft des Herzogs von Parma schrieb, können die protestantische Gesinnung ihres Verfassers nur schwer verleugnen. Auf dem Boden der Religion baut La Noue seine Theorien von der Ordnung des Staates und den Rechten des Herrschers auf. Sein Standpunkt ist ganz der Calvins, wie ihn sich auch Bodin für seine Zwecke zurechtgelegt hat. Gott ist der Ursprung aller weltlichen Staatsordnungen. Unter seinem Schutz gedeiht die weltliche Macht; die Auflehnung gegen Gott führt zum Untergang des Staates. Von Bodin übernimmt La Noue die Betonung der „*justice*" als der Grundlage und Quelle aller staatlichen Ordnungen und stellt ihr als die drei den Staat zerstörenden Gewalten die „*injustice, impiété*" und „*dissolution*" gegenüber. Die Erfüllung der von Gott übertragenen Pflichten ist die höchste Aufgabe der Herrscher. Sie sind dafür auch „*comme des images veritables de Dieu*". Die Untertanen haben dem Herrscher unbedingten Gehorsam zu leisten. Die christliche Religion macht ihnen solche Pflichten

[97]) *Oeuvres I.* S. 276 ff.

[98]) Vgl. auch: „*Des Pairs de France, leur origine, fonction, rang et dignité*", Oeuvres I. S. 450 ff. und „*Dialogue sur les causes des miseres de la France entre un Catholique ancien, un Catholique zelé et un Palatin, fait en l'année 1590*", Oeuvres I. S. 214 ff.

[99]) Zum Folgenden vgl. Hauser, *François De La Noue.* Paris, thèse, 1892.

doppelt ernst und heilig. Selbst wenn die Herrschaft zur Tyrannei ausartet und der Herrscher sein Volk etwa „*en surcharges sur les biens*“ oder „*en accroissements de labeurs imposés sur les personnes*“ bedrückt, bleibt die Gehorsamspflicht uneingeschränkt bestehen. Nur für den Fall, daß der Herrscher selbst gegen Gottes Gebot verstößt und ähnliches auch von seinem Volk fordert, dürfen sich die Beamten — aber auch nur diese — gegen ihn auflehnen. Zu Hotmans Anschauung von den altüberlieferten Rechten der Stände kann sich La Noue, auch hier Bodins Standpunkt teilend, nicht bekennen. Das einzig Gute, das er den Ständen nachzusagen weiß, ist, daß sie in der besonderen Notlage, in die Frankreich durch die Bürgerkriege geraten ist, das letzte Mittel der Rettung darstellen. Aber auch für diesen Fall will er ihnen nur eine beratende Mitwirkung zugestehen. Ihre Mitarbeit darf unter keinen Umständen zu einer Einschränkung der Herrscherrechte führen.

Der Gehorsam gegen den König erscheint La Noue noch aus anderen Erwägungen heraus gerechtfertigt. Im Gegensatz zu Bodin, der, ohne die Beziehung zu den besonderen Verhältnissen seiner Zeit zu lösen, eine reine, allgemein gültige Theorie der königlichen Rechte zu geben bestrebt war, ist La Noue bemüht, seine Theorien nach den Erfahrungen einzurichten, die er in seinem vielbewegten Leben gesammelt hat. Ein Blick auf die Vorgänge seiner Zeit lehrt ihn, daß die erste Ursache der Kriege im Lande die geringe Achtung vor dem Königtum ist. Freilich über die Frage, woher das kommt, zerbricht er sich nicht weiter den Kopf. Er zögert sogar nicht, selbst Heinrich III. sein Lob zu zollen und ihn in gewagter Vergleichung neben Titus zu stellen.

Hohes erwartet La Noue auch von dem gesunden Sinn und von der aufrichtigen Friedensliebe des französischen Volkes. Die Adligen müssen hier mit ihrem Beispiel vorangehen. Ohne ihre Mithilfe läßt sich der Neubau des Staates, der dringend notwendig geworden ist, nicht durchführen. Vor allem muß ihr Trotz gebrochen werden. Sie müssen es endlich verlernen, nur ihren eigenen Plänen zu leben und durch die Unsitte des Duells ihr kostbares Blut, das ja auch das des ganzen französischen Volkes ist, zu verspritzen; sie müssen sich an ein einfaches und sparsames Leben gewöhnen und dürfen nicht sich oder gar den Hof in unsinnigen Prachtbauten überbieten wollen; sie sollen sich statt dessen der Studien befleißigen und für eine gute Erziehung ihrer Kinder sorgen. Der König hat die Pflicht, hier einzugreifen. La Noue gefällt sich darin — seine „*Discours*“ sind Heinrich IV. gewidmet — eine ganze Fülle von Vorschlägen zur Beherzigung auszukramen und sich die erträumte nationale Erziehungsarbeit durch den Hof in breiten Erörterungen bis ins Kleinste hinein auszumalen. Ohne einen gebildeten, geistig und sittlich hochstehenden Adel kann seiner Ansicht nach kein Staat gedeihen.

Auch in der äußeren Politik ist noch vielerlei zu bessern. Ihre ganze Richtung muß auf den Ton eines friedlichen Zusammenlebens der einzelnen Mächte gestimmt werden. In nebelhafter Ferne schwebt ihm wie D'Aubigné[100]) als letztes Ziel einer großzügigen, von wahrhaft christlichem Geist getragenen Politik der Gedanke eines Kreuzzugs des geeinigten Europa gegen die Türken vor.

(Schluß folgt.)

Marburg i. H. KURT GLASER.

---

[100]) *Oeuvres complètes de Théodore Agrippa D'Aubigné* (éd. Réaume-Caussade): „*Sa vie à ses enfants*" I. S. 82. Vgl. auch Réaume, *Notice biographique et littéraire sur Théodore Agrippa D'Aubigné* (1883). S. 37.

Der Tristanroman des Thomas und die Disciplina clericalis.

Auf die Bedeutung des Thomas als gelehrten Dichters, der ein Kleriker[1]) im mittelalterlichen Sinne des Wortes gewesen sein mag, ist bereits mehrfach hingewiesen worden. So behauptet W. Golther[2]): „Thomas war literarisch fein gebildet, er kannte Wace und die antiken oder byzantinischen Romane und bearbeitete den Tristanroman mit großer Freiheit.“ Nicht nur seine romantischen Zutaten sind des echt höfischen Darstellers würdig, die psychologische Analyse der Gefühle und Stimmungen, die die Hauptpersonen beseelen, auch sein Hang zur Sentenz und moralischen Belehrung, so daß er über Frauenseele (*ire de femme est a duter* 2595), Freundestreue, Neid, Haß, und Verleumdung gegenüber wahrer Anhänglichkeit und Verschwiegenheit die richtigen Töne findet. So ist er am besten dem verfeinerten Geschmack seiner Zeit entgegengekommen. daraus erklärt sich die weite Beliebtheit seiner eleganten Tristanfassung, die zur Nachahmung in anderen Ländern Europas reizen mußte. Jedenfalls ist er stark lyrisch und didaktisch veranlagt und bleibt sich dieser Neigung bis zu den Schlußworten der Dichtung getreu. Daß man bisher, soweit es die lückenhafte Überlieferung dieses Epos erlaubt, seine Eigenart bei der Gesamtbeurteilung noch nicht genügend bis in alle Einzelheiten hinein beleuchtet hat, mögen die nachstehenden Bemerkungen, die in mir bei einer erneuten flüchtigen Prüfung aufstiegen, zeigen.

An mindestens vier Stellen läßt sich bei Thomas der Einfluß der *Disciplina clericalis*[3]), des ältesten mittelalterlichen Novellenbuches des *Petrus Alfonsi*, feststellen:

---

[1]) *Novati*, Studj di filologia romanza II 403. Vgl. *Bédier*, Le roman de Tristan par Thomas. Paris 1905, t. II, S. 42 ff.

[2]) Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit . Leipzig 1907, S. 141.

[3]) Petri Alfonsi Disciplina clericalis hgb. *A. Hilka* und *W. Söderhjelm*. Helsingfors 1911 (Acta societatis scientiarum Fennicae t. XXXVIII, 4 (= DCl). Kleine Ausgabe (= dcl.). (Sammlung mittellat. Texte, Heft 1.) Heidelberg 1911.

I. *Thomas* V. 805—832 (*Bédier* I 293) = *Saga* (in *E. Kölbings* Übersetzung) S. 182 (die Stelle fehlt im *Sir Tristrem* = E). Von den Verwundungen und den Heldentaten Tristans bekommt Isolde keine Kunde, da sich seine Neider dazwischen stellen. In der Umgebung des Königs Marc hat er falsche Freunde, die nur das Schlechte der Königin überbringen, das Gute aber ihr verschweigen. Dadurch bewerkstelligt der Dichter den Übergang zur Cariado-Episode, die nach Bédier II 268 seine Erfindung zu sein scheint.

Thomas

807 *Car ço est costume d'envie*
Del mal molt dire e del bien mie;
Car envie les bons faiz ceille,
Les males ovres esparpeille.
Li sages hum pur iço dit
Sun filz en ancien escrit
„Milz valt estre senz compainie
Qu'aveir compainie a envie,
E senz compainun nuit et jor
Que aveir tel u n'ait amor.
Le bien celerat que il set,
Le mal dirat quant il le het".[4]
Se bien fait, ja n'en parlerat,
Le mal a nul ne celerat,
Pur ço valt milz senz compainun
Que tel dunt ne vient si mal nun

Saga

Und das ist die Gewohnheit derer, welche andere beneiden, daß sie über das Gute schweigen und ihren Ruhm und die Vorzüglichkeit derer verbergen, welche bedeutender sind als sie [und daß sie die Unschuldigen anklagen und ihre eigenen Fehler durch Schmähungen gegen andere verhüllen]. Deshalb *gab ein weiser Mann seinem Sohne* die Lehre: „Besser ist es allein, ohne Genossen zu hausen, als mit solchen, die auf einen neidisch sind!"

Bédier (zu V. 813 ff.) hat jene Quelle vergeblich in den salomonischen Sprichwörtern und in Catos Distichenbuch gesucht. Dafür zitiert er die späten *Enseignements* des *Robert de Ho* (hgb. *M. V. Young*, 1901, V. 109):

Fiz, mout vient meuz tot sol errer
Que malveis compaignun mener,
Kar en tel leu poet hom venir
Que par ennor s'en (l. n'en) poet partir
E s'il a malveis compaignun,
Honte en receit tot a bandun.

Aber offenbar handelt es sich bei Robert nur um Warnung vor *schlechter Gesellschaft* (vgl. DCl. VII exemplum, wo an einem Beispiele die Wahrheit des Spruches erhärtet wird: Quisquis iniquae gentis consortio fruitur, procul dubio mortis immeritae

---

[4]) Offenbar hört das Zitat erst mit V. 818 auf (Bédier läßt es mit V. 816 schließen).

poenas lucratur), nicht aber, wie hier, vor falschen und verleumderischen *Freunden und Neidern.*

Thomas hat den Spruch der DCl. 6,24 aufgegriffen: *Ne te associaveris inimicis tuis, cum alios possis reperire socios. Quae enim male egeris, notabunt; quae vero bona fuerint, devitabunt* (v. l. deviabunt, denigrabunt, depravabunt). Freilich hat er den ersten Teil dahin abgeändert *(senz compainum)*, daß es besser sei, gar keinen Verkehr als nur Neider zu haben.

II. und III. *Thomas* 869—932 = *Saga* (Kölbings Übersetzung) S. 182 = *Sir Tristrem* Str. CCLXXVI—CCLXXIX.

Der falsche Cariado (S: Mariadokk, E: Canados), der sich anschickt, Isolde die üble Botschaft von der Verheiratung Tristans in der Bretagne zu überbringen, findet die Nichtsahnende beim Singen des lai de Guirun vor, wozu sie sich zur Harfe begleitet. Bei Thomas ist nun der Anschluß an den Gesang ganz natürlich und ebenso die Anspielung an das volkskundliche Motiv: *Eulengesang = Todesvorbote, üble Vorbedeutung überhaupt*, auf das ich hier nicht näher eingehen will.[5]) Aber des Thomas' Verwendung dieses Motivs ist durchaus nicht durchsichtig genug, da er noch andere Vorstellungen und noch einen anderen Sinn hereinträgt, vor allem auch das *Thema von der zur unrechten Zeit überbrachten Kunde*, so daß eine *Kontamination* zweier ganz verschiedener Themen zu konstatieren ist. Die schwierige Stelle gewinnt daher nicht an Klarheit, bisher ist sie auch nicht befriedigend gedeutet worden. Der nordische Übersetzer bereits hat den dunklen Text des Thomas nicht verstanden, betont daher nicht Isoldens Gesang (zu Anfang des 72. Kapitels heißt es nur: Eines Tages saß die Königin in ihrem Zimmer und d i c h t e t e einen Leich über unglückliche Liebe; indem trat Mariadokk zu ihr) und seine weitere Dialogpartie zeigt, daß er mit seiner Quelle nicht viel anzufangen weiß, daher kombiniert er schließlich die Eule mit dem *Wolfe*, was wohl Thomas V. 906 *si sui huan, e vos fresaie* entsprechen soll.

Thomas	*Saga*
V. 869 *Ysolt trove chantant un lai,*	Als er so einstmals kam,
870 *Dit en riant: „Dame, bien sai*	sprach er zur Königin:
Que l'en ot fresaie chanter	„Frau, wenn die Leute
Contre de mort home parler,[6])	eine Eule singen hören,

[5]) *B dier* (zu V. 871—2) weist auf *Plinius*, Hist. nat. X 12, auf den Bestiaire des *Guillaume le Clerc* nebst *Pyramus et Thisbé* (V. 638 *Vit le huant, vit la fr. saie)* hin. Vgl. Servius zu Vergils en , IV 462. Eine Dichtuug *De bubone quod sit nuncius mortis* bei *J. Werner*, Beiträg zur Kunde des Mittelalters.[2] Aarau 905, S. 91. *A. Wutke*, Der deutsche Volksaberglaube[3]. Berlin 1900, S. 202 (die Todesbedeutung des Eulenrufes ist uralt, bereits vedisch).

[6]) VV. 870—871 geben keinen Sinn. Ich nehme folgende Besserung an:

Quant l'en ot fresaie chanter,
Covient de mort home penser = S.

Car sun chant signifie mort;
E vostre chant, cum jo record,

da ziemt es ihnen, an ihren Tod zu denken, *da Eulengesang Tod bedeutet*, und da mir nun scheint, daß dies ein Klage- und Kummerlied ist, da müssen wohl welche jetzt ihr Leben gelassen haben.“

875 *Mort de fresaie signifie*
Alcon ad or perdu la vie.
— Vos dites veir“, Ysolt lui dit;
„Bien voil que sa mort signifit
Assez est huan u fresaie
880 *Ki chante dunt altre s'esmaie.*
Bien devez vostre mort doter,
Quant vos dotez le mien chanter,
Car vos estes fresaie asez
Pur la novele qu' aportez.
885 *Unques ne crei aportisiez*
Novele dunt l'en fust ja liez
Ne unques cha enz ne venistes
Males noveles ne desistes . . .

„Ja“, sprach Isond, „du hast recht, ich wünschte sicherlich, daß dieser Gesang Tod bedeute. Das ist gewiß eine böse Eule, die ein anderes mit seinem Kummer quält; aber dir kommt es wohl zu, deinen Tod zu fürchten, da du dich vor meinem Singen fürchtest. Die Eule fliegt stets vor schlechtem Wetter, du aber kommst stets mit *üblen Nachrichten*; *du bist in Wahrheit eine umherfliegende Eule*, die immer böse Botschaft bringen und Spott und Hohn äußern will.

893 *De vostre ostel ja nen istrez*
Si novele oïe n'avez
895 *Que vos poissiez avant conter . . .*

Ich weiß genau, daß du nicht hierher kommen würdest, wenn du mir eine erfreuliche Nachkeit mitteilen wolltest!“

903 *Cariado dunc li respont:*
„Coruz avez, mais ne sai dont.
905 *Fols est ki pur voz diz s'esmaie.*
Si sui huan, e vos fresaie!
Que que seit de la meie mort,
Males noveles vos aport
Endreit de Tristan vostre dru:
Vos l'avez, dame Ysolt, perdu;
En altre terre ad pris moillier!

Mariadokk sprach: „Du bist jetzt erzürnt, Königin! Aber ich weiß nicht, ein wie großer Tor der sein muß, der deine Worte fürchtet. Ich *mag eine Eule sein*, *aber du ihre Magd!* Wie es aber auch um meinen Tod stehen mag, so

bringe ich dir die traurige Botschaft: du hast jetzt Tristram, deinen Geliebten, verloren, er hat sich in einem anderen Lande eine Frau genommen . . .“

916 *Ysolt respont par grant engaigne:*
„Tuit diz avez esté h u a n
Pur dire mal de dan Tristran!
Ja Deus ne doinst que jo bien aie,
S'endreit de vos ne sui fresaie!
Vos m'avez dit male novele,
Ui ne vos la dirai jo bele:
En veir vos di, pur nient m'avez;
Ja mais de mei bien n'esterez.

Da sagte Isond: „Mit Spott und Hohn bist du stets Wolf *und Eule* gewesen und hast von Tristram Übles geredet. Gott lasse mich nie etwas Gutes genießen, wenn ich mich deinem Willen und deiner Torheit füge! Und obschon du mir Böses über Tristrem sagst, so werde ich doch nimmer dich lieben noch dein Freund werden...“

Im *Sir Tristrem* (Kölbings Übersetzung S. 276) ist alles verwischt: Tristrem hatte ein Lied gedichtet, das sang Ysonde, die Kluge, und harfte immer zugleich. Herr Canados war dabei, er sprach: „Dame, du hast unrecht in Wahrheit, wer es gesehen hat! *ie eine Eule und gewaltige Stürme, so schreist du laut öffentlich (?).* Du liebst Tristrem heftig, Unrechtes hat man dich gelehrt! Tristrem, um deinetwillen, in Wahrheit hat er sich beweibt . . .“ „Herr Canados, hüte dich, immer bist du mein Feind; du verstehst nur in schändlicher Weise zu verfolgen (?), wo man Ehre erweisen sollte . . . Unwahres verstehst du vorzubringen, sodaß dir immer Leid widerfahren möge dafür! . . . Ich gebe dir eine Versicherung: dein Glück sollst du verlieren. Was du von mir erbeten hast, soll dir niemals zuteil werden! . . . .“ Dazu meint *R. Heinzel* (Tristan und seine Quelle = Ztschr. f. d. Altertum XIV (1869), S. 405): „Sir Tristrem läßt Canados eine ganz unmotivierte *Unart* sagen: der Dichter hat den freilich *frostigen Witz bei Thomas* nicht verstanden. Dieser meint: Wenn eine Eule singt, so stirbt ein Mensch; singt nun ein Mensch, so muß wohl eine Eule sterben. Das Kompliment muß wohl sein, daß Isolde keine Eule sei.“ *E. Kölbing* (Saga, S. CXXIII) hält dem entgegen: „Daß von dem Sterben *einer Eule* die Rede sein muß, lehrt aber Isoldens Antwort. Sehr geistreich ist d e r S c h e r z *im Urtexte* ohnehin auch nicht; ja ich kann nicht einmal die Pointe herausfinden, welche Heinzel hineinlegt.“ *Bédier* (zu Vers 870 bis 884) gibt eine Interpretation, die er selbst als unsicher bezeichnet: „Cariado se présente devant Isolt, décidé à lui annoncer la trahison

de Tristan, nouvelle qui sera pour elle, il le prévoit, comme un message de mort. „Je sais", lui dit-il, „*qu'on entend chanter la fresaie, au moment où l'on va parler d'un mort*[7]), car son chant signifie mort; or, [qui plus est], votre chant, *à bien considérer les choses*[8], signifie la mort de la fresaie [elle-même]: quelqu'un que je sais [la fresaie que vous êtes] a perdu la vie." C'est à-dire: „non seulement votre chant accompagne, comme celui de la fresaie, la nouvelle de mort que je vais vous dire, mais *c'est sa propre mort qu' à son insu chante la fresaie.*" Il le dit en termes assez vagues pour qu' Isolt puisse lui répondre: „ — Soit, je veux bien que mon chant signifie la mort de la fresaie; mais la fresaie, c'est vous, dont le chant afflige qui l'entend; c'est votre mort que mon chant doit vous faire redouter." Dem muß man folgendes entgegenhalten: Es ist klar, daß Cariado an einen Volksaberglauben anspielt: Wenn die Eule singt, so muß ein Mensch sterben. Sarkastisch und tückisch zugleich, da er die Wirkung der üblen Nachricht ahnt, vergleicht er Isoldens traurigen Gesang (von der Herzmäre) mit dem Eulengesang. Er zitiert einfach boshaft die Volksweisheit: da muß jetzt jemand gestorben sein. Von dem *unbewußten Todesgesange der Eule selbst (= Isolde)* kann doch hier nicht die Rede sein.[8])

Thomas hat sicher die folgende Stelle der DCl. 13, 18 (= dcl. 13, 32 ff.) nachgeahmt: Ein Schüler und ein Lehrer hören auf ihrem Spaziergange vor der Stadt die greuliche Stimme eines Menschen, der sichtlich trotzdem darauf sehr stolz ist *(in tribus delectatur homo, etsi bona non sint: in sua voce, in suo carmine et in suo filio)*. Der Lehrer meint spöttisch: *Si verum est quod homines dicunt vocem bubonis hominis mortem portendere, tunc ista sine dubio vox bubonis mortem*[9]) *annuntiat.* Der Gesang sei so schauerlich, daß diesmal eine Eule an ihren eigenen Tod glauben müsse.

Dadurch rückt die Thomasstelle in ihre richtige Beleuchtung.

a) Cariado meint spöttisch: „Eulengesang im allgemeinen bedeutet den Tod eines Menschen, dein Kummerlied den Tod der Eule selbst. Es muß also jetzt jemand gestorben sein." b) Isolde nimmt (Spott gegen Spott) diesen Gedanken auf, richtet aber die Spitze gegen den Spötter selbst: „*Diese Eule*, deren Tod mein vermeintlicher Eulengesang ankündigt, *bist du*, *Cariado*,

---

[7]) Diese gekünstelte Deutung fällt weg, wenn man den Text der VV. 870—871 nach S bessert (Vgl. oben meine Anm.). Cariado bringt ja keine Todesnachricht!

[8]) Auch dies ist unrichtig, da die Worte *cum jo record*, wie wir weiter sehen werden, sicher die *Erinnerung (recorder) an den volkstümlichen Aberglauben* andeuten.

[9]) Eine schlechte Rezension der DCl. bringt entstellend: vox bubonis mortem *hominis* annuntiat = frz. Prosa ($11,_7$ unserer Ausgabe, Helsingfors 1912): sans faille dont anonche cheste vois de chuette mort *d'omme*.

selbst. Mir ist es ganz recht, daß mein Lied ihn bedeutet. In der Tat, wer so wie du nur *Kummernachrichten* bringt, ist eine Eule oder ein Uhu (V. 879 *Assez est huan u fresaie Ki chante dunt altre s'esmaie).* Fürchtest du dich vor meinem Gesang, der dein nahes Ende dir voraussagt, so hast du Veranlassung dazu wohl wegen der neuen üblen Botschaft, die mich kränken soll (V. 883 *Car vos estes fresaie asez Pur la novele qu'aportez*), du hättest dich sonst nicht aus dem Hause gewagt!" Thomas verbindet also das volkstümliche Moment (vox ista bubonis mortem hominis portendit mit der Übertreibung (ista vox bubonis mortem annuntiat), wobei *der Unglücksbote mit dem bubo gleichgesetzt* wird. Das Folgende stimmt zu dieser Parallele. Denn auf Isoldens Vorwurf erwidert Cariado: „Dein Zorn rührt mich nicht. Gut, ich bin der Uhu, du die Eule (V. !06 *Si sui huan, e vos fresaie*!). Die Todesdrohung steht dahin. Jedenfalls bringe ich üble Kunde: verloren hast du deinen geliebten Tristan!" Und nochmals wirft ihm Isolde vor: „Als Verleumder Tristans bist du stets ein echter Uhu gewesen, von dem ich nichts mehr wissen will."

Dadurch schwinden, im Zusammenhange mit jener Stelle der DCl., alle Unklarheiten unseres Dialogs im Thomas; aber auch die Saga verdient keineswegs den Vorwurf der Unklarheit oder Unrichtigkeit. Wie kam aber Thomas dazu, noch den „*Unglücksraben*" mit dem alten Motiv vom Unglücksvogel zu kombinieren? Zweifelsohne diente hierzu eine andere Stelle der DCl. Denn im Zusammenhange mit Isoldens spitzigem Hinweis darauf, daß der Unglücksbote sonst nicht sein Haus verlassen hätte, finden wir bei Thomas die Anspielung (S und E wußten nichts damit zu machen, ließen sie also einfach aus):

V. 889 *Il est tuit ensement de vos*
Cum fu jadis d'un perechus,
Ki ja ne levast de l'astrier
Fors pur un home corocier.

Bédier bekennt im Glossar, s. v. *astrier: cimetière?* Nous ne savons à quoi font allusion les vv. 889—892.

Ein jeder Leser der DCl. erinnert sich hier sofort an die Figur des gefräßigen und faulen Dieners *Maimundus* (DCl. 38 = dcl 42), der zum Türschließen zu träge ist und der die Unglücksbotschaft seinem Herrn, der nach einem guten Geschäft zu den *mali rumores* gar nicht aufgelegt ist (cave ne dicas mihi rumores malos!) brockenhaft beibringt, so daß der Unglückliche, der alles plötzlich verloren hat, Familie wie Hab und Gut, schließlich zusammenbricht. Nun erklärt sich auch das rätselhafte Wort *astrier*: es ist eine Weiterbildung zu *astre*, *aitre*, *atre* Vorhalle, wo ja die gewöhnliche Ruhestätte des Sklaven gewesen sein mag.

Auf die Kompositionsart des Thomas wirft die Kombination verschiedener Motive aus dem lat. Text des Petrus Alfonsi ein

drastisches Licht: er nimmt sein Gutes, wo er es eben findet und verwertet es ganz frei.

IV. *Thomas* V. 1149—1452 (fehlt *Saga* und *Sir Tristrem*).

Isoldes Klage über die Drohung der Brengvein, sie bei ihrem Gemahl anzuschwärzen:

L'en ne poet estre plus traïz
Que par privez e par nuirriz.
Quant li privez le conseil set,
Traïr le puet, se il le het.

Vgl. den Exkurs der DCl. 6, 15 = dcl. 6, 27 ff. de consilio: *Cave tibi de consilio illius a quo petis consilium, nisi tibi sit fidelis comprobatus. — Noli consilium tuum omni revelare homini. Qui enim consilium suum in corde suo retinet, sui iuris est melius eligere. Consilium absconditum quasi in carcere tuo est reclusum, revelatum vero te in carcere suo tenet ligatum.*

Ich schließe diese Bemerkungen mit dem Hinweis darauf, daß es in diesem ganzen Zusammenhange auch recht wahrscheinlich ist, daß Thomas das berühmte, später oft verwendete[10]) Motiv: Geliebte = Tod und Leben, vgl.

V. 1061 *La bele raïne, s'amie,*
En cui est sa mort e sa vie

(Bédier I 258, bei Gottfried[10]) erhalten)

Isolt ma drue, Isolt m'amie,
En vus ma mort, en vus ma vie.

V. 2311 *Cum a dame, cum a amie*
En qui maint sa mort e sa vie

aus der bekannten Freundschaftssage in der DCl. entnommen hat, wo der Liebeskranke beim Anblick der gesuchten Geliebten ausruft (DCl. 5,1 = dcl. 5, 4): *Ex hac est mihi mors et in hac est mihi vita.*

Mit geringerer Bestimmtheit läßt sich eine Entlehnung für den Exkurs über die *novelerie* (Thomas V. 285—356) behaupten. Vgl. DCl. 30,7 = dcl. 32,30: *Magis valet parva beatitudo quam plena domus auro et argento. — Qui multa cupit, semper maiorum fame tabescit. — Radix pacis est aliena non cupere, et fructus eius est requiem habere.*

Merkwürdig ist der Epilog bei Thomas V. 3125 ff.: Er richtet sein Gedicht vor allem an die in Lust und Leid Liebenden, damit sie sich an diesem *essemple* erbauen und vor Liebeslisten (*engins d'amur*) bewahren können:

Pur essemple l'ai issi fait
E pur l'estorie embellir,
Que as amanz deive plaisir,

---

[10]) Vgl. *W. Hertz*, Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg.[5] Stuttgart und Berlin 1907, Anm. 134.

E que par lieus poissent trover
Chose u se puissent recorder:
Aveir em poissent grant confort,
Encuntre change, encuntre tort,
Encuntre paine, encuntre plur,
Encuntre tuiz engins d'amur!

Daß der Dichter hier jene Episoden seines Werkes betont, wo die *ruses d'amour* dem Ehemann gegenüber ihren Triumph feiern, verrät seine besondere Tendenz. Es scheint, daß die exempla des spanischen Judenchristen Petrus über Weiberlist (de ingenio nequam feminarum, de mulierum artibus), die auch dieser nur *corrigendo mores ad nostram utilitatem* verzeichnet hat, zur Nachahmung in mannigfaltigen Variationen angespornt haben.

Breslau. ALFONS HILKA.

Weiteres zur Mabinogionfrage.[1]

II.: Die Bearbeitungen von Chrétiens *Erec* in ihrem Verhältnis zu diesem und zu dem kymrischen Mabinogi.

1. Der *Erec* des Hartmann von Aue in seinem Verhältnis zu Chrétiens *Erec* und zu dem Mabinogi von *Gereint*. Mit einem Exkurs: *Fée Morgain* = irisch *Morrigan*.

In seiner im vorigen Artikel kritisierten Abhandlung geht Gaede von der Voraussetzung aus, daß Hartmann von Aue für seinen *Erec* als alleinige Quelle die gleichnamige Dichtung Chrétiens von Troyes benutzt und überall da, wo er von ihr abweicht, nach eigenem Gutdünken vollkommen selbständig die Darstellung des französischen Dichters modifiziert, verbessert und ausgeschmückt habe.

---

[1]) Vgl. diese *Zs.* 41[1] (1913), 131—65, und 42[1] (1914), 11—73. Die Fortsetzung der Artikelreihe wurde dadurch verzögert, daß der Verf. 14 Monate lang im Heeresdienst gestanden hat.

Seit der letztgenannte Artikel erschien, hat Förster als Abschluß seiner Chrétien-Ausgabe veröffentlicht: *Kristian von Troyes Wörterbuch zu seinen sämtlichen Werken. Unter Mitarbeit von Hermann Breuer verfaßt und mit einer litterargeschichtlichen und sprachlichen Einleitung versehen*, Halle 1914 (*Romanische Bibliothek* No. 21), und hier erneut über den „Artusroman und seine Anfänge" S. 13, über die Frage: „Welches ist der erste Artusroman?" S. 17, über den „Erec" S. 52—56 und über den „Mabinogion"-Streit S. 139 gehandelt. Irgend etwas neues bringt er aber zu den in Rede stehenden Problemen nicht bei, vielmehr beschränkt er sich darauf, seine bekannten Behauptungen zu wiederholen, indem er die gegnerischen Arbeiten nicht einmal anführt, geschweige denn, daß er auch nur den leisesten Versuch machte, die gegnerische Beweisführung zu widerlegen.

S. 13 Anm. 1 werden die bekannten Arbeiten von Zimmer zitiert unter Ignorierung der wichtigen Artikel von Lot, *Romania* 25,1 ff. und Loth, *Revue celtique* 13, 475 ff., welche Zimmers Behauptungen in wesentlichen Punkten korrigieren; ebenda, und nochmals S. 17, wird neuerdings auf die Einleitung zur *Karre (Lancelot)*, S. XCIX-CLII verwiesen unter Ignorierung meiner *Zur Mabinogionfrage* S. 30—50 gegebenen ausführlichen Kritik dieses Abschnittes. — S. 17 behauptet F., den Beweis erbracht zu haben, daß die Mabinogion

Schon in dem genannten Artikel wurde aber gezeigt, daß einige der von Gaede angezogenen Stellen, wo Hartmann mit dem kymrischen Mabinogi gegen Chrétien übereinstimmt, dieser seiner Annahme ganz entschieden widerstreiten, indem die Übereinstimmung nicht durch zufälliges Zusammentreffen zweier Bearbeiter erklärt werden kann.

Im folgenden nun soll auf Grund einer eingehenden Vergleichung des *Erec* Hartmanns mit dem Chrétiens, von dem ersterer bekanntlich auf Schritt und Tritt inhaltlich sehr stark abweicht, — während Hartmanns später entstandener *Iwein* sich seiner französischen Quelle aufs engste anschließt — und mit der des Mabinogi der zwingende Beweis erbracht werden, daß der deutsche Dichter,

von *Gereint*, *Owen* und *Peredur* nur Bearbeitungen der Chrétienschen Romane sind, „was zu einer längeren, von gegnerischer Seite schließlich mit grenzenloser Leidenschaft persönlich gehaltenen Polemik geführt hat, die ich glücklicherweise durch eine spätere Entdeckung erledigen und die gegnerische Ansicht als eine ganz willkürliche, bloß auf der *petitio principii* beruhende Phantasterei nachweisen konnte", d. h. durch die angebliche Entdeckung, daß Chrétien sich das „Witwenmotiv" des *Ivain* aus dem *Roman de Thèbes* geholt habe. — S. 19 wird behauptet, „daß stets und einzig Kristian allein seines Artusromans wegen von Mitwelt und Nachwelt gepriesen wird", wozu ich *Zur Mabinogionfrage* S. 12 ff. zu vergleichen bitte. — Die Mabinogionfrage wird S. 140 ff. abgetan durch Anführung einer längeren Stelle aus der Einleitung zur 4. Aufl. des kl. *Ivain* (1912), S. XXVII ff. und einer Stelle aus Försters Rezension der neuen Ausgabe des *Sir Perceval of Gales* in der *Ztschr. f. rom. Phil.* 38 (1914). An erstgenanntem Orte rechnet Förster Gaston Paris unter die Vertreter seiner Anschauung, während dieser bekanntlich Försters Theorie bis zuletzt bekämpft und nur für das Mabinogi von Gereint Benutzung Chrétiens neben einer anderen Quelle zugegeben hat, auch dies aber nur auf Grund der seitdem widerlegten, von Förster inspirierten Arbeit von Othmer, s. hierüber *Zur Mabfr.* S. 28 ff. In den beiden von Förster zitierten Stellen wird die Behauptung aufgestellt, der „mathematisch sichere" Beweis für die Abhängigkeit der Mabinogion von Chrétien werde erbracht durch die Tatsache, daß letzterer im *Ivain* „sein Witwenmotiv sich direkt aus dem Thebanerkrieg [Jocaste-Episode] geholt hat"; leider war diese Behauptung schon zur Zeit des Erscheinens des „*Wörterbuches*" überholt durch die von mir inzwischen in dieser *Zs.* 41[1] (1913), 140 ff. vorgenommene eingehende Nachprüfung der Försterschen „Entdeckung", deren, ich denke, überzeugendes Ergebnis war, daß aus den Zügen, welche der „Witwen-Episode" im *Ivain* mit der Jocaste-Episode im *Roman de Thèbes* gemein sind, für die Abhängigkeit des kymrischen *Owen* vom *Ivain*, also auch für die Abhängigkeit der Mabinogion überhaupt von Chrétien, gar nichts erschlossen werden kann. Folglich ist nicht „jedes weitere Wort zu dieser Frage [zur Mabinogionfrage] überflüssig", sondern sämtliche, gegen Förster vorgebrachte und von ihm nicht widerlegten Argumente bleiben nach wie vor in voller Kraft bestehen.

Nicht besser bestellt ist es mit der S. 142 f. von F. wiederholten Behauptung, im Mabinogi von *Gereint* lasse sich ein Mißverständnis des Chrétienschen Textes nachweisen, indem der kymrische Bearbeiter aus der bei Chr. V. 4220 und 4222 erwähnten Fee *Morgue* — so, nicht *Morgain*, wie F. angibt, hat Chr. — einen Leibarzt — F. ernennt ihn

der sich in Nordfrankreich aufgehalten hat, wo schon vor dem Erscheinen des Chrétienschen Romanes die Geschichte Erecs ein beliebtes Thema der umherziehenden Spielleute und *conteurs* war, notwendig noch eine von der Chrétiens sich vielfach unterscheidende, von ihr unabhängige, also mit ihr aus der gleichen Quelle geflossene Version des Erec-Stoffes gekannt haben muß, welche bisweilen die Geschichte in einer ursprünglicheren Fassung bot, als Chr. es tut; es wäre auch möglich, daß es sich nicht um eine zusammenhängende Version, sondern um einzelne mündlich kursierende Episoden des Erec-

zum „Oberarzt" — *Morgan Tut* gemacht habe. Die Meinung, es könne aus dieser Stelle irgend etwas für die Abhängigkeit des Mabinogi von Chrétiens *Erec* erschlossen werden, ist endgültig und definitiv schon von Edens, *Erec-Geraint* S. 40 ff. widerlegt worden, s. bes. S. 45, vgl. dazu *Zur Mabfr.* S. 97 ff. und diese *Zs.* 40[1], 207 Anm. 9. Durch Edens' Hinweis auf die Tatsache, daß, selbst wenn hier wirklich auf Seiten des Mabinogi ein Mißverständnis vorliegen sollte, wie Förster annimmt, dieses Mißverständnis ja gerade so gut auf der gemeinsamen Quelle Chrétiens und des Mab. beruhen könnte, indem natürlich auch hier schon die Fee *Morgue* genannt sein konnte, — durch diesen Hinweis ist das in Rede stehende, von Förster behauptete Mißverständnis als Beweisargument für die Abhängigkeit des Mabinogi von Chrétien ein für alle mal beseitigt. Indes Förster ignoriert eben die Widerlegung seiner Ansicht, ein Verfahren, das ja gewiß sehr bequem, aber wissenschaftlich doch wohl nicht zulässig ist.

„Durch diese zwei hier angeführten Tatsachen ist die sogenannte Mabinogionfrage endgültig aus der Welt geschafft", erklärt Förster zum Schluß!

Das sehr kurz gefaßte Kapitel über den *Erec*, S. 52 ff., welches ohne Begründung die Behauptung wiederholt, der in der Einleitung des *Erec* erwähnte *conte* könne „unmöglich die Fabel des Kristianschen Romans enthalten haben, sondern nur einzelne Episoden", und wegen des *Gereint* auf S. 139 verweist, bietet zu Bemerkungen keinen Anlaß.

Ich möchte es nun nicht unterlassen, hier andererseits meine Befriedigung darüber auszusprechen, daß Förster in dem einleitenden Kapitel „Das Volksepos" — Nachtrag dazu S. 228* — 231* — nochmals die Bédiersche Theorie, die ausgesprochenermaßen den Zweck verfolgt, der herrschenden, sicher fundierten Anschauung von dem germanischen Ursprung des altfranzösischen Nationalepos den Garaus zu machen, ganz entschieden ablehnt; hier stehe ich vollkommen auf Försters Seite. Die Unmöglichkeit, die Lehre Bédiers für den größeren Teil des alten Epos von „*Ludwigs Krönung*" aufrechtzuerhalten, wird nachgewiesen in den Rostocker Dissertationen von Paul Linnenkohl, *Branche I und II des Couronnement de Louis. Gegenwärtiger Stand der Forschung*, Schwerin 1912, und von Friedrich Holtschneider (†), *Die dritte Branche des Couronnement de Louis*, Rostock 1913, denen sich binnen kurzem noch die den letzten Abschnitt des Epos behandelnde Dissertation von Otto Hinkfoth, *Die vierte Branche des Couronnement de Louis*, Rostock 1917, anreihen wird. Bei Linnenkohl ist auch eine Übersicht der Kritiken zu finden, die bis dahin über Bédiers Werk erschienen waren.

Stoffes handelte, von denen Hartmann Kenntnis erhielt, doch spricht die ziemlich gleichmäßige Verteilung der signifikanten Abweichungen und umfangreichen Plus-Stellen über die ganze Dichtung eher für die Verwertung einer vollständigen Version, die dem Dichter aber gleichfalls auf mündlichem Wege übermittelt sein könnte.

Ist dieses Ergebnis richtig, dann bewegt sich die ganze Gaedesche Abhandlung, soweit Hartmann in Betracht kommt, in einem verhängnisvollen *circulus vitiosus*, dann ruhen auch alle germanistischen Arbeiten, die, auf der gleichen Voraussetzung basierend, vermittelst eines Vergleiches des Hartmannschen *Erec* mit dem Chrétiens die dichterische Eigenart Hartmanns ermitteln wollen, wenigstens teilweise auf recht unsicherer Grundlage.

Die Arbeiten von Karl Bartsch, *Über Christians von Troies und Hartmanns von Aue Erec und Enide*, Pfeiffers *Germania* 7 (1862), 141 ff., Karl Dreyer, *Hartmanns von Aue Erec und seine altfranzösische Quelle*, Königsberger Programmabhandlung 1893, Paul Hagen, *Zum Erec, Zeitschr. f. deutsche Philologie* 27 (1895), 463—74, und F. Piquet, *Etude sur Hartmann d'Aue*, Pariser These, Paris 1898, S. 183 ff. sind schon im vorigen Artikel, diese *Zeitschr.* 42[1], 14 ff. von mir registriert und kurz besprochen worden.

Indem ich auf das dort Gesagte verweise, gebe ich unter Heranziehung der übrigen einschlägigen Literatur zunächst eine Übersicht über den Stand der Frage nach der Quelle, bezw. den Quellen von Hartmanns *Erec*.

Bartsch a. a. O. schloß aus den vielfältigen, weitgehenden Übereinstimmungen zwischen Hartmann und Chrétien, daß der *Erec* des letzteren Hartmanns Quelle, und zwar seine alleinige Quelle, gewesen sei, aber er sah sich durch eine Reihe auffälliger Abweichungen des deutschen Dichters von seiner französischen Vorlage, die Bartsch nur in dem Abdruck einer Hds. — der Hds. *B* — durch I. Bekker zugänglich war, zu der Annahme genötigt, Hartmann habe zur Vorlage eine Hds. des *Erec* gehabt, welche von der durch Bekker abgedruckten verschiedentlich differierte, und er sprach die Erwartung aus, es werde sich durch Vergleichung der übrigen Handschriften des französischen Gedichtes „ein dem Hartmannschen im einzelnen noch näher stehender Text ermitteln" lassen.

In der Tat durfte aus den von Bartsch gegebenen Nachweisen mit ziemlicher Sicherheit gefolgert werden, daß der deutsche Dichter Chrétiens *Erec* benutzt haben mußte.

Bartschens Ergebnis wurde denn auch von der gelehrten Forschung akzeptiert. Franz Eggert, *Über die erzählenden Dichtungen Hartmanns von Aue*, Schweriner Programm 1874, S. 14 bemerkt bezüglich der Quelle Hartmanns, es sei „nach der

gründlichen Abhandlung von K. Bartsch . . . . . kein Zweifel mehr darüber, daß dies das gleichnamige Gedicht von Chrestien von Troies gewesen ist, wenn auch nicht in der Gestalt, in welcher es uns durch die Veröffentlichung des altfranzösischen Textes von Imman. Bekker (Haupts *Ztschr.* X, 373 ff.) bekannt geworden ist." Er meint S. 18, es komme nun darauf an, „denjenigen Text [des Chrétienschen *Erec*] zu ermitteln, welcher dem von H. benutzten am nächsten steht."

Endgültig sicher gestellt wurde dann Chrétien als Quelle Hartmanns durch die von Heinemann in der *Zeitschr. für deutsches Altert.* 42 (N. F. 30), 259 ff. veröffentlichten Wolfenbütteler Bruchstücke einer zweiten Hds. des Hartmannschen *Erec*, welche eine in der Ambraser Hds. vorhandene größere Lücke teilweise ausfüllen und in denen V. 4629[12] der französische Dichter ausdrücklich genannt wird: *alse uns Crestiens sagit.*

Dagegen ist bekanntlich Bartschens Erwartung, eine andere Hds. des Chrétienschen Gedichts werde eine zu dem Hartmannschen Texte besser stimmende Überlieferung bieten, durch W. Försters kritische Ausgabe des französischen *Erec*, Halle 1890, nicht erfüllt worden: wie der Herausgeber selbst S. XVII feststellt, findet keiner der von Bartsch herangezogenen Fälle, wo Hartmann von der durch I. Bekker veröffentlichten Hds. des französischen Gedichts abweicht, durch eine andere Hds. ihre Erklärung.

Da nun nur die Voraussetzung, daß dies der Fall sein würde, Bartsch abhielt, sich „der Ansicht anzuschließen, es habe dem deutschen Bearbeiter ein anderer Erec vorgelegen als das Gedicht Christians", wird damit offenbar das Ergebnis von Bartschens Untersuchung sofort teilweise wieder in Frage gestellt: es geht nicht mehr an, zu behaupten, Bartsch habe Chrétiens *Erec* als Hartmanns alleinige Quelle erwiesen. Wie Bartsch geurteilt haben würde, wenn er die kritische Ausgabe des französischen *Erec* noch erlebt hätte, wissen wir nicht; seine eben zitierte Äußerung aber berechtigt zu der Annahme, er würde, nachdem seine Vermutung sich nicht bestätigt hat, entweder eine zweite Quelle Hartmanns geradezu postuliert oder doch die Möglichkeit des Vorhandenseins einer solchen zugegeben haben.

Trotzdem hält Förster a. a. O. an der „absoluten Abhängigkeit" Hartmanns von Chrétien fest, und auch bei den Germanisten bleibt — mit den gleich zu nennenden Ausnahmen — die alte Anschauung in Kraft, Bartsch habe als Hartmanns alleinige Quelle Chrétien erwiesen.

Nun haben aber seit dem Erscheinen von Försters kritischer Ausgabe des *Erec* Dreyer, Hagen und Piquet darauf aufmerksam gemacht, daß in einer ganzen Reihe von Fällen Hartmann in sehr auffälliger Weise mit dem kymrischen Mabinogi von *Gereint* gegen Chrétien übereinstimmt:

Dreyer a. a. O. S. 23 weist solche Übereinstimmungen in nicht weniger als 18 Fällen nach. Da er nun einerseits im Hinblick auf die Arbeit von Bartsch und das eben angeführte Urteil Försters als Hartmanns alleinige Quelle Chrétien betrachtet und andererseits die Ansicht von Othmer und Förster, wonach auch das Mabinogi auf Chrétien beruhte, als richtig voraussetzt, — sie ist es aber, wie seitdem Edens gezeigt hat, nicht —, so schließt Dreyer aus jenen Übereinstimmungen, es müsse eine andere „Redaktion" Chrétiens gegeben haben, welche an den fraglichen Stellen mit Hartmann und dem Mabinogi übereinstimmte.

Hagen a. a. O. hebt einige sehr beachtenswerte, Hartmann und dem kymrischen Prosamärchen gemeinsame Abweichungen gegenüber Chrétien hervor und folgert aus ihnen, daß Hartmann außer Chrétien eine zweite Quelle benützt haben müsse.

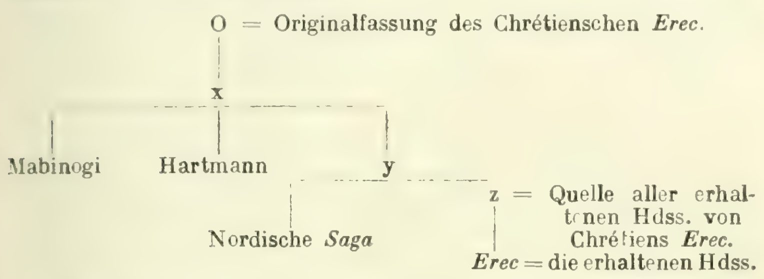
Ebenso erklärt Piquet a. a. O. die von ihm verzeichneten 16 Fälle, wo Hartmann und das Mabinogi gegen Chrétien zusammen gehen — es sind nur zum Teil die gleichen, die Dreyer und Hagen erwähnen — durch Annahme einer zweiten Quelle Hartmanns neben Chrétien.

Zu diesen Arbeiten hat Förster dann in seiner Ausgabe des *Karrenritters (Lancelot)*, Halle 1899, S. CXXIX ff. Stellung genommen, er hat ein paar von den nachgewiesenen Übereinstimmungen zwischen H. und M. ib. S. CXXXV, CXLIV, CXLIX im Texte besprochen und die ganze von Piquet aufgestellte Liste ib. S. CXLIV—CXLVIII in einer langen Anmerkung einer Nachprüfung unterzogen, er hat dann S. CXLIX f. versucht, für die Übereinstimmungen eine Erklärung zu geben und hat sich im kl. *Erec*, Halle 1909, S. XXVIII—XXX nochmals zu der Frage geäußert.

Sämtliche Försterschen Bemerkungen zu der Piquetschen Liste werden später bei Erörterung der einzelnen Punkte Berücksichtigung finden und auf ihre Berechtigung hin geprüft werden.

Förster glaubt nun, einige der von Piquet verzeichneten 16 Punkte beseitigen zu können, ca. 8 oder 9 aber — im kl. *Erec* S. XXX sogar „fast ein Dutzend" — läßt er gelten: hier könne die Übereinstimmung zwischen Hartm. und Mab. wenigstens für die Gesamtheit der Fälle nicht auf Zufall zurückgeführt werden: „Wenn zuzugeben ist, daß derlei Einfälle spontan durch einen besonderen Zufall an einer und derselben Stelle zwei verschiedenen Bearbeitern kommen können, so schließt eine Reihe solcher Zusammentreffen jeden Zufall unbedingt aus", kl. *Erec* S. XXX. Die Übereinstimmungen beweisen also nach ihm allerdings, daß Hartm. und Mab. hier aus einer gemeinsamen Quelle schöpften, welche nicht der uns vorliegende Text des Chr.'schen *Erec* war. Förster stellt deshalb die Hypothese auf, alle uns erhaltenen Handschriften

des französischen *Erec* müßten zurückgehen auf ein gemeinsames, schon fehlerhaftes, eine Reihe Lücken aufweisendes Original, das er mit *z* bezeichnet; der Archetypus, *O*, habe gegenüber unseren Hdss. eine Anzahl Plusverse gehabt, und die Plusverse hätten in der Quelle von Hartm. und Mab. noch gestanden; sein Schema, *Lancelot* S. CXL, ist dieses:



Er glaubt, ein solches schon lückenhaftes Original aller unserer 7 *Erec*-Hdss., abgesehen von den in Rede stehenden Übereinstimmungen, S. CL — s. schon S. CXXIX — mit Sicherheit folgern zu müssen aus dem Vorhandensein zweier Lücken, die unsere Erec-Überlieferung aufweise, s. Anm. zum gr. *Erec* V. 2216—2219 und kl. *Erec* S. XIX.

Er kommt auf Grund dieser Erwägungen zu dem Ergebnis: „Es folgt also mit zwingender Notwendigkeit, daß die drei Mabinogion auf Chrétien und zwar nur auf Chrétien zurückgehen. Mab. hat einerseits seine franz. Chrétien-Handschrift stark gekürzt und kymrisiert, andererseits war die letztere, wie eine eingehende Vergleichung von Mab. mit Hartmann (und der nordischen Saga) lehrt, besser und vollständiger als unser erreichbares O [d. i. *z* im obigen Stammbaum]."

Hierzu ist folgendes zu bemerken:

Zunächst hat Förster, indem er sich auf die Piquetsche Liste beschränkte, die Übereinstimmungen, die zwischen H. und M. nachgewiesen worden waren, nicht vollständig berücksichtigt, denn Dreyer und Hagen haben solche, die bei Piquet fehlen; dazu kommt, daß sich eine ganze Anzahl weiterer Konkordanzen der beiden Texte gegen Chr. aufzeigen lassen, welche bis jetzt unbeachtet geblieben sind.

Sodann können die Einwände, durch welche Förster mehrere der Nummern der Piquetschen Liste beseitigen zu können glaubt, z. T. nicht gebilligt werden, wie später bei Besprechung der einzelnen Punkte gezeigt werden wird; die Zahl der signifikanten Übereinstimmungen ist schon bei Beschränkung auf die Liste Piquets größer, als F. will.

Weiter aber, und dies ist die Hauptsache: es lassen sich wohl einige der fraglichen Übereinstimmungen zurückführen auf ein Plus von einem oder mehreren Verspaaren in den von Hartm. und dem Mab. benutzten Chr.-Hdss., bei weitem aber nicht alle; denn es finden sich eine ganze Reihe Übereinstimmungen, welche nicht darin bestehen, daß der Darstellung des uns vorliegenden französischen Textes gewisse, im übrigen mit dieser wohl im Einklang stehende Momente hinzugefügt werden, sondern vielmehr darin, daß die Erzählung in H.-M. von der unseres Chrétien-Textes mehr oder weniger stark abweicht.

Nun zeigen aber, wie ich *Zur Mabinogionfrage*, Halle 1912, S. 34 festgestellt habe, „die Chrétien-Hdss., abgesehen von einem Plus oder Minus von wenigen Versen — in der Regel einem Verspaar —, das an dem Inhalt der Erzählung gar nichts ändert, sondern höchstens einen ganz nebensächlichen Zug, eine nebensächliche Bemerkung hinzufügt oder wegläßt, nur in wenigen, ganz seltenen Fällen eine längere Interpolation oder eine größere Lücke, welche aber gleichfalls den Gang der Erzählung in keiner Weise modifizieren, sondern bestenfalls eine ganz gleichgültige, den sonstigen Gang der Darstellung nicht beeinflussende, ev. im Originaltext schon angedeutete Plusszene hinzufügen oder eine Szene der angedeuteten Art weglassen.“ Inhaltliche, den Gang der Erzählung betreffende Differenzen begegnen, wie ich ebenda S. 35—37 nachgewiesen habe, in den Hdss. der fünf bis jetzt kritisch herausgegebenen Chrétienschen Romane überhaupt nicht, obgleich der *Erec* in 7 Hdss., der *Cligès* in 8 (+ Resten einer 9.), der *Ivain* in 9 (+ Resten von 3 anderen), der *Lancelot* in 5 (+ 1 Fragment) und der *Guillaume d'Angleterre* in 3 Hdss. erhalten ist, und bezüglich des noch nicht kritisch herausgegebenen *Perceval*, der in 16 Hdss. vorliegt, bemerkt Förster selbst, wie ich schon im vorigen Artikel (*Zs.* 42[1], 21 Anm. 5) erwähnte, sein endgültiger Text werde sich von dem der beiden von Potvin-Scheler und von Baist veröffentlichten Hdss. „in nichts unterscheiden außer in dem Wortlaut einiger Stellen.“[2])

---

[2]) S. über die *Perceval*-Handschriften Jessie L. Weston, *The Legend of Sir Perceval*, I, London 1906, S. 27 ff. Allerdings verzeichnet Miß Weston neben Lücken und Zusätzen in den Hdss. in ganz vereinzelten Fällen auch inhaltliche Differenzen. Aber beim *Perceval* liegt die Sache insofern anders als bei den übrigen Romanen Chrétiens, als diese von Chrétien unvollendet gelassene Dichtung von verschiedenen Autoren fortgesetzt wurde, deren Angaben gelegentlich zu denen Chrétiens und unter einander nicht stimmten, was dann zur Folge hatte, daß Kopisten, die Inkozinnitäten bemerkten, hie und da kleine Retouchen vornahmen, die die Übereinstimmung herstellen sollten. So bemerkt M. Weston S. 29 von der Pariser Hds. 12, 576: *The Manessier section shows some slight variations from the usual text, clearly due to the desire of the copist to harmonise the incidents affected with the version of Gerbert. Thus the smith whom Perceval visits on his way to*

Nicht anders verhält es sich auch mit dem in 5 Hdss. überlieferten *Meraugis* des Raoul von Houdenc, den Friedwagner, Halle 1897, kritisch herausgegeben hat. Auch hier stimmen alle Hdss. im Gang der Erzählung bis in die Einzelheiten genau überein.[3])

Dies beweist, daß die Kopisten der Artusromane, wenn sie auch gelegentlich den Wortlaut einzelner Verse oder Verspaare änderten, irgend welche indifferente Verspaare wegließen oder geringfügige, zu der gegebenen Situation passende neue Momente einfügten, es doch nicht wagten, Änderungen an der Erzählung vorzunehmen, den ihnen gebotenen Text zu korrigieren.

Unter solchen Umständen ist die Annahme schlechthin unzulässig, der Schreiber der gemeinsamen Quelle der uns erhaltenen sieben *Erec*-Hdss. habe nicht nur eine beträchtliche Reihe Verspaare ausgelassen, sondern er habe auch an vielen Stellen die Darstellung seiner Vorlage modifiziert. Wir besitzen von sämtlichen Werken Chrétiens wohl im Wortlaut und in gleichgültigen Nebenzügen vielfach differierende Handschriften, aber keine verschiedenen Redaktionen, und es ist in hohem Grade unwahrscheinlich, daß das supponierte, fehlerhafte Original aller erhaltenen Hdss. sich zum Archetypus ganz anders verhalten haben sollte, als die uns vorliegenden Hdss. es unter sich tun. Im Gegenteil, da es, allen unseren Hdss. vorausliegend, zeitlich dem Archetypus noch ziemlich nahe stehen würde, von dem es nur wenige Zwischenstufen trennen

---

defend Blancheflor from Arides is not Trebuchet but his son, who recognises Perceval's sword as having been reforged by his father. Diese Quelle inhaltlicher, übrigens, wie das angeführte Beispiel zeigt, sehr geringfügiger Differenzen lag bei den anderen Dichtungen Chrétiens nicht vor.

[3]) V. 3637—56, wo *B* mit 14 Versen von den anderen Hdss. abweicht, liegt inhaltlich doch nur ein Minus in *B* vor, indem hier der dem Meraugis von Marez gemachte und von jenem angenommene Vorschlag fehlt, daß sie sich, wo immer sie sich begegnen werden, als Totfeinde gegenübertreten wollen.

V. 5602—3 fügt *B* mit 14 Versen in die Kampfschilderung eine Begegnung zwischen Gorvain und Meraugis ein, die mit dem Sturze des ersteren endet.

V. 5906—10 erweitert *W* zu 14 Versen, die inhaltlich nichts weiter neues bringen als daß die beiden Ritter, die in den anderen Hdss. in den Sätteln bleiben, beide mit den Rossen stürzen und nun zu Fuße weiter kämpfen, — also ein irrelevantes Plus.

Endlich, unmittelbar vor Schluß des Gedichtes, erweitert *B* V. 5926—28 zu 18 Versen, in denen erzählt wird, was sich nach dem Text der übrigen Hdss. von selbst versteht: daß Meraugis die Lidoine heiratet, und außerdem, daß Gorvain der Gatte der Amice wird, wovon die anderen Hdss. nichts wissen, also auch nur ein kleiner Zusatz.

Das sind die stärksten Abweichungen, die sich in den 5 Hdss. finden.

könnten, so wäre mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es sich von dem ursprünglichen Chrétienschen Texte noch wenig unterschieden hätte. In der Tat behauptet Förster auch gar nicht, daß es stärkere Differenzen gegenüber dem Urtexte enthalten habe, er spricht nur von einzelnen Plusversen in jenem Original. Aber er hat eben die wirklichen A b w e i c h u n g e n von der Erzählung Chr.'s, welche sich in den Hartm. und Mab. gegenüber Chr. gemeinsamen Übereinstimmungen finden, nicht beachtet oder er will sie mit unzureichenden Gründen nicht gelten lassen. S o m i t l a s s e n s i c h d i e f r a g l i c h e n Ü b e r e i n s t i m m u n g e n d u r c h d i e F ö r s t e r s c h e H y p o t h e s e e i n e s l ü c k e n h a f t e n O r i g i n a l s a l l e r a u f u n s g e k o m m e n e r H d s s. d e s *E r e c* nicht e r k l ä r e n. D i e s e l b e n f o r d e r n a l s g e m e i n s a m e Q u e l l e f ü r H a r t m. u n d d a s M a b. n i c h t e i n e a n d e r e **Handschrift**, s o n d e r n e i n e a n d e r e, v o n d e r E r z ä h l u n g C h r.'s v i e l f a c h a b w e i c h e n d e **Redaktion** d e s E r e c - S t o f f e s.

Die oben erwähnten Lücken, welche Förster in unserer *Erec*-Überlieferung entdeckt zu haben glaubt und in denen er ein sicheres Indizium für eine schon lückenhafte Quelle der letzteren erblickt, existieren in Wirklichkeit nicht, wie ich diese *Zs.* 42[1],22 gezeigt habe.

Soviel über Försters Kritik der von D r e y e r, H a g e n und P i q u e t gegebenen Nachweise und seinen Versuch, die Übereinstimmungen Hartm.'s und Mab.'s gegenüber Chr. auf eine bessere Hds., statt auf die Benutzung einer anderen nicht-Chrétienschen Erec-Erzählung durch H. und M. zurückzuführen.

D i e s e r V e r s u c h m u ß a l s g e s c h e i t e r t g e l t e n.

Daß Hartmann „wohl eine andere uns unbekannte Version des Erec vor sich gehabt hat", d. h. eine nicht-Chrétiensche Version, schließt „mit Sicherheit" auch Ernst F r i e d l ä n d e r in der unter Ernst M a r t i n und Gustav G r ö b e r entstandenen Straßburger Dissertation: *Das Verzeichnis der Ritter der Artustafelrunde im Erec des Hartmann von Aue verglichen mit dem bei Crestien von Troyes und bei Heinrich v. d. Türlin*, 1902, S. 7.

Offenbar infolge von Nichtbeachtung der Tatsache, daß das Ergebnis der Untersuchung Bartschens durch Försters kritische Ausgabe des *Erec* teilweise in Frage gestellt wird, und im Hinblick auf die entschieden ablehnende Haltung des letztgenannten Gelehrten gegen die Postulierung einer zweiten französischen Quelle des Hartmannschen *Erec* durch Hagen und Piquet ist von germanistischer Seite, so weit ich sehe, den Bedenken, die sich aus den in Rede stehenden Nachweisen gegen die Ableitung des Hartmannschen *Erec* aus Chrétien allein ergeben, keinerlei Berücksichtigung geschenkt geworden.

Fedor B e c h in der 3. Aufl. des Hartmannschen *Erec*, Leipzig 1893, S. IX bemerkt, unter Verweis auf Bartsch und auf Förster, gr. *Erec*, S. XVII ff.,: „Der Erec und später der Iwein .... waren frei umgedichtet nach den gleichnamigen Heldenromanen, welche wir noch von jenem französischen Dichter [Chrétien] besitzen".

Ebenso ist Oskar R e c k, *Das Verhältnis des Hartmannschen Erec zu seiner französischen Vorlage*, Diss. von Greifswald 1898, der Meinung, daß die Quellenfrage durch Bartsch definitiv entschieden sei: er erwähnt die Untersuchungen von Dreyer, Hagen und Piquet gar nicht und betrachtet alles, was Hartmann über Chr. hinaus bietet, ohne weiteres als das Eigentum des ersteren. Nicht anders verfährt Georg J e s k e, *Die Kunst Hartmanns von Aue als Epiker*, Diss. von Greifswald 1909, und G a e d e in seiner im vorigen Artikel besprochenen Dissertation vom J. 1913, obgleich er Försters Annahme einer sowohl von H. als dem M. benutzten besseren Chrétienhandschrift als ganz unwahrscheinlich a b l e h n t.

Unzugänglich blieb mir leider trotz aller Bemühungen die Abhandlung von P. J. R e i m e r, *Die Abhängigkeitsverhältnisse der Übersetzungen des Erec*, Programm des Gymnasiums Seitenstetten (Österreich), 58 S., 1909. Ich bin bezüglich ihrer auf das Referat im *Jahresbericht f. Germ. Philol.* 31 (1911), 7,68 angewiesen: „Vergleicht Chrestiens Gedicht mit der afr. Prosaversion und mit der anord., mhd., keltischen Überlieferung. Daß eine eigene Erecversion den nichtfranzösischen Fassungen zu Grunde liege, lehnt R. ab; sie weisen auf einen nordwestfranzösischen Zweig der Überlieferung Chrestiens, bezw. auf eine niederrheinische Zwischenstufe zurück." Also wieder die als unzulässig erwiesene Annahme einer anderen handschriftlichen R e d a k t i o n Chrétiens!

Ich werde nun also in diesem Artikel den Nachweis liefern, d a ß H a r t m a n n n o t w e n d i g n o c h e i n e z w e i t e, v o n C h r é t i e n v i e l f a c h a b w e i c h e n d e E r e c - E r z ä h l u n g g e k a n n t h a b e n m u ß, aus der er nicht nur das meiste von dem, was ihm und dem Mabinogi gegenüber Chrétien gemeinsam ist, sondern noch manches andere entnahm, und von der unter diesen Umständen vermutet werden darf, daß sie ihm außerdem noch an manchen Stellen, wo sich der Nachweis nicht erbringen läßt, als Quelle gedient hat.

Eine neue R e d a k t i o n des Urtextes, eine Fassung des *Erec*, welche von der des Archetypus inhaltlich abwich, die Geschichte stellenweise anders erzählte, als es der Urtext getan hatte, kann, wie ich oben gezeigt habe, die hypothetische verlorene Quelle der uns erhaltenen *Erec*-Hdss. nicht geboten haben. Wo immer deshalb Hartmann und Mabinogi gemeinsam nicht

nur ein geringfügiges Plus zu unserer Erec-Überlieferung, sondern eine andere Version bieten, als es unsere Hdss. tun, da kann ihre Darstellung nicht aus Chrétien — aus einer Ursprünglicheres bietenden verlorenen Hds. seiner Dichtung —, sondern nur aus einer von der Chrétienschen unabhängigen Erec-Erzählung geflossen sein, welche mit ersterer auf die gleiche Quelle zurückging.

Es soll zunächst die Frage ins Auge gefaßt werden, ob vielleicht die Quellenberufungen Hartmanns irgend welche Indizien für die Annahme einer von ihm neben Chrétien benutzten zweiten Quelle an die Hand geben.

Die Berufungen auf die ihm vorliegende Überlieferung, der er zu folgen erklärt, sind in Hartmanns *Erec* sehr zahlreich; sie wurden zusammengestellt von Eggert in dem oben genannten Programm über Hartmann S. 14: es sind ihrer im ganzen nicht weniger als 35, wozu also als 36. der Verweis auf Chrétien in den neuentdeckten Wolfenbütteler Fragmenten kommt.[4])

Die Berufungen ergehen: auf die *âventiure*, die *wârheit*, auf das *maere*, das *wâre maere*, auf „das Buch", in dem er es las, wiederholt aber auch einfach auf das, was „man sagt", oder sie bestehen auch nur darin, daß der Dichter erklärt, das und das sei „ihm nicht kund", „ihm nicht gesagt".

Ich gebe nachstehend, unter Verwertung der Eggertschen, eine Liste der Hartmannschen Quellenberufungen, indem ich in Klammer beifüge, auf was die Berufung sich bezieht, und unter „Chrétien" die Stelle verzeichne, wo sich bei ihm entsprechendes findet, oder finden müßte.

Hartmann 182 ff.:	Chrétien:[5])
sagt diu âventiure wâr (das letzte Sperberturnier hat vor zwei Jahren stattgefunden)	595 ff.
280: *nach der âventiure zal* (der alte Ritter trägt einen Schafpelz)	375 ff. fehlt.
742: *als uns diu âventiure zalt* (Iders prächtige Rüstung)	778 ff. fehlt.
1416: . . . . *sô man sagt* (Nichte des Herzogs)	1358.

[4]) 7138, wie es S. 14 u. statt 7318 heißen muß: *als ich iu ze sagen weiz*, ist doch wol zu streichen; 4280 und 4282, 7486 und 7490 stehen an der gleichen Stelle.

[5]) Die Ziffern sind für Chrétien natürlich andere als bei Eggert, da diesem die kritische Förstersche Ausgabe des *Erec* noch nicht vorlag.

1586: . . . . *sô man saget* (Enide wird reich gekleidet)	1653 f.
1621: . . . . *nâch sage* . . . . (Gâweins untadeliges Wesen)	1691 f. (entspricht aber nur ganz im allgemeinen)
1926: *als man ez von der wârheit weiz* (auf Maheloas' Glasinsel herrscht niemals Kälte noch Hitze)	1951.
1949: . . . . *sô man seit* (die jungen Könige sind gleich gekleidet)	1964 ff. fehlt.
2093: *uns saget daz wâre maere* (Brîan größer als alle)	1998.
2098: *sô saget man uns danne* (Bîlêî der kleinste Zwerg)	1997.
2238: *nâch der âventiure sage* (Turnier zwischen Tanebroc und Prûrîn)	2131.
2722: . . . . . .*sô man seit* (Gâwein tut es stets allen zuvor; folgt längere Charakteristik)	2224 f. (nur: er machte damals seine Sache gut; die Charakteristik fehlt)
2741: *als wirz mit wârheit haben vernomen* (Gâwein ein vollkommener Ritter)	ib. fehlt.
2758: *wan man saget* . . . . (Gâwein in Britannien keiner gleich)	ib. fehlt.
2896: *nâch der âventiure sage* (Erec und Enide in Carnant freundlich empfangen)	2337 ff.
3298: *man saget* . . . . (die Wegelagerer bilden eine Gesellschaft unter sich.	2796 ff. fehlt.

3497: *des enist mir niht geseit* (wem der Knabe Speise und Wein bringt)	3129 f. (stimmt nicht zu H., beides wird bei Ch. den Mähern des Grafen Galoain gebracht)
3684: *wande wir haben vernomen* *von dem grâven maere* (der Graf von Natur bieder, aber die Minne bringt ihn auf Abwege)	3248 ff. fehlt.
4280: *ist uns wunder geseit.* . . . . *mirn sî danne gelogen dar an* . . . . *wir müezen sîner geschiht* *ein michel teil verdagen.* (Guivrets Persönlichkeit)	3679 f. fehlt (nur ganz kurze Bemerkung, s. unten S. 63)
4307: *dar umbe man noch von im seit* (Guivret hat stets Glück gehabt)	ib. fehlt.
4629^{12}: *alse uns Crestiens sagit* (Artus ist ausgezogen, um zu jagen)	3945 ff.
5657: *des enist mir niht kunt* (warum die beiden Riesen Cadoc feind sind)	4517 ff. (keine Angabe darüber)
6126: *desn ist mir niht gezalt* (warum der Graf durch den Wald ritt)	4676 ff. (kein Grund angegeben)
7054: *ich enhabe ius gesaget* *sô vil als ichs weste* (alles auf V. 4628 Folgende)	was auf 3931 folgt.
7298: *des hôrte ich im den meister jehen* (die linke Seite von Enidens Rosse blendend weiß)	5325: fehlt.
7461: *als uns der meister seite* (Frauenreitzeug dem Pferde aufgelegt)	5330 ff. (aus gemachten Angaben zu erschließen)
7834: *als uns der âventiure zal* *urkûnde dâ von gît* (Schilderung der Burg Brandigan	5397 ff. fehlt (in dieser Form; Hartm. macht ganz andere Angaben)

7486: *wan als mir dâ von bejach* *von dem ich die rede hân* . . . . *als ich an sînem bouche las*	5316 ff. (die Schilderung des Zelters ist bei Hartmann viel ausführlicher)
7892: *des hôrte ich im den meister jehen* (der Baumgarten der schönste, den es je gab)	5739 ff. (kann aus der hier gegebenen Schilderung erschlossen sein)
8200: *der meister enliege* (Palast der 80 Witween)	f e h l t ,[6]) (müßte nach 5571 erwähnt werden)
8240: *als ichs bin bewîset* (Tracht der 80 Witween)	die ganze Episode f e h l t.
8697: *ob uns daz buoch niht liuget* (Schilderung des Baumgartens)	5739 ff. (stimmt im allgemeinen)
9018: . . . . *als ich ez las* (rote Rüstung Mabonagrains)	5899.
9283: . . . . *sô man seit* (Erec hat in seiner Jugend in England die Ringkunst erlernt)	5938 ff. f e h l t.
9722: . . . . *als ich ez las* (Enide und ihre Kusine in Lalut geboren)	6251.
10038: *als uns diu wârheit von im sagt* (Erecs Ruhm übertrifft alles)	Hartmanns ganzer Schluß f e h l t bei Chrétien.

Diese große Zahl von Hartmanns Quellenberufungen im *Erec* ist auffällig im Hinblick auf die Tatsache, daß sich im *Iwein*, von dem es feststeht, daß er allein aus Chrétien geschöpft ist, — den er inhaltlich g e n a u wiedergibt — ihrer im ganzen nur v i e r finden, E g g e r t S. 29, obgleich diese Dichtung nur ca. 2000 Verse weniger zählt als der *Erec* (8166 gegen 10134).

Die Liste zeigt, daß in 16 Fällen die Berufung durch Chrétiens Text nicht zu begründen ist, in zwei Fällen ist die Übereinstimmung nur eine ziemlich allgemeine, in zwei weiteren Fällen ist das, was H. sagt, aus Ch. nur zu erschließen, in einem Falle —7486 — steht bei Ch. nur das wenigste von dem, was H. hat.

---

[6]) Chrétien entspricht hier nicht, wie Eggert meint, da der V. 5559 bei ihm erwähnte *palés* der Palast ist, in dem Evrain selbst wohnt und in den er Erec gleich nach dessen Ankunft führt = die *veste* bei Hartm. 8188.

Eggert zweifelt nun nicht, daß es bei denjenigen Stellen, „wo die Züge durchaus bestimmt und concret gehalten sind," mit der Quellenberufung seine Richtigkeit hat; Fiktion der Quelle sei hier nicht anzunehmen: „Diese Unsitte, daß man, bloß um sich ein größeres Ansehen zu geben, und seinen Mitteilungen ein bedeutendes Gewicht zu verleihen, fremde Quellen vorgibt, taucht erst weit später auf." Er vermutet unter Berufung auf Bartsch, daß Hartm. eine vollständigere Hds. vor sich gehabt habe. Die Schuld müßte dann nach dem oben Gesagten also auch hier wieder auf das schon lückenhafte Original unserer gesamten Chr.-Überlieferung geschoben werden. Aber dann müßten in diesem eine Anzahl sehr umfangreicher Lücken angenommen werden und eine so weit gehende Verstümmelung des Originaltextes zu einer so frühen Zeit ist nach allem, was wir über die handschriftliche Überlieferung der Artusromane wissen, ganz unwahrscheinlich.

Trotzdem wird man aus Hartmanns Quellenberufungen an sich an Stellen, wo bei ihm ein umfangreicheres, durch Benutzung einer anderen Chr.-Hds. nicht zu erklärendes Plus vorliegt, Verwertung einer zweiten Quelle mit einiger Sicherheit nicht erschließen können, da sich für Eggerts Meinung, schwindelhafte Quellenberufungen seien zu H.'s Zeit noch nicht üblich gewesen, kaum der Beweis erbringen lassen wird, vielmehr doch noch mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß H.'s Berufungen in der Tat als solche zu bewerten sind, daß er eigene Erfindungen und Zusätze durch sie decken wollte; wenigstens möchte ich diese Möglichkeit, an die ich allerdings selbst nicht glaube, in Rechnung setzen, da von gegnerischer Seite voraussichtlich mit ihr operiert werden würde.

Aber an e i n e r zu Chrétien nicht stimmenden Stelle scheint mir die Berufung Hartmanns auf seine Quelle dennoch keinen Zweifel zu lassen, daß er hier wirklich eine solche benutzte und nicht eigene Erfindung durch Fiktion einer Quelle glaubhaft machen wollte.

Schon Eggert meint, Hartmann habe neben Chrétien auch noch die „Sage" benutzt: „In einzelnen dieser Stellen, namentlich in den ganz unbestimmten, wo es bloß heißt: *man saget*, ist es nicht immer nötig, sie direkt auf die Vorlage zu beziehen, vielmehr eine Beziehung auf die über jene Helden umlaufende Sage geboten", wobei er also wohl nicht an mündliche Fassungen gewisser Episoden des Chrétienschen Romanes denkt, sondern an anderweitige Traditionen über einzelne Personen, die in dem Romane auftreten.

In der Tat geht nun an e i n e r Stelle, wo der Ausdruck begegnet, — Eggert hat ihr keine besondere Beachtung geschenkt — aus der Art und Weise, wie Hartm. sich ausdrückt, hervor, d a ß e r h i e r e i n e v o n C h r é t i e n v e r s c h i e d e n e Q u e l l e

benutzt haben muß, die allenfalls eine mündliche gewesen sein kann. Es handelt sich um die 38 Verse umfassende Schilderung *Guivreiz'* des Kleinen, V. 4279—4316, der bei Chr. nur drei Verse gegenüber stehen:

> De lui vos sai verité dire,
> qu'il estoit mout de cors petiz,
> mes de grant cuer estoit hardiz.

Bei Hartm. heißt es hier V. 4279 ff.:

> Von des selben manheit
> ist uns wunder geseit.
> er was ein vil kurzer man,
> mirn sî danne gelogen dar an
> . . . .
> 4298 wir müezen sîner geschiht
> ein michel teil verdagen.
> man möhte vil dâ von gesagen,
> wan daz dâ wurde der rede ze vil:
> dâ von ich iu sî kürzen wil.
> . . . .
> 4307 dar umbe man noch von im seit
> . . . .

Daß Hartm. hier eine Quelle fingiert haben sollte, ist nicht denkbar; denn welchen Grund könnte er gehabt haben, zu erklären, er kürze die ihm vorliegende Darstellung, wenn er es nicht wirklich tat? Auch macht die dreimalige Quellenberufung: „*ist uns wunder geseit*", „*mirn si danne gelogen dar an*", „*dar umbe man noch von im seit*", durchaus den Eindruck der Wahrhaftigkeit, und die so individuell gehaltene Angabe, Guivreiz sei einem Zwerge gleich gewesen, habe aber große Arme und Beine und eine kräftige, starke Brust gehabt, 4283—87, sieht nicht so aus, als stamme sie aus Hartmanns eigener Erfindung.

Die Annahme, Hartmann habe eine ältere, bessere Chr.-Hds. benutzt, welche ausführliche Mitteilungen über Guivreiz enthielt, ist unzulässig, da die Stelle nicht anders beurteilt werden kann als eine ganze Reihe anderer umfangreicherer Plusstellen bei Hartm., deren Ableitung aus einer vollständigeren Chr.-Hds. uns nötigen würde, in der Quelle der erhaltenen Chr.-Hdss. so enorme Lücken anzunehmen, wie sie sich in der gesamten handschriftlichen Überlieferung der Artusepik nicht nachweisen lassen.

Dazu kommt, daß Hartmanns Darstellung in der Guivreiz-Episode von der Chrétiens außerordentlich stark abweicht: Gleich zu Anfang fehlt bei Hartm. alles, was Chrétien V. 3663—3769 erzählt, nämlich daß Erec mit Enide über eine abgemähte Wiese an eine Zugbrücke kommt, hinter der sich ein mit Mauer und Graben rings umschlossener hoher Turm befindet, daß sie über die Brücke reiten, daß *Guivrez* — dies die Chrétiensche Form des Namens — sie von dem Turme aus erblickt und sich waffnen läßt — ausführliche Schilderung —, daß er ihnen entgegenreitet auf einem

Roß, dessen Hufschlag die Kieselsteine zu Staub zermalmt und rings Funken entsprühen läßt, daß Enide, welche die drohende Gefahr wieder zuerst bemerkt, in die größte Seelenangst gerät und in einem Monolog von 26 Zeilen mit sich zu Rate geht, ob sie Erec warnen soll, und, nachdem sie es getan, von Erec bedroht wird.

Bei Hartm. wird V. 4276—9 nur bemerkt, Erec sei in ein unbekanntes Land gekommen, dessen Heer ihm fremd war, und dann, nach der Schilderung Guivreiz', heißt es von Erec V. 4316:

> Dô er den strît et vant,
> dô wart im ir triuwe erkant.
> als si in gewarnet hâte,
> nû sâhen si alsô drâte,
> in [sc. Guivreiz] dort zuo rîten.

Allerdings hat M. Haupt, *Erec*, Leipzig 1837, Anm. zu 4317 die Ansicht ausgesprochen, es müsse hier in der Hds. eine Lücke vorliegen, und Paul, *Beitr.* 3, 195 hat ihm beigestimmt: „Es mußte geschildert werden, auf welche Weise Erec mit dem Guivreiz zusammentrifft, wie ihn Enite zuerst erblickt und ihren Mann warnt, was ausführlich im französischen Text berichtet wird .... Nach der Überlieferung ist es eine starke Zumutung, *er* in 4318 auf Erec zu beziehen. Die Worte *als si in gewarnet haete* setzen doch wohl voraus, daß diese Warnung bereits erzählt worden ist."

Mir scheint das aber keineswegs sicher. Da unmittelbar vorher Hartm. erklärt hat, er müsse einen großen Teil von Guivreiz' Geschichte verschweigen, er wolle die Rede kürzen, liegt es doch, meine ich, viel näher, anzunehmen, H. habe hier, zugleich mit einem Teile dessen, was seine Quelle von Guivreiz' Persönlichkeit meldete, auch ihre näheren Angaben über das Zusammentreffen Erecs mit ihm überschlagen, und das *er* V. 4318, welches Paul beanstandet, erkläre ich daraus, daß Hartm. hier eben seine ausführlichere Quelle vor Augen hatte.

Allerdings kann auch in diesem Falle aus dem Fehlen der Angaben, die Chr. zu Eingang der Episode macht, ein Schluß auf Benutzung einer anderen Fassung der Episode durch Hartm. nicht gemacht werden.

Aber auch im Folgenden weicht die Erzählung Hartmanns von der Chrétiens wesentlich ab:

Es fehlt zunächst bei Chrétien vollständig das 52 Zeilen umfassende Gespräch, das bei Hartm. Guivreiz vor dem Kampfe mit Erec führt. Sodann endet der Zweikampf bei Hartm. damit, daß Erec den Guivreiz zu Boden schlägt, V. 4437, während Chr. 3827 ausdrücklich bemerkt, Guivrez sei nicht zu Fall gekommen: bei ihm zersplittert Guivrez' Schwert, worauf dieser sich zur Flucht wendet. Daß Erec und Guivreiz sich bei den Händen fassen und zusammen ins Gras setzen, daß Enide ihnen Schweiß und Blut abwischt, Hartm. 4493—4511, wird bei Chr. 3922 ff. nicht

erwähnt. Bei letzterem 3907 lehnt Erec die Einladung Guivrez' ab, bei H. 4569 nimmt er sie an, und der Besuch auf Guivrez' Schlosse wird dann in 50 Versen geschildert, V. 4579—4628, während bei Chr. beide sich sofort wieder trennen.

Diese weitgehenden Differenzen legen den Gedanken sehr nahe, daß Hartm. in der ganzen Guivreiz-Episode einer anderen Quelle folgt, oder daß er doch neben Chr. noch eine solche verwertet hat. In jedem Falle dürfen wir es im Hinblick auf das oben Bemerkte als ziemlich sicher betrachten, daß es mit Hartmanns Berufung auf eine ihm vorliegende ausführlichere Überlieferung über Guivreiz, die er abkürzt, seine volle Richtigkeit hat, und daß er zum mindesten seine Schilderung von dessen Persönlichkeit aus ihr entnimmt. Diese Quelle war dann aber gewiß keine andere, als eine ihm bekannte zweite Fassung eben der vorliegenden Episode. Ist dem so, dann besteht kein Grund, zu bezweifeln, daß Hartm. auch in anderen Fällen, wo er sich auf ihm gewordene Mitteilungen, auf das, was „man sagt", beruft, und wo Chr. Entsprechendes nicht hat, abgesehen von den Fällen, wo es sich nur um ein geringes Plus gegenüber Chr. handelt, das er möglicher Weise aus einer älteren, besseren Hds. haben könnte, wirklich aus einer anderen Erec-Erzählung oder solchen Erzählungen geschöpft hat.

Es läßt sich also wenigstens in diesem einen Falle schon aus der Form von Hartmanns Quellenberufung der Schluß ziehen, daß seine Darstellung sich nicht allein auf Chrétien gründen kann. Daß das Gleiche an anderen Stellen, wo er wesentlich über Chr. hinausgeht, aus anderweitigen Gründen gefolgert werden muß, wird später gezeigt werden.

In allen übrigen Fällen aber, wo Eggert Verwertung der Sage durch Hartm. annimmt, möchte ich, da ich ganz sicher zu gehen und allen etwa möglichen Einwänden von vornherein zu begegnen wünsche, *a priori* die Möglichkeit nicht völlig ausschließen, daß er seine Quelle nur fingiert hat.

Ich wende mich nunmehr dem Vergleich Hartmanns mit dem kymrischen Mabinogi zu und werde, indem ich dem Gange der Chrétienschen Erzählung folge, alle von Dreyer, Hagen und Piquet aufgezeigten Stellen, wo Hartmann und das Mabinogi gegen Chrétien übereinstimmen, anführen, werde ihnen noch eine Anzahl bisher nicht beachteter Stellen, die ich mit einem Sternchen versehe, hinzufügen und werde in jedem einzelnen Falle untersuchen:

1. ob die Übereinstimmungen sich erklären lassen durch die Annahme eines zufälligen Zusammentreffens zweier Bearbeiter, für die es nahe lag, in Chrétiens Darstellung das Gleiche zu beanstanden und es in gleicher Weise abzuändern;

2. ob sie sich erklären lassen durch die von Förster *ad hoc* aufgestellte Hypothese, es möchten alle uns erhaltenen Hdss. des Chrétienschen *Erec* zurückgehen auf ein gemeinsames, schon fehlerhaftes Original, welches eine bessere, teilweise vollständigere Hds. zur Vorlage gehabt hatte, und der *Erec* Hartmanns sowie das Mabinogi seien aus einer Hds. des letzteren Typus geflossen, welche an den in Frage kommenden Stellen von dem gemeinsamen Original der erhaltenen Chrétien-Handschriften abwich, bessere, ursprünglichere Fassungen bot.

Ich gebe zu — wie ich das schon früher ausgesprochen habe —, daß mit der Möglichkeit der Existenz einer solchen älteren, bisweilen Ursprünglicheres bietenden *Erec*-Hds. gerechnet werden muß. Aber ich wiederhole: es ist bei dem Operieren mit dieser Hypothese aufs entschiedenste daran festzuhalten, daß durch sie Differenzen bei Hartmann und im Mabinogi gegenüber Chrétien nur dann erklärt werden können, wenn es genügt, an der betreffenden Stelle in ihrer Quelle ein Plus oder Minus von einem Verspaar oder einer geringen Anzahl von Versen anzunehmen; wo immer das Zusammengehen der beiden Texte in ihrer Vorlage eine von der des überlieferten Chrétien-Textes inhaltlich abweichende Darstellung fordert, da kann diese Vorlage nicht eine bessere, vollständigere Chrétien-Hds. gewesen sein, sondern nur eine von Chr. unabhängige Erec-Erzählung, weil, wie oben S. 54 ff. dargelegt wurde, Verschiedenheiten im Gang der Erzählung sich eben in der handschriftlichen Überlieferung von keinem der Chrétienschen Romane nachweisen lassen und demzufolge auch nicht angenommen werden kann, daß solche Verschiedenheiten in einer verlorenen Handschrift zu finden gewesen sein sollten.

Nach diesem prinzipiellen Bemerkungen beginne ich mit der Prüfung der in Betracht kommenden Konkordanzstellen.

Ich benutze das Mabinogi in der Übersetzung von J. Loth, *Les Mabinogion, trad. du gallois etc. Édition entièrement revue, corrigée et augmentée*, II, Paris 1913.

1. Hartmann und das Mabinogi führen erst Erecs Abenteuer mit Yder und dem Zwerge zu Ende, bevor sie — H. 1098 ff., M. S. 139 — den Bericht über den Verlauf der Jagd und die Rückkehr des Hofes bringen, während Chrétien den letzteren mitten in jenes Abenteuer, V. 275—341, gleich da, wo Erec sich von der Königin trennt, einfügt. Dreyer no. 4, Hagen S. 463.

Hierüber wurde schon diese *Zs.* 42[1], 32 gehandelt: es liegt der Fall vor, daß zwei Bearbeiter unabhängig von einander geändert haben könnten, indem beide die Unterbrechung der Erzählung von Erecs Abenteuer als störend empfanden. Trotzdem verdient im Hinblick auf die sonstigen Übereinstimmungen der beiden Texte gegenüber Chrétien ihr Zusammengehen auch in diesem

Punkte Beachtung, und in Wirklichkeit wird es sich aus einer gemeinsamen Quelle, die nicht Chrétien war, erklären, aber Beweiskraft für die Annahme einer solchen Quelle besitzt es an sich nicht.

2. Erecs Eintreffen bei dem alten Ritter *(vavassor)*. Dreyer no. 1, Piquet no. 1; beide verzeichnen die Hartmann und dem Mabinogi gemeinsamen Züge hier noch nicht vollständig.

Bei Chrétien v. 342 ff. wird Erecs Ankunft folgendermaßen erzählt:

Erec, dem Ritter Yder und seinem Zwerge nachreitend, kommt in einen Burgflecken *(un chastel)*, in dessen Straßen ein festliches Treiben herrscht; Erec sieht den Ritter, der von den Einwohnern freudig begrüßt wird, in einer Herberge verschwinden. Er selbst reitet noch etwas weiter und erblickt nun durch ein offenes Tor, das in einen ärmlich aussehenden Hof führt, auf einer Treppe *(sor uns degrez)* einen bejahrten Ritter liegen. Er reitet in den Hof hinein, der Ritter eilt ihm entgegen und fordert ihn freundlich auf, bei ihm Herberge zu nehmen.

Von dieser Darstellung unterscheidet sich sowohl die Hartmanns als die des Mabinogi in folgenden Punkten:

a*. Es wird geschieden zwischen dem Marktflecken, bezw. der Stadt und einem über dem Marktflecken, bezw. am Ende der Stadt gelegenen Schlosse:

Hartmann V. 222 f.:

> ein market under dem hûse lac:
> dâ kom er geriten in.

Im nächsten Verse wird das „*hûs*“ „*die burc*“ genannt.

Mabinogi S. 129:

Ils marchèrent . . . . jusqu' à une ville forte. Ils aperçurent, vers l'extrémité de la ville, des remparts et un château et se dirigèrent de ce côté.

b*. Es wird ausdrücklich bemerkt, der Ritter sei in dem Schlosse eingekehrt, während wir bei Chrétien nur erfahren, daß er irgendwo Herberge fand:

Hartm. V. 173 ff.:

> Nû sach er wâ gegen im schein
> ein hûs geheizen Tulmein
> . . . .
> dâ reit der ritter vor im în.

Mab. S. 130: Le chevalier, la femme à cheval et le nain se rendirent au château.

c*. Der Ritter wird in dem Schlosse freudig empfangen, während bei Chrétien nur davon die Rede ist, daß die Leute in den Straßen des Ortes ihn willkommen heißen: Hartm. V. 177 ff., Mab. S. 130.

d. Erec findet den alten Ritter, bei dem er Herberge nimmt, nicht, wie bei Chr., in der Stadt, sondern etwas abseits vor oder in einem alten verfallenen Gebäude:

Hartm. V. 249:

> Nû reit er alsô wîselôs,
> unz daz er verre vor im kôs
> ein altez gemiure.

Er schlägt den Weg nach diesem ein und findet in ihm den alten Ritter.

Mab. S. 130:

Il jeta les yeux autour de lui et aperçut, à quelque distance de la ville, une vieille cour tombant en ruines et toute percée de trous. Comme il ne connaissait personne en ville, il se dirigea de ce côté.

Der alte Ritter sitzt auf einer Marmorbrücke vor dem Hause. Dreyer no. 1, Piquet no. 1.

S. über diesen Punkt Förster, *Lancelot* S. CXLIV. Er äußert sich aber hinsichtlich der Bedeutung, die er der Übereinstimmung Hartm.'s mit dem Mab. beimißt, sehr unklar: er gibt zu, daß der Zug nicht überflüssig sei, vielmehr erwarte jeder, „daß dies Haus des Vavasors, dessen Armut so nachdrücklich betont wird, in einer entsprechenden Verfassung erwähnt wird"; „entscheidend" aber werde [nämlich dafür, daß es sich nicht einfach um eine Abänderung des uns vorliegenden Textes Chr.'s handelt] „nur das Zusammentreffen des Mab. mit Hartm." Gleich nachher aber bemerkt er, bei allen diesen Fällen bestehe „noch immer die Wahrscheinlichkeit, daß es Zusätze irgend eines bedacht und konsequent in dieser Richtung seine Beobachtungen oder Einfälle an passenden Orten einschiebenden, etwas selbständigeren Schreibers sind".

e*. Erec bittet den Alten um Herberge, oder genauer — so übereinstimmend Hartm. und Mab. — : er erklärt ihm, er bedürfe der Herberge, worauf jener ihn auffordert, bei ihm zu bleiben (Hartm. V. 300 ff., Mab. S. 130), während bei Chr. 384 ff. der Alte Erec gar nicht zu Wort kommen läßt, sondern ihm sofort entgegeneilt und ihn einlädt. Es kommt hinzu, daß bei Hartm. und im Mab. ausdrücklich hervorgehoben wird, wie peinlich es Erec ist, in dieser Weise um ein Nachtquartier bitten zu müssen: bei Hartm. hören wir v. 302:

> diu bete machte in schamrôt,

und wenn es im Mab. heißt:

> Gereint le regarda fixement longtemps. „Valet", dit le vieillard, „à quoi songes-tu?" — „Je suis songeur," répondit Gereint, „parce que je ne sais où aller cette nuit",

so kann das doch nur so verstanden werden, daß Erec es nicht über sich gewinnen kann, seine Bitte anzubringen, — er wartet, bis er angesprochen wird.

Diese fünf ganz speziellen Übereinstimmungen, von denen die unter *d* offenbar die bedeutsamste ist, stehen unter einander in gar keinem Causalnexus, die eine wird nicht durch die andere

gefordert oder auch nur nahe gelegt, sie werden ebensowenig durch Chrétiens Darstellung nahe gelegt, auch die unter *d* nicht, wonach der Ritter in einem verfallenen Gebäude wohnt, denn wenn er auch bei Ch. als arm geschildert wird, so pflegen doch auch arme Leute nicht gerade in verfallenen Häusern zu wohnen; die Übereinstimmungen lassen sich ebensowenig erklären durch Benutzung einer älteren Chrétien-Hds. durch Hartm. und den Kymren, denn sie haben, ausgenommen allein die unter *d*, zur Voraussetzung nicht ein Plus von ein paar Versen, sondern eine wirkliche Verschiedenheit der Darstellung von der, welche alle Hdss. Ch.'s bieten. Die wichtigste Übereinstimmung, *d*, ließe sich allerdings als ein Plus gegenüber H.-M. in einem Verspaar zwischen V. 374 und 375 anbringen. Daß aber auch sie in einer älteren Chrétien-Hds. nicht gestanden haben kann, zeigt die Schilderung, die Chr. V. 479—500 von der splendiden Bewirtung gibt, die Erec bei dem *vavassor* zu Teil wird. Denn ein solches Festmahl, bei dem man auf Steppdecken und Teppichen sitzt, würde doch in einem alten Gemäuer undenkbar sein, der Widerspruch wäre ein zu krasser, als daß Chr. ihn sich hätte zu Schulden kommen lassen können. Umgekehrt würde, vorausgesetzt, Chr. habe die Version H.-M.'s vor sich gehabt, jene Schilderung verständlich machen, warum *d* bei Chr. fehlt. Da es nun ganz unglaublich ist, daß zwei von einander unabhängige Bearbeiter Chrétiens durch reinen Zufall in all diesen Änderungen zusammengetroffen sein sollten, so ist für die ganze Stelle Chr. als Quelle Hartm.'s und des Mab. vollkommen ausgeschlossen, vielmehr müssen beide hier geschöpft haben aus einer Erec-Erzählung, welche nicht die Chrétiens war.

Wer die drei Texte hier vorurteilsfrei mit einander vergleicht, wird auch zugeben, daß die Darstellung Chrétiens — wie so oft — undeutlich, verwaschen, die Hartmanns und des Mabinogi hingegen vollkommen klar und präzise ist:

Der Ritter kehrt in irgend einer Herberge ein, — bei Hartm. und im Mabinogi in der Burg, die am Ende, bezw. oberhalb des Ortes liegt; Erec erblickt den Alten „auf einer Treppe", — bei Hartm. und im Mab.: in, bezw. vor einem alten, verfallenen Gebäude, welches etwas abseits außerhalb des Ortes liegt.

Nehmen wir an, die Darstellung von H. und M. sei bezüglich der fünf in Rede stehenden Punkte hier die ursprüngliche und auch in Chr.'s Quelle vorhanden gewesen, so würden sich die Abweichungen des letzteren teils — *a*, *b*, *c*, — als Folge von flüchtiger Lektüre der Vorlage oder von ungenauer Erinnerung, teils — *d*, *e* — als bewußte Änderungen unschwer erklären lassen: obgleich nämlich Chrétien die Armut des Vavassor wiederholt hervorhebt, ist es ihm doch offenbar darum zu tun, die Lebenshaltung des künftigen Schwiegervaters seines Helden, eines Königssohnes, noch als einigermaßen anständig erscheinen zu lassen

und diesem selbst nichts zuzumuten, was seiner Würde nicht entsprechen würde; deshalb gibt er ihm einen Diener, deshalb läßt er ihn seinen Gast aufs herrlichste traktieren. Dazu stimmte nun aber ein „altes Gemäuer“ als Behausung nicht, es erschien ihm als eine Herabwürdigung des trefflichen Alten. Und mit Erecs Vornehmheit vertrug es sich in seinen Augen nicht, daß er um Herberge bettelte, — das Erröten vor Scham glaubte er ihm ersparen zu müssen. Aus diesen Gründen eliminierte er das alte Gemäuer und ließ er den Alten mit seiner Einladung Erecs Bitte um Herberge zuvorkommen.

Hartmann und das Mabinogi haben weiter folgende Züge gegen Chrétien gemein:

3. Die Armut des Ritters ist konsequent durchgeführt: Hartm. 307 ff., Mab. S. 130 ff.; er hat keinen Diener, Hartm. 349, Mab. S. 131. Bei Chr. 393 ff. besteht ein greller Widerspruch zwischen der mehrmaligen Betonung der Armut des Ritters, V. 376, 510, der ärmlichen Kleidung seiner Tochter, V. 402 ff., und der vom Dichter gegebenen Schilderung seiner Häuslichkeit; bei ihm ist auch ein Diener vorhanden. Piquet no. 2.

V. 365 ff. heißt es bei Hartm.:

„Für den Gast wurde gesorgt, so gut als sie es vermochten; gute ausgebreitete Teppiche und darauf gelegt kostbares Bettzeug von dem besten, das es gibt, mit Samt bezogen, reichlich mit Gold geziert, dergestalt, daß ein Mann das Bett nicht hätte aufheben können, und er es nur mit Hilfe von drei anderen hätte hinlegen können, und darüber gebreitet, wie es großen Herren zukommt, eine Steppdecke von Seide, reich und bunt gemustert, — die waren in dem Hause abends gar teuer (d. h. nicht vorhanden): sie boten wohl gutes Stroh: darüber genügte ihnen ein schlichtes Bett: das bedeckte ein weißes, leinenes Laken. Auch gab es da ritterliche Speise: alles Gute, was ein kluger Mann in seinem Sinn erdenken könnte, das hatten sie in Überfülle und alles, was zur Bewirtung gehört, aber man trug es nicht auf den Tisch. Der gute Wille mußte genügen, den man da im Hause fand: denn er ist ein Unterpfand aller Güte.“

Im Mab. S. 131 hat der Alte entweder überhaupt keine Speisen im Hause oder doch keine, die er seinem Gaste vorsetzen möchte. Er schickt deshalb seine Tochter in die Stadt, damit sie das beste Mahl hole, das sie bekommen könne. Das Mädchen bringt dann einen Krug mit Honig, ein Kalbsviertel und zwei Schnitten Brod: „für etwas Besseres würde man ihr keinen Kredit gegeben haben.“ Gereint meint aber, dies genüge ihm.

Bei Chrétien wird die Abendmahlzeit V. 479 ff. folgendermaßen geschildert:

„Steppdecken und Teppiche waren über die Betten ausgebreitet, auf die die drei sich setzten . . . . Der Ritter hatte nur einen Diener, weder Zimmermädchen noch Dienerin. Dieser richtete in der Küche

für das Abendessen Fleisch und Vögel . . . . Gar gut und schnell wußte er herzurichten Fleisch im Wasser und Vögel auf dem Rost . . . . Tische und Tischtücher, Brot und Wein wurden rasch beschafft und gebracht, dann hat man sich zum Abendessen niedergesetzt. Alles was sie brauchten, hatten sie nach Wunsch (*Trestot, quanque mestiers lor fu, Ont a lor volanté éu*).

Also alles, was bei Hartm. nur in der „Idee" vorhanden ist, das ist hier herrliche Wirklichkeit! Während im Mab. ein einfaches Mal aus der Stadt beschafft werden muß, hat man hier Fleisch, Geflügel d. h. den feinsten Braten, den es gibt, Brot und Wein in Fülle im Hause, dazu einen eigenen Koch!

Durch die Annahme einer älteren Chr.-Hds. als Quelle H.-M.'s ist hier nichts zu erklären, denn Verschiedenheiten der Darstellung, wie eine solche hier vorgelegen haben müßte, begegnen eben in Chr.-Hds. nirgends, dürfen also auch für jene hypothetische ältere Hds. nicht angesetzt werden.

Dagegen könnte man nun allerdings einwenden, — wie Förster, *Lancelot* S. CXLV, Anm. bezüglich des bei Chr. vorhandenen Diners tut[7]) —, die Inkonsequenz Chr.'s sei eben von zwei verschiedenen Bearbeitern bemerkt und beseitigt worden. Dagegen wäre zu sagen, daß stets die größere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, die objektiv bessere, widerspruchsfreie, logisch konsequente Darstellung sei gegenüber der objektiv schlechteren, in sich widersprechenden die ursprüngliche, als es sei umgekehrt die letztere aus jener durch bewußte Änderungen begabter Bearbeiter hervorgegangen. Und sollen wir glauben, daß unabhängig von einander zwei Bearbeiter sowohl die feinen Gerichte als auch den Diener entfernten, obwohl doch der letztere auch bei einem verarmten Ritter durchaus nicht in dem Maße unwahrscheinlich ist, daß notwendig der Leser an ihm Anstoß nehmen muß?

Für die Unursprünglichkeit von Chrétiens Darstellung spricht auch der Umstand, daß bei ihm trotz des zur Verfügung stehenden Dieners, ganz wie bei Hartm. und im Mab., die Tochter des alten Ritters, Enide, Erecs Pferd besorgen muß, obgleich doch vor allem dies, mehr als das Kochen, das er verrichtet, die Sache des Knechtes gewesen wäre. Es ist dies also in unserer Episode eine zweite Inkonsequenz Chrétiens, der offenbar Enide als Pferdewärter in seiner Quelle vorfand, den Diener aber selbst einführte, und es unterließ, diesen nun auch, wie er vernünftigerweise hätte tun müssen, mit der Besorgung des Pferdes zu betrauen.

---

[7]) Es ist ein Irrtum, wenn F. hier meint, auch das Mab. habe S. 121 (= 131 der 2. Aufl.) den Diener, obgleich es ihn vorher geleugnet hatte. Es ergibt sich aus der Darstellung des M. mit voller Deutlichkeit, daß es sich nicht um einen Diener des *Vavassor* handelt, sondern um einen, der Enide aus der Stadt mitgegeben wird, wo sie Einkäufe gemacht hat: ***Elle revint bientôt accompagnée d'un serviteur.***

Ich glaube, wir dürfen mit allergrößter Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Darstellung Hartmanns und des Mab. hier die ursprüngliche und die des französischen Dichters aus dem unter der vorigen Nummer geltend gemachten Grunde aus ihr abgeleitet sein muß.

4. Erec erzählt bei Hartm. und im Mab. dem alten Ritter, wie er von Yder beschimpft worden ist, während er bei Chr. sich auf die Bemerkung beschränkt, er „könne ihn nicht leiden". Dreyer no. 2, Piquet no. 3.

Hartm. 474 ff., Mab. S. 133; Chr. hat 602 ff. nur:

„Cel chevalier, je ne l'aim pas.
Sachiez, se je armes avoie,
L'esprevier li chalangeroie."

S. über diese Stelle diese *Zs.* 42[1], 57, wo ich schon ausgesprochen habe, daß ich ihr kein Gewicht beilegen will, da hier in der Tat die von Förster, *Lancelot* S. CXLV, Anm. vorgeschlagene Erklärung durch die Annahme des Ausfalls einiger Verse zwischen 602 und 603 in den erhaltenen Hdss. möglich ist.

5. Erec bekommt von dem alten Ritter bei Hartm. einen alten, schweren und breiten Schild, einen unbehilflich großen Speer, e r u n d s e i n R o ß s i n d h a l b u n b e d e c k t, im Mab. ist er angetan „*lui et son cheval, d'armes lourdes, rouillées, sans valeur*", dagegen wird er bei Chr. aufs herrlichste ausgerüstet, der alte Ritter erklärt ihm V. 613 ff.:

„Armes beles et buenes ai
. . . .
Leanz est li haubers tresliz,
Qui antre cinc çanz fu esliz.
Chauces ai mout buenes et chieres,
Cleres et beles et legieres.
Li hiaumes est et bruns et biaus,
Et li escuz fres et noviaus."

Piquet No. 4.

Auch über diese von Förster, *Lancelot* S. CXLV—CXLIX und kl. *Erec* S. XXIX besprochene Stelle wurde schon *Zur Mabinogionfrage* S. 37—40 und diese *Zs.* 42[1], 33 ff. gehandelt; es genügt, auf das dort Gesagte zu verweisen. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß zwei von einander unabhängige Bearbeiter hier Chrétiens Darstellung in genau der gleichen Weise geändert haben sollten, vielmehr haben beide offenbar die alten schlechten Waffen schon in ihrer Vorlage gefunden, und da letztere zu der Armut des alten Ritters stimmen, muß die Version Hartmanns und des Mabinogi als die ursprüngliche betrachtet werden: Chrétien änderte, weil er seinen Helden nicht in solch jämmerlicher Rüstung zum Streit ausziehen lassen wollte. Die Differenz zwischen Chrétien einerseits, Hartm. und Mab. andererseits erklärt sich also wieder ungezwungen durch Chr.'s Rücksichtnahme auf den Geschmack

seines feinen, höfischen Publikums, bei dem ein Königssohn in alten rostigen Waffen Anstoß erregt haben würde.

6. Der Zweikampf zwischen Erec und Yder, Hartm. 754 ff., Mab. S. 133 ff., Chr. 863 ff.

Hartm. und Mab. stimmen gegenüber Chr. in folgenden vier Zügen überein:

a*. Bei Hartm. und im Mab. brechen Erec und Yder eine ganze Reihe Lanzen, bei Chr. findet nur ein Gang mit der Lanze statt;

b*. Erec wirft seinen Gegner mit der besonders starken, bis zuletzt aufgesparten Lanze seines Schwiegervaters aus dem Sattel, während bei Chr. die ihm von seinem Schwiegervater gelieferte Lanze im ersten Gang sofort zersplittert;

c. Yder allein stürzt aus dem Sattel, während bei Chr. Erec das Gleiche passiert; Piquet no. 5., Dreyer no. 3.

d*. Erec steigt ab, um zu Fuß mit dem Schwert weiter zu kämpfen. Piquet no. 5.

S. über die ganze Szene wieder diese Zs. 42^1, 35 ff. Die Übereinstimmung Hartmanns und des Mab. in den angeführten vier Zügen läßt sich weder durch zufälliges Zusammentreffen zweier Bearbeiter Chr.'s erklären, da nichts bei Chr. diese Änderung nahe legt, noch auch, im Hinblick auf das schon oben Bemerkte, durch Benutzung einer älteren Chr.-Hds. durch die Bearbeiter, vielmehr erweist sie mit Sicherheit hier für Hartm. und Mab. eine Quelle, welche nicht Chrétien war.

Förster, *Lancelot*, S. CXLV, Anm. erwähnt nur *c* und nimmt hier wieder eine Lücke in unseren Hdss. an.

7*. Erec gewinnt die Kraft zu dem letzten gewaltigen Streich, mit dem er seinen Gegner zu Boden streckt, endlich durch die Erinnerung an die ihm und der Königin von dem Zwerge angetane Schmach (H.: und durch den Anblick Enidens), nur kommt bei Hartm. die Erinnerung ihm selbst, während er im Mab. von seinem Schwiegervater daran erinnert wird.

Hartm. 929 ff.:

Es war lange zweifelhaft, wer in dem Kampfe den Sieg davon tragen würde:

Unz daz Erec der junge man
begunde denken dar an
waz im ûf der heide
ze schanden und ze leide
von sînem getwerge geschach.
und als er dar zuo an sach
die schoenen frowen Enîten,
daz half im vaste strîten.
wan dâ von gewan er dô
sîner krefte rehte zwô.

Mab. S. 135:

Le vieillard voyant que Gereint venait de recevoir un coup terrible et douloureux, s'approcha vivement de lui en disant:

„Seigneur, rappelle-toi l'outrage que tu as reçu du nain; n'est-ce pas pour le venger que tu es venu ici? rappelle-toi l'outrage fait à Gwenhwyvar, femme d'Artur."

En entendant ces paroles, Gereint revint à lui; il appela à lui toutes ses forces . . . . .

Bei Chr. fehlt diese Motivierung; auch bei ihm wird Erec, wie bei Hartm., durch jene Erinnerung und den Anblick Enidens angefeuert, aber bei anderer Gelegenheit, nämlich während der Pause, die die beiden Gegner auf Yders Vorschlag in dem Kampfe eintreten lassen.

Da bei Chr. keinerlei Anstoß vorliegt, so müßte es als ein sehr merkwürdiger Zufall bezeichnet werden, wenn zwei verschiedene Bearbeiter seine Darstellung hier in identischer Weise abgeändert hätten; ebenso versagt die Erklärung durch Annahme der Benutzung einer älteren Hds. durch beide.

Weiter: Die Version von H. und M. ist ohne Frage die bessere. Denn damit nach der vereinbarten Ruhepause der Kampf von Erec wieder aufgenommen werde, bedarf es doch für ihn nicht eines besonderen Ansporns; es versteht sich von selbst, daß er, sobald er etwas Atem geschöpft hat, sich seinem Gegner von neuem stellt. Dagegen ist das fragliche psychologische Moment sehr wohl geeignet, zu erklären, warum Erec in dem so lange unentschieden gebliebenen Kampf endlich doch die Oberhand gewinnt. Die H.-M.'sche Version wird deshalb die ursprüngliche sein und das Motiv ist bei Chr. an die falsche Stelle geraten; allerdings tritt es bei Chr. später noch einmal hervor, V. 989, aber erst, nachdem Erec den entscheidenden Streich bereits geführt hat: in der Erinnerung an die erlittene Schmach will er dem wehrlos vor ihm liegenden den Kopf abschlagen, aber als dieser um Gnade fleht, schenkt er ihm das Leben.

8. Nachdem Erec mit seinen Wirtsleuten in deren Behausung zurückgekehrt ist, will der Herzog, bezw. Graf, dem der Ort gehört, Enide mit besseren Kleidern beschenken, aber Erec lehnt das Anerbieten ab: die Königin selbst soll später Enide kleiden. Hartm. 1406 ff., Mab. S. 137.

Dagegen macht bei Chr. 1353 ff. die Nichte des Grafen, Enidens Kusine, ihren Oheim darauf aufmerksam, daß es ihm zur Unehre gereichen werde, wenn er Enide, seine Nichte, in so ärmlicher Kleidung davonziehen lasse; der Graf fordert sie auf, sie möge Enide von ihren eigenen besten Kleidern schenken, was Erec aber, wie bei H.-M., ablehnt. Dreyer no. 5.

Ist die Chr.'sche Version die ursprüngliche, so bleibt wieder dunkel, was hier zwei verschiedene Bearbeiter veranlaßt haben sollte, in gleicher Weise zu ändern; Zurückführung der H.-M.'schen Version auf eine ältere Hds. ist ebensowenig angängig. Umgekehrt ist es verständlich, wie Chr., vorausgesetzt, es habe ihm die Hartm.'sche Fassung der Episode vorgelegen, dazu kam, das in Rede stehende, ihm eigentümliche Motiv hier einzuführen: es heißt nämlich bei Hartm., gleich nachdem Erec das Anerbieten des Herzogs ausgeschlagen hat, dessen Nichte habe Erec gebeten, ein Pferd von ihm anzunehmen, V. 1413 ff., — Chr. hat. also ein-

fach, vielleicht in Folge einer kleinen Erinnerungstäuschung, das Eingreifen der Nichte etwas früher erfolgen lassen.

9. Für die Bewirtung der zahlreichen Gäste, die sich am Abend nach dem Zweikampf im Hause des alten Ritters einfinden, sorgt der Herzog, bezw. Graf, der im Mab. auch seine Diener mitbringt, Hartm. 1394 ff., Mab. S. 136 f.

Bei Chr. ist davon mit keinem Wort die Rede, so daß man bei der Armut des Ritters nicht begreift, woher bei ihm auf einmal die „*vaslet plus de vint*" kommen und wie er eine so große Gesellschaft bewirten kann. Piquet no. 6.

S. den Vergleich der Darstellung des Mab. und Chr.'s bei Edens, *Erec-Geraint* S. 83 f.

Hier ist nun allerdings die Erklärung möglich, es habe eine ältere Chr.-Hds., die H.-M. benutzten, einige Verspaare mehr enthalten, die etwa den bezüglichen Versen bei Hartm. entsprachen, wie das Förster, *Lancelot*, S. CXLV, Anm, auch annimmt. Die Stelle mag deshalb nicht als beweiskräftig betrachtet werden.[8])

10. Es geschieht des Sonnenscheins Erwähnung, der durch das Fenster von Erecs und Enidens Kemenate fällt, Hartm. 3015, Mab. S. 152; bei Chr. wird seiner nicht gedacht, Dreyer no. 7, Piquet no. 8; besprochen von Förster *Lancelot* S. CXXXV und kl. *Erec*[2] S XXX.

S. auch über diese Stelle *Zs.* 42[1], 37 ff. Dem dort gesagten ist nichts hinzuzufügen. Da ein Plus von einem Verspaar in einer älteren Hds. die Abweichung H.-M.'s erklären würde, so messe ich ihr keine Beweiskraft bei.

11. Das Eifersuchtsmotiv, welches das Mab. in der zentralen Szene S. 153 bietet, scheint auch bei Hartm. schon ebenda,

---

[8]) Dreyer No. 6 rechnet zu den Übereinstimmungen zwischen Hartmann und Mab. auch, daß bei H. 1735 ff. und M. S. 144 die Ritter Arturs ihre Bewunderung für Enidens Schönheit ausdrücken, bei Chr. 1751 ff. hingegen nicht. Indessen die angezogenen Stellen entsprechen sich nicht genau: die bei H. findet sich da, wo Enide vor den Rittern erscheint, nachdem sie von der Königin prächtig gekleidet worden ist, die in M. gleich beim Empfang Enidens; hier, gleich bei ihrer Ankunft, gedenkt aber auch Chr. des Eindrucks, den Enidens Schönheit auf die Ritter macht, V. 1544: *Sa grant biauté prisent et loent.* Die Nummer ist also zu streichen.

Piquet führt als No. 7 an: „*Il est possible que les joutes préliminaires de l'Erec allemand au tournoi de Tanebrog et les nombreux tournois que le Mabinogion prête à Erec avant ‚l'empirier' aient la même origine*";

Diese Annahme scheint mir aber doch recht gewagt. Denn bei Hartm. 2412 ff. ist die Rede von einem fünfstündigen Lanzenbrechen vor dem großen Tournier bei Tanebrog, dessen im Mab. keine Erwähnung geschieht, im Mab. hingegen von Turnieren, die sich über drei Jahre erstrecken. Ich möchte beides nicht in Parallele setzen.

V. 3044 f., mit den Worten angedeutet zu sein: *Sî vorhte daz sî wurde gezigen Von im anderr dinge*, wie denn später, V. 6780 ff., bei H. noch deutlicher als bei Chr. V. 4920 ff. und 5138 ff. ausgesprochen wird, daß Erec die ganze Abenteuerfahrt unternommen hat, weil er an Enidens Liebe zweifelte und ihre Treue auf die Probe stellen wollte: *Ez was durch versuochen getân Ob si im waere ein rehtez wip*; er habe nun die Gewißheit gewonnen, *Daz er an ir haete Triuwe unde staete Unde daz si waere Ein wip unwandelbaere.*

Bei Chr. fehlt das Motiv in der in Rede stehenden Szene gänzlich. Piquet no 9.

Vgl. hierzu *Zur Mabinogionfr.* S. 71—78 und diese *Zs.* 42[1], 37 ff.

Förster, *Lancelot* S. CXLV f. Anm. polemisiert gegen Piquet. Aber seine Behauptung, die Angabe: *Si vorhte* usw. habe Hartm. selbst hinzugefügt, entbehrt des Beweises. Der Einwand, bei H. habe Enide die Befürchtung gehabt, im Mab. habe sie dagegen Erec: „das ist doch nicht dasselbe", ist unverständlich, denn es handelt sich doch nicht um die gleiche Befürchtung, sondern um das gleiche Motiv: dort fürchtet Enide, Erec werde, wenn sie ihm über den Grund ihres Kummers keine Auskunft gebe, an ihrer Liebe zweifeln, hier fürchtet Erec, Enide liebe einen anderen, es liegt also allerdings in beiden Fällen das gleiche Motiv vor: Zweifel an Enidens Liebe, nur tritt es in verschiedener Form auf: bei H. wird das Auftreten eines solchen Zweifels nur befürchtet, im Mab. greift der Zweifel wirklich Platz. Die Behauptung, der V. 2522 bei Chr.: *Por moi fu dit, non por autrui*, beruhe auf einem Mißverständnis der Stelle in Mab. S. 153: *Une autre pensée le mit en émoi: c'est que ce n'était pas par sollicitude pour lui qu'elle avait ainsi parlé, mais par amour pour un autre qu'elle lui préférait*, das Eifersuchtsmotiv sei also durch ein Mißverständnis in das Mab. hineingekommen, ist unhaltbar, da wir ja später, wie oben festgestellt, auch bei Chr. und bei Hartm. hören, daß Erec an der Liebe der Gattin gezweifelt hat; vielmehr verhält sich die Sache offenbar gerade umgekehrt: in Chr.'s Quelle wird der im M. ausgesprochene Gedanke so ausgedrückt gewesen sein, daß über die Beziehung der Negation ein Zweifel möglich war, und Chr. machte aus dem: „um mich nicht, um einen andern", ein: „um mich, nicht um einen andern".

Piquets Auffassung wird also durch Försters Einwände nicht erschüttert.

Da bei Chr. ein Anlaß, Erecs Benehmen aus Eifersucht, aus Zweifel an Enidens Liebe zu erklären, nicht gegeben ist, und dessen ganzes weiteres Verhalten zu einem solchen Verdacht nicht stimmen würde, so kann weder selbständige Änderung zweier Bearbeiter noch eine vollständigere Chr.-Hds. die Über-

einstimmung erklären. Indessen da die Sache bei Hartm. doch nicht absolut sicher ist, so möchte ich auch diesen Fall nicht als voll beweiskräftig betrachten.

12. Der Knappe, welcher Erec und Enide Speise und Trank anbietet, ist allein, Hartm. 3489 ff., Mab. S. 160; bei Chr. 3126 ff. ist er von zwei anderen Knappen begleitet. Dreyer no. 8, Hagen S. 467.

Wie schon *Zs.* 42[1], 43 bemerkt, messe ich der Übereinstimmung keine besondere Bedeutung bei, da in der Tat zwei Bearbeiter unabhängig von einander darauf verfallen konnten, die beiden Knappen, die entbehrlich sind, wegzulassen.

13. Erec und Enide waschen sich vor der Mahlzeit, welche der Knappe ihnen vorsetzt, Hartm. 3547 ff., Mab. S. 161; bei Chr. wird das nicht erwähnt. Dreyer no. 9.

Es könnte ein Zusatz zweier Bearbeiter vorliegen, oder ein Plus von einem Verspaar in einer älteren Hds.

14. Bevor Erec mit Enide sich in den Burgflecken, in dem der Graf wohnt, und ins Wirtshaus begibt, reitet der Knappe, der ihnen Speise und Trank geboten hat, zum Grafen, der nun Erec einladen läßt, bezw., bei Hartm., indem er ihnen entgegen geht, selbst einlädt, bei i h m Wohnung zu nehmen; Hartm. 3600 ff., Mab. S. 161 f.; bei Chr. begibt sich der Knappe zum Grafen erst, nachdem Erec und Enide im Gasthaus bereits eingetroffen sind, der Graf lädt sie auch nicht ein, bei ihm zu w o h n e n, sondern er bietet Erec nur an, ihn im Wirtshaus frei zu halten, Chr. 3194 ff., 3277 ff. Dreyer no. 10 (teilweise).

Hier liegen zwei ganz spezielle gemeinsame Abweichungen Hartm.'s und des Mab. vor, welche e i n s i c h e r e s I n d i z i u m s i n d, d a ß b e i d e i n d i e s e r E p i s o d e e i n e r Q u e l l e f o l g e n, w e l c h e n i c h t C h r é t i e n w a r; denn es ist ganz unglaublich, daß zwei von einander unabhängige Bearbeiter Chr.'s dessen Darstellung, die diese Änderungen in keiner Weise nahe legt, beide genau in der gleichen Weise modifiziert haben sollten; eine von den erhaltenen Chr.-Hdss. abweichende Hds. als Quelle H.-M.'s ist ebenfalls ausgeschlossen, da diese dann eine von der der erhaltenen Hdss. inhaltlich abweichende Darstellung geboten haben müßte, s. oben S. 54.

15. Als Erec und Enide sich im Wirtshause zur Mahlzeit niederlassen, befiehlt Erec der Enide ausdrücklich, sich an einen von ihm entfernten Platz zu setzen:

Hartm. 3662 ff.:	Mab. S. 162::
Die frowen Enîten er niht liez mit samt im ezzen, wan er was gesezzen besunder hie und sî dort von im an der tweheln ort.	Gereint dit à Enid: „Va de l'autre côté de la chambre et ne passe pas de se côté-ci.“

Von dieser Darstellung unterscheidet die Chrétiens sich in zwei Punkten:

1. Eine Mahlzeit wird bei ihm überhaupt nicht ausdrücklich erwähnt, sie ist aber offenbar einbegriffen in der allgemeinen Angabe V. 3205 ff.:

> Li ostes moult bel les reçut
> et tot quanque il lor estut
> fist atorner a grant planté
> liez et de buene volanté.

Hier wird indes ein Fernsitzen Enidens, wie bei Hartm. und im Mab., nicht erwähnt, vielmehr hören wir davon erst später, als der Graf erschienen ist, V. 3310:

> La dame seoit de lui loing
> tant con deus lances ont de lonc.

2. Der Leser muß annehmen, daß Enide sich freiwillig von Erec fern hält, da ein Befehl Erecs, daß sie sich von ihm fern setze, nicht erwähnt wird.

Piquet no. 10.

Förster bespricht die Stelle *Lancelot* S. CXLVI Anm. Er meint, daß Enide sich auf Erecs ausdrücklichen Befehl von ihm weit weg setzt, habe Hartm. „aus eigenem hinzugefügt, da ihm offenkundig ist, daß Enide freiwillig den ihr gebührenden Platz nicht aufgegeben hätte.“ „Mab. 151 [= 163 2. Aufl.] läßt das Paar ebenfalls essen, und entfernt Enide mit den Worten: *Va de l'autre côté de la chambre et ne passe pas de ce côté-ci.* Dies ist doch die direkte Wiedergabe von *de l'autre part Erec* 3285, das Mab. also gleichfalls früher, wo er [*sic*] vom Essen sprach, das bei *Erec* fehlt, schon einschiebt, um seinem Leser keine Rätsel aufzutischen.‘

Zugegeben, daß das: *Va de l'autre côté* . . . im Mab. auf das bei Chrétien an viel späterer Stelle begegnende:

> V. 3284: . . li cuens onques ne repose
> De regarder de l'autre part

zurückgeführt werden kann — was aber wenig wahrscheinlich ist, da dies doch einfach: „nach der anderen Seite“ heißt, und nach dem Zusammenhang hier keineswegs an ein Entferntsitzen gedacht zu werden braucht —, so ist doch damit die Übereinstimmung zwischen den beiden Texten nicht erklärt, denn es handelt sich in erster Linie nicht um das Fernsitzen an sich, sondern darum, daß es auf Befehl Erecs erfolgt, wovon bei Chrétien keine Rede ist. Das Zusammentreffen zweier Bearbeiter in diesem Punkte heischt Erklärung, und die bleibt Förster eben schuldig. Dazu kommt also noch no. 1.

Ein bloßer Zufall kann nun hier schwerlich angenommen werden, Erklärung durch ein Plus in einer älteren Chr.-Hds. wäre zur Not wohl möglich, ist aber gleichfalls unwahrscheinlich, da, wenn auch bei Chr. jener Befehl ursprünglich vorhanden ge-

wesen wäre, kein Anlaß vorgelegen hätte, später die Tatsache, daß Enide von Erec entfernt saß, nochmals zu erwähnen.

Für die Annahme, daß der in Rede stehende Befehl vielmehr von Chr. unterdrückt worden ist, spricht die Erwägung, daß seine Beseitigung sich völlig befriedigend erklären läßt durch die bei Chr. verschiedentlich hervortretende Tendenz, Erec in seinem Benehmen gegen Enide möglichst rücksichtsvoll erscheinen zu lassen.[9])

16*. Enide setzt ihren Gatten rechtzeitig von der ihr durch den Grafen drohenden Gefahr in Kenntnis und beide reiten noch während der Nacht davon: Hartm. 3992 ff., Mab. 164 f.; bei Chr. läßt sie Erec die ganze Nacht schlafen und beide entfernen sich erst bei anbrechendem Morgen, V. 3459 ff.

S. diese *Zs.* 42[1], 46 f. Enidens Verhalten bei Chr. ist widersinnig, die Darstellung bei H.-M. muß die ursprüngliche sein. Erklärung durch zufälliges Zusammentreffen oder eine andere Hds. kommt unter diesen Umständen nicht in Betracht.

17. Der Graf hat, als er am Morgen Enide entführen will und das Nest leer findet, mit dem Wirt eine im Wesentlichen bei Hartm. und im Mab. genau übereinstimmende Unterhaltung, Hartm. 4058 ff., Mab. S. 166; bei Chr. 3522 fehlt diese Unterhaltung vollständig. Hagen S. 467.

S. über diese Stelle die ausführliche Darlegung *Zs.* 42[1], 45. Jede andere Erklärung als durch eine von Chr. verschiedene Quelle ist ausgeschlossen.

18*. Es wird des Lichtes, bezw. der Lichter gedacht, welche Erec und Enide beim Aufstehen anzünden und zurücklassen: Hartm. 4052, Mab. S. 165; bei Chr. ist es schon Tag, von Lichtern nicht die Rede.

S. *Zs.* 42[1], 47.

19. Erec und Guivrez haben vor dem Zweikampf ein Gespräch, dessen Inhalt freilich bei Hartm. und im Mab. verschieden ist, das aber hier und dort mit einer Herausforderung Guivrets schließt: Hartm. 4325 ff., Mab. S. 168. Dreyer no. 11.

Bei Chr. wird ein solches Gespräch nicht erwähnt:

---

[9]) Als No. 11 führt Piquet an, daß Hartm. und Mab. beide nicht, wie Chr. V. 2961 f. tut, den Leser darüber aufklären, daß Erec seine Gattin nur auf die Probe stellen will und keineswegs die Absicht hat, seine Drohungen auszuführen. Da indessen zur Erklärung dieser Übereinstimmung die Annahme genügt, H. und M. hätten beide die fraglichen Verse ausgelassen, und ein zufälliges Zusammentreffen zweier Bearbeiter bei bloßen Auslassungen leicht eintreten kann, so möchte ich der Übereinstimmung keine Bedeutung beimessen; ich habe gegen die Kritik, welche Förster an dieser Nummer *Lancelot* S. CXLVI übt, nichts einzuwenden.

V. 3770 Contre le chevalier s'esmuet [sc. Erec],
Qui de bataille le semont.
Assanblé sont au pié del mont . . . .

Da indessen hier die Einfügung eines dem Zweikampf vorausgehenden Wortwechsels zwischen Guivrez und Erec für die Bearbeiter nahe liegen mußte, so wird man auch diese Übereinstimmung für die Beweisführung besser außer Rechnung setzen.

20. Erec besiegt Guivret durch einen gewaltigen Streich, den er ihm auf den Helm versetzt: Hartm. 4434 ff., Mab. S. 169. Piquet no. 12.

Auch bei Chr. 3823 ff. schlägt Erec seinen Gegner mit voller Wucht auf den Helm, aber er bringt ihn dadurch nur zum Wanken, als besiegt erklärt Guivret sich erst, als ihm sein Schwert zerbricht:

Erec s'esforce et s'esvertue,
s'espée li a anbatue
el hiaume jusqu'el chapeler
si que tost l'a fet chanceler;
mes bien se tint, qu'il ne cheï.
Et cil ra Erec anvaï,
si l'a si durement feru
sor la pane de son escu,
qu'au retreire est li branz brisiez . . . .

Er wirft nun auch den Griff weg und wendet sich zur Flucht; als Erec ihn verfolgt, ergibt er sich.

S. dazu Förster, *Lancelot* S. CXLVII, Anm.

Da Chr. den Streich auf den Helm auch hat, so ist die Möglichkeit zuzugeben, daß allenfalls zwei verschiedene Bearbeiter darauf verfallen konnten, schon durch ihn den Kampf beenden zu lassen.

Andererseits läßt, vorausgesetzt, die Darstellung H.-M.'s sei die ursprüngliche gewesen, die Chr.'sche Version sich bei der bekannten Vorliebe des Dichters für ausführliche Kampfschilderungen ungezwungen erklären aus seinem Bestreben, den Zweikampf in die Länge zu ziehen.

21*. In der Szene mit Keu wird in dem fremden Ritter Erec erkannt: Hartm. 4851 ff., Mab. S. 172; nur ist es bei H. Keu, der ihn an der Stimme erkannt zu haben glaubt, im M. erkennt Gauvain ihn bestimmt und zwar am Gesicht.

Bei Chr. 4155 gibt Erec sich selbst zu erkennen.

S. über diese Szene, — welche auch die folgende no. 22* einbegreift — meine ausführliche Erörterung *Zs.* 42[1], 48 ff.

Die Übereinstimmung zwischen Hartm. und Mab. ist von besonderer Wichtigkeit, denn es ist, wie a. a. O. dargelegt wurde, nicht zu glauben, daß zwei verschiedene Bearbeiter Chr. hier in der gleichen Weise geändert haben sollten, und die Erklärung durch eine von ihnen benutzte ältere Chr.-Hds. ist ausgeschlossen, da es sich wiederum um eine von der Chr.'s sachlich

abweichende Darstellung handelt; dafür, daß beide hier aus einer Quelle schöpfen, die nicht Chr. war, spricht auch der Umstand, daß beide offenbar eine Version bieten, die älter ist als die Chr.'s, da Erecs Erkennung die Voraussetzung bildet für die Bezeichnung des fremden Ritters als des besten Ritters bei Chr. 4123, als welcher Erec ja in der Tat in dem Gedichte erscheint; ihre Version muß also auch in Chr.'s Quelle vorhanden gewesen sein.

22.* Der Grund, weswegen Erec sich weigert, mit Gauvain an Artus' Hof zu kommen, ist der, daß er, müde vom Kampfe mit Guivret und schwer verwundet, wie er ist, sich körperlich und seelisch nicht in der Verfassung befindet, um sich bei Hofe blicken zu lassen, nur gibt er diesen Grund bei Hartm. nicht sofort, gelegentlich der an ihn ergangenen Aufforderung, an, wo er sich, V. 4974 ff., vielmehr nur in allgemeinen Ausdrücken entschuldigt, sondern erst, nachdem es Gauvain durch eine List gelungen ist, ihn doch zu Artus zu bringen:

Hartm. 5061 ff.: „Ihr seht wohl, daß ich gegenwärtig müde und verwundet bin und so wenig geeignet, bei Hofe zu erscheinen, daß ich mich des Hofes wohl enthalten hätte, wenn Ihr es mir erlassen haben würdet. Ihr habt an mir nicht wohl getan"; denn, V. 5055: „wer bei Hofe erscheinen soll, dem geziemt Freude, und daß er dem Hofe sein Recht werden lasse (d. h. daß er so auftreten könne, wie man bei Hofe auftreten soll); dazu bin ich jetzt nicht im Stande und ich muß mich dessen enthalten als ein in seiner freien Bewegung behinderter Mann."

Mab. S. 172 f.: *„Je n'irai pas"*, *répondit-il*, *„je ne suis pas dans un état à me présenter devant qui que ce soit."* Gwalchmei läßt daraufhin dem Artur melden, Gereint wolle nicht kommen, weil er verwundet sei *„et que c'était pitié de voir l'état dans lequel il se trouvait"*.

Dagegen wäre bei Chr. 4106 ff. Erecs schwere Verwundung umgekehrt gerade ein Grund, der ihn veranlassen könnte, an den Hof zu gehen:

> Je ne sui mie bien heitiez,
> ainz sui navréz dedans le cors;
> et neporquant ja n'istrai fors
> de mon chemin por ostel prandre.

„Ich bin nicht recht wohl, sondern bin im Leibe verwundet, und trotzdem werde ich von meinem Wege nicht abgehen, um Unterkunft zu suchen."

Als Grund von Erecs Weigerung, vor Artur zu erscheinen, scheint Chr. zu betrachten seinen ungeduldigen Tatendrang, der ihm keine Ruhe läßt; wenigstens scheint so verstanden werden zu müssen die Motivierung seiner Weigerung gegenüber Keu, der ihn vor Gauvain schon zu Artur mitnehmen wollte:

> V. 4011 Erec respont: „Vos dites bien;
> mes je n'i iroie por rien.
> Ne savez mie mon besoing;
> ancor m'estuet aler plus loing.
> Leissiez m'aler; que trop demor.
> Ancor i a assez del jor."

„Erec antwortet: «Ihr sprecht gut, aber ich komme um keinen Preis mit. Ihr kennt meine Notlage nicht; ich muß noch weiter reiten. Laßt mich ziehen, allzu lange verweile ich. Noch ist ein gutes Stück vom Tage übrig.»“

Da Chr. also die ganze Situation anders auffaßt, so ist es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß zwei von einander unabhängige Bearbeiter die völlig verschiedene Motivierung von Erecs Weigerung, welche H. und M. haben, eingeführt haben sollten, und es ist direkt ausgeschlossen, daß diese zu der Chr.'s geradezu im Widerspruch stehende Motivierung in einer verlorenen Chr.-Hds. gestanden haben könnte. Wir haben also auch in dieser Episode wieder ein ziemlich sicheres Zeugnis für eine von Hartm. und Mab. benutzte, von der Chr.'s abweichende Darstellung der Erec-Geschichte.

23. Der Graf von Limors (Graf Limwris) fordert Enide auf, mit ihm zum Essen zu kommen; als sie sich weigert, führt er sie mit Gewalt zu Tische:

Hartm. 6358 ff.	Mabinogi, S. 177:
Nachdem der Graf sich zu Tisch gesetzt hat, schickt er zwei Kapläne und drei Dienstleute zu Enide, die bei der Bahre ihres ihres Gatten weilt, und läßt sie auffordern, zum Essen zu kommen, aber Enide kümmert sich um die Boten nicht; nun sendet der Graf zu ihr „der Herren *michel mêre*“, die indes gleichfalls nichts ausrichten:	
V. 6376: der wirt sprach „ich muoz selbe dar“. Alsô er dô zuo ir kam *bî der hant er sî nam* und hiez sî mit im ezzen gân. des bat diu frouwe sich erlân.	„Viens manger“. — „Je n'irai point, par moi et Dieu.“ — „Tu viendras, par moi et Dieu.“ *Et il l'emmena à table, malgré elle*, et lui demanda avec insistance de manger.

Der Graf wiederholt die Bitte noch zweimal, V. 6410 und 6420 f.

V. 6423 Swie vil er doch sî gebat,
sone wolte sî niht von der stat,
unz er sî alsô betwanc,
er zôch sî hin sunder danc:
wan sî enmohte im niht gestrîten.
er ensazte sî niht ze sîten:
ir wart ein valtstuol vor gesat
ze tische engegen, als er bat,
durch daz er die frouwen
diu baz möhte schouwen.

Bei Chr. ist keine Rede davon, daß Enide herbeigeholt werden muß, und daß der Graf genötigt ist, sie bei der Hand zu

nehmen und an den Tisch zu ziehen, sie wird vielmehr als schon anwesend gedacht, und wir hören nur, der Graf habe sie mit Gewalt auf einen Faltstuhl setzen und den Tisch vor sie hinstellen lassen:

V. 4779 Aprés vespres, un jor de mai,
Enide estoit an grant esmai.
Onques ses diaus ne recessoit.
Et li cuens auques l'angressoit
par proiiere et par menacier,
de pes feire et de solacier,
et si l'a sor un faudestuel
feite asseoir estre son vuel.
Vossist ou non, l'i ont assise
et devant li la table mise.
D'autre part est li cuens assis . . . .

Dreyer no. 12.

Hier läßt sich wieder die Möglichkeit nicht bestreiten, daß die von H.-M. benutzte Chr.-Hds. einige Verspaare mehr hatte, welche die in Rede stehende, in den erhaltenen Hdss. fehlende Angabe, der Graf habe Enide mit Gewalt zu Tisch geführt, enthielten.

Es ist aber bei Beurteilung dieser Stelle zu beachten, daß Hartm. hier auch in anderen Punkten sachlich von Chr. abweicht:

Bei Chr. 4767 ist nur von e i n e m Geistlichen die Rede: *Lors ont le chapelain mandé*, während H. 6341 f. von Bischöfen, Äbten und vielen Pfarrern spricht, — allerdings wäre es möglich, daß die von H. benutzte Hds. hier *les chapelains* gelesen hätte. Sodann erzählt Chr. nichts davon, daß der Graf Enide erst zweimal durch Kapläne und Dienstmannen zu Tische habe bitten lassen, und davon kann auch in einer älteren Hds. nichts gestanden haben, da eine Lücke nur zwischen V. 4784 und 85 angesetzt werden könnte, Erec aber schon vorher im Gespräch mit Enide begriffen erscheint. Da Enide bei Chr. schon zur Stelle ist, so muß natürlich bei ihm auch die Unterhaltung fehlen, in der bei H. 6377—6412 der Graf die Widerstrebende zu bereden sucht, sich zu Tische zu setzen. Bei H. 6436 f. vergießt Enide Tränen, daß der Tisch naß wird, wovon bei Chr. nichts steht.

Da diese Züge im Mab. keine Entsprechung haben, so könnte es sich freilich auch um Änderungen H.'s handeln, aber ebensogut wäre es möglich, daß sie aus jener von Chr. verschiedenen Erec-Erzählung stammten, auf die der H. und M. gemeinsame Zug hinweist, daß Enide von dem Grafen mit Gewalt zu Tische geführt wird.[10])

---

[10]) Hagen S. 471 glaubt eine Übereinstimmung des Mab. mit Hartm. gegen Chr. auch darin erkennen zu sollen, daß in beiden der Schrecken der Ritter bei Erecs Wiedererwachen speziell darauf zurückgeführt wird, daß ein Toter wieder zum Leben ersteht:

24*. Guivret, der „kleine König", hört, ein „toter Mann" habe den Grafen erschlagen, er sagt sich, daß damit Erec gemeint sein muß, und macht sich mit Gefolge auf, um ihm beizustehen: Hartm. 6833 ff., Mab. S. 179.

Vgl. Förster, *Lancelot* S. CXLVII, Anm. Die nachstehenden Ausführungen, wie auch die unter no. 25, wurden niedergeschrieben, bevor ich Försters Darlegung eingesehen hatte, mit dem ich in der Interpretation der Darstellung des Mab. hier zusammentreffe; es ist aber F. völlig entgangen, daß sich damit eine wichtige Übereinstimmung Hartmanns mit dem Mabinogi gegenüber Chrétien ergibt.

Bei Hartm. 6813 ff. wird erzählt, ein Knappe aus Limors sei zu König Guivret gelaufen und habe ihm gemeldet, „ein toter Mann" habe den Grafen Oringles erschlagen; Guivret erkennt, daß damit Erec gemeint sein muß, und fürchtet, das „*lantvolk*" werde an Erec Rache nehmen wollen und ihn ermorden, er macht sich deshalb mit etwa dreißig Rittern auf, um ihm „aus dem Lande zu helfen".

Im Mab. wird zunächst nichts davon berichtet, daß zu Guivret Kunde von den Vorgängen auf der Burg zu Limwris gelangt, wir hören nur, daß Erec und Enide im Walde auf einmal ihm und seinem Gefolge begegnen; aber daß auch hier Guivret von Gereint Nachricht erhalten hat, erfahren wir gleich nachher aus seinen an letzteren gerichteten Worten: *Je suis le petit roi; je viens à ton secours, parce que j'ai appris que tu étais dans la peine*, und daß Guivret nicht nur diese allgemeine Tatsache, sondern auch genaueres über die vorausgehenden Ereignisse erfahren hat, zeigen seine unmittelbar folgenden Worte: *Si tu avais suivi mon conseil, tu n'aurais pas éprouvé ces malheurs*, welche nur dahin verstanden werden können, daß die Kunde von Gereints Ohnmacht,

---

Hartm. 6663 ff.:	Mab. S. 178:
Fliehens gienc in michel nôt: wan sî forhten den tôt.	Ce n'est pas tant la crainte de l'homme vivant qui les saisissait que le spectacle du mort se levant pour les frapper.

Es wird dann ausgeführt, daß es kein Wunder sei, wenn nichtsahnende Leute beim Anblick eines auf der Bahre liegenden, mit blutigen Wunden bedeckten, in Tücher gewickelten Mannes, der sich plötzlich erhebt, in Schrecken geraten.

Bei Chr. 4867 ff. stehe dem nur gegenüber:

Li chevalier saillent des tables,
tuit cuident que ce soit deables,
qui leanz soit antr' aus venuz . . . .

Hagen scheint aber übersehen zu haben, daß es auch bei Chr. gleich nachher, V. 4877 f., heißt:

Et crïent tuit, et foible et fort:
„Fuiiez, fuiiez! vez ci le mort."

Aus dieser Stelle könnte wohl die Darstellung H.-M.'s erklärt werden; ich möchte deshalb den Punkt von der Liste absetzen.

von den Vorgängen im Schlosse zu Limwris, der Tötung des Grafen durch Gereint, schon zu ihm gedrungen war. Daß weiter in der Quelle des Mab. der Überbringer dieser Nachricht an Guivret den Gereint auch als „toten Mann" bezeichnet haben muß, wie er es bei Hartm. tut, wird unter der nächsten Nummer gezeigt werden.

Somit hat also der kymrische Erzähler unzweifelhaft seine Quelle gekürzt: was er stillschweigend voraussetzt und dann durch Guivret nur andeutend aussprechen läßt, das muß in ihr vor dem Zusammentreffen Guivrets mit Gereint, wie bei Hartm., ausdrücklich erzählt worden sein: Guivret sei gemeldet worden, ein „toter Mann" habe den Grafen von Limwris erschlagen, Guivret habe sich gesagt, daß damit Gereint gemeint sein müsse, und er habe beschlossen, ihm zu Hilfe zu eilen.

Dagegen geht nun bei Chr. das Gerücht — nur von einem solchen *(novele)*, nicht von einem bestimmten Boten, ist die Rede — von Limors aus, ehe Erec den Grafen erschlagen hat: ihm wird gemeldet, ein im Kampf getöteter Ritter sei im Walde gefunden worden und bei ihm eine schöne Dame; der Graf Oringles habe die Leiche fortschaffen lassen und wolle die Dame trotz ihres Widerstrebens heiraten:

V. 4948 Trovez les avoit anbedeus
Li cuens Oringles de Limors,
s'an avoit fet porter le cors,
et la dame esposer voloit;
mes ele le contredisoit.
Quant Guivrez la parole oï . . . . . .

Er denkt sofort an Erec und macht sich mit tausend Rittern und Dienstmannen auf, nicht um Erec beizustehen, wie bei Hartm. und im Mab., sondern um den Leichnam zu bestatten und Enide zu befreien.

Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß zwei von einander unabhängige Bearbeiter Chr.'s diese Darstellung durch die, welche Hartm. und das Mab. bieten, ersetzt haben sollten; es ist ebenso ausgeschlossen, daß letztere ganz verschiedene Version in einer älteren, besseren Chr.-Hds. gestanden haben könnte, aus der sowohl Hartm. als auch das Mab. sie übernahmen, denn wir haben hier ja wieder den Fall, daß bei Hartm. und im Mab. nicht ein Plus gegenüber Chrétien vorliegt — nur Pluszüge bei den Bearbeitern will Förster selbst durch die Hypothese der Existenz einer solchen Hds. erklären —, sondern eine Verschiedenheit der Erzählung, und zwar eine sehr wesentliche Verschiedenheit!

Hier haben wir also abermals ein jeden Zweifel ausschließendes Indizium, daß Hartm. und das Mab. beide eine von der Chrétienschen abweichende Erec-Erzählung benutzt

haben müssen, ja es dürfte dies von allen in Betracht kommenden Stellen überhaupt die wichtigste sein.

25. Der „kleine König“ Guivret erkennt, als er nächtlicher Weile mit den beiden Reisenden zusammenstößt, Enide, bezw. Erec, ohne daß Enide nötig hat, ihm, wie sie es bei Chr. 5061 tut, ausdrücklich Erecs Namen zu nennen. Dreyer no. 13, Piquet no. 13.[11])

Bei Hartm. 6861 ff. trifft Guivret im Walde mit Erec zusammen, sticht ihn, da er ihn in der Dunkelheit nicht erkennt, vom Roß und will ihm den Garaus machen, Enide aber bittet um das Leben des Gatten, der schon von Guivret in der Seite verwundet sei:

> 6956 Guivreiz die froun Enîten
> bî der stimme erkande,
> ouch half ez daz si in nande.

Im Mab. S. 179 begegnet Guivret gleichfalls dem Gereint, ohne ihn zu erkennen, und reitet mit eingelegter Lanze auf ihn los:

Et le voyant, Enid s'écria: „Seigneur, quelle gloire auras-tu à tuer un homme mort, qui que tu puisses être?“ — „Ciel,“ dit-il, „serait-ce Gereint?“

Daß hier, wie bei Hartm., Enide nach Auffassung des Erzählers an der Stimme erkannt wird, wie Piquet meint, — ob Dreyer der gleichen Meinung ist, bleibt ungewiß —, glaube ich nicht, da Guivret dann doch zunächst Enide namhaft machen müßte, während er vielmehr von Gereint spricht; Piquets Auffassung ist wohl durch die Darstellung Hartm.'s beeinflußt. Wer die Stelle unbefangen liest, muß den Eindruck haben, daß Guivret aus der Bezeichnung des von ihm angegriffenen Ritters als eines „toten Mannes“ durch Enide schließt, Erec vor sich zu haben. Wie er zu diesem Schluß kommt, ist im Mab. nicht ersichtlich, wird es aber sofort, wenn wir annehmen, die Darstellung der kymrischen Erzählung sei hier unvollständig, es sei in ihrer Quelle, wie bei Hartm., Erec durch das Gerücht als „toter Mann“ bezeichnet worden — ein toter Mann, so wird bei Hartm. ja dem König Guivret durch den Boten gemeldet, habe den Grafen Oringles erschlagen:

---

[11]) Beide formulieren aber die hier vorliegende Übereinstimmung zwischen H. und M. nicht völlig genau:

Dreyer: „Guivrez erkennt Enide, ohne sich wie bei C. den Namen nennen zu lassen (bei H. ausdrücklich an der Stimme, bei M., ohne daß dies besagt wird).“

Piquet: *Aussi bien dans le conte celtique que chez Hartmann, Guivret reconnaît Enide à sa voix.*

Guivret erkennt aber im Mab., wie das oben gegebene Zitat zeigt, zunächst nicht Enide, sondern Erec, und es ist hier nicht gesagt — wie Dreyer richtig feststellt —, daß er sie an der Stimme erkannt habe.

V. 6832 nû gienc er [der garzûn] für den künec stân
unde begunde im sagen
wie der grâve Oringles waere erslagen,
und daz hete ein tôter man getân, —

und wenn wir annehmen, Guivret habe, wie bei Hartm., gleich vermutet, mit dem „toten Mann" sei Gereint gemeint: nun auch Enide von einem „toten Mann" spricht, denkt Guivret sofort an Gereint, den er ja sucht. „*Ciel, . . . serait ce Gereint?*" Da, wie unter der vorigen Nummer gezeigt, das Mab. bezüglich des Inhalts der Nachricht, die Guivret erhält, gegen Chr. zu Hartm. stimmt, so hindert nichts, anzunehmen, die Nachricht sei in der Quelle des Mab. auch in der gleichen Form überbracht worden, und da nun unter dieser Voraussetzung die Erkennung Gereints durch Guivret im Mab. erst verständlich wird, so spricht wohl die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich tatsächlich so verhält, daß auch in der Quelle des Mab. dem Guivret gemeldet wurde, ein „toter Mann" habe den Grafen von Limwris erschlagen. Dies ist auch die Auffassung Försters, *Lanc.* S. CXLVII, Anm.

Bei Chr. 4941 ff. erfährt Guivret vielmehr von Enide, daß er Erec vor sich hat: Guivret sticht den Erec, den er, wie bei Hartm. und im Mab., nicht erkennt, wie bei H., vom Roß; Enide macht ihm heftige Vorwürfe, er beruhigt sie und fragt sie nach dem Namen ihres Gatten, den sie ihm nun nennt:

5059 Quant Enide asseürer s'ot,
briémant li respont an un mot:
„Erec a non, mantir n'an doi . . . . ."

Wir haben hier also abermals eine gemeinsame Abweichung Hartm.'s und des Mab. von Chr., von der es wenigstens überaus unwahrscheinlich ist, daß zwei verschiedene Bearbeiter auf sie verfallen sein sollten, insofern bei Chr. für den Leser keinerlei Anstoß vorhanden ist, irgend ein Anlaß, die Nennung von Erecs Namen durch Enide zu beseitigen, nicht gegeben scheint, — eine Abweichung auch, die, in Anbetracht der Tatsache, daß wieder eine Verschiedenheit der Erzählung vorliegt, nicht durch Benutzung einer anderen Chr.-Hds. durch beide Bearbeiter erklärt werden kann.

26. Erec und Enide gelangen, als sie in Begleitung Guivrets ihre Reise fortsetzen, an einen Scheideweg:

Hartm. 7810:	Mab. S. 180:
Nû truoc sî der huofslac ûf einer schoenen heide an eine wegescheide.	Ils arrivèrent à la grand' route et virent qu'elle se divisait en deux.

Sie schlagen denjenigen Weg ein, den sie nicht einschlagen sollten — so läßt sich das, was beiden Texten hier gemein ist, formulieren:

Bei Hartm. wollen sie nach Britannien zu König Artus, sie reiten aber fehl, indem sie sich für den mehr betretenen der beiden Wege entscheiden:

> Die rehten strâze sî vermiten:
> die baz gebûwen sî riten.

Im Mab. reiten sie nur für einen Tag spazieren, um sich dann an den Hof Guivrets zu begeben. Sie begegnen einem Fußgänger, bei dem sie sich erkundigen, welchen von beiden Wegen sie am besten einschlagen würden; sie entscheiden sich aber gerade für den Weg, vor dem er sie warnt, weil von allen denen, die ihn betreten haben, nie einer wieder zurückgekehrt sei.

Bei Chr. ist von einem Scheideweg nicht die Rede, Erec und Enide gelangen mit Guivret ohne Aufenthalt direkt nach dem Schlosse Brandigan:

> V. 5367 Chevauchié ont des le matin
> jusqu'au vespre le droit chemin
> plus de trante liues galesches,
> et vienent devant les bretesches
> d'un chastel fort et riche et bel . . . .

Dreyer no. 14.

Diese Übereinstimmung zwischen Hartm. und Mab. in einem ganz speziellen Zuge, dessen Einführung durch Chr.'s Darstellung in keiner Weise nahe gelegt wird, beruht schwerlich auf Zufall, sie kann auch nicht, wie Förster, *Lancelot* S. CXLV, Anm. will, aus einer älteren Hds., auf die H.-M. zurückgingen, abgeleitet werden, da ja nach Chr. die Reisenden „bis zum Abend", also bis sie am Ziele sind, „immer den geraden Weg weiter geritten sind" und zwischen den Versen 5369 und 5370, zwischen denen die auf den Scheideweg bezüglichen Verse gestanden haben müssten, nichts ausgefallen sein kann, da sie durch den Reim gebunden sind.

So macht auch diese Stelle eine von Chr. abweichende Quelle Hartm.'s und des Mab. wenigstens sehr wahrscheinlich.

27. Die Geliebte des Mabonagrain sitzt in einem Zelte: Hartm. 8901: „*eine pavilûne*" (und zwar auf einem Bette mit silbernen Bettpfosten, V. 8953 ff.); Mab. S. 182: „*un pavillon de paile*" (auf einem vergoldeten Stuhle, ib.); bei Chr. 5880 ff. sitzt sie vielmehr im Schatten einer Sykomore (auf einem silbernen Bette, das mit einem goldgestickten Tuche bedeckt ist). Dreyer no. 15 Piquet no. 15.

Die Übereinstimmung läßt sich durch eine andere Hds. kaum erklären, wie das Förster, *Lancelot* S. CXLV, Anm. allerdings tut, dagegen kann freilich die Möglichkeit nicht geleugnet werden, daß zwei Bearbeiter, denen bei dauerndem Aufenthalt die Sykomore als ein ungenügendes Obdach erschien, unabhängig voneinander letztere durch ein Zelt ersetzten.

28*. Als Erec vor die Jungfrau im Zelte hintritt, warnt sie ihn vor Mabonagrain:

Hartm. 8972 ff.:	Mab. S. 183:
Erec ist vom Roß gestiegen und vor die Jungfrau hingetreten, 8985:	Die Jungfrau sagt zu Gereint, nachdem er sich in den dem ihrigen gegenüber stehenden Stuhl gesetzt hat:
„herre, gêt durch got von mir stân. ez muoz iu an den lîp gân, und ersiht iuch mîn herre: er ist von uns unverre.“	„Seigneur“, ... „je ne te conseille pas de t'asseoir dans cette chaire.“ — „Pourquoi?“ — „Celui à qui elle appartient n'a jamais permis qu'un autre s'y assît“. — „Il m'est fort égal qu'il trouve mal que je m'y assoie“.

Bei Chr. 5894 ff. werden zwischen Erec und dem Fräulein vor dem Erscheinen Mabonagrains keinerlei Worte gewechselt, eine Warnung findet nicht statt.

Hier könnte wieder ein Mehr von einigen Versen in einer anderen Hds. die Übereinstimmung erklären.

29. Man h ö r t Mabonagrain kommen, ehe er sichtbar wird (bei H. vernimmt man seine Stimme, im M. ein lautes Getöse): Hartm. 8989 ff., Mab. S. 183.

Bei Chr. ist davon nicht die Rede. Dreyer no. 16.

Auch hier würden einige Plusverse in einer älteren Hds. zur Erklärung der Abweichung genügen.

30. Es wird gleich zu Anfang erwähnt, daß Mabonagrain beritten ist, und zwar sitzt er auf einem besonders großen, starken Roß:

Hartm. 9014:	Mab. S. 183:
Sîn ros was grôz unde hô, starc rôt zundervar.	un chevalier monté sur un cheval de guerre, aux naseaux orgueilleux, ardent et fier, aux os forts . . . .

Beide Züge fehlen bei Chr. Dreyer no. 17.

Abermals ist die Annahme von Plusversen zulässig.

30*. Mabonagrain fährt Erec mit der Frage an, wer ihn geheißen habe, sich auf den Stuhl zu setzen, bezw. seiner Frau so nahe zu treten; nachdem Erec geantwortet hat, (bei H. mit der Gegenfrage, inwiefern er damit unrecht getan habe, im Mab. nur: „*moi-même*“), erklärt Mabonagrain, er habe unrecht, bezw. töricht gehandelt (H. 9020: *ez ist et vil toerlich*; M.: *Tu as eu tort de me causer pareille honte et paraille affront*).

Bei Chr. 5907 ff. wirft Mabonagrain dem Erec sein Unrecht vor, ohne ihn zu fragen.

Einige Verspaare könnten ausgefallen sein.

31. Nach dem letzten Abenteuer kehrt Erec mit Enide in seine Heimat zurück, übernimmt die Regierung und lebt mit der

Gattin glücklich bis an sein Lebensende: Hartm. 10 001 ff., Mab. S. 184 ff.

Die Schlußworte lauten im Mab. S. 184:

Geraint se rendit dans ses états. Il les gouverna à partir de là d'une façon prospère; sa vaillance ne cessèrent de lui maintenir gloire et réputation désormais, ainsi qu'à Enid.

Chr. hat einen ganz abweichenden Schluß, V. 6510 ff.: Erec wird nach dem Tode seines Vaters nicht in seiner Heimat, sondern zu Nantes durch den dortigen Bischof mit großem Pomp zum König gekrönt: die Feier wird ausführlich beschrieben. Dann heißt es:

„Als dieses Fest zu Ende war, löste der König [Artus] die Versammlung der Könige, Herzöge und Grafen, deren eine sehr große Anzahl anwesend war, und die des anderen Volkes und der kleinen Leute, die zu dem Feste gekommen waren, auf. Reichlich schenkte er ihnen Pferde, Waffen und Silber, Tücher und Gewänder von mancher Art, deshalb weil er sehr freigebig ist, und um Erecs willen, den er so sehr liebte. Hier ist die Geschichte zu Ende."

Dreyer no. 18.

Über diesen Schluß habe ich schon *Zur Mabinogionfrage*, S. 92 ff. ausführlich gehandelt, meine dort gegebene Darstellung bedarf aber, wie ich jetzt glaube, in wesentlichen Punkten der Modifikation.

Es kann, wie ich a. a. O. S. 93 bemerkte, nicht wohl ein Zweifel darüber bestehen, daß der Schluß, welchen Hartm. und Mabinogi bieten, der ursprüngliche Schluß der Erec-Erzählung gewesen ist: Erec kehrt mit der Gattin in seine Heimat zurück und beide leben dort glücklich bis an ihr Ende. Die Logik der ganzen Erzählung fordert diesen Schluß unbedingt.

Ist dem so, dann bestehen zwei Möglichkeiten, den hier zwischen Chrétien, der mit Erecs Krönung zu Nantes schließt, einerseits und Hartm.-Mab. andererseits vorliegenden Unterschied zu erklären:

1. Alle sieben erhaltenen Chr.-Hdss., die in den letzten Versen stark differieren, gehen zurück auf ein am Ende verstümmeltes Original: Chrétiens Dichtung berichtete, wie Hartm. und das Mab., am Schluß — nach der Krönung zu Nantes — auch noch die Heimkehr Erecs in sein Reich. Hartm. und das Mab. hatten noch eine vollständige Hds. vor sich, beide ließen, um zu kürzen, die Krönung zu Nantes weg.

2. Hartm. kannte neben Chrétien eine vollständigere Version des Erec-Stoffes, auf die auch das Mab. zurückgeht, und er ersetzte den ihn nicht befriedigenden Schluß Chrétiens durch den abweichenden, den er hier fand.

Ich ließ es seinerzeit dahingestellt, welche von den beiden Möglichkeiten den Vorzug verdiene; für die erstgenannte machte ich geltend, daß in der Tat den uns erhaltenen Hdss. ein eigent-

licher Schluß gefehlt zu haben scheint, und nicht einzusehen ist, warum Chr. die Dichtung unvollendet gelassen haben sollte.

Nun kann aber gerade gegen 1 ein sehr gewichtiges Bedenken geltend gemacht werden:

Der genaue Vergleich Hartmanns mit Chrétien zeigt nämlich, daß ersterer, wenn er auch gelegentlich Chrétiens Darstellung etwas kürzt, doch keine einzige Episode vollständig ausgelassen hat, — er zeigt ferner daß es dem deutschen Dichter im Grunde durchaus n i c h t um Abkürzung der Erzählung zu tun war, indem er im Gegenteil diese vielfach sehr stark erweitert hat, s. z. B. die viel ausführlichere Schilderung des Turnieres, die geradezu maßlos breite Beschreibung von Enidens Pferd u. a. m. Gesetzt deshalb, es habe Hartmann eine vollständigere Chrétien-Hds. vorgelegen, welche außer der Beschreibung der Krönung zu Nantes, die die uns erhaltenen Hdss. bieten, auch noch den bei Hartmann vorliegenden Schluß enthielt, müßte es als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß er die ganze Krönungsepisode, die bei Chrétien 412 Verse, V. 6546—6958, umfaßt, und die doch die deutschen ritterlichen Leser gewiß auch interessiert hätte, einfach weggelassen haben sollte; es wäre nach seinem sonstigen Verfahren bestimmt zu erwarten, daß er, wenn er schon kürzen wollte, der Krönung zu Nantes zum mindesten in einer Anzahl Versen Erwähnung getan hätte.

Außerdem müßte es zum mindesten als auffällig bezeichnet werden, daß Hartm. und das Mab. b e i d e unabhängig voneinander die ganze Episode der Krönung zu Nantes gestrichen haben sollten.

Ferner wird, entgegen meiner früheren Auffassung, doch wohl wenigstens mit der Möglichkeit gerechnet werden müssen, daß V. 6958: *Li contes fine ci a tant*, den Hds. *P* allein bietet, ursprünglich ist, wie ja auch Förster den Vers in seine kritische Ausgabe aufnimmt, sei es, daß *P* doch für sich allein allen anderen Hdss. gegenüber eine Gruppe bildet — daß Försters Handschriftenstammbaum nicht haltbar ist, wurde a. a. O. S. 94 schon festgestellt —, sei es, daß es jenen Vers aus einer besseren Hds. entlehnte, in welchem Falle also dem Original der erhaltenen Hdss. ein Abschluß — freilich ein rein äußerlicher — nicht gefehlt haben würde.

Und angenommen, Chrétiens Quelle habe den Schluß Hartmanns und des Mab. enthalten, so würde auch eine E r k l ä r u n g für den von ihm vorgenommenen Ersatz dieses Schlusses durch die Krönung von Nantes nicht fehlen.

Förster bemerkt nämlich S. 56 seines *Kristian von Troyes Wörterbuch* „Einer . . . . Mitteilung Ph. A. Beckers (29. Oktober 1913) verdanke ich die Angabe, daß er sich bei der Königskrönung in Nantes (6553 ff.) fragt, ob Kristian nicht einfach der Krönung Geoffroys durch seinen Bruder Heinrich II. in Nantes beigewohnt

hat und wie ein rechter Dichter sie in Dichtung umsetzt». — Diese Krönung würde mit ihrem Jahr 1158 vortrefflich passen und gäbe so einen Terminus a quo, so daß der Erec mit 1160 (oder knapp vor 1160) wirklich genau bestimmt wäre."

Beckers Hypothese hat gewiß etwas Bestechendes. Der Gedanke läge dann nahe, Chrétien habe, eben um seine Dichtung durch eine so hoch aktuelle Schilderung zu schmücken, den ihm vorliegenden, zu Hartm. und zum Mab. stimmenden Schluß durch diesen anderen, Erecs Krönung durch Artus zu Nantes, ersetzt.

Aus diesen Gründen glaube ich es nunmehr im Unterschiede von meiner *Zur Mabinogionfrage* a. a. O. gegebenen Darstellung, wo ich eine Wahl zwischen den beiden m. E. bestehenden Möglichkeiten nicht traf, als sehr wahrscheinlich betrachten zu dürfen, daß Hartm. seinen ganzen Schluß der von ihm neben Chr. benutzten zweiten französischen Fassung des Erec-Stoffes entnommen hat: ihm lag Chr. vor in dem Texte, den die uns erhaltenen Hdss. bieten und der der ursprüngliche gewesen sein kann: hier machte die weitläufig geschilderte Krönung zu Nantes den Beschluß; daneben aber benutzte er jene andere Erec-Dichtung welche die Krönung nicht kannte und an ihrer Stelle, offenbar im Einklang mit der Originaldichtung von Erec, die Rückkehr Erecs und Enidens nach Carnant hatte. Zwischen beiden Versionen mußte Hartm. wählen, und er entschied sich für die letztere.

Somit darf auch der Hartmannsche Schluß als ein Argument für die Benutzung einer zweiten Erec-Dichtung durch Hartm. gelten.

Damit wären nunmehr die Fälle erschöpft, wo Hartmann und Mabinogi gegenüber Chrétien die gleichen Abweichungen zeigen.

Wenn wir nun die Liste überblicken, so haben wir im ganzen 14 Nummern, nämlich no. 1, 4, 9, 10, 12, 13, 15, 19, 20, 23, 27, 28, 29, 30, bei denen die Möglichkeit zugestanden werden mußte, die gemeinsame Abweichung der Texte zurückzuführen entweder auf selbständige Änderungen zweier Bearbeiter Chrétiens oder — und das ist bei weitem der häufigere Fall — auf die Benutzung einer Chrétien-Handschrift durch die Bearbeiter, welche besser war als alle sieben uns erhaltenen Hdss. des *Erec* und an den in Betracht kommenden Stellen einige schon in dem Original aller erhaltenen Hdss. ausgefallene Plusverse aufwies —, die Möglichkeit, daß schon das gemeinsame Original aller sieben *Erec*-Hdss. lückenhaft war, haben wir Förster zugestanden; für sich steht no. 11, bei der Übereinstimmung zwischen Hartmann und Mabinogi nicht mit voller Sicherheit behauptet werden kann.

Dagegen sind nun in den 17 übrigen Fällen: no. 2, 3, 5, 6, 7, 8, 11, 14, 16, 17, 18, 21, 22, 24, 25, 26, 31, die in Rede stehenden beiden möglichen Erklärungen für die Differenzen, welche

Hartm. und Mab. gegenüber Chrétien aufweisen, teils vollkommen ausgeschlossen, teils doch in hohem Grade unwahrscheinlich, und zwar sind die wichtigsten, direkt entscheidenden Übereinstimmungen die unter no. 2, 6, 14, 16, 17, 21, 22, 24, 25, 26: diese genügen, um mit „mathematischer" Sicherheit zu beweisen, daß an den Stellen, wo sie begegnen, Hartmann und das Mabinogi beide aus einer, sei es mündlich, sei es schriftlich überlieferten, von der Chrétiens vielfach abweichenden Erec-Dichtung geschöpft haben müssen, — Hartmann benutzt diese Quelle neben Chrétien, das Mabinogi benutzt sie ausschließlich.

Besondere Beachtung verdient von diesen Punkten nun no. 5, „Waffen des alten Ritters", weil es hier ganz deutlich ist, daß Hartmann zwei verschiedene, sich widersprechende Versionen vor sich hatte, die er beide in seine Darstellung aufnahm.

Er stimmt nämlich einerseits zu Chrétien, der dem verarmten Ritter „schöne, leichte Waffen" zuschreibt:

Der alte Ritter sagt zu Erec:

Chrétien 613 ff.:	Hartmann 589 ff.:
Armes buenes et beles ai.	Sô haben wir hie zehant
. . . .	vil schoenez îsengewant,
Chauces ci mout buenes et chieres,	beidiu behende [= *legieres*] unde guot.
Cleres et beles et legieres.	Erec probiert dann die Rüstung an, V. 617:
	dô was ez behende unde guot

Später aber heißt es bei Hartmann in teilweise wörtlicher Übereinstimmung mit dem Mabinogi.

V. 746 ff.:	Mab. S. 134.
sîn schilt was alt swaere breit,	Gereint . . . . ., couvert
sîniu sper unbehende grôz,	lui et son cheval, d'armes lourdes, rouillées,
halp er und daz ros blôz,	sans valeur.
als imz sîn alter sweher lêch.	

Würde an letzterer Stelle eine bewußte Änderung Hartmanns vorliegen, so hätte er nicht V. 589 ff. von schönen, leichten Waffen gesprochen. Vielmehr folgt er hier offenbar der Darstellung der zweiten von ihm benutzten Quelle, welche die von Chrétien getilgten, für den verarmten Ritter allein passenden schweren, schlechten Waffen, die die ursprüngliche Fassung der Erzählung gehabt haben muß, bewahrt hatte. Der Widerspruch zu der Darstellung Chrétiens ist Hartmann nicht zum Bewußtsein gekommen. Solche Diskrepanzen werden sich, wo auf zwei nicht völlig harmonierende Darstellungen des gleichen Vorgangs eine dritte gegründet wird, immer leicht einfinden.

Wer künftig noch behauptet, daß Hartmann ausschließlich Chrétien vor sich gehabt habe, wird sich erst mit diesen Stellen auseinanderzusetzen haben und uns sagen müssen, wie er die hier vorliegenden, ganz speziellen Übereinstimmungen beider Texte, welche zum Teil von der Art sind, daß sie den Zufall ohne weiteres ausschließen, erklären will. Daß die von Förster gegebene Erklärung, auf Grund deren man bisher die Stellen ignoriert hat, durchaus unmöglich ist, wurde im Vorausgehenden S. 54 ff. und dann von Fall zu Fall gezeigt.

Die fraglichen Übereinstimmungen sind nun aber zugleich insofern für das Erec-Gereint-Problem von einschneidender Bedeutung, als sie, wenn sie auch an sich nicht die *Unabhängigkeit* des Mabinogi von Chrétien dartun, *doch soviel mit absoluter Sicherheit beweisen, daß der kymrische Erzähler eine von der Chrétienschen vielfach abweichende Erec-Überlieferung kannte*, die er unter allen Umständen *neben* ersterer verwertet haben müßte; daß der Kymre eine solche zweite Erec-Überlieferung — und zwar ausschließlich — benutzte, suchte mit Hilfe ganz anderer Kriterien nachzuweisen Edens, indem er zeigte, daß die Darstellung des Mab. häufig *ursprünglicher* ist als die Chrétiens und also nicht aus diesem geschöpft sein kann; die Übereinstimmungen Hartm.-Mab. gegen Chrétien *dienen somit dem Ergebnis Edens' zur Bestätigung und sind auch für diejenigen zwingend, welche die von E. angewandten Kriterien der Logik und Konsequenz der Darstellung nicht gelten lassen wollen.* Wenn sie gleich der Annahme, daß das Mab. außerdem auch Chrétien benutzt habe, nicht im Wege stehen würden, so stimmen sie doch ebensowohl zu dem auf Grund eines genauen Vergleiches des Mab. mit Chrétien gewonnenen Ergebnis, wonach das kymrische Märchen von letzterem völlig unabhängig ist.

Dreyer führt außerdem S. 23 f. noch 15 Stellen auf, an denen Hartm. und das Mab. „dasselbe auslassen", — da erst entschieden werden soll, ob beide Chrétien überhaupt vor sich gehabt haben, so werden wir vielmehr sagen: „von Chr. Berichtetes nicht erwähnen" —, indem er bemerkt, daß diese Stellen „bei der die Erzählung sehr kürzenden Darstellung Ms. natürlich weniger ins Gewicht fallen". Ich begnüge mich, hier auf Dreyer zu verweisen und sehe von Registrierung und Besprechung der Stellen ab, da sie als Beweismaterial für die Benutzung einer von Chr. verschiedenen Erec-Fassung durch Hartm. und Mab. nicht dienen können; denn wenn von zwei Bearbeitern eines Textes der eine

seine Vorlage durchgehends stark kürzt — wie der Kymre getan haben müßte, falls er Chr. vor sich hatte —, der andere sie wenigstens an vielen Stellen kürzt, wie Hartmann tut, so werden beide aller Wahrscheinlichkeit nach öfters das G l e i c h e auslassen.

Soviel über die Hartmann und dem Mabinogi g e m e i n s a m e n Abweichungen von Chrétien.

Ich gehe nun dazu über, eine Anzahl Stellen genauer ins Auge zu fassen, wo Hartmann von Chrétien abweicht, o h n e daß das Mabinogi etwas Entsprechendes böte, — eine ganze Reihe sehr auffälliger Unterschiede zwischen dem deutschen Dichter und seiner französischen Vorlage — es handelt sich vorzugsweise um längere, inhaltreiche Plusstellen bei dem ersteren — in schärfere Beleuchtung zu rücken, Unterschiede, die, um mit B a r t s c h zu sprechen, „nicht so schlechthin als Willkür des deutschen Bearbeiters gelten dürfen, sondern bei denen die Frage nach einer anderen Quelle berechtigt erscheint". Ihre Betrachtung wird dem durch die vorstehende Untersuchung gewonnenen Ergebnis zur Bestätigung dienen.

(Fortsetzung folgt.)

R o s t o c k i. M. RUDOLF ZENKER.

Anhang.

Während vorstehender Artikel bereits im Druck war, kam mir durch freundliche Vermittelung des Herrn Herausgebers die inzwischen in dieser *Zeitschrift* 44^1 (1916), Heft 5/7, S. 129—188 erschienene Abhandlung von W. M e y e r - L ü b k e , *Chrestien von Troyes Erec und Enide*, zu Gesicht. Der Verfasser, dessen Autorität als Sprachforscher unbestritten ist, der sich aber als Literarhistoriker bisher nur ganz gelegentlich betätigt hat und speziell auf dem Gebiet der Artusepik m. W. nur erst mit einzelnen kurzen Referaten hervorgetreten ist, polemisiert vielfach gegen F ö r s t e r — er spricht S. 170 einmal von der „bei Förster bis zur Zwangsvorstellung entwickelten Auffassung von Crestiens Genialität und Urschöpfung" —, auch nimmt er gelegentlich Edens gegen Förstersche Vorwürfe in Schutz, aber in der so überaus wichtigen Frage nach dem Verhältnis von Chrétiens *Erec und Enide* zu dem kymrischen Prosamärchen von *Gereint* stimmt er, wie sein früherer Kollege Ph. A. B e c k e r — mit dem ich mich deswegen im *Literaturblatt f. germ. und rom. Philologie* 1903, Sp. 180—182 und in dieser *Zs.* 41^1 (1913), 131—165 bereits auseinandergesetzt habe —, doch wieder dem verstorbenen Bonner Romanisten bei. Ich gedenke mich in einer späteren Nummer dieser Artikelreihe mit den ganzen, die Erec-Dichtung betreffenden Darlegungen Meyer-Lübkes — ausgenommen den Abschnitt, in dem Fragen der mir fern liegenden keltischen Sprachgeschichte mit hereinspielen — eingehend zu befassen. Auf dem knappen Raum, der mir in diesem Hefte noch zur Verfügung steht, muß ich mich darauf beschränken, die wenigen Seiten, die Meyer-Lübke am Schlusse seiner Abhandlung speziell dem Erec-Gereint-Probleme widmet: neun Seiten von sechzig, die der Artikel umfaßt, kritisch Stellung zu nehmen. Immerhin möchte ich wenigstens zu ein paar an früherer Stelle begegnenden Bemerkungen Meyer-Lübkes mich sofort äußern:

F. Lot hat in der *Romania* 30 (1901), 21 den Namen *Enide*, kymr. *Enid*, abgeleitet von kymr. *enit*, „Waldlerche", und festgestellt, daß dieses Wort dem Keltischen des Festlandes fremd ist, s. dazu *Zur Mabinogionfrage* S. 96; er erschließt daraus insularen Ursprung des Namens und weiter insularen Ursprung der Erec-Erzählung selbst.

Meyer-Lübke wendet S. 144 ein: „Um diese Zusammenstellung einleuchtend zu machen, müßte nachgewiesen werden, daß bei Kymren auch sonst derartige Vogelnamen zu Personennamen werden und daß der Name Enid auch sonst im Kymrischen vorkommt. Beides ist, soweit man bisher weiß, nicht der Fall". Das habe auch Förster schon in dieser *Zs.* 38[1] (1910), 184 richtig bemerkt. „Die kymrische Literatur kennt Enide einzig und allein als Name der Gattin des Erec, sonst nicht, so daß man an seinem kymrischen Ursprung zweifeln darf". Man könnte darin wohl „eine Schöpfung des [französischen] Dichters sehen, bei der die Alliteration mit Erec den Anstoß, die Erinnerung an Eneas die Weiterbildung brachte".

Daß Voraussetzung der Ableitung *Enid* < *enit* der Nachweis der Entstehung von Personennamen aus Vogelnamen im Kymrischen sei, muß ich bestreiten. Es kann sich sehr wohl um einen singulären Fall handeln, und der Grund für diese Verwendung des Appellativums als weiblicher Personennamen ist doch wohl ohne weiteres hinreichend deutlich.

Wenn Förster a. a. O. bemerkt: „Es ist mir (und ebenso den Keltisten) nicht bekannt, daß es derartige Namensbezeichnungen auf den keltischen Inseln oder dem keltischen Festland gegeben habe", so will das nicht viel besagen, denn Förster war bekanntlich des Keltischen nicht mächtig, und die ganze keltische Philologie lag ihm fern; seine keltische Autorität war früher Heinrich Zimmer, der aber, als dieser Artikel geschrieben wurde, längst nicht mehr unter den Lebenden weilte. Hat Förster wirklich Keltisten in dieser Sache konsultiert, warum macht er sie dann nicht namhaft?

Daß Voraussetzung der in Rede stehenden Ableitung der Nachweis sonstigen Vorkommens des Namens *Enid* im Kymrischen sei, möchte ich gleichfalls bezweifeln. Es gibt genug Namen, die nur als Namen gewisser Gestalten der Dichtung begegnen. Wo ist denn der Name *Perceval* nachgewiesen außer im Perceval-Roman? Wo sind die Namen *Laudine*, *Lunete* belegt außer im *Ivain*? wo der Name *Beowulf* außer im gleichnamigen angelsächsichen Epos? wo der Name *Lohengrin* außer im Schwanenritter-Roman? Es ließen sich bei einiger Umschau ja noch zahllose Beispiele anführen!

Aber Meyer-Lübke hätte in Wirklichkeit gar nicht weit zu gehen gebraucht, um ein kymrisches Analogon zu *enit* > *Enid* zu finden; denn der kymrische Name *Gwalchmei*, der berühmte *Gauvain* der französischen Romane, ist abgeleitet von kymr. *gwalch*, „männlicher Falke", s. Loth, *Les Mabinogion* I (1913), S. 288, Anm. 1. Besteht danach ein vernünftiger Grund, die Identität des Namens *Enid* mit kymr. *enit*, „Waldlerche", in Zweifel zu ziehen? Wenn Enid in der kymrischen Literatur außer in der Erec-Dichtung, genauer: im *Gereint*, nicht begegnet, so gilt doch von *Enide* in der französischen Literatur das gleiche; auch hier findet sich der Name sonst nicht! Und wenn Meyer-Lübke vermutet, der französische Dichter des *Erec* habe den Namen frei erfunden, warum soll das der Kymre dann nicht gerade so gut haben tun können? Warum soll das eine eher möglich sein als das andere? Daß für die Wahl eines Namens mit anlautendem *E* die Alliteration zu *Erec* bestimmend war, ist ja sehr wohl denkbar, aber dieses Motiv könnte gerade so gut wie bei dem Franzosen auch bei dem Kymren wirksam gewesen sein, denn neben *Gereint* steht im Kymrischen eine Form ohne anlautendes *G!* Daß Enide, wie Meyer-Lübke meint,

vielleicht eine Ableitung von dem Namen *Aeneas*, fr. *Enée*, sei, ist doch eine Hypothese, die völlig in der Luft schwebt und die recht wenig einleuchtet. M.-L. denkt jedenfalls an *Enéide*. Aber welchen Anlaß sollte der französische Dichter gehabt haben, den Namen seiner Heldin dem Titel des römischen Epos nachzubilden? Warum diese künstliche Hypothese, wo die Ableitung von *enit* sich so ungezwungen darbietet?

Meyer-Lübke meint ferner, wenn *enit* dem heutigen festländischen Keltisch fremd sei, so beweise das noch nicht, daß die alte Sprache, das Bretonische des Mittelalters, das Wort nicht besessen habe. Das ist gewiß richtig, und im Hinblick auf diese Erwägung kann die Ableitung des Namens aus dem Kymrischen allerdings nicht als absolut sicher betrachtet werden, aber hat sie nicht trotzdem alle Wahrscheinlichkeit für sich, wenn wir bedenken, daß der Schauplatz des Erec-Romans sowohl bei dem Kymren als bei Chrétien das k y m r i s c h e Britannien ist, und daß gerade im Kymrischen, in keinem anderen keltischen Dialekte, *enit*, „Waldlerche", heute vorhanden ist?

S. 147 erklärt M.-L.: „Von der Eifersucht, die der Verfasser des *Gereint* und mancher Neuere bei ihm [nämlich bei Chrétiens Erec] finden wollen, ist keine Spur da, sonst würde er nicht beim Abschied für den Fall, daß ihm auf der Fahrt ein Unglück zustoßen sollte, Enide seinem Vater anempfehlen, . . ." Diese Darstellung ist nicht richtig. Mit den „Neueren" sind gemeint G a s t o n P a r i s, der Urheber der Anschauung, von der die Rede ist, Mario Roques, Edens und Verf., die wir uns hier G. Paris angeschlossen haben. Wir haben nun aber keineswegs behauptet, daß Erec bei Chrétien als eifersüchtig erscheine, sondern das gerade Gegenteil: daß Erec von dem französischen Dichter n i c h t als eifersüchtig oder, was auf dasselbe hinausläuft, als nicht an der Liebe seiner Gattin zweifelnd, geschildert werde, aber wir haben festgestellt, daß das Eifersuchtsmotiv im kymrischen Mabinogi vorhanden ist, und haben aus dieser Tatsache und dem in sich widerspruchsvollen Charakter von Chrétiens Erzählung den Schluß gezogen, daß jenes Motiv auch in Chrétiens Q u e l l e existiert haben müsse, der höfische Dichter es aber g e t i l g t habe, weil ihm niedrige Eifersucht seines Helden unwürdig dünkte, er dessen Verhältnis zu Enide als ein rein ideales erscheinen lassen wollte. Das ist also etwas ganz anderes. Die Tatsache, auf welche Meyer-Lübke hinweist: daß Erec beim Abschied die Gattin seinem Vater empfiehlt, habe ich *Zur Mabinogionfrage* S. 76 selbst als Beweis dafür angeführt, daß Erec bei Chrétien gegen Enide keinen Groll hege, nicht als eifersüchtig geschildert werde!

S. 172 bemerkt Meyer-Lübke, B r u g g e r habe in dieser *Zs.* 27[1], 92 mit Recht betont, „daß für die zweite Burg [nämlich die zweite der beiden Burgen, die Erec seinem Vater schenkt] nur *Roadan* oder *Rodoan* in Betracht kommen kann, daß *Rotelan*, mit dem Lot. *R.* XXV, 9 und Zenker Mabinogion S. 82 operieren, nur der schlechteren Überlieferung angehört."

Hier muß ich das „mit Recht" bestreiten.

Die Handschriften bieten die folgenden Formen:

V. 1335: C *roadan*, H *rodoan*, P *tonadan*, VA *roalan*, B *rotelan*, E *rodolan*;

V. 1882: C *roadan*, H *rodoan*, P *rodouan*, V *rodan*, A *roela*, B *rodelen*, E *rodoalen*.

Daß von allen diesen Formen gerade *Roadan* oder *Rodoan* in den Text gesetzt werden müsse, folgert Brugger aus dem von Förster gr. *Erec* S. IV und kl. *Erec* S. XXXI aufgestellten Handschriftenschema. Ich habe aber seitdem *Zur Mabinogionfrage* S. 94 festgestellt, daß Försters Schema nicht richtig sein kann, denn dann müßten die vier Kopisten der Hdss. *C*, *B*, *V* und *A* alle unabhängig voneinander den

Erec mit V. 6942 plötzlich abgebrochen haben, obgleich an dieser Stelle in der Erzählung gar kein Einschnitt vorhanden ist; das erscheint ganz unglaublich. Aus Försters Bemerkungen S. IV und V des gr. *Erec* ergibt sich auch zur Evidenz, daß sein Stammbaum auf einem ganz schwankenden Grunde errichtet worden ist: S. V bringt F. einen von dem ersten verschiedenen Stammbaum, der ihm anfangs der richtige dünkte, und den er nur wegen der regelmäßigen Zusammengehörigkeit von *HC* gegen *PB* nicht akzeptiert habe. Eine die Nachprüfung ermöglichende exakte Begründung seines Stammbaumes gibt er überhaupt nicht, da er die Stellen, auf welche er ihn gründet, gar nicht anführt: wir müssen seine Behauptungen, daß die und die Hdss. enger zusammen gehören, auf Treu und Glauben hinnehmen, seine Angaben aber zeigen deutlich, wie unsicher er sich selbst fühlt. Indem nun dieser Stammbaum sich als unhaltbar erweist, wird Bruggers Argumentation sofort hinfällig, sie wäre es aber selbst dann, wenn der Stammbaum richtig wäre, da Förster kl. *Erec* S. XXXII sich genötigt sieht, an vielen Stellen gegenseitige Beeinflussungen der verschiedenen Handschriftenfamilien, also Benutzung mehrerer Vorlagen durch die Schreiber anzunehmen, wodurch natürlich alles ins Wanken kommt und die Rekonstruktion der ursprünglichen Lesarten auf Grund des aufgestellten Stammbaumes ohne weiteres illusorisch wird. Folglich ist nicht der mindeste Grund vorhanden, die Formen mit *t, d: rotelan, rodolan, rodelen, rodoalen*, als der schlechteren Überlieferung angehörig zu betrachten, sie können ebensogut im Original gestanden haben, wie die Formen ohne *t*, und von den letzteren kann die von *V* und *A* gebotene Form *roalan* offenbar ebenso leicht aus der von *E*, *rodolan*, wie aus der von *C*, *roadan*, entstanden sein. Da nun ein *Rodolan*, *Rotelan* ohne weiteres mit dem bekannten Orte *Ruddlan* in Nordwales identifiziert werden darf, während für *Rodoan*, *Roadan* sich irgend eine Identifikation nicht hat erbringen lassen, und da Ruddlan eben in den Gebieten liegt, in denen der Schauplatz des *Erec* ist, im keltischen Westbritannien, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich um dieses handelt, — wenn natürlich auch eine Gewißheit beim Stande der Überlieferung nicht zu erreichen ist.

Ich komme nun zum Schlußteil des Meyer-Lübkeschen Artikels, der sich speziell mit der *Erec-Gereint*-Frage befaßt. Ich bemerke hier gleich, daß ich die Lothsche Mabinogion-Übersetzung nach der vermehrten und verbesserten 2. Auflage vom J. 1913 zitieren werde, während M.-L. noch die 1889 erschienene 1. Auflage benutzt.

Meyer-Lübke bringt zunächst eine Beobachtung, aus der er den Schluß ziehen zu dürfen glaubt, daß der Verfasser des Mabinogi den *Erec* Chrétiens vor sich gehabt haben müsse, S. 179: „Nachdem Gereint den Sperber gewonnen, heißt es, «*le lendemain ils partirent pour la cour d'Arthur. L'aventure de Gereint s'arrête ici*» (Loth II, 138). Als sodann Edern an Artus Hof kommt und von Genievre Verzeihung erhält, übergibt ihn Artus dem Arzt, seine Geliebte wird zur Königin gebracht. «*Leur histoire s'arrête ici*» (S. 132). Als Edern von Gereint besiegt ist, zieht er traurig mit seiner Geliebten und dem Zwerg ab. «*Leur histoire s'arrête là*» (S. 126). Derartige einen Abschluß angebende Bemerkungen hätten auch anderswo angebracht werden können, beispielsweise im Owen nach der Erzählung des Kynon, sie finden sich aber . . . . nirgends. Daher wird man nicht fehl gehen, in ihnen eine Nachahmung des

ici fenist li premiers vers

[Erec V. 1844, wo Försters Ausgabe aber hat: *Ci fine li premerains vers* — Meyer-Lübke bevorzugt die Lesart von *CE*, s. S. 138] zu sehen“.

Man könne nicht annehmen, daß Chrétien den Vers aus seiner Vorlage entnommen habe, denn man dürfe ihm nicht zumuten, daß er etwas direkt Unverständliches übernommen habe. „Was im Erec einmal zufällig und auffällig erscheint, das wird hier zum Gewohnheitsmäßigen. Der Verf. erweitert seine Vorlage, er will sie nicht einfach übersetzen, er macht sie mit viel Überlegung zurecht, ändert ihm unverständlich, nicht begründet erscheinende Stellen, kann daher auch nicht nur gerade einmal sagen, das sei der Schluß einer Episode, sondern wiederholt es, wodurch das Unverständliche der vereinzelten Bemerkung in Erec behoben erscheint“ (S. 180).

In dieser Argumentation ist mir zunächst nicht ersichtlich, was an dem in Rede stehenden Verse eigentlich unverständlich sein soll: der Vers steht da, wo das erste Hauptstück des *Erec* tatsächlich zu Ende ist, die Gewinnung Enidens durch Erec; beide sind an Artus' Hof eingetroffen, Enide hat als die schönste von Artus den Kuß bekommen: der Vers ist also vollkommen an seinem Platze; im Folgenden wird die Hochzeit des Paares erzählt, an die sich die Handlung des zweiten Teiles, die Abenteuerfahrt, anschließt. Will Meyer-Lübke etwa sagen, es sei unverständlich, daß die ausdrückliche Angabe, daß ein Abschnitt der Erzählung zu Ende sei, bei Chrétien nur dieses eine Mal begegne? Aber da der Erec nur in zwei Hauptabschnitte zerfällt, die Gewinnung Enidens und die mit ihr unternommene Abenteuerfahrt des Helden, jedenfalls in diese beiden Hauptabschnitte zerlegt werden **kann**, und nichts hindert, anzunehmen, daß auch der Dichter nur diese beiden Teile unterschied, war ja doch gar kein Anlaß, den Ausdruck wieder zu verwenden außer am Schluß, wo die eine Hds., die sehr wohl hier das Ursprüngliche haben kann — Förster selbst nimmt den Vers ja in den kritischen Text auf —, in der Tat hat: *Li contes fine ci a tant.* Auch daß *vers* in dem Sinne: „Hauptteil eines Abenteuerromans“ sonst nicht begegnet, genügt doch nicht, den Ausdruck als unverständlich zu beanstanden, besonders wenn wir bedenken, daß der *Erec* Chrétiens erster erhaltener Roman und überhaupt der älteste Artusroman in französischer Sprache ist, den wir besitzen: *Vers* könnte zu einer früheren Zeit sehr wohl in diesem Sinne in Gebrauch gewesen und später außer Übung gekommen sein. Somit liegt auch kein Grund vor, warum Chrétien den fraglichen Vers nicht aus einer Vorlage entnommen haben sollte, und hat er das getan, dann könnten die von Meyer-Lübke verglichenen Mabinogion-Stellen natürlich gerade so gut wie auf Chrétien selbst auch auf seiner Vorlage beruhen.

Inwiefern aus der Darstellung des Mab. hervorgehen soll, daß der Verf. die Gewohnheit habe, bei Chrétien vereinzelt erscheinende Züge nachher immer zu wiederholen, ist mir auch nicht ersichtlich, da Meyer-Lübke nicht ein einziges Beispiel für diese angebliche Gewohnheit des Kymren beibringt. Wenn der kymrische Erzähler nach Meyer-Lübkes Auffassung neue Motivierungen in die von Chrétien übernommene Erzählung einführt — daß er das tut und nicht umgekehrt Chrétien gewisse Motivierungen ausgelassen hat, soll doch aber erst bewiesen werden! —, so ist das etwas ganz anderes, und ich weiß nicht, welche Beziehung zwischen diesem für ihn angeblich charakteristischen Streben und der wiederholten Angabe, daß nun eine Episode zu Ende sei, eigentlich bestehen soll.

Aber auch wenn wir jenen Vers als Chrétiens Eigentum betrachten — und ich habe durchaus keinen Grund zu bezweifeln, daß er das ist —, bietet er ein Kriterium für Abhängigkeit des Mabinogi vom *Erec* nicht, denn eine genauere Betrachtung zeigt sofort, **daß keinerlei Anlaß vorliegt, zwischen ihm und den drei von M.-L. angezogenen Stellen überhaupt irgend einen Zusammenhang anzunehmen.**

7*

Der Ausdruck: „*Le récit de son aventure à lui s'arrête là*" (so, nicht „*Leur histoire s'arrête là*", hat die 2. Aufl. der Übersetzung) begegnet im Mabinogi zuerst, nachdem Gereint den Edern besiegt hat und dieser mit seiner Dame und dem bösen Zwerg zum Artushof abgeritten ist, L o t h II, 136; es handelt sich aber gar nicht um eine „einen Abschluß angebende Bemerkung", wie Meyer-Lübke meint, sondern um eine solche, welche eine U n t e r b r e c h u n g anzeigt: „Die Erzählung von seinem Abenteuer h ä l t h i e r i n n e": die Geschichte von Edern ist ja hier noch gar nicht zu Ende, sie wird vielmehr später, S. 140, f o r t g e s e t z t, wo erzählt wird, wie die drei nun an Artus' Hof eintreffen!

Zum zweiten Mal findet sich der Ausdruck im Mab. S. 138: „*L'aventure de Gereint s'arrête ici*", nachdem Gereint mit Enide nach Artus' Hof aufgebrochen ist und der Erzähler dazu übergeht, über Artus' Jagd auf den weißen Hirsch zu berichten, und abermals ist zu übersetzen: „Ihre Geschichte h ä l t h i e r i n n e", denn S. 143 wird sie f o r t g e s e t z t.

Zum dritten Mal stoßen wir auf die in Rede stehende Wendung, „*Leur histoire à eux deux s'arrête ici*", am Ende der Episode, in der erzählt wird, wie Edern mit seinen Begleitern am Hofe eintrifft und er selbst von Artus dessen Leibarzt, seine Begleiterin der Königin anvertraut wird, S. 143: die Bedeutung ist die gleiche, wie an den beiden ersten Stellen, denn Edern tritt später nochmals auf, S. 148, wo eine Aussöhnung zwischen ihm und der Königin stattfindet und er Erec auf der Heimreise begleitet.

Somit wird in allen drei Fällen mit dem „*s'arrête ici*" nicht ein eigentlicher Abschluß angezeigt, wie bei Chrétien mit dem: „Hier endigt der erste Gedichtabschnitt", sondern vielmehr nur ausgesagt, daß der Erzähler das eben behandelte Thema v o r l ä u f i g a b b r i c h t, daß er von der e i n e n Person zu einer a n d e r e n übergeht, um dann später zu der ersteren z u r ü c k z u k e h r e n.

Folglich besteht zwischen dieser im Mab. in nicht großen Zwischenräumen bald nacheinander dreimal wiederkehrenden Formel und Chrétiens an ganz anderer Stelle sich findender Angabe, der erste Teil von Erecs Geschichte s e i n u n z u E n d e, — die hier keineswegs abgebrochen, sondern unmittelbar weiter fortgesetzt wird — durchaus keine Ähnlichkeit, und es liegt auch nicht der Schatten eines Grundes vor, zwischen beiden Ausdrücken irgend einen Zusammenhang anzunehmen.

Dazu kommt, daß Chrétiens Bemerkung: „Hier ist der erste Gedichtabschnitt zu Ende", wie wir sahen, erst da begegnet, wo Erec schon mit Enide bei Artus eingetroffen ist, also an späterer Stelle als alle drei damit in Vergleich gestellten Ausdrücke des Mab. An der dem Chrétienschen Einschnitt entsprechenden Stelle im Mab., S. 144, nach *en rapport avec sa beauté*, begegnet die Formel nicht, wie doch zu erwarten wäre, wenn sie, wie Meyer-Lübke meint, wirklich jenem Verse Chrétiens nachgebildet wäre.

Auch ist darauf aufmerksam zu machen, daß im Hinblick auf die eben vermerkte Tatsache des späteren Auftretens des Chrétienschen Verses, im Falle wir annehmen, der Kymre habe den Chrétienschen Roman fortlaufend gelesen, die Ableitung des im Mab. schon und ausschließlich v o r h e r begegnenden Ausdruckes aus dem Chrétienschen überhaupt ausgeschlossen wäre; aber freilich kann eingewandt werden, der Kymre möchte vielleicht, bevor er an die Übertragung ging, den ganzen Roman gelesen haben und es möchte sich ihm der in Rede stehende Vers eingeprägt haben, so daß er ihn nachher an früherer Stelle verwenden konnte.

Indes haben, wie wir sahen, die beiden Ausdrücke überhaupt nichts miteinander zu schaffen.

S o m i t e r w e i s t s i c h a u c h d i e s e s a n g e b l i c h e

Indizium für die Abhängigkeit der kymrischen Erzählung von Chrétien bei näherem Zusehen sofort als gänzlich unbrauchbar!

Meyer-Lübke kommt dann nun auch auf die schon wiederholt erörterte *costume* am Eingang des ***Erec*** zu sprechen und tragt hier eine ganz neue Auffassung des Chrétien-Textes vor, ohne doch irgendwie hervorzuheben, daß seine Interpretation von den bisher gegebenen Deutungen verschieden ist.

Ich hatte mich dahin ausgesprochen, daß hier Chrétien seine Quelle mißverstanden haben müsse, Meyer-Lübke aber meint, das Mißverstand- sei vielmehr auf meiner Seite. Ich werde sofort zeigen, daß dem nicht so ist.

Da mir daran gelegen ist, die Leser in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urteil darüber zu bilden, ob die von Meyer-Lübke vorgetragene Auffassung wirklich haltbar und seine Behauptung, daß ich Chrétien nicht verstanden habe, zutreffend ist, so bin ich genötigt etwas ausführlicher zu Werke zu gehen, als Meyer-Lübke es tut, aus dessen Darstellung selbst diejenigen, welche die bisherige Kontroverse über diese Stelle verfolgt haben, kaum eine deutliche Vorstellung gewinnen werden, um was es sich eigentlich handelt;

Die Sache ist diese:

Im Eingang des ***Erec*** wird erzählt, Artus habe Ostern zu Caradigan Hof gehalten: „Aber ehe die Hoffestlichkeit zu Ende ging, erklärte der König seinen Rittern, er wolle den weißen Hirsch jagen, um die Gewohnheit zu ehren" (eigentlich „zu erhöhen", *por la costume ressaucier*). Gauvain widerspricht, denn „der weiße Hirsch habe die Gewohnheit", daß sein Erleger die schönste Dame am Hof küssen müsse, und das werde Streit verursachen, da jeder Ritter wünschen werde, daß seine Dame als die schönste geehrt werde. Aber der König bleibt bei seinem Entschluß: „Morgen früh werden wir alle mit großem Vergnügen ausziehen, um den weißen Hirsch in dem Abenteuerwalde zu erjagen."

Edens bezog nun — was durch den Wortlaut der Stelle gewiß nahe gelegt ist — die Gewohnheit, von der der König hier spricht, auf die Jagd nach dem weißen Hirsch und machte auf die Ungereimtheit aufmerksam, die darin liege, daß eine Sitte bestehen solle, den weißen Hirsch zu jagen, der doch nur einmal zur Strecke gebracht werden könne. Er verwies auf die *costume*, von der in vielen Artusromanen die Rede ist, wonach König Artus sich bei hohen Festen nicht eher zu Tisch setzen wollte, bis irgend ein neues Abenteuer angemeldet worden war, sowie darauf, daß im Mabinogi die bei Chrétien vorhandene Unklarheit nicht bestehe, indem hier von einer *costume* nicht die Rede ist, vielmehr, während der König tafelt, einer seiner Förster erscheint und meldet, er habe im Walde einen weißen Hirsch gesehen, worauf der König beschließt, das Tier zu jagen. Edens vermutete deshalb, es liege bei Chrétien hier ein Mißverständnis vor: es habe sich in seiner Quelle, die auch die des Mab. war und in letzterem reiner erhalten sei, eben um diese ***costume*** gehandelt: Artus habe nicht essen wollen, bevor eine *aventure* gemeldet worden sei, da sei der Förster erschienen, der den weißen Hirsch gemeldet habe, nun sei die Bedingung erfüllt gewesen und Artus habe beschlossen, den Hirsch zu jagen, und sich nun erst zu Tisch gesetzt.

Smirnov in der ***Revue celtique*** 33, 130 ff. wandte gegen Edens ein, mit der *costume* sei vielmehr die Ausübung des Kußrechtes gemeint, die mit der Jagd auf den weißen Hirsch traditionell verbunden sei, und ich glaubte diese Auffassung als richtig anerkennen zu müssen, denn es spricht für sie auch V. 1845 f., wo es nach Vollzug der Zeremonie heißt:

> Quant li beisiers del cerf fu pris
> Lonc la costume del païs.

Aber ich bemerkte schon diese Zs. 40[1], 201, daß damit die Unklarheit bei Chrétien doch nicht behoben sei, denn bevor man beschließen kann, einen weißen Hirsch zu jagen, muß man doch wohl wissen, ob überhaupt einer da ist.

Meyer-Lübke nun stimmt — im Gegensatz zu Förster, Becker, Smirnov — Edens darin bei, daß es sich in der Tat um jene andere *costume* handeln müsse, die er dahin definiert, ,,daß zu jedem großen Fest [an Artus' Hof] die Ausführung irgend einer ungewöhnlichen Leistung gehört", aber er weicht von Edens ab, insofern er nicht ein Mißverständnis Chrétiens gelten lassen will, in dessen Quelle von dieser Sitte die Rede war, sondern annimmt, Chrétien selbst habe die fragliche *costume* im Sinne, die er nur als bekannt voraussetze und über die er sich deshalb nicht näher äußere: dieser *costume* genüge Artus eben, indem er die Jagd auf den weißen Hirsch beschließe (von dem, wohlgemerkt, vorher noch gar nicht die Rede war).

Diese neue, bisher von Niemand vertretene Auffassung unserer Stelle ist indessen ganz unmöglich!

Es ist nämlich gar nicht richtig, daß, wie Meyer-Lübke meint, die *costume* darin besteht, ,,daß zu jedem großen Feste die Ausführung irgend einer ungewöhnlichen Leistung gehört", als welche also im vorliegenden Falle die am nächsten Tage stattfindende Hirschjagd zu gelten hätte. Vielmehr ist die Sitte einzig die, daß Artus bei hohen Festen so lange nicht speist, bis irgend ein Abenteuer gemeldet worden ist, d. h. bis irgend eine Person erschienen ist, die eine merkwürdige Kunde bringt, zu einem zu bestehenden Abenteuer auffordert oder überhaupt der Anlaß wird, daß merkwürdiges sich ereignet.

Ich vereinige, um das zu beweisen, einmal sämtliche mir bekannte Stellen, an denen von der fraglichen *costume* die Rede ist, in knappster Analyse:

Chrétien, *Graal* (ed. Baist, Freiburg), bekanntlich sein letztes Werk, V. 2784: Artus sagt zu Keu, der ihn zur Tafel auffordert, ,,er werde an einem so großen Feste nicht eher essen, als bis dem Hofe eine Neuigkeit gemeldet sei" *(tant que ma cort novele viegne).* Der von Perceval besiegte *Clamadex* erscheint dann und stellt sich Artus als Gefangener.

Pseudo-Wauchier, ib. (ed. Potvin III, Mons 1866), V. 12 592 ff: Artus ist Pfingsten zu Carduel gekrönt worden. Keus will das Wasser zum Händewaschen herumreichen, aber der König verbietet, daß dies geschehe, bevor eine seltsame Neuigkeit eingetroffen sei oder ein schönes Abenteuer sich ereignet habe:

> 12 633 Devant ce k'estrange novele
> U autre aventure moult bele
> I soit voiant tous avenue;
> La coustume ai ensi tenue
> Toute ma vie jusques chi.

Ein prächtig geschmückter Ritter kommt in den Palast geritten, der verlangt, daß einer der anwesenden Ritter den Versuch mache, ihm mit einem Streiche das Haupt abzuschlagen.

Ebenda, V. 15664: Artus weilt Pfingsten zu Charlyon. Er verbietet Keus wieder, das Wasser zu reichen, da er die Gewohnheit habe, nicht zu essen,

> 15 670 Devant que venir i véisse
> Novele estrange ou aventure.

Chevalier as deus espees (ed. W. Förster, Halle 1877), 137 ff. Artus hält zu Pfingsten in Cardueil Hof, alle tafeln fröhlich, der König aber sitzt gedankenvoll da und ißt nicht, V. 164, denn noch nie ist bei einem so großen Feste ein Abenteuer ausgeblieben. Es erscheint dann ein Ritter, Bote des Königs *Ris d'Outretombe*, der verlangt, daß Artus sich ihm unterwerfe.

Raoul v. Houdenc, *Vengeance Raguidel* (ed. Friedwagner, Halle 1909), V. 18: Artus hält zu Ostern Hof zu Carlion. Er hat die Gewohnheit, bei Festen nicht zu essen, bevor dem Hofe Kunde von einem Abenteuer gekommen ist *(Devant ce qu'en sa cort entrast Novele d'aucune aventure)*. Aber der Abend naht, die Stunde des Essens geht vorüber, ohne daß sich eine *aventure* meldet. Vergebens suchen die Barone den trauernden König zum Essen zu bewegen: Noch nie habe er bei einem so hohen Feste gegessen, ehe sich ein Abenteuer gemeldet hatte, und Gott habe „ihm diese Gewohnheit erhalten" *(Dius ..... M'a le costume maintenue)* d. i.: hat ihm immer ein Abenteuer geschickt. Endlich, als die Nacht schon hereingebrochen ist, kommt ein Schiff mit dem Leichnam eines von einer Lanze durchbohrten Ritters an den Strand getrieben.

Rigomer (ed. W. Förster, Dresden 1908), V. 22 ff.: Artus weilt im Mai zu Karlion. Die Ritter setzen sich noch nicht zu Tische, weil sich erst ein Abenteuer einstellen muß, erwartungsvoll stecken sie ihre Köpfe zum Fenster hinaus: *Por mil mars d'or ne fust brisie Li costume a la cort le roi.* Ein Fräulein kommt angeritten, das die Ritter zu ihrer Herrin einlädt: sie würden da das wonnigste Leben haben.

Livre d'Artus, Freymond in *Zs.* 17[1] (1895), 46: „Bei der Hofhaltung zu Weihnachten verweigert Artus seine Teilnahme am Mahle, weil bisher keine Nachricht von einem Abenteuer eingetroffen sei." Da sieht er vom Fenster aus, wie eine Dame von einer Ritterschar mißhandelt wird und eilt ihr zu Hilfe.

Le Mantel (ed. F. A. Wulff, *Romania* 14, 343 ff.), V. 88 ff.. König Artus hält zu Pfingsten Hof, er ist gewohnt, bei hohen Festen so lange nicht zu essen oder zu trinken und sich nicht zu Tisch zu setzen, bis „ein neues Abenteuer an den Hof gelangte." Ein Knappe kommt angesprengt, der im Auftrage eines Fräuleins den Mantel überbringt, um den sich die Erzählung dreht.

Le Roi Artus bei P. Paris, *Les Romans de la Table ronde*, II (1868), S. 250: Artus erklärt am Feste der heiligen Jungfrau seinen Rittern: „*Je voue à Dieu que, toutes les fois que je porterai couronne, j'attendrai pour me mettre au manger que quelque cas aventureux me soit conté; et je m'engage à mener l'aventure à fin par un de ceux qui, pour acquérir honneur et gloire, consentiront à séjourner à ma cour, à titre d'amis, de pairs et compagnons*".

Floriant et Florete (ed. F. Michel, Edinburgh 1873), V. 1546 (mir augenblicklich nicht zugänglich).

Roman en Prose de Tristan (Löseth, Paris 1891), S. 280: Man meldet Artus, es sei Zeit, zu essen, die Mittagsstunde sei da: „Vous avez donc oublié la coutume, dit Arthur; je suis le roi des aventures .... *La costume de cestui jor savez vous bien*; *m'en cuidez vous donques oster?* Nous ne pouvons dîner, le jour d'une si grande fête, avant que quelque aventure soit arrivée". Ein ärmlich gekleideter Ritter erscheint, der einen in Versen abgefaßten Brief überbringt und einen selbstgefertigten Lai, seinen eigenen *chant de mort*, singt.

Provenzalischer Roman von *Jaufre* (ed. Raynouard, *Lexique roman* I, 1838), S. 49 f.:

Artus hält Pfingsten zu Carduel Hof, er weigert sich zu essen, bevor sich ein Abenteuer ereignet habe; als bis drei Uhr nachmittags nichts passiert ist, macht er sich mit Galvan auf und reitet nach

Breciliande, wo sie eine klagende Stimme hören, der sie nachgehen: sie finden vor einer Mühle ein jammerndes Weib, dem ein Ungetüm das Getreide wegfrißt.

Ulrich von Zatzikhoven, *Lanzelet* (ed. K. A. Hahn, Frankfurt a. Main 1845), V. 5708 ff.: Artus will nicht essen und trinken, bevor er neue Märe vernommen hat.

5712 wand er niht enbîzen wolte,
ê er daz dinc vernaeme,
daz ze sagenne gezaeme
sîner massenîe . . . . .

Ein Fräulein erscheint im Auftrag seiner Herrin mit dem Mantel.

Wirnt von Gravenberg, *Wigalois* (ed. F. Pfeiffer, Leipzig 1847), V. 247 ff.:

Artus, der zu Karidôl residiert, hat die Sitte, daß er sich morgens nicht zu Tische setzt,

ê er eteswaz
von âventiure hiet vernomen.

Eines Tages stellt sich bis Mittag kein Abenteuer ein. Endlich sieht die Königin, die sich in ihren Saal begeben hat, einen Ritter in scharlachenem Gewande auf rotem Pferde im Tal heranreiten, der sie bittet, einen Gürtel von ihm entgegenzunehmen.

Wolfram, *Parzival*, XIII, 648 (648, 18): Ein von Gawan gesandter Bote kommt zu Bems an der Korca, wo Artus weilt, auf den Hof gesprengt; er hört von den Rittern, es bestehe der Brauch, daß weder Weib noch Mann esse, ehe ein Abenteuer sich eingestellt habe.

Pleier, *Meleranz* (ed. K. Bartsch, Stuttgart 1861), V. 3175: Artus aß am Morgen nie, bevor er „etwas von *âventiure* vernommen hatte". Ein wohlgekleideter Knabe kommt angeritten und meldet, sein Herr, ein Ritter, wünsche, einen Speer mit dem Sohn des Königs von Frankreich — Artus' Neffen — zu brechen.

Stricker, *Daniel von dem blühenden Tal* — den E. Wechssler, *Rom. Jahresber.* 4 (1898—1900), II, S. 399, im Gegensatz zu den Germanisten, wie ich glaube, mit Recht, auf einen verlorenen französischen Artusroman zurückführt — (ed. G. Rosenhagen, Breslau 1894, *German. Abh.* IX), V. 75 ff.: König Artus gelobte, er wolle den Tag so lange nicht essen, bis er „ein neues Märe vernommen habe"; seine Absicht dabei war, daß die Ritter sich nicht verliegen sollten:

79 er wolde fasten alle tage,
unz er von sehene ald von sage
vernaeme ein niuwez maere,
dâvon ze sagene waere.
daz tete er niht wan umbe daz,
daz sie sich regeten dester baz
und ritterschefte pflaegen
und sich dâ nicht verlaegen;

und nochmals ebenda V. 400 ff.: Die Tafelrunder hätten eines Tages gerne gegessen, aber:

dô was dehein fremdes maere
dannoch für den künec komen . . .

Ein starker Riese kommt auf den Hof geritten.

Auf Grund dieses Materiales können wir bezüglich der fraglichen Sitte folgendes feststellen:

1. Es wird überall ausdrücklich erwähnt, der König habe nicht essen wollen, bevor eine *aventure* sich ereignet hatte;

2. Nirgends wird diese *costume* als bekannt vorausgesetzt, obgleich sämtliche zitierte Denkmäler j ü n g e r sind als der *Erec*;

3. Niemals handelt es sich einfach darum, daß mit dem Feste irgend eine ungewöhnliche Leistung verbunden werden soll, niemals, außer im provenzalischen *Jaufre*, faßt Artus aus eigener Initiative den Entschluß, anläßlich des Festes etwas besonderes zu vollbringen, vielmehr wird stets das Abenteuer von außen an den König, den Hof herangebracht: der König wartet darauf, daß sich etwas ereigne, und siehe da, seine Erwartung wird erfüllt. Wenn der Jaufreroman hiervon eine Ausnahme macht und der König auszieht, ohne daß sich etwas ereignet hat, so ist zu bemerken, daß doch auch hier Artus lange auf das Abenteuer wartet; sodann: der Artusroman ist bekanntlich bei den Provenzalen aus Nordfrankreich i m p o r t i e r t und der *Jaufre* hier sein einziger Vertreter; danach haben wir in der Darstellung des Romanes eine jüngere Entstellung der alten, sonst streng inne gehaltenen Formel zu erblicken.

Damit ist bewiesen, daß Meyer-Lübkes Auslegung der Chrétien-Stelle, seine Annahme, wenn Chrétien den König erklären läßt, er wolle zwecks Aufrechterhaltung der *costume* den weißen Hirsch jagen, so meine Chrétien damit eben die in Rede stehende Sitte, die der Dichter nur als bekannt voraussetze, nicht möglich ist. Es kann kein Zweifel sein, — darin gebe ich, wie schon bemerkt, Smirnov recht —, daß Chrétien selbst einfach an die traditionell mit der Hirschjagd verbundene Kußzeremonie denkt; aber dafür, daß es sich nur um ein Mißverständnis Chrétiens — oder schon seiner unmittelbaren Quelle — handelt, und daß ursprünglich hier allerdings von jener anderen Sitte des Nichtessens ohne vorheriges Abenteuer die Rede war, spricht einerseits der seltsame Zug bei Chrétien, daß Artus beschließt, d e n weißen Hirsch zu jagen, ohne daß von einem solchen — der doch immer eine Ausnahme darstellt, — vorher mit einer Silbe die Rede war, andererseits die Darstellung des Mabinogi, wo, genau wie in allen Romanen, welche die *costume* erwähnen, ein Abenteuer v o n a u ß e n kommt, sich ohne Zutun des Königs einstellt: Artus' Förster erscheint und meldet, er habe im Walde einen wunderbaren weißen Hirsch gesehen, wie er noch nie einen erblickt. Allerdings wird im Mab. die fragliche Sitte nicht ausdrücklich erwähnt und auch nicht inne gehalten, da Artus bereits bei Tische sitzt, als der Förster eintritt, aber natürlich hindert nichts, anzunehmen, es sei auch im Mab. die ursprüngliche Fassung der Episode nicht mehr rein erhalten, und das Motiv der *costume* sei vom Bearbeiter vergessen oder auch absichtlich eliminiert worden, weil sie ihm neu war und ihm unwahrscheinlich vorkam. Der Gedanke liegt nahe, die Darstellung des Mab. in Verbindung mit der Erwähnung dieser Sitte sei auch in Chrétiens Quelle vorhanden gewesen, aber von ihm — oder schon von seiner direkten Vorlage — entstellt worden. Aber wenn diese Vermutung auch nicht zutreffen sollte, ist doch das Mißverständnis Chrétiens hier auf Seite Meyer-Lübkes und nicht auf der meinigen, da der französische Dichter selbst jene Sitte in keinem Falle im Auge haben kann.

Gewiß habe auch ich mich, wie ich schon längst zugestanden, in dem hier von M.-L. aus *Mabinogionfrage* S. 68 zitierten Satze eines Versehens schuldig gemacht, indem ich, Edens folgend, die *costume* im Sinne Chrétiens auf die Hirschjagd bezog, während Chrétien also vielmehr an den traditionellen *beisier* denkt, aber nicht dieses Mißverständnis meint Meyer-Lübke ja mit seinem Vorwurf, sondern das andere, welches darin bestehen soll, daß ich nicht erkannt habe, daß Chr. hier an die in der Vollbringung einer besonderen Leistung bestehende *costume* denkt. Die Annahme, daß Chrétien das hier tue, ist, wie gezeigt wurde, nicht richtig.

Daß ich „unbewußt vielleicht doch bis zu einem gewissen Grade von Förster'schen Anschauungen beherrscht“, im *Erec* den ersten Artusroman erblicke, wie M.-L. ebenda meint, trifft gleichfalls nicht zu, wie Meyer-Lübke aus meiner Broschüre hätte entnehmen können, denn S. 106 sage ich doch ausdrücklich: „Daß es aber auch eigentliche Artusromane schon v o r Chrétien gegeben hat, scheint hervorzugehen aus der . . Untersuchung von Frl. Morris . . .“, nämlich aus dem in letzterer erbrachten Nachweis, daß die beiden neuerdings publizierten lateinischen Artusromane *De Ortu Waluuani* und *Historia Meriadoci* den Robert von Torigny zum Verfasser haben und vermutlich nicht lange nach 1139, also v o r dem *Erec*, entstanden sind.

Meyer-Lübke bringt dann als „typisches Beispiel“ dafür, wie Edens zu Werke gehe, S. 181 dessen Bemerkungen S. 79 zu der ersten Begegnung zwischen Erec und dem alten, vor seinem Hause sitzenden Ritter, Chrétien V. 317 ff., Mabinogi, L o t h II, 130: Bei Chrétien wird der alte Ritter als nachdenklich, „*pensif*“, bezeichnet, im Mab. erscheint vielmehr Gereint als „*songeur*“. Da nun wohl Erec Grund zur Nachdenklichkeit habe — weil er noch nicht weiß, wo er die Nacht zubringen soll — und, füge ich hinzu: weil er, der Königssohn, sich offenbar scheut, den Alten um Herberge anzubetteln (er sieht ihn lange an, ohne ein Wort zu sagen) — nicht aber der letztere, so sei, meinte Edens, hier wohl ein Mißverständnis Chrétiens anzunehmen, dessen Vorlage die Version des Mabinogi bot. Aber E. legt selbst dieser Beobachtung so wenig Gewicht bei, daß er den Punkt gar nicht in die S. 129 ff. gegebene Liste der nach seiner Ansicht beweiskräftigen Argumente aufgenommen hat, was Meyer-Lübke wohl entgangen ist, denn sonst würde er wohl nicht gerade dieses Beispiel zur Kennzeichnung von Edens Methode der Beweisführung wählen. Natürlich kann man gegen E. einwenden, der Alte erscheine eben nachdenklich, weil er arm ist. Ich messe deshalb Edens' Beobachtung auch keinerlei Gewicht bei, wie er selbst ja ein nennenswertes für sie nicht in Anspruch nimmt, und es verlohnt sich unter diesen Umständen eigentlich gar nicht, über die Sache weitere Worte zu verlieren, trotzdem will ich eine hier von Meyer-Lübke gemachte Bemerkung nicht unbeantwortet lassen:

M.-L. meint: „Der arme Crestien muß ein ganz merkwürdig unverständiger Mann gewesen sein, wenn er eine doch in seiner eigenen Sprache geschriebene Vorlage so oft und so eigenartig mißverstanden hat“.

Ich erwidere:

1. Ob Chrétiens Vorlage in französischer Sprache abgefaßt war, wissen wir gar nicht, denn sie kann auch eine lateinische gewesen sein, wie die vorhin schon erwähnten Artusromane des Robert von Torigny und auch die von G. L. K i t t r e d g e herausgegebene Artuserzählung „*Arthur und Gorlagon*“[1]) lateinisch sind, und das von Chrétien für den *Perceval* benutzte „*livre*“ anerkanntermaßen vermutlich gleichfalls lateinisch war.

2. Ob Chrétien für den *Erec* eine eigentliche „Vorlage“ gehabt hat, wissen wir ebenso wenig, denn seine Quelle kann auch eine mündliche gewesen sein, ein von dem Vortragenden auswendig gelernter *conte* mäßigen Umfangs.

3. Man sollte endlich einmal aufhören, nach Försterschem Muster mit Chrétiens *a priori* feststehender Intelligenz als Basis der Untersuchung seiner Werke zu operieren. Welches Maß von Intelligenz und Klarheit des Denkens wir ihm zuschreiben dürfen, das wollen wir erst aus dem Studium seiner Werke entnehmen, denn wir haben keine

[1]) *Studies and Notes in Philology and Literature* VIII, Boston 1903, 149 ff.

andere Quelle für unser Urteil. Es empfiehlt sich deshalb nicht, mit einer bestimmten, hohen Vorstellung von seinem Ingenium an die Interpretation seiner Dichtungen heranzutreten. Daß Chrétien imstande war, seinen Lesern **v ö l l i g u n g e r e i m t e D i n g e** mit der Miene der größten Selbstverständlichkeit aufzutischen, **d a s b e w e i s t s c h l a g e n d u n d u n w i d e r l e g l i c h d i e E p i s o d e v o n d e r** *J o i e d e l a c o r t* im *E r e c*, deren Fassung schlechthin kindisch genannt werden muß, s. darüber Edens S. 123. „*Il est assurément impossible*“, bemerkt der klarblickende Gaston P a r i s in der *Romania* 20, 154, „*d'imaginer quelque chose de plus absurde, de plus incohérent et en même temps de moins intéressant que ce récit . . . .*“ Es ist ganz deutlich, daß Chrétien hier mißverstandene Überlieferung in arg entstellter Form wiedergibt. Ebenso erhalten wir im *Ivain* da, wo die Einschließung des Helden im Torverließ erzählt wird, eine vollkommen unsinnige Lokalschilderung, welche erst durch die Darstellung des Mabinogi verständlich wird, also auf einem groben Mißverständnisse Chrétiens beruht, s. meine demnächst erscheinende eingehende Vergleichung des *Ivain* mit dem Mabinogi von *Owen*. Unter diesen Umständen besteht nicht der mindeste Grund, zu bezweifeln, daß der Dichter auch an anderen Stellen seine Quelle mißverstanden haben kann.

Dieser Einwand Meyer-Lübkes ist also in allen seinen Teilen hinfällig.

M.-L. meint, das Mißverständnis liege hier auf Edens' Seite. Daß das feststehe, kann ich gleichfalls nicht zugeben. Wenn auch eingeräumt werden muß, daß das „*pensif*“ bei Chrétien sich ebenfalls begründen läßt und also das „*songeur*“ des Mabinogi auf ihm beruhen kann, so ist doch, da das letztere in der kymrischen Erzählung, wie wir sahen, sehr gut begründet erscheint, das umgekehrte Verhältnis zum mindesten ebenso wohl möglich, und wir können nur sagen: **b e i d e** Auffassungen sind zulässig, das Mißverständnis oder die willkürliche Änderung **k a n n** ebenso wohl auf Seite des Kymren als der des Franzosen liegen, — derjenige der das letztere annimmt, kann also ebensowohl im Rechte sein, wie derjenige, der den anderen Fall für wahrscheinlicher hält.

Meyer-Lübke meint, vieles, was Edens bei Chrétien unverständlich findet, sei es nur dann, „wenn man Chrétien oberflächlich liest. Wenn der Kymre weitläufiger ist, so verhält sich seine Darstellung zu der des Franzosen, wie die Erzählung ein und desselben Gegenstandes sich auch heute verschieden gestalten würde, je nachdem man ein literarisch gebildetes Publikum oder das Volk oder Kinder als Leser voraussetzt. Um das zu zeigen, wäre Edens Arbeit Seite für Seite zu widerlegen, was sich wohl nicht lohnt“.

Ob Edens, von dem L o t h, *Les Mabinogion* II, 1913, 50 Anm. 9 sagt, er gebe „*une comparaison m i n u t i e u s e des deux romans*“, Chrétien oberflächlich gelesen hat, darüber stelle ich das Urteil ruhig denen anheim, die an seine Abhandlung ohne Voreingenommenheit herantreten und sie mit der Othmers, welche er bekämpft, vergleichen.

Gegen die Methode aber, gegnerische Anschauungen und Einwände dadurch kurzerhand zu erledigen, daß man erklärt, es würde zwar ein leichtes sein, eine Widerlegung zu liefern, aber es verlohne sich nicht, dürfen doch wohl erhebliche Bedenken geltend gemacht werden. Der Mühe des Versuches, Edens im einzelnen zu widerlegen, haben sich längst F ö r s t e r, S m i r n o v und Ph. A. B e c k e r unterzogen, die also doch wohl der Meinung gewesen sein müssen, daß es der Mühe wert sei. Ich habe aber *Zur Mabinogienfrage* (Förster), diese *Zs.* 40, 188 ff. (Smirnov), und ebenda 41, 131 ff. (Becker) gezeigt, daß alle diese Kritiker nur einen Teil der von E. beigebrachten Argumente berücksichtigen, andere, und gerade mit die gewichtigsten, ignorieren — so überschlägt z. B. Förster in der Edensschen Dissertation volle 16

Seiten —, ich habe ferner in ausführlichster Weise gezeigt, daß sämtliche von gegnerischer Seite vorgebrachten Argumente der Nachprüfung nicht Stich halten, und ich stelle fest, daß weder Förster noch Becker sich seitdem wieder zur Sache hat vernehmen lassen, — nur Smirnov bringt in der *Romania* 42, 480 eine kurze Bemerkung, in der er das Urteil den Lesern anheimstellt; ich glaube unter diesen Umständen die bisherigen Widerlegungsversuche als gescheitert bezeichnen zu dürfen. Da scheint es mir denn nicht angängig, jetzt zu erklären, es sei gar nicht nötig, die Edenssche Beweisführung Punkt für Punkt zu widerlegen. Die große Autorität, welche Meyer-Lübke auf dem Gebiet der romanischen Sprachforschung zweifelsohne besitzt, scheint mir kein Grund zu sein, seinen Urteilen auf einem Gebiete, auf dem er sich literarisch selbstständig noch gar nicht betätigt hat, das gleiche Gewicht zuzubilligen und für solche Anerkennung zu beanspruchen, wofern sie sich nicht auf lückenlose, sachliche Beweise stützen.

Weiter: die zitierte Bemerkung Meyer-Lübkes ist geeignet, den Anschein zu erwecken, als folgere Edens daraus, daß das Mab. bisweilen weitläufiger ist als Chrétien — in der Regel verhält die Sache sich bekanntlich umgekehrt — irgend etwas zu Gunsten der von ihm vertretenen These von der Unabhängigkeit der kymrischen Erzählung gegenüber Chrétien. Das ist aber, wie jeder weiß, der die Abhandlung gelesen hat, doch durchaus nicht der Fall. Vielmehr ist es E. in diesen Fällen nur darum zu tun, zu zeigen, daß Chrétien, falls er eine in den wesentlichen Zügen der Handlung mit dem Mabinogi übereinstimmende Vorlage hatte, nicht, wie Förster immer wieder behauptete, ein sklavischer Abschreiber gewesen sein müßte. Das ist also etwas ganz anderes! Das Mab. erzählt manches recht verschieden von Chrétien; nehmen wir nun an, dies alles habe schon in seiner Quelle gestanden, und letztere sei auch die Chrétiens gewesen, dann hat der Franzose keineswegs seine Quelle einfach abgeschrieben, sondern er hat in recht erheblichem Maße geändert. Das allein wollte Edens mit den erwähnten Feststellungen dartun und das hat er dargetan, und damit ist die in Rede stehende gegenteilige Behauptung Försters widerlegt.

M.-L. bespricht dann den Aufenthalt Erecs und Enidens in dem Gasthause, in dem sie den Besuch des Grafen Galoain empfangen, Chr. 3205 ff., Mab. S. 161 ff.

Bei Chrétien lassen die beiden sich reichlich bewirten, zahlreiche Kerzen und Lichter in Fülle erhellen den Raum: 3264 *Erec mout riche ostel tenoit . . . . . Mout i ot cierges alumez Et chandoiles espessement.* Edens findet es auffällig, daß „die beiden allein ein solches Fest feiern", S. 102. Im Mab. ist die Festfeier motiviert: hier hat Erec durch den Wirt die beste Gesellschaft der Stadt zu sich bitten lassen und bewirtet sie nun splendide. E. meint, dies Motiv sei bei Chr. vergessen. Meyer-Lübke wendet ein, Erec wolle sich eben nach gehabter Entbehrung etwas besonderes zu gute tun.

Obgleich Edens dieses Argument in seine Beweisliste einreiht, ist es doch ohne Frage eines der schwächsten, und ich bin gerne bereit, es preis zu geben. Immerhin verdient es in Verbindung mit stärkeren Argumenten m. Dafürhaltens eine gewisse Beachtung, und Edens hat eben Momente, die, isoliert betrachtet, nicht viel Beweiskraft besitzen, aber bei ihrem Auftreten neben anderen, eindrucksvolleren die gleiche Deutung wie die letzteren nahe legen, auch in seine Liste mit aufgenommen. Daß Erec und seine Gattin sich nach den gehabten Entbehrungen ausgiebig bewirten lassen, ist ja durchaus verständlich, aber daß das Mahl des Ehepaares nun gerade bei so reichem Kerzen-

schein vor sich gehen muß: *Mout i ot cierges alumez Et chandoiles espessement* — man denkt unzweifelhaft an einen festlich erleuchteten Saal —, kann doch immerhin auffallen, würde sich aber wieder sehr natürlich erklären, wenn wir annehmen, daß, wie im Mab., so auch in Chrétiens Quelle eine geladene Gesellschaft anwesend war und dies Moment bei Chrétien in Vergessenheit geraten ist. Es kommt außerdem zu der Edensschen Beobachtung jetzt hinzu, daß, wie oben S. 77 no. 14 gezeigt wurde, gerade in dieser Szene Mabinogi und Hartmann, den Meyer-Lübke ja gar nicht berücksichtigt, eine sehr spezielle, den Zufall ausschließende Übereinstimmung zeigen, welche es zweifellos macht, daß beide hier wenigstens teilweise einer von Chrétien verschiedenen Erec-Dichtung folgen. Es wird also mit Edens' Vermutung wohl doch seine Richtigkeit haben.

S. 183 spricht Meyer-Lübke von dem „auch von Edens als möglich betrachteten Standpunkt, daß Gereint nicht eine Übersetzung, sondern eine Bearbeitung von Erec sei . ."

Hier liegt indessen ein Mißverständnis M.-L.'s vor, an dem allerdings Edens zum guten Teile selbst schuld ist. E. räumt nirgends die Möglichkeit ein, daß das Mabinogi eine Bearbeitung des Chrétienschen *Erec* sei, — seine ganze Dissertation von Anfang bis zum Ende bekämpft ja vielmehr diese Auffassung! M.-L. hat die vorher S. 180 von ihm zitierte Stelle bei Edens im Auge, S. 78, wo dieser bei Behandlung der Sperberepisode bezüglich einer im Mab. gegenüber Chrétien spezieller gehaltenen Schilderung bemerkt: „Solche Stellen . . . . machen durchaus den Eindruck, als ob M. (resp. dessen Vorlage) selbständig erzählt, das Erzählte deutlich vor Augen sieht und nicht bloß stumpfsinnig abschreibt". Meyer-Lübkes Auffassung rührt daher, daß Edens sich in diesem Satze, wie man wohl sagt, „arg vergaloppiert" hat. Über das, was er eigentlich meint, kann trotzdem nach dem Zusammenhang seiner ganzen Darlegungen durchaus kein Zweifel sein. Daß das Mabinogi „stumpfsinnig abschreibe", ist ja doch noch nie von jemand behauptet worden, wohl aber hat Förster wieder und wieder erklärt, wenn Chrétien und das Mab. auf die gleiche Quelle zurückgingen, dann würde C h r é t i e n seine Vorlage „stumpfsinnig abgeschrieben" haben, was ihm nicht zuzutrauen sei. Dieser Gedanke schwebt E. hier vor; er wollte sagen: „Solche Stellen zeigen, daß M. (resp. dessen Vorlage) oft a n d e r s erzählt als Chrétien, und daß dieser, vorausgesetzt, seine Vorlage habe im allgemeinen mit dem Mab. ziemlich genau übereingestimmt, keineswegs bloß stumpfsinnig abgeschrieben haben würde". Mit diesem Gedanken hat sich aber bei E. der andere verquickt, daß der Verf. der kymrischen Erzählung von Vorgängen, die bei Chrétien rein typisch-formelhaft geschildert werden, ganz individuelle, deutliche Anschauungen hat, was besser stimmt zu der Annahme, s e i n e Darstellung sei die ursprüngliche als es sei dies die C h r é t i e n s und er übersetze einfach den letzteren, wie Förster ja will. Ich bekenne als Referent meine Schuld, daß ich den verunglückten Satz, über den ich hinweggelesen, nicht korrigiert und eingerenkt habe.

Damit fällt also auch der Schluß, den Meyer-Lübke aus dieser angeblichen Einräumung Edens' zieht, dahin.

Im folgenden, S. 183, macht sich M.-L. das eigentlich schon zur Genüge kritisierte, beständig wiederholte Hauptargument Försters zu eigen: Er meint, wenn die ganze gute Komposition des *Erec*, die er in seinem Aufsatz ins Licht gestellt habe, auch schon in Chrétiens Quelle vorhanden gewesen sei, „so muß man sich billig fragen, was denn eigentlich Crestien selber gemacht hat". Man werde doch nicht annehmen, „daß er ein inhaltlich und innerlich gut aufgebautes Vorbild in schlechtere Verse gebracht habe." [In schlechtere als welche? Wir

wissen doch weder, ob Chrétiens Vorlage in Versen abgefaßt war, noch, ob sie überhaupt in französischer Sprache geschrieben war, und gesetzt, sie sei wirklich in französischen Versen geschrieben gewesen, so kennen wir doch in jedem Falle diese Verse nicht, und es ist also möglich, daß dieselben keineswegs besser waren als die Chrétienschen es nach Meyer-Lübkes Meinung sind, sondern noch schlechter!] Man werde vielmehr annehmen, daß die ganze Komposition von Chrétien herrühre.

Ich halte dieses Argument nach wie vor für gänzlich unbrauchbar — ich habe mich schon *Zur Mabinogionfrage* S. 20 darüber ausgesprochen, aber Meyer-Lübke nimmt von meinen dortigen Ausführungen keine Notiz. Worin die Selbständigkeit des französischen Dichters besteht, wenn er mit dem kymrischen Prosamärchen aus der gleichen Quelle geschöpft hat, das erkennen wir doch durch einen Vergleich des letzteren mit dem *Erec* in voller Deutlichkeit: Chrétien hat die ganze Geschichte in die verfeinerte höfische Atmosphäre seiner Zeit getaucht, er hat umfängliche, farbenreiche Schilderungen des höfischen Lebens eingefügt, die Kampfszenen breit ausgemalt, er zeigt sich bestrebt, die Erzählung nach Maßgabe seiner eigenen naiven ästhetischen Begriffe zu verschönern, hat Züge, die ihm roh oder häßlich schienen, getilgt, so das im Mab. vorhandene Motiv von Erecs Eifersucht, bezw., was auf dasselbe hinausläuft, von seinem Zweifel an Enidens Liebe, — daß Eifersucht den höfischen Dichtern als lächerlich gegolten habe, bemerkt ja Meyer-Lübke S. 147, A. 21 selbst —, er ist bestrebt, seinen Helden und seine Heldin überall ins beste Licht zu rücken, arbeitet die psychologischen Momente stärker heraus, bringt lange Monologe, erweitert die dialogischen Szenen, usw. usw. Der ausgesprochen höfische Charakter seiner Dichtung, die aktuellen, einen breiten Raum einnehmenden Milieuschilderungen, die realistische Darstellungskunst, das starke Hervortreten des psychologischen Momentes genügen im Bunde mit dem eleganten, flüssigen Stil vollkommen, um den großen Erfolg seiner Dichtung gegenüber älteren, primitiveren Leistungen auf dem Gebiete der Romankunst verständlich zu machen. Ihm außerdem selbständige Komposition der Handlung, stoffliche Originalität zuzuschreiben, liegt gar kein Grund vor, und bei einem Literarhistoriker, der sich nur einigermaßen mit Quellenfragen befaßt hat, ist mir die Forderung, daß Chrétien, wenn er auf den Namen eines Dichters Anspruch haben wolle, auch die Grundlinien der Handlung seines *Erec* erfunden haben müsse, wirklich einigermaßen verwunderlich. Ich beschränke mich darauf, hinzuweisen auf das, was ich über diesen Punkt *Zur Mabinogionfrage* a. a. O., s. auch S. 24, gesagt habe. Ein Verfahren, das bei den französischen Bearbeitern antiker Stoffe, bei den mittelhochdeutschen Dichtern der höfischen Epik, bei berühmten Dichtern der neueren Zeit anerkannte Tatsache ist, das soll einem Chrétien nicht zugetraut werden können? Ich meine, man sollte endlich einmal dieses ungeeignete, von Förster geprägte Argument für Chrétiens stoffliche Selbständigkeit zum alten Eisen werfen! Ich sehe auch nicht ein, welchen Anlaß gerade die deutschen Forscher eigentlich haben, immer wieder ihre Lanze für die stoffliche Unabhängigkeit und das erleuchtete Kunstverständnis des wackeren Chrétien einzulegen, über den die kompetentesten französischen Literarhistoriker, bei aller Anerkennung seiner trefflichen Seiten, so scharf urteilen und dessen Schwächen sie so unverhohlen zugestehen, wie die von mir *Zur Mabinogionfrage* S. 10 angeführten Stellen zeigen.

Meyer-Lübke bespricht dann weiter S. 184 den Zug, daß bei Chrétien Enide das Pferd Erecs versorgen muß, während doch der alte Ritter einen Diener im Hause hat, der dem Leser als die für diese Dienstleistung zunächst in Betracht kommende Person erscheint. Im kym-

rischen Märchen hat der Ritter, in konsequenter Durchführung der Armut des Ritters, keinen Diener, und hier ist deshalb die Funktion Enidens als Pferdewärterin motiviert. M.-L. gibt zu, *Geraint* (= das Mab.) sei hier „zweifellos konsequenter, wenn er Enide nach Besorgung des Pferdes die Einkäufe machen läßt." Aber darauf kommt es doch eben an, daß Mab. auf Schritt und Tritt konsequent, logisch, Chrétien hingegen dies nicht ist. Nach anerkannten, doch nicht etwa von mir oder Edens ausgedachten methodischen Grundsätzen (s. *Mabinogionfrage* S. 55 f. und diese *Zs.* 40[1] [1913], 192 — Meyer-Lübke beachtet diese Darlegungen nicht) spricht eine solche durchgehende Konsequenz für die Ursprünglichkeit der Darstellung des Mabinogi und gegen die Ursprünglichkeit der Chrétienschen Fassung, natürlich nur, soweit die letztere es an Konsequenz fehlen läßt. Daß man zur Not auch für Chrétiens Erzählung eine Erklärung finden kann: „Das Pferd namentlich eines Ritters, den man ehren will, wird vom *vaslet* oder vom *escuier* besorgt, der *serjant* aber ist offenbar ein tiefer stehender Knecht, der wohl die Küche besorgen, aber nicht mit Pferden umgehen kann", ändert an jener Tatsache gar nichts. Daß die Pferde zu ehrender Ritter damals nur von *vaslets* oder *escuiers* in Empfang genommen worden seien, ist im übrigen nicht richtig, — die *serjant* tun den gleichen Dienst, vgl. *Perceval* V. 24 640:

IIII. sierjans a apielés
Si fait reçoivre lor destriers

(es ist die Rede von Perceval und seinen Begleitern), und ebenda V. 34 616 (Perceval); und außerdem ist es sehr wenig wahrscheinlich, daß in jener Zeit, in der das Pferd eine so große Rolle spielte, der einzige Diener, den sich ein verarmter Ritter hält, nicht verstanden haben sollte, ein solches zu besorgen. Sollen wir glauben, daß der *serjant* beständig in der Küche gestanden und gekocht, Enide hingegen sich im Pferdestall zu schaffen gemacht habe? Das wäre doch wohl die verkehrte Welt! Dazu ist es auch hier leicht verständlich, was Chrétien veranlaßte, seine Vorlage, falls sie mit dem Mab. in dem fraglichen Punkte übereinstimmte, zu ändern: es schien ihm unwürdig, daß der künftige Schwiegervater seines Helden, eines Prinzen, nicht einen einzigen dienstbaren Geist im Hause gehabt haben sollte, — wie wir denn später auch an Stelle der einfachen Bewirtung, die im Mab. der Alte seinem Gaste bietet, bei Chrétien ein sehr reichliche finden, die sich wieder mit der Armut des Ritters schlecht verträgt und deswegen auch von Hartmann scherzend abgelehnt wird.

Auch bei der Besprechung der Keu-Gavain-Episode S. 184 ff. räumt M.-L. ein, daß die Darstellung des Mab. „klarer und besser begründet ist als die im Erec, ... es ist daher nur begreiflich, daß Edens und Zenker sie für ursprünglich halten und der Spott, mit dem Förster gerade diese Stelle in Edens Arbeit behandelt, kann natürlich nicht als Gegenargument gelten". Er gesteht zu, daß die Darstellung Chr.'s schwierig zu erklären sei, trotzdem glaubt er im Stande zu sein, sie verständlich zu machen. Ich sehe davon ab, die ganze Situation abermals klar zu legen, setze sie vielmehr unter Verweis auf Edens S. 106 ff., *Zur Mabinogionfrage* S. 78 ff., diese *Zs.* 40[1] (1913), 196 ff. und ebenda 42[1] (1914), 48 ff. als bekannt voraus und bemerke zu Meyer-Lübkes Erklärungsversuch folgendes:

M.-L. meint zunächst, Erec weigere sich Gauvain gegenüber deshalb, zu Artus, der im Walde sein Lager aufgeschlagen hat, zu gehen, weil eine sofortige Annahme der Einladung „einem Abschluß dieses Abschnittes gleichgekommen" wäre: er hätte dann die Fahrt mit Enide und die Prüfung der letzteren nicht fortsetzen können.

Diese Deutung ist mir schlechthin unverständlich. Bekanntlich wird es so eingerichtet, daß Erec trotz seiner Weigerung beim Weiterreiten auf Artus' Hofhaltung stößt, er wird dort freudig begrüßt, seine Wunden werden verbunden, und am nächsten Tage reitet er mit Enide weiter. Inwiefern sollte er, wenn er freiwillig der Einladung zu Artus Folge geleistet hätte, sich damit die Möglichkeit genommen haben, seine Reise mit Enide fortzusetzen, was er nach der unfreiwilligen Begegnung ja tut? Er konnte doch, wenn er Artus freiwillig einen Besuch abstattete, genau ebenso, wie er es beim unfreiwilligen Zusammentreffen mit ihm tut, dessen Aufforderung zu längerem Bleiben ablehnen! Seine Willfährigkeit gegen Gauvains Bitte, Artus zu besuchen, V. 4006, verpflichtete ihn doch zu gar nichts weiter! Die „gezwungene [Annahme der Einladung] gab Gelegenheit zu der Heilung [vielmehr nur zum Verbinden!] von Erecs Wunden", — aber die freiwillige hätte doch natürlich die gleiche Gelegenheit gegeben!

„Der Streit zwischen Zenker und Förster, ob der Zustand des schwerverwundeten Erec, wie der Kymre meint, sein Auftreten am Hofe unmöglich gemacht, oder ob er gerade als Sieger aus schweren Kämpfen besonders ehrenvoll aufgenommen worden wäre, ist überflüssig".

Aber genau die gleiche Darstellung wie der Kymre gibt in diesem Punkte — worauf bisher noch nicht aufmerksam gemacht wurde — auch Hartmann, von dem man bisher allgemein annahm, daß er ausschließlich Chrétien vor sich gehabt habe: Hartmann hat den gleichen Grund für Erecs Weigerung, zu Artus zu gehen, wie das Mab.: daß er wegen seiner Müdigkeit und seiner schweren Wunden augenblicklich nicht in der Verfassung sei, um bei Hofe zu erscheinen, nur ist Hartmann ausführlicher, s. oben S. 81 no. 22:

5061 ir seht wol daz ich ze dirre stunt
bin beide müede unde wunt
und sô unhovebaere
daz ich wol hoves enbaere . . . .

Freilich gibt bei ihm Erec diese Begründung für seine Weigerung, zu Artus zu kommen, nicht sofort, wo er vielmehr nur erklärt, V. 4976: *Ich habe ze disen zîten Gemaches mich bewegen gar*, sondern erst als Gauvain ihn durch List zum König gebracht hat, indessen ändert das natürlich an der vorliegenden sachlichen Übereinstimmung nichts.

Dieses Zusammentreffen des Kymren und des deutschen Dichters nun gegenüber Chrétien, der eine völlig verschiedene Erklärung für Erecs Weigerung gibt, kann kaum auf Zufall beruhen, wie schon oben festgestellt wurde, — folglich müssen beide ihre Motivierung aus einer gemeinsamen Quelle, aus einer von der Chrétiens verschiedenen Erec-Erzählung geschöpft haben.

Meyer-Lübke meint nun aber, die Version des Mab. erkläre sich daraus, daß der Kymre die Chrétiensche Stelle

4104 Je ne sui mie bien heitiez,
Einz sui navrez dedans le cors;
Et neporquant ja n'istrai fors
De mon chemin por ostel prandre . . .

mißverstanden habe, indem er das *neporquant* nicht beachtete und also übersetzte: „Ich bin nicht recht wohl, sondern im Leibe verwundet, und ich werde von meinem Wege nicht abgehen [statt des Chrétienschen: ich werde trotzdem von meinem Wege nicht abgehen], um Unterkunft zu suchen", und er habe nun diese Antwort so aufgefaßt, als solle der erste Teil des Satzes den zweiten, Erecs Weigerung begründen.

Diese Auslegung ist aber sehr unwahrscheinlich, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Da Hartmann dieselbe Version hat wie das Mab. — was allerdings Meyer-Lübke noch nicht wußte —, so mußten wir, wenn die gegebene Erklärung richtig ist, annehmen, daß sowohl der Kymre als der Deutsche sich genau das gleiche Mißverstandnis hatten zu Schulden kommen lassen, daß beide das *neporquant*, das mit seinen drei Silben doch breit und deutlich genug dasteht, übersehen hatten, was gewiß nicht eben wahrscheinlich genannt werden kann: daß sie etwa beide das Wort nicht verstanden haben sollten, ist nicht zu glauben, da es bei Chrétien im *Erec* mehrfach vorkommt, dem Glossar zu Folge außer an dieser Stelle noch viermal — und zwar zweimal, V. 518 und 3000, vorher —, vielleicht aber noch öfter, da die vorliegende Stelle im Glossar gar nicht zitiert wird, was die Vermutung nahe legt, daß noch andere Belegstellen im Glossar fehlen möchten.

2. Angenommen, beide Bearbeiter hätten wirklich, wie Meyer-Lübke es von dem einen annimmt, durch einen merkwürdigen Zufall über das *neporquant* weggelesen, ist es nicht glaubhaft, daß sie beide nun auch unabhängig voneinander den Chrétienschen Text in merkwürdigem Zusammentreffen so interpretiert haben sollten, wie sie tun. Nach Meyer-Lübkes Auffassung hätten der Kymre und Hartmann die Worte, die Chrétien dem Erec in den Mund legt: „Ich bin verwundet im Leibe und werde trotzdem nicht von meinem Wege abgehen, um Unterkunft zu suchen," in Folge von Nichtbeachtung des „trotzdem" vielmehr verstanden: „Weil ich verwundet bin, werde ich nicht von meinem Wege abgehen usw." Zwischen diesem Gedanken und dem, welchen wir übereinstimmend sowohl im Mab. als bei Hartm. finden: „Ich bin verwundet und deshalb nicht in einem Zustande, in dem ich mich bei Hofe sehen lassen könnte" — warum nicht, das erfahren wir ja bei Hartmann, während das Mab. keine Auskunft erteilt: nämlich weil dem, der bei Hofe erscheine, Freude gezieme — zwischen diesen beiden Gedanken ist doch noch immer ein deutlicher Abstand: dort einfach die Weigerung, die Fahrt zu unterbrechen und Herberge zu nehmen, hier der Hinweis darauf, daß er sich so bei Hofe nicht sehen lassen kann. Ist es sehr wahrscheinlich, daß zwei verschiedene Bearbeiter, nachdem sie durch Zufall beide das „trotzdem" ausgelassen hatten, nun auch jenen Gedanken, bei dem es doch auf den ersten Blick keineswegs deutlich ist, in wiefern Erec seine Wunden veranlassen können, seine Fahrt nicht zu unterbrechen, beide genau in der gleichen Weise ausgelegt haben sollten? Denn das „*je ne suis pas dans un état à me présenter devant qui que ce soit*" im Mab. entspricht, nachdem eben an ihn die Aufforderung ergangen ist, bei Hofe zu erscheinen, doch wörtlich der Erklärung Erecs bei Hartmann, er sei *unhovebaere*, dem Hofe musse sein Recht werden und dazu sei er jetzt nicht imstande (*Dâ enkan ich nû niht zuo Und muoz mich sûmen dar* V. 5058). Daß diese Begründung von Erecs Weigerung sich keineswegs von selbst versteht, ergibt sich doch wohl daraus, daß Förster Edens' Ansicht, sie sei ursprünglich, als fast läppisch bezeichnete.[2])

Also ich glaube, das Zusammentreffen von Mab. und Hartm. macht Meyer-Lübkes Annahme, daß die Version des Mab. hier aus einem Mißverständnis Chrétiens zu erklären sei, ganz unwahrscheinlich. In jedem Falle aber erweist sich der Hohn, welchen Forster hier uber Edens ergießt, durch das Hinzutreten Hartmanns zu dem Mabinogi als eine böse Entgleisung, indem danach nicht nur dem Kymren, son-

[2]) Diese *Zs.* 38[1], 177: „Fast läppisch aber ist des Verfassers [Edens'] Ansicht, daß *W* [= Mabinogi] das richtige und ursprüngliche (!) hat, weil er eigens motiviert [gemeint ist: in der eben angegebenen Weise motiviert], warum der verhauene und verwundete Erec nicht mit Kei und Gauvain zu Artus ziehen will."

dern auch dem in der ritterlichen Sphäre sich bewegenden deutschen Dichter Erecs Zustand als ein völlig ausreichender Grund erschien, sich nicht bei Hofe sehen zu lassen.

Und dann der Hauptpunkt: Gauvains Versprechen, das er Artus gibt, er wolle ihm den besten Ritter zeigen, obgleich er keine Ahnung hat, wer der verwundete Ritter, den er im Walde getroffen hat, eigentlich ist. M.-L. meint, daß der Fremde ein vorzüglicher Ritter sei, erschließe Gauvain aus dessen zerhauenem Schild, seinen Wunden und daraus, daß er trotz dieser Wunden weiter ziehen wolle. Aber Erec wird von Gauvain nicht als ein v o r z ü g l i c h e r, sondern als der b e s t e Ritter bezeichnet, was doch noch etwas wesentlich anderes ist, und daß er letzteres ist, kann doch aus der bloßen Tatsache, daß er Wunden davon getragen und trotzdem weiter reiten will, noch nicht erschlossen werden, denn ein Verwundeter kann ebensowohl ein Besiegter wie ein Sieger sein, und daß seine Wunden ihn nicht zum Rasten zu veranlassen vermögen, beweist wohl, daß er von großem Tatendrang erfüllt ist, aber auch nicht, daß er das Prädikat des b e s t e n Ritters verdient! Wohl aber ist das Prädikat ohne weiteres verständlich, wenn wir annehmen, Chrétiens Darstellung sei hier lückenhaft und es liege ihr die im Mabinogi gebotene zu Grunde, denn in diesem e r k e n n t Gauvain in dem fremden Ritter den Erec, der ja bei Chrétien in der Tat als **d e r b e s t e R i t t e r d e r W e l t g e s c h i l d e r t** wird.

Die ganze Episode ist so einfach, so vollkommen klar und widerspruchsfrei, wenn wir die Version des Mab. als die ursprüngliche betrachten, aus der die Chrétiens durch flüchtige Lektüre oder Erinnerungstäuschung hervorgegangen ist (abweichende Begründung von Erecs Weigerung, Nichterkennen Erecs durch Gauvain) und die Episode muß erst durch so künstliche Erklärungen, wie Meyer-Lübke sie hier vorschlägt, auf die Beine gebracht werden, wenn wir umgekehrt Chrétiens Darstellung als die ursprüngliche ansehen, aus welcher die des Mab. und Hartmanns abgeleitet sei! Und warum diese gewaltsamen Deutungen? Weil durchaus nicht zugestanden werden soll, daß Chrétien bisweilen seine Quelle verballhornt hat, denn wenn dies zugestanden wird, dann haben die Versionen des Mab. in einer Reihe von Fällen die Priorität zu beanspruchen, und wenn dem so ist, dann muß Chrétien die Grundlinien der Erzählung sowie viele Einzelheiten schon in seiner Quelle vorgefunden haben, dann ist es um den Ruhm seiner stofflichen Originalität geschehen, und diese darf *a priori* nicht angezweifelt werden, weil der doppelt falsche Satz an die Spitze gestellt wird: Chrétien ist ein großer Dichter, und ein großer Dichter ist stofflich durchaus originell!

Zuletzt bespricht Meyer-Lübke meinen Hinweis auf die Tatsache, daß Chrétien sich über den insularen Schauplatz des *Erec* gar nicht klar sei, die ich erschloß aus seiner Angabe, Enidens Eltern seien von Wales nach Nantes g e r i t t e n: V. 6580 ff.: „Tag für Tag legten sie eine große Strecke zurück: so lange ritten sie Tag für Tag, bis sie mit großer Freude und reicher Ausrüstung am Abend vor Weihnachten in der Stadt Nantes anlangten".

Ich erfahre hier den Vorwurf der Pedanterie, weil ich angeblich die Forderung stelle, „daß der Dichter sich genau so ausdrücken soll, wie etwa ein Schüler in seinem Aufsatz . . . . . Natürlich haben sie einen Teil der Reise zu Wasser machen müssen." Ich glaube aber diesen recht harten Vorwurf doch nicht zu verdienen, denn ich meine, daß man doch nicht nur von einem Schüler zu erwarten hat, daß er sich sachgemäß und verständlich ausdrücke, sondern von Jedermann. Wer, um einen bestimmten Ort zu erreichen, eine Seereise machen, außerdem aber einen Teil des Weges zu Pferde zurücklegen mußte, dem

kann es nicht beifallen, zu sagen, er sei vom Ausgangspunkt nach dem Ziel seiner Reise geritten; darüber ist gar kein Streit möglich, und, wie wir gleich sehen werden, urteilen hier andere Gelehrte genau ebenso wie ich.

Wenn Meyer-Lübke meint, es sei Chrétien doch nicht zuzutrauen, daß er nicht gewußt habe, daß *Evroic* in England lag, so erwidere ich, daß ich bei der bekannten groben geographischen Unwissenheit des mit Geographiestunden, geographischen Handbüchern und Atlanten noch nicht beschwerten Mittelalters[3]) dies sehr wohl für möglich halte, nachdem Chrétien ja doch gar nicht gewußt zu haben braucht, daß *Evroic* mit *York* identisch ist.

Dafür, daß es sich nun aber in der Tat so verhält, wie ich im Hinblick auf jene Stelle annehme, und Chrétien sich wirklich nicht darüber im klaren ist, daß der *Erec* in Großbritannien spielt, spricht der Umstand, daß unser *conteur* sich auch den insularen Schauplatz seines *Ivain* ganz unzweifelhaft nicht deutlich gemacht hat. Dieser Roman beginnt mit einem Hoffeste des Königs Artus zu *Carduel en Gales*, d. i. vermutlich *Carlisle* in Cumberland, s. Zimmer in dieser *Zs.* 13, 99; von dort reitet nun Ivain zum Besuch der Wunderquelle direkt nach dem Walde Brocéliande, der bekanntlich in der französischen Bretagne liegt, und seine Reise wird so genau beschrieben, daß für eine Seefahrt absolut kein Platz bleibt, V. 762 ff.: „Tag um Tag ritt er so lange durch Gebirge und Täler und durch lange, weite Wälder, durch fremde, wilde Landschaften, und er kam durch manche schlimme Durchgänge und bestand manche Gefahr und mancherlei Nöte, bis er geradenwegs zu dem Fußpfad kam [von dem Calogrenant erzählt hatte] . .“ Dieser Pfad führt Ivain dann zu dem Hause des *vavassor*, bei dem er übernachtet; von da gelangt er am folgenden Morgen reitend zu der Waldlichtung, wo er den riesenhaften Hirten trifft, der ihm den Weg zur Quelle weist, V. 795.

Hier ist es also im Hinblick auf die Ausführlichkeit der Darstellung vollkommen ausgeschlossen, daß Chrétien eine Seereise seines Helden vorgeschwebt und er nur der Kürze halber ihrer nicht Erwähnung getan haben sollte.

Daß der Dichter sich den Wald Brocéliande und den Hof des Artus, Carduel in Wales, nicht durch das Meer getrennt dachte, geht auch mit Sicherheit aus *Ivain* V. 1826 ff. hervor: Laudine verlangt von Lunete, daß sie ihr Ivain heranschaffe, dessen Anwesenheit im Schlosse Lunete geheim hält und von dem Laudine annimmt, daß er an den Artushof zurückgekehrt sei. Lunete antwortet: „. . . ich will dahin gehen lassen einen meiner Knaben, der sehr schnell läuft; er wird nach meiner Schätzung bis zum Hofe des Königs Artus mindestens bis morgen Abend unterwegs sein, — eher wird er [Ivain] nicht aufzufinden sein.“ Laudine gibt zur Antwort: „Dieser Termin ist zu spät. Die Tage sind jetzt lang. Sagt ihm vielmehr, daß er morgen Abend wieder hier zurück sei und daß er schneller gehe, als er sonst zu tun pflegt; wenn er seine Kräfte recht zusammen nimmt, wird er aus zwei Tagereisen eine machen. Heute Nacht wird der Mond scheinen, und so kann er die Nacht zum Tage machen.“

Diese Darstellung ist schlechthin unvereinbar mit der Annahme, der Bote habe das Meer zu überschreiten gehabt.

Auch später ist im *Ivain* nie von einer Seereise die Rede, obgleich der Held doch V. 5843 an Artus' Hof zurückkehrt.

---

[3]) Und nicht nur des Mittelalters: bekanntlich versetzt noch Shakespeare im *Wintermärchen* Böhmen ans Meer!

Damit ist nun unwiderleglich bewiesen, daß der Dichter entweder nicht wußte, daß *Carduel en Gales* in England liegt, oder nicht, daß der Wald von Broceliande sich in der französischen Bretagne befindet.

Daß für eine Seereise in der Schilderung von Ivains Fahrt zur Quelle kein Platz ist und daß eine solche dem Dichter ebensowenig sonst irgendwo vorgeschwebt hat, wo von der Reise einzelner Personen von der Quelle zu Artus' Hof oder umgekehrt berichtet wird, ist auch die Ansicht von Förster, der gr. *Ivain*, Anm. zu V. 189, S. 278, bemerkt:

,,Ob sich nun Christian den Zauberwald in Armorika gedacht habe, ist sehr fraglich. Man muß vielmehr schließen, daß er sich denselben in England gelegen denkt. 762 ff. wird der Weg beschrieben, den Ivain von Carduel in Wales aus einschlägt: von einer Seefahrt, die Christian sonst (vgl. Cligés) erwähnt, ist keine Rede. In der Nähe der Quelle ist Laudinens Schloß. Artus' Weg dahin ist nicht beschrieben (2171 f.). Nun nimmt Ivain von Laudine Urlaub *De retorner soi en Bretaingne* (2546), von der (aus Carduel) er ja gekommen war. Mithin läge die Quelle nicht in der Bretagne. Eine andere Anspielung findet sich im ganzen Buche nicht. Zwar zieht man bald von, bald zu der Quelle; aber nie kommt man auf die See. Danach läge die Quelle in England, aber außerhalb der Bretagne, d. h. des von Britten bewohnten Teiles.''

Danach ist also auch Förster der Meinung, daß von einem Wechsel des Schauplatzes zwischen England und der französischen Bretagne — die aber bekanntlich zu Chrétiens Zeit zu England gehörte — im Ivain keine Rede sein kann: der Schauplatz ist entweder ausschließlich in England oder ausschließlich in der Bretagne zu suchen, — wo? darüber ist er nicht völlig ins klare gelangt, er entscheidet sich aber für die erstere Möglichkeit.

Indes kann es vielmehr als so gut wie gewiß betrachtet werden, daß Chrétien sich den Schauplatz in Wahrheit ausschließlich auf dem Festlande gedacht hat:

Zunächst ist es *a priori* wenig wahrscheinlich, daß Chrétien als Franzose nicht gewußt haben sollte, daß der sagenberühmte Wald Brécéliande sich in der kontinentalen Bretagne befand.

Sodann: Chrétien kannte die — von Förster in der eben genannten Anm. zitierte — Stelle, wo der Reimchronist Wace seinen Besuch an der Quelle erzählt, und bei diesem ist es, wie auch Förster feststellt, ganz deutlich, daß die Quelle sich in Armorika, auf dem Festlande befindet. Andererseits schöpfte Huon de Méry bekanntlich aus Chrétiens *Ivain*, und seine Darstellung — auch von Förster angeführt — läßt gleichfalls keinen Zweifel, daß er sich den Wald nebst Quelle in Armorika denkt: er liegt für ihn, wie F. feststellt, in der Nähe des Weges, den das aus Armorika zurückkehrende französische Heer nimmt.

Huon de Méry denkt sich auch Cornwall und Irland — das erstere wohl in Folge von Verwechselung mit der bretagnischen Landschaft Cornouaille — auf dem Festlande, denn es heißt bei ihm (ed. Wimmer), V. 2020 ff. von den französischen Rittern: *Orent chevauchié tote nuit Par bois et par forez oscures Querant depors et aventures Par Cornouaille et par Illande E vindrent par Brouceliande.* ,,Sie waren die ganze Nacht hindurch auf der Suche nach Zeitvertreib und nach Abenteuern durch Wälder und dunkle Forste geritten durch Cornwall und Irland, und sie kamen durch Brouceliande.'' So hätte er sich unmöglich ausdrücken können, wenn er sich Cornwall in England und Irland als Insel dachte.

Weiter: Auch in dem mhd. *Wigalois*, dem ein französischer Artusroman zu Grunde liegt — *Wigalois = Gui Galois* — ist der Schauplatz rein kontinental und Artus' Residenz in der kontinentalen Bretagne gedacht. Der deutsche Übersetzer, Wolf Graf von Baudissin,

Guy von Waleis, der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Gravenberg, Leipzig, 1848, bemerkt S. 328 in Anm. zu V. 150: „Benecke versetzt Caridoel nach Carlisle in Northumberland; ich bezweifle aber nicht, daß es in der Bretagne gedacht werden müsse, wie im Ivain. Gewiß hat die ursprüngliche Erfindung (wenn sie aus Wales stammt) den König Artus in England wohnen lassen: aber Wirnt folgt einer späteren bretagnischen Bearbeitung, und wenn er seinen Guy von Caridoel nach Corentin reiten, oder den König Artus sein Hoflager in Nantasan halten läßt, so muß er sich die Residenz des Königs auf dem Festlande vorgestellt haben: dafür zeugen auch die übrigen französischen Ortsnamen.“

Sodann: der unbekannte Verfasser des vor 1228 entstandenen Artusromanes *Claris et Laris* (ed. Alton, Tübingen 1884) denkt sich ganz unzweifelhaft Artus' Residenz Caradigan auf dem Festlande, in der kontinentalen Bretagne, denn die beiden Titelhelden gelangen V. 449—4579 von der Gascogne aus reitend dahin: nirgends wird ein anderer Ausdruck als *chevauchier* gebraucht. Noch 4393 ff. erklären sie einem Grafen: *Aller voulons en Bretaigne Veoir le roy et sa compaigne Pour aprendre chevalerie.* Am nächsten Morgen reiten sie weiter, V. 4455: *L'endemain matin se leverent Droit vers la forest s'en ale[rent], Cerchiee l'ont le jor entier.* Von diesem Walde aus gelangen sie reitend noch an demselben Tage nach Caradigan, V. 4573 ff. Auch Kamaalot wird auf dem Festlande gedacht, s. V. 11 360 ff. Unter Bretagne wird überall nur die französische Bretagne verstanden: V. 30304 brechen die beiden Helden von Köln auf und gelangen reitend nach der Bretagne.

Und nun erwäge man noch die für unsere Begriffe geradezu ungeheuerliche geographische Unkenntnis, die sogar auf den doch von gelehrten Männern herrührenden Weltkarten des 11. bis 13. Jahrhunderts zu Tage tritt, s. die Abbildungen bei K. Kretschmer, *Geschichte der Geographie*, Berlin-Leipzig 1912, S. 53 ff. Auf der Beatuskarte von St. Sever, 11. Jahrh., ist Irland direkt westlich von den Pyrenäen eingezeichnet, die *Insula Britannia* zieht sich nördlich davon als schmaler länglicher Streif dicht an der Küste von *Uuasconia* bis *Saxonia* hin, die Nordküste des Mittelländischen Meeres verläuft von der Meerenge von Gibraltar bis zum Eingang des adriatischen Meeres in fast gerader Linie gegen Osten, Tuscia liegt westlich von Romania und Rom, Sizilien westlich von Sardinien usw.

Wenn wir dies alles in Rechnung ziehen, liegt offenbar nicht der mindeste Grund vor, zu bezweifeln, daß auch Chrétien, der doch kein Gelehrter und kein Geograph war, sich Carduel in Wales, wo Artus Hof hält, auf dem Festlande gedacht habe, daß für ihn Artus ein König der festländischen Bretagne war und für ihn also auch die ganze Handlung des *Ivain* auf dem Kontinente spielte.[4])

---

[4]) Die Frage, wo sich Chrétien den Wald von Brécéliande und den Schauplatz des *Ivain* denkt, wird sehr ausführlich behandelt in dem umfangreichen Werke von Félix Bellamy, *La Forêt de Bréchéliant, la fontaine de Bérenton*, I, Rennes 1896, S. 572—582. Auch er hält es für wahrscheinlich, daß der Schauplatz rein kontinental zu denken ist: „ . . . *j'admettrai que dans son idée* [der Chrétiens], *il n'y avait point de mer interposée entre l'île de Bretagne et l'Armorique; que ces deux contrées se joignaient, ne formaient qu'une seule et même terre continue et que l'on allait directement de l'une à l'autre à pied ou à cheval, selon son plaisir* (S. 578).“ Aber B. schließt immerhin die Möglichkeit nicht völlig aus, daß der Schauplatz zwischen der Bretagne und England wechsele und der Dichter die Seefahrten seiner Personen nur nicht ausdrücklich erwähne, eine Möglichkeit, die nach dem oben gesagten nicht anerkannt werden kann. Die strenge philologische Txetunter-

Was aber dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Spielt der ganze *Ivain* für Chrétien auf dem Kontinente, in der Bretagne, so liegt nicht der mindeste Grund vor, zu bezweifeln, daß er auch den Schauplatz des *Erec* sich im kontinentalen Keltenlande dachte und seine Angabe, Enidens Eltern seien vom Hofe des Artus nach Nantes geritten, genau wörtlich zu verstehen ist.

Es sei darauf hingewiesen, daß in der Tristandichtung die Meerfahrt stets ausdrücklich erwähnt wird, so oft der Schauplatz zwischen England und Irland, England und der Bretagne wechselt.

Bekanntlich ist in den beiden Mabinogion von *Gereint* und von *Owen* der Schauplatz ausschließlich insular und beide sind auch hier klar und konsequent, während bei Chrétien Unklarheit und innerer Widerspruch vorliegt.

Somit ist das Mißverständnis des Chrétientextes auch hier nicht auf meiner Seite.

Damit wären sämtliche Einwände, die von Meyer-Lübke gegen die in Festhaltung des alten Gaston Parisschen Standpunktes von mir und Edens — wie auch von einer ganzen Reihe anderer Forscher — vertretene Auffassung vom Verhältnis des französischen *Erec* zum kymrischen Mabinogi vorgebracht worden sind, auf ihre Berechtigung hin aufs genaueste untersucht und, denke ich, als ebensowenig stichhaltig erwiesen, wie es die von Förster, Smirnov und Becker geltend gemachten Argumente für die Ursprünglichkeit der Chrétienschen Darstellung sind.

Meyer-Lübke beendigt seinen Artikel mit der Formulierung seines Ergebnisses in Gestalt einer Schlußfolgerung, die, wie ich glaube, ohne Kommentar kaum richtig verstanden werden wird, — daß sie es aber werde, daran habe ich ein gewisses Interesse, denn mancher, der sich nicht die Zeit nimmt, eine längere Abhandlung über ein kompliziertes Problem zu lesen, wird doch nicht versäumen, sich das Endergebnis anzusehen, und die Gefahr, daß Meyer-Lübkes Darstellung hier mißverstanden wird, scheint mir sehr nahe zu liegen. Ich muß deshalb auf diesen Schlußpassus noch eingehen.

Meyer-Lübkes Gedankengang ist der folgende:

1. „Der Roman [von Erec] als Kunstwerk", so meint M.-L., sei in der uns vorliegenden Gestalt jedenfalls „von seinem ersten Verfasser gedichtet worden", d. h. die Grundlinien der Handlung des uns unter dem Namen des Chrétien von Troyes erhaltenen Erec-Romans rührten von dem Verfasser dieses Romanes selbst her.

2. Da in dem Prolog, der zwar nach Meyer-Lübke teilweise jüngeren Ursprungs wäre, in welchem er aber den den Namen enthaltenden Vers für ursprünglich hält, sich Chrétien von Troyes als Verfasser nennt, und da Stil, dichterische und metrische Technik dieselben seien, wie in den sicher echten Romanen Chrétiens, so könne nicht wohl daran gezweifelt werden, daß der Verfasser des uns handschriftlich vorliegenden Romanes wirklich mit Chrétien von Troyes identisch sei.

3. *Conclusio*: *ergo* müsse man doch wohl Chrétien als „Schöpfer" des *Erec* bezeichnen, d. h. aus 1 und 2 folge, daß er nicht nur der Urheber des uns erhaltenen Romans sei, sondern daß auch die in dem Roman erzählte Geschichte sein Eigentum sei, daß er sie nicht aus älterer Quelle entlehnt habe, und M.-L. stellt diejenigen, die dies bezweifeln, auf eine Stufe mit Leuten, „die auch nicht für sicher halten, daß Shakespeare der Verfasser der unter seinem Namen uns erhaltenen Dramen sei."

---

pretation ist eben Bellamys Sache nicht, und die anderen Artusromane hat er nicht berücksichtigt.

Hierzu bemerke ich:

ad 1: Daß die Geschichte, welche den Inhalt des uns erhaltenen Erec Romanes bildet, von dem Verfasser des letzteren selbst herrühre, von ihm mit Verwertung älterer Episodendichtung selbständig komponiert wurde, ist von M.-L. nicht bewiesen worden: der einzige Grund, den er für diese Annahme geltend zu machen weiß, ist der, daß, wenn man des Dichters stoffliche Originalität bestreite, nicht einzusehen sei, was denn überhaupt an der ganzen Dichtung sein eigen sein solle. Auf diese Frage glaube ich oben S. 110 eine ausreichende Antwort erteilt zu haben und ich verweise auf das dort Gesagte.

ad 2: Daß der uns vorliegende französische *Erec* in der erhaltenen Fassung den Chrétien von Troyes zum Verfasser habe, ist bisher von gar niemand je in Zweifel gezogen worden außer von Cohn, der diese *Zs.* 38[1] (1911), 95 ff. sich bemüht, V. 9—26 des Prologes — in V. 9 steht der Name des Chrétien von Troyes — als unecht zu erweisen und weiterhin Gründe dafür geltend zu machen sucht, daß dieser uns vorliegende *Erec* nur eine Überarbeitung des von Chrétien selbst verfaßten Originales sei. Diese überaus künstliche Hypothese hat m. W. bisher nirgends Zustimmung gefunden, — Förster selbst im „*Wörterbuch*" S. 54 verwirft sie als aus „Hyperkritik" hervorgegangen —, Meyer-Lübke indes ist geneigt, sie teilweise gelten zu lassen, betrachtet aber trotzdem V. 9, in dem sich Chrétien selbst als Verfasser nennt, als echt.

Dies zeigt, daß es sich unter 1 und 2 um ein ganz verschiedenes Problem handelt: diejenigen, welche 1 bestreiten, bezweifeln nicht im mindesten, daß der uns vorliegende *Erec* Chrétien zum Verfasser habe, aber sie behaupten, daß er rein stofflich von einer älteren Vorlage abhängig sein müsse; wer sich dagegen auf den Standpunkt von Cohn stellt, 2, leugnet keineswegs die stoffliche Originalität Chrétiens, wohl aber — trotz des Prologes, in dem er genannt wird, bezw. sich nennt —, daß die uns erhaltene Fassung des Romans von Chrétien selbst herrühre.

Wenn deshalb Meyer-Lübke zum Schluß die Vertreter beider Anschauungen zusammenfaßt als solche, die in Zweifel ziehen, daß Chrétien der „Schöpfer" des *Erec* sei, — daß M.-L. dabei auch an 1 denkt, zeigt sein Zusatz: wenn auch nicht ganz in der Weise, wie Förster es sich vorstelle —, so macht er sich einer fehlerhaften Kontamination schuldig, indem er „Schöpfer" in einem doppelten Sinne faßt: „Erfinder, bezw. Komponist der in dem Roman behandelten Geschichte" und „Verfasser des unter seinem Namen erhaltenen Romanes". Der Vergleich mit den Shakespeare-Leugnern — ich darf wohl diesen Ausdruck gebrauchen — hat nur dann einen Sinn, wenn das Wort „Schöpfer" in der letzterwähnten Bedeutung gebraucht wird, also für die Cohnsche Theorie, die ich entschieden ablehne, er paßt nicht auf die Anschauung derer, die 1 bestreiten; hier müßte es, wenn auf Shakespeare exemplifiziert werden soll, vielmehr heißen: „gibt es doch auch Leute, welche behaupten, daß Shakespeare die Stoffe seiner Dramen aus älteren Quellen, denen er sich vielfach inhaltlich sehr genau anschließt, entnommen habe", aber daß er das getan, behaupten bekanntlich alle Leute, es wird von gar niemand in Zweifel gezogen, folglich wäre dieser Vergleich nur Wasser auf die Mühle derer, welche, wie ich es tue, Chrétiens stoffliche Originalität bestreiten.

Soviel für diesmal. Mit dem sonstigen Inhalt des Meyer-Lübkeschen Artikels, der gewiß volle Beachtung verdient, werde ich mich, wie schon eingangs bemerkt, in einem späteren Artikel zu befassen haben.

Nachtrag.

Erst während Obiges im Drucke ist, werde ich inne, daß Förster im „*Wörterbuch*" in den angehängten „*Nachträgen zur Einleitung*" S. 234* f. gelegentlich der Erwähnung von W. A. Nitzes Abhandlung „*The Romance of Erec, son of Lac*", *Modern Philology* XI (1913), S. 445—489, die in einem der folgenden Artikel dieser Reihe eingehend besprochen werden wird, auf meine Ausführungen zur Laudine-Jocaste-Frage in dieser *Zs.* 41 (1913), 140 ff. kurz zu sprechen kommt. Nitze zitiert nämlich S. 458 Anm. 1 beim Hinweis auf den Parallelismus Laudine-Jocaste auch meinen eben genannten Artikel und bemerkt, ich habe dort auf die Möglichkeit hingewiesen, „«daß nicht der Thebenroman den *Ivain*, sondern umgekehrt eine ältere Fassung des letzteren jenen beeinflußt hat!» [?]", — eine Angabe, welche bei denen, die meinen Artikel nicht gelesen haben, leicht die irrtümliche Vorstellung erwecken kann, als sei die Geltendmachung der erwähnten Möglichkeit dasjenige Argument, mit dem ich Försters „mathematischen" Beweis für die Abhängigkeit der Mabinogion von Chrétien bekämpfe, und als werde mein Gegenbeweis für den, der jene Möglichkeit ablehnt, ohne weiteres hinfällig.

In der Tat hat Förster selbst a. a. O., indem er die Bemerkung Nitzes zitiert und die fragliche Möglichkeit als „unsinnig" bezeichnet, die Sache sofort in dem angegebenen Sinne dargestellt.

Demgegenüber bemerke ich, daß ich a. a. O. vielmehr mit Hamel und Förster Beeinflussung des Chrétienschen *Ivain* durch den Thebenroman annehme, zugleich aber den Nachweis liefere, daß aus den paar Zügen, welche die Laudine-Episode mit der Jocaste-Episode gemein hat, für die Abhängigkeit des Mab. von *Owen* von Chrétiens *Ivain*, also auch für die Abhängigkeit der Mabinogion von Chrétien überhaupt, gar nichts erschlossen werden kann. Nur nebenbei habe ich noch auf die Möglichkeit hingewiesen, daß es sich am Ende auch umgekehrt verhalten und vielmehr eine ältere vor-Chrétiensche Version des *Ivain*, die notwendig existiert haben muß, den Thebenroman beeinflußt haben möchte. Jener von mir geführte Gegenbeweis aber ist völlig unabhängig davon, ob man diese Möglichkeit gelten läßt oder nicht, er bleibt somit auch für die, welche das nicht tun, in seinem vollen Umfang bestehen.

Im übrigen ist der Gedanke einer Beeinflußung des Thebenromanes durch eine ältere vor-Chrétiensche Spielmannserzählung von Ivain nicht im mindesten „unsinnig", nachdem feststeht, daß die antikisierenden Versromane tatsächlich schon den Einfluß der bretonischen Dichtung erfahren haben: so tritt z. B. im Trojaroman die Fee *Morgaine* auf, die, wie Miß Paton gezeigt hat — s. die Fortsetzung dieses Artikels —, aus irischer Sage stammt.

Rostock. RUDOLF ZENKER.

Etymologisches.

Boche.[1])

Die kühle — man könnte fast sagen heitere — Sachlichkeit, mit der die Deutschen über Herkunft und Bedeutung dieses Wortes handeln, ist nicht nur an sich ein schönes Merkzeichen ihrer auch im Kriege nicht erschütterten Gelassenheit und wissenschaftlichen Vorurteilslosigkeit, sondern sie ist wohl auch die beste und für die Franzosen sicherlich beschämendste Antwort auf den Schimpf, den sie uns damit anzutun gedenken. Statt uns davor zu verkriechen oder gar uns getroffen zu fühlen, heben wir das Geschoß auf, zerlegen es und tragen zu seiner Erklärung bei.

Zunächst ein Überblick über die Sippe, die im Laufe von zwei Jahren entstanden ist und sich täglich vermehrt:

b o c h e = der Deutsche; hierzu b o c h e s s e = die Deutsche *Tu l'aimes, ta Bochesse?* (Pet. Paris. 3. Febr. 16.) b o c h e adj.: *Mr. Ribot, nous l'en félicitons, se refuse à imiter le docteur Helfferich, le prestidigitateur si habile à extraire des poches boches l'argent qui n'y est pas et qu' il prête à ses prêteurs* (Journal. 30. Nov. 15). *une idée bien boche, La Suisse boche*; b o c h i s m e = das Deutschtum. (Gesammelt von Kr. Nyrop[2]). e m b o c h é: *Mettons, que les 5000 à 6000 premiers dépositaires [d'un secret] soient sûrs; ne comptons dans le nombre ni Boches ni embochés ni même simples citoyens du monde désireux de donner des renseignements* (Ch. Maurras, *Le Figaro*, 23. Aug. 1915). b o c h i s e r = deutsch gesinnt sein, spionieren; B o c h i e , B o c h o n n i e , Deutschland; bochonnerie, bocherie „exploit de Boche" (alle bei Sainéan[3]). Außerdem bedeutet *bocherie* auch den Deutschen als wegwerfen-

---

[1]) Da die vorliegende Studie bereits vor längerer Zeit abgeschickt wurde, konnten die seither erschienenen Untersuchungen von R. H a m m (Neuere Sprachen 1916, S. 169 ff.), M a x M ü l l e r (Zeitschr. f. franz. u. engl. Unt. XV, Die franz. Soldatensprache im Weltkrieg), K i e ß - m a n n (Grenzboten, 16. Sept. 1916), nur noch in Korrekturnoten berücksichtigt werden. Vollständigkeit in der Aufzählung früherer Erörterungen dieses zeitgemäßen Stoffes wurde von vornherein nicht angestrebt. Es liegt in der Natur der Sache, daß hie und da gleiche Meinungen geäußert wurden. Müller und Kießmann haben noch einige andere Neubildungen verzeichnet.

[2]) Boche, *Politiken* 6. Dez. 1915.

[3]) L'argot des Tranchées, Paris 1915, S. 135.

den Sammelausdruck, wie etwa *crapule*: *Quand les beaux jours renaitront . . . Au soleil nous remont'rons . . . Mais la bocherie inhumaine . . . Pataugera jusqu'au bout* (Théodor Botrel, *Les boues héroiques de l' Yser*,[4]); B o b o c h e als Kinderwort (!) bei Sainéan *a. a. O.* S. 134.

Vor allem zahlreiche Zusammensetzungen: s u r b o c h e, B o c h e m a g n e (bei Nyrop *a. a. O.*), B o c h e m a n s (Emile Pouget, Humanité, 8. Okt. 15); B o c h o p h i l e. *Peut-on dire . . . que . . les amis de la France vont enfin revoir sur l'affiche de l'Opéra-Comique non plus seulement les opéras du Bochophile Puccini . . . . ?* (Guerre Sociale, 1. Dez. 15). A u s t r o b o c h e. *C'en est fait de cette fièvre . . . . . qui aboutissait à faire préférer la contrefaçon maladroite de l'art français à l'art français lui-même, du fait seul que cette contrefaçon s'aggravait d'une étiquette austroboche* (L. Roger-Miles, *Le Figaro*, 18. Aug. 15). a é r o b o c h e s: *on entend les aéroboches sans les voir* (Henri Malo, *Le Drame des Flandres*, 1916 S. 150); t u e - b o c h e s, t i r e - b o c h e s, t o u r n e - b o c h e Gewehr (bei Sainéan, *a. a. O.* S. 46); t é l é - b o c h i e: *La télébochie sans fils* Aufschrift einer Witzzeichnung in *La Victoire*, 27. Jan. 1916, einen Amsterdamer Trompeter darstellend, der für die Zentralmächte unselige Nachrichten austutet. M o r t a u b o c h e, Spitzname eines *parigot de Montmartre* in *Contes véridiques*[5]) S. 54, A n t i b o c h e: *cette glorieuse compagnie surnommeé l'Antiboche*, ebd. 18.

Als Wortspiel: *La Boche. Rudyard Kipling s'arrêta longuement place de la Cathédrale* (zu Reims) . . . . *La Boche est un animal plus féroce que ceux de la jungle* (Par. 18. Aug. 1915). Ist hier *la boche* in der Bedeutung wildes Tier in Anlehnung an *bête féroce* gebraucht, so ist *du boche* „Wild" an *gibier* oder ä. gelehnt: *Nos poilus tuent du boche* (Victoire, 24. Febr. 16 ; *la haine du boche qui avait envahie sa forêt* (*Contes véridiques* S. 23). *Bochie . . . la Taupe* das apokalyptische Tier (André Suarès, *C'est la Guerre*, 1915 S. 77). *boches, bouchers* (ebd. S. 83).

Ist es eine Binsenwahrheit, daß die Sprache der Spiegel der Seele ist, so ist nicht minder wahr, daß diese Wörtersammlung — so ohne jede Erläuterung, wie sie hier gegeben wird, — eine Anklage gegen die Sprachgemeinschaft bildet, die sie schafft und verwendet. Es spricht daraus ein Bedürfnis nach Rohheit des Ausdruckes, wie er bei keinem der anderen kriegführenden Völker aufgetreten zu sein scheint.

Über die H e r k u n f t des Wortes sind sie sich selbst nicht im Klaren. Am 23. August 1915 schrieb Julien de Norfon im Figaro: *J'ai lu qu'il y a quelque part des juges occupés à scruter l'exacte signification du mot boche, afin de savoir avec précision quelle*

---

[4]) *Chansons de route, Refrains de guerre II*, 1915.

[5]) *Contes véridiques des tranchées par un groupe de poilus*, 1915.

injure, légalement parlant, il consiste, et qui lui auraient découvert le sens d'abscès répugnant. Sowohl der Temps als der Matin brachten Untersuchungen; im Temps äußerte sich Paul Stapfer[6]) gegen die Annahme, daß *boche* aus *caboche* herzuleiten sei, vielmehr käme es von *alboche*, dem Argotwort für *allemand, par un facétieux emploi d'une terminaison qui ne signifie rien.*

Hieran anknüpfend, seien vor allem die bisherigen Ableitungen auf ihren Wert hin geprüft. Nicht ernstlich in Betracht kommen die häufig genannten von dt. *Busch*, *Bursch*, *Buschmann*, *Bock* (bier), *Teudobrocus*; von einem Frankfurter (Metzger) *Boche*[7].) Widerlegbar sind folgende:

1. Von dem Pariser Metzger Simon Lecoustelier, genannt *Caboche*, „im Jargon *Boche*", der 1411 die Pariser Bürger gegen die Armagnacs anführte und viele Schreckenstaten vollführte, „so daß der «*Boche*» das Schreckwort der französischen Mutter ist für böse Kinder, und zwar in der Grundbedeutung «Kindlefresser»" usw. Diese Erklärung wäre sehr ansprechend, wenn sie der Verfasser, Ulrich Schmid[8]), durch irgend etwas bewiesen hätte. Weder ist die Kürzung „*Boche*" für Simon Caboche nachgewiesen (seine Partei sind die Cabochards) noch *boche* in der Bedeutung „Kinderschreck" in irgend einer Mundart. Der Verfasser bringt gar keine früheren und keine anderen Belege, die diese Aufstellung gegen irgend eine andere stützen könnten.

2. Von Vulgärarabisch *bachi'*, „schmutzig, häßlich übelriechend", das Dr. D. Herzog[9]) aufstellt. In Bezug auf die Lautung beruft sich der Verfasser auf die von Cohen, *Le Parler Arabe des Juifs d'Alger* S. 114 besprochene Verdumpfung des *a*, so daß es wie *o* anklingt und den auch sonst im Vulgärarabischen üblichen Verlust des auslautenden Ajin, wodurch *bachi'* wie *boš* laute; doch erinnert er sich nicht, das Wort selbst gehört zu haben. Die morphologische Frage berührt Herzog nicht, und doch ist ein Schimpfwort wie *boche* sicher substantivisch und nicht adjektivisch zu denken. Es ließe sich allerdings zur Stütze von *bachi'* anführen, daß der Übergang vom Adjektiv zum Substantiv im Französischen selbst vor sich gehen konnte: man übernimmt einen wegwerfenden Ausdruck nach seinem Gefühlswert und aus * *Il est boche, c'est un homme boche* könnte ja wohl die substantivische Wertung: * *ce boche* usw. erwachsen sein.[10])

---

[6]) 17. April 1915, vergl. Paul Stapfer, *Les leçons de la guerre*, Paris 1915.

[7]) Erwähnt bei Dr. Ulrich Schmid (Lugano), *Reichspost* 10. Okt. 1915.

[8]) Ebenda.

[9]) Grazer Tagespost, 15. Jan. 1916, erweitert durch freundliche briefliche Mitteilung vom 27. Jan. 1916.

[10]) Schuchardt äußert sich brieflich gegen *bachi'* aus lexikalischen Gründen (er findet es weder im Arabischen, Kabylischen noch im Französischen) wie aus morphologischen und lautlichen.

Die Annahme, daß die Soldaten in den 60 er Jahren des vorigen Jahrhunderts das Schimpfwort aus einer fremden Sprache entlehnten und in die Heimat brachten, wäre an sich ansprechend. Aber wie man sieht, fehlen nahezu alle Voraussetzungen für irgend eine Sicherheit dieser Annahme. Wer übrigens *boche* aus einem Wort für „schmutzig" ableiten will, findet die Grundlage im südlichen Frankreich selbst. In Grenoble[11]) ist *bochar*, *bouchar* schmutzig, in Langued. *bouchar(-da)* stinkig, schmutzig[12]), in Blonay am Genfersee[13]) *botsardá*, beschmutzen; alle diese Wörter gehören zum Stamm *boc-*, in Blonay ist *botsé* Böckchen. Aus *bochar* konnte ein neues Simplex *boche* Schmutzian entstehen. Indessen finde ich nichts dergleichen belegt.

3. Von türk. *bosch* = nichts, nichtsnutzig, Unsinn, das sich, wie Sigurt Hallberg[14]) nachweist, durch Moriers Roman *Ayesha* 1834 in England (engl. *bosch* = *trash*) und durch dasselbe viel gelesene Buch auch in Schweden einbürgerte. Kr. Nyrop wies die Etymologie sofort zurück,[15]) da frz. *boche* erst 1866 zum ersten Male belegt ist[16]) und da in der Bedeutung „liederlicher Kerl".

4. Als Kürzung aus *Alboche*. Diese öfters gehörte Vermutung setzt die Verballhornung von *Allemand* zu *Alboche (Alleboche)* als das Ursprüngliche an, da die Silbe *-boche* auch an andere Wörter gehängt werde: *rigolboche*, *fantaboche*. Es schien nicht uneben, *boche* auf eine Stufe zu stellen mit andern Argot-Silben; so wird *Anglais* zu *Angliche*, *pile* (Zahn) zu *piloche*, *vin* zu *vinoche*, *santé* zu *santache*. Aber gerade wenn man diese Wörter zum Vergleich heranzieht, ergibt sich die methodische Unrichtigkeit der Folgerung: Sämtliche Wörter des Argot werden niemals um den Stamm gekürzt, was ja auch an sich gar nicht möglich wäre, sondern um das Suffix (vergl. *aristocrate aristo* u. a.). Eine Ausnahme bilden allenfalls *mas[troquet* und *mar[chand*, z. B. *chand d'ail*. Nun wird man aber in *chand* natürlich sofort den andern Fall erkennen: *chand* ist eben kein produktives Suffix und daher als selbständiges Wort möglich, bei *-oche*, *ache*, *-iche* trifft das nicht zu. Lehrreich ist die Kürzung *pitaine* aus *capitaine*, nicht etwa *-aine*, das ja keinen Begriffsträger abgeben kann, oder von *crénom* aus *sacré nom*. *Alboche* ist aber in anderer Beziehung auch wieder nicht diesen letzteren Beispielen gleichzustellen, denn es ist ja nicht das Suffix *-oche* sondern *-boche*, das sich von *Al-* loslöst. Während es also sehr einleuchtend ist, daß *Allemand* mit dem Schimpfwort *boche* vermengt wird — wie etwa *cléricanaille* — ist die Rückbildung von *Alboche* zu *boche* unmöglich. Übrigens ist

[11]) Ravanat, *Dict. des patois des environs de Grenoble*, 1911.

[12]) Boissier de Sauvage de la Croix *Dict. Langued. — Franç.* 1785.

[13]) E. Muret-Louise Odin, *Glossaire du Patois de Blonay, (Mémoires et Doc. publ. p. la soc. d'hist. de la Suisse Rom.)* 1910.

[14]) *Dagens Nyheter*, 19. Dez. 1915.

[15]) *Politiken*, 24. Jan. 1916.

[16]) A. Delvau, *Dict. de la langue verte.*

boche auch ganz objektiv früher belegbar als *alboche*, das in der Bedeutung „Deutschsprechender", „Deutscher" vorläufig nicht vor dem Jahre 1883 nachgewiesen ist, u. zw. in dem Buche *Té raodzai pi*, Imprimerie veveysanne, wo S. 39 *Alboches* unter *Turcs* und *Kaiserlicks* erwähnt werden und S. 41: „*La population de Vevey composée d'un sixième de cacapeyeres, d'un tiers de tépelets, d'une moitié d'alboches; ceux-ci tiennent le haut du pavé.*"[17])

5. Kürzung aus *caboche*.[18]) Aus denselben linguistischen Gründen als den eben gegen die Ableitung aus *alboche* angegebenen; außerdem ist *caboche* fast in ganz Frankreich seit Jahrhunderten als wegwerfende Bezeichnung des Kopfes neben *tête* (vergl. ALF 1300) und weiter in der Bedeutung „Dickschädel" gebräuchlich. Die Form *boche* steht neben *caboche* und *alboche*.[19])

Was ist nun überhaupt vom Stamme *boche* aus alter Zeit vorhanden? Die französischen Mundarten zeigen das Wort *boche* — so weit es seinen Bedeutungen nach überhaupt hier eingereiht werden kann — ungefähr in folgender Verteilung:[20])

boche ist =	Beule	= frz. *bosse*	im Pik. Normannischen
	Buckel		im Pik. Norm., Jsère, Langued., H.-Loire, Puy-de-Dôme, Meuse, Mont. u. a.
	Blase		im Langed., B.-Pyr., H.-Pyr. u. a.
	Kugel		im Langed., Sav., Mars.
	Faß	= afrz. *bocel*	im Langed., Meuse, Schw. Jura, Jsère, Ain,
	Scheit	= frz. *bûche*	in Norm., Saint., Meuse, Mont., Cantal, Wall., Lyon, Cher, Indre.
	Balken	afrz. *bauche*	in Somme, Nord.
	Fichte		im Schweiz. Jura.

[17]) Ich verdanke diesen Fund Cornu's einer freundlichen Mitteilung Schuchardt's.

[18]) Aufgestellt von Sainéan, Temps, 22. Dez. 1914, verteidigt von Dr. Eugen Lerch, Berliner Tageblatt Nr. 380, 1915.

[19]) Unter den vielen Zeitungsaufsätzen, die sich mit *boche* beschäftigen, sei hier nur noch einer „Ableitung" gedacht, die der Grazer *Tagespost* zukam (16. Jan. 1916). Frau A. Herzog (Klagenfurt) schreibt: „Ich selbst wurde einst von einem französisch-schweizerischen Briefträger „*Saleboche*" geheißen, weshalb ich mich um die Bedeutung des Wortes genau erkundigt habe. Man sagte mir, es stamme von *Alleboche*. Des Wortspieles wegen setzte der Franzose das „S" vor, weshalb sich *Salleboche* oder, wie er es meint, *Saleboche* ergiebt. Wenn er die Grobheit „*Sale*" wegläßt und weniger gemein sein will, bleibt „*Boche*", deshalb wurde dies nach und nach zu einem Schimpfwort für die Deutschen, aber meistens sprechen sie von den „*Saleboches*" (!).

[20]) Auf Vollständigkeit des mundardlichen Stoffes ist von vornherein kein Anspruch erhoben.

Es empfiehlt sich die Wörter nach ihrer Grundlage zu sondern.

I. *b o t t i a Beule, französisch *bosse*, pik. norm. u. a. *boche*. Die altfranz. Zeit kennt *boche boce bosse* nicht nur in der Bedeutung „Pestbeule" sondern auch „Pest"[21]. Bei Duméril[22] ist verzeichnet *puer la boche*, seit dem XIV. Jahrhundert. Die Verwendung für „stinkende (Eiter-, Pest-)Beule" ist also eine der ältesten des Wortes. Aus ihr allein kann sich ohne weitere Zuhilfenahme die Jargonverwendung von *boche* = Lump, liederlicher Kerl entwickelt haben, Die seit 1866 bei Delvau belegt ist. Zu *boche* Buckel, *bochu*, *bouchu*, gehört das altfrz. *treilles à boche*, *serrure à boche* und wohl auch *boucharde* „Zackenmeißel".

Das Altfranzösische und die modernen Mundarten kennen *bosse* in der Bedeutung B l a s e (= schriftsprachlich *ampoule*) Mir. de Notre-Dame I, 3, 339, *soussier ne me fault mie . . . Que je n'aie briefment la croce, Et seray de la haute boce* = von der hohen Gesellschaft, vergl. das wegwerfende deutsche „Blase" für „Familie". Sauvage: *bo ı hos* Blasen an den Händen, ALF. 1438 *bouxorlo* in B.-Pyr. und H.-Pyr. u. a. Vergl. auch Ed. Brissaud, *Hist. des expressions populaires relatives à l'anatomie, la physiologie et à la médec ne*, 1892. Die Bedeutung K u g e l hat *boche* in Languedoc[23] und Marseille[24], *boc'he* (= χ im Savoyischen, vergl. Constantin,[25] wo auch fg. *bôche* in gleicher Verwendung erwähnt wird, *bôcher* = die Kugel treffen, während Sachs-Villatte[26] *bouche* schreibt. Die bisherige Meinung war, daß frz. *boche* = Kugel aus Italien stamme; der erste Beleg ist bei Ménage, *Origines de la langue française* 1650, u. zwar *b o c h e t t e*: *c'est un mot nouveau que le Cardinal Mazarin a apporté en France et qui sig ifie ce jeu de boule qu'on appelle le maistre. De l'Italien bocietta, diminutif de boccia, qui signifie une boule de Mail.* Danach wäre *boche* eine Rückbildung aus dem Deminutif. Die Annahme ist aber nicht bindend. R. Hamm[27] macht darauf aufmerksam, daß in Italien das Hammer-Ballspiel *palla maglio* heißt (wie auch im Französischen *mail*, und hält daher *boccia* = „Kugel zum Werfen" für ein Lehnwort aus dem Spanischen. In der Tat gibt das Voc. Crusca keinen früheren Beleg für *boccia* (= Spiel) als 1673 bei De Luca, *Il dottor Volgare.* Hier wird ausdrücklich das *boccia*-Spiel als „Werfen der Kugel mit der Hand" erklärt, so wie es noch jetzt in Norditalien und vielen anderen romanischen Gegenden üblich ist, nicht als Hammerspiel; aber das Wort muß natürlich viel länger im italienischen Sprachschatz vorhanden

---

[21]) Vergl. Godefroy, *Dict. de l'anc. Franç.*
[22]) Duméril, *Lex. Norm.*
[23]) Vgl. d'Hombres, *Dict. Langu.-Franç.*
[24]) Rigaud, *Dict. d'Argot moderne*, 1888.
[25]) Constantin-Désormaux, *Dict. Savoyard*, 1902.
[26]) Enzykl. WB. 1905.
[27]) *Liller Kriegszeitung*, 24. Dez. 1915, *Boche's* Ende.

sein, da doch die Ableitung *bocietta*[28]) zur Zeit Mazarins im Gebrauch war.

R. Hamm findet in einzelnen belgischen Wörterbüchern[29]) *bosse* „Wurzelknorren" verzeichnet; danach wäre seine Annahme, daß es auch ein pik. *boche* in gleicher Bedeutung gebe, möglich, wenn dies auch — in den jetzigen Zeitläufen — nicht nachweisbar ist. Da nun die harten Spielkugeln aus Wurzelknorren gefertigt werden, ergäbe sich ein erfreulicher Zusammenhang, der für das Verständnis des Wortes *boccia* sehr wichtig wäre. Allerdings müßte dann die Geschichte des Spiels ganz anders dargestellt werden: Nur für die nordfranzösische Gegend, weder für das italienische *boccia* noch für das spanische *bocha* stimmt linguistisch der Ansatz: Wurzelknorren > Hartholzkugel, da die Grundlage **bottia* weder für das eine noch für das andere paßt. Unter dieser Voraussetzung k ö n n t e also *boche* nur e i n i n N o r d f r a n k r e i c h heimisches Wort sein, weder ein italienisches oder engadinisches, noch ein spanisches, noch ein katalanisches, wo *botχa* jetzt Kegelkugel bedeutet. Die Herleitung von *boche* und *boccia* macht Schwierigkeiten. Meyer-Lübke[30]) leitet das spanische Wort aus dem Italienischen ab, ohne letzteres ganz zu erklären. Er lehnt es an *buttia* (Faß). Sind nun etwa *boccia* und *boche* nicht bodenständig, sondern vom Norden her eingewandert, so ist es nicht wahrscheinlich, daß eine Ausfuhr von Spielkugeln aus Nordfrankreich nach Italien stattgefunden hätte; viel eher müßte man annehmen, daß das ganze Spiel im Nordfranzösischen — Niederländischen — heimisch, von da nach Spanien und dann weiter nach Italien gekommen sei, von wo es als Hofbelustigung nach Frankreich zurückgewandert wäre. Dieser ganzen Erklärung fehlt aber die Stütze: *boche* und *bochette* sind keine französischen Schriftwörter, wie wir dann eigentlich erwarten müßten, vielmehr ist *bochette* wie es scheint, jetzt gar nicht und *boche* nur in Mundarten vorhanden, und zwar in der Bedeutung Kugel nur in Südfrankreich, in der Bedeutung „Beule" nur im Norden, während im Süden zwar die Bedeutung „Blase" in der *-ch*-form belegt ist, nicht aber die „Beule„" oder „Wurzelknorren". Die *-s*-formen können natürlich nicht als Beweis gelten. Daher ergibt sich neuerdings als offenbarer Ausgangspunkt der Sippe frz. *boche* sp. *bocha* = „Kugel" die norditalienisch-wälsch-tirolische Form *boccia*.

2. **b u t t i a = F a ß.** Schweiz. *bose* —> frz. *bosse* (ML. REW.), sav. *bôche* (= φ bei Constantin[31]); ebendort: frz. *bochet* = kleines Faß. Morvan *boucheau* = kleine Tonne; vgl. ALF. Nr. 1313 (tonneau); einiges ist auch auf der Karte 113

---

28) Im Voc. Crusca nicht verzeichnet.

29) Boche und Alboche, Neuere Sprachen, 1916, S. 227.

30) Etym. WB.

31) In derselben Mundart entspricht dem frz. *bosse* (Beule) *boc'he* (= χ).

(baril). Die lautlichen Veränderungen wie *boχe*, *bouche*, brauchen hier nicht weiter berücksichtigt zu werden. Neben dem afrz. steht apik.-norm. *bouchel* usw.; ferner aprv. *bǫch*, *botge* = Faßboden (vgl. Lévy Dict. Prov.-Franç.), dessen *ǫ* nach der **bottia*-Gruppe weist.

3. b o s c a = W e i d e l a n d > Busch. Afrz. *boschel*, *bochal* (gleichbedeutend zu *buisson*), *boschage*, woneben natürlich mundartlich *bosquel*, *boscage* usw. Saint., Verdun.-Chal., Cher, Nièvre *bouchure* lebende Hecke, vgl. ALF. Nr. 1592, Mont. *bouchon* = Gebüsch, Lyon. *boches et sochons* = Schößlinge und Setzlinge a. 1291[32]), hierzu Grenoble (Ravanat) *bochessié* wildwachsend und lyon. *bochasse* wilde Frucht (Puits-Pelu)[33]). Anjou[34]) *boucher un pré* mit Gezweige gegen Vieh schützen, *bouchis* dürre Zweige u. ä.; afrz. *desbochier* der Zweige berauben, 1420 „berauben", *desbochilleur* 1455 in der Gaunersprache der Coquillards[35]) „Betrüger", „Dieb". Gir. *bux*, ALF. Nr. 186, Verdun.-Chal. *bouchot* Gebüsch, Gehölz. Vom Norden über Osten bis an die Alpes Marit. ziehen sich die Formen *buxe*, *boky* usw. vgl. ALF. Nr. 186 *(buis)* und 145 *(bois)*.

Begriffliche Weiterbildungen: afrz. *boscheer*, *bouchoyer* u. a., holzschneiden > arbeiten. Meuse[36]) *bocher* = *piocher*. Andererseits aus der Bedeutung Holz schlagen > schlagen > mißhandeln, so afrz. *boucheter*, *bochequier* (Greban, Myst. de la Pass. f. 195 a), nfrz. *bochonner* prügeln, *bochon* Faustschlag. Vgl. dazu *cabochonner* und *cabochon* in gleicher Bedeutung. Franche-Compté *boquer* usw.

Neben dieser *o(ou)*-Entwicklung steht die *oi*-Form des Südwestfranzösischen (vgl. ML. REW *bosca*) *bois*, die ins Französische dringt. Daher afrz. *boisson* = Gebüsch, *boissier* = der Holzbearbeiter, Gren. (Ravanat) *boisson* u. a.

Durch K r e u z u n g der *bois*-Formen mit den *bosch*-Formen haben wir *boichier*, *boischel* = Gebüsch u. a.; das bei God. nicht erklärte *boichon* kann die hürdenartige Verfestigung des Abhanges am Graben bedeuten. Für die modernen Formen vgl. ALF. 144. Erhält *bois* die Bedeutung Gehölz und Holz im Allgemeinen, so ist lothr. *bohǫ̈n* B u c h e und Schweiz. Jura *boche* F i c h t e (ALF. 1190) eine neue Spezialisierung, offenbar für das, was örtlich das „Gehölz schlechtweg" ausmacht.

Zu *bosca* gehört auch afrz. *bousche* = Strohwisch, *reboucher* = stumpf machen, *boscher* = *boucher* (1389, Nevers) zustopfen, *embouchier*, *embochier*. Von da *bouché* = dumm (geistig verstopft) noch im XVIII. Jahrhundert = *borné*[37]), *reboucheté* = Stumpfheit.

---

[32]) Fertiault, *Rev. Pat.* IV—V.
[33]) Nizier de Puits-Pelu, *Le Patois Lyonnais.*
[34]) Verrier et Onillon, *Glossaire de Anjou* 1908.
[35]) *Mem. Soc. Lingu.* VII und Lucien Schöne, *Le jargon de Villon.*
[36]) Labourasse, Gloss. du Patois de la Meuse.
[37]) Vgl. Boissière, *Dict. analogique de la langue française.*

4. b u x u s. Afrz. *bois*, nfrz. *buis*; aus prov. *bois* leitet Meyer-Lübke[38]) das mittelfrz. *bouis* ab. Hierzu *buisier (buissir)* = schlagen, (vgl. ML unter *buchsen*), *buison (buisson, buissot)* = dumm, *buisnard* = Dummkopf. *buxus* ergibt katal. *box* und spanisch *bujo*, das jetzt von dem katal. Lehnwort *boj* verdrängt ist, aber in *bujeda (-o, -al)* vorliegt. Die naheliegende Vermutung, daß die *boccia* (sp. *bocha*) aus Buchsbaumholz gedrechselt wäre, wird also wiederum sprachgeschichtlich n i c h t gestützt. Das Nebeneinander von *bois* — *boisson* — *buis* ergibt die Bildung *buisson*. Mont.[39]) *buisse* = Schößling, Stumpf. Das vielfach die Abkömmlinge von *bosca* die Bedeutung von *buis* annehmen, zeigt ALF. 186 *(buis)* und 187 *(buisson)*. Eine Mischung aus beiden ist *bωix*, Pas de Calais.

5. Frk. *b u s c a = S c h e i t. *bûche* mit allen seinen Ableitungen. *bûcher* = Holz hauen, *bûcheron*, afrz. *abuchier*, pik. *busquer*, norm.[40]) *bucher*, *buker*, alyon. *bucher* = stoßen, prügeln, schlagen. Die Beschäftigung des Holzschlagens löst überall zwei Bedeutungsreihen aus: 1. schlagen wie ein Stück Holz, 2. schlagen wie mit einem Stück Holz, in beiden Fällen — fest prügeln. Da *bûche* auf *ū* zurückgeht, *buis* auf *ǫ*, *bouche*, *boche* auf *ǫ*, sollten die Wortreihen eigentlich klar geschieden sein. Dies ist aber ganz und gar nicht der Fall, vielmehr haben wir die Kreuzungen in begrifflicher und lautlicher Beziehung nach allen denkbaren Möglichkeiten:

Da *boche* zu der Bedeutung „Holz" kommt, kann es auch für „Scheit" gesagt werden. So haben wir *bocheron* statt *bûcheron*; in Aube, Yonne, im ganzen Norden und Osten, eingeschlossen Aisne, Meuse, ersetzt der Stamm *bok-* den Stamm *buch*; hierzu *bouch-* in Marne und *bouk-* in Meurthe (vgl. ALF. 185), Lyon (Puitspel.) *bochi* = *bûche* usw. Bei dem vlamischen Keulenwurfspiel, das Hamm in seinem verdienstlichen Aufsatze[41]) als erster für die Erklärung von *boche* heranzog, heißt die Wurfkeule *boche*; *boche* ist aber nicht, wie Hamm meint, a u s *bûche* gebildet, sondern n e b e n *bûche* in zahlreichen andern Mundarten wie hier.

Die Kreuzungen gehen noch weiter. Nur aus dem Stamm *bosca* = Gebüsch, können die Wörter entspringen, die „verstecken", „s i c h i n H i n t e r h a l t l e g e n" bedeuten: daher it. *imboscare*, sp. *emboscar*, afrz. *emboscher*, *embouchier*. Alle anderen Lautungen zeigen die Einmischung der andern Stämme: *embuissier (desbuissier)*, *anboichier*, *embuschier*, *embuquier* (Mont. *buquer*, 17. Jahrh.), *embouchiier*, wie sie eben früher aufgestellt wurden. Damit löst sich die lautliche Schwierigkeit, die durch die Erklärung

[38]) REW.

[39]) Sigart, *Glossaire étymologique montois.*

[40]) Duméril.

[41]) Liller Kriegszeitung und nun auch noch Magdeburger Generalanzeiger, 10. Jan. 1917, Französische Schimpfworte.

aus it. *imboscare* nicht behoben war. Desgleichen findet sich neben *buchier* = schlagen, stoßen auch *abuissier, abuichier*, also Einführung von *-ui-* und *-uis* in den Stamm von *bosche*; oder *desbuchier* statt *desbochier* der Zweige berauben.

6. Frk. b a l k o = B a l k e n, afrz. *bauc* Balken, *baucher* Balken (Gestell aufrichten, wovon deverbales *bauche* „die Werkstatt, dem ursprünglich jedenfalls ein „Baugerüst" zugrunde lag; hierzu *embaucher* = in die Werkstatt aufnehmen, *desbauchier* (auch *desbauchir* Dienstleute abdingen, abwendig machen,[42]) *esbauchier, embochier* — *oquier* usw. das Holz aus dem Gröbsten arbeiten, also einerseits „verkleinern", andrerseits „skizzieren einer Arbeit", herausarbeiten. Mit Einmischung von *buche-*, *rabuchier*.

Lothr. *bokō* = Wagebalken ist sicher *balko*; *boch* in den Dép. Somme und Nord (ALF. 1080) Balken, pik. *bochon* Wagebalken (ML.) gehören zu den Mischbildungen; denn *bûche* bedeutet an sich nicht Balken, und ebensowenig das ihm lautlich entsprechende *boche*. Andererseits haben wir von *balko* Maskulinbildungen auf *-k*.

Es ist nun zu beachten, daß a l l e s w a s r u n d, s c h w e r und h o h l ist, a l l e s was den n i c h t b e h a u e n e n S t a m m ausdrückt, alles S c h w e r b e w e g l i c h e, F o r m l o s e, K l o t z i g e s i c h e i g n e t, einen D u m m k o p f, T ö l p e l, u n g e s c h l a c h t e n M e n s c h e n zu bezeichnen. Daher sind *bocho* = F a ß, *boche* = K u g e l im Süden, *boche* = Balken im Nordosten, *boche* = S c h e i t im Norden und Osten gleich gute Grundlagen für verächtliche und beschimpfende Bezeichnungen: *boche* = R i n d v i e h, *tête-de-boche* = S c h a f s k o p f; und mit der eben geschilderten Gleichläufigkeit der verschiedenen Lautungen: *bûche* = D u m m k o p f, *temps de bûche* = Büffelwochen vor der Prüfung, Bas-Maine *bok'ātar* (Dottin[43]) D u m m i a n. In einer ganzen Reihe von Mundarten ist also *boche* als grobes Wort verbreitet, dazu kann noch die Argotverballhornung *boche* als *b[ête* + *-oche* kommen, die Marcel Schwob[44]) ansetzt und die ihr Gegenstück in *moche, muche*, aus *m[al* + *-oche, -uche* hat: Schwob erwähnt auch den Ausruf: *Je ne suis pourtant pas une boche!* Ich bin doch kein Rindvieh; *tête de boche* = Schafskopf ist ziemlich gleichwertig zu *tête carrée*. Hamm[45]) berichtet, daß *tête d'alboche* = Streithammel seit etwa 50 Jahren in Nordfrankreich nachweisbar ist, zunächst ohne jede Beziehung auf Deutsche, oder besser gesagt auf *Allemands*: Hamm betont nämlich, daß die zur Rübenernte in die französischen Grenzgebiete kommenden Vlamen

[42]) Es ist nicht ersichtlich, warum ML REW, den Zusammenhang mit *balko* in Abrede stellt. Vielleicht entging ihm das Bindeglied, afrz. *baucher*, das im Wörterbuch nicht erscheint?

[43]) Georges Dottin, *Glossaire des Parlers Du Bas-Maine.*

[44]) Marcel Schwob et G. Guiyesse, *Etude sur l'Argot français, Mem. Soc. Lingu.* VII.

[45]) Liller Kriegszeitung.

mit ihrem groben Keulenspiel *boche* zu der Entstehung der Redensart beigetragen haben. Es handelt sich um die Landschaften bei Arras—Douai—Soissons. So wie man *le jeu al crosse*, *al brique*, *al gasse* sagt (statt *à la*) so auch *le jeu al boche*. Daher wäre *tête d'alboche* zunächst Schimpfname für den *Boche*spieler und dann erst national gemünzt auf den Nichtfranzosen, nämlich zuerst auf den Vlamen und später auf den Deutschen. (Hamm berichtet auch, daß während des Krieges die Deutschen öfters als *flamands* geschimpft wurden.) Der Anklang an *Allemand* wäre danach ein rein zufälliger, vielmehr hätten „die Pariser den «dialektischen Artikel *al*» abgestoßen und so aus *alboche boche* gebildet". Mit dieser sprachwissenschaftlichen Erklärung[46]) ist Hamm weniger glücklich, als mit seinen tatsächlichen Funden. Es ist klar, daß der Ausdruck *tête d'alboche* aus *jeu al boche* doch nur dann gebildet werden konnte, wenn (und wo) man den wahren grammatikalischen Sachverhalt gar nicht verstand. Die Entwicklung dürfte daher anders darzustellen sein: Zu dem längst vorhandenen *tête de bûche*, *tête de boche* ist höchst wahrscheinlich das sonst grammatikalisch unverständliche *tête d'alboche* als **örtlicher Kalauer** gebildet worden.

Wie aus der bisherigen Darstellung hervorgeht, ist *boche* auf verschiedenen Wegen zum geläufigen Schimpfwort geworden. Seine geschichtliche Entwicklung dürfte sich so feststellen lassen:

1. In nicht bestimmbarer Zeit wird pik. norm. *boche* = Pestbeule im Argot zu Liederjan, Lump. Die Aufnahme von Mundartwörtern in das Argot ist an sich ein selbstverständlicher Vorgang. Erster Beleg 1866 bei Delvau. Vergl. aber unten *rigolboche*. Mit den anderen Bedeutungen von *boche* hat es nichts oder sehr wenig zu tun.

2. Seit alters ist in vielen Mundarten vorhanden: *boche* Klotz > Dummkopf; *tête de boche*.

3. Aus *boche* = Klotz, Scheit entwickelt sich die Sonderbedeutung **Keule**. Daher *jeu al boche* bei Vlamen, die nach Nordfrankreich als Erntearbeiter kamen; Verballhornung zu *tête d'alboche* = Streithammel (Dickschädel, *tête carrée*, *caboche*). Ist bei *tête d'alboche* die ursprüngliche Bezeichnung auf den nichtfranzösischen *Boche*spieler und Feldarbeiter die naturgemäße, so ist doch die Verwendung von *tête de boche* für den Deutschen bis jetzt die **früher nachgewiesene**: aus dem Jahre 1874 stammt der erste Beleg für *tête de boche* = Deutscher Druckereigehilfe; das Wort *boche* ist also zwar viel älter als der Siebziger Krieg, aber offenbar im Anschluß an die damals herrschende Stimmung mit Vorliebe auf den Deutschen bezogen worden. Sobald *tête de boche*, dessen Bedeutung „Dickschädel" nicht aus dem

---

[46]) Sie ist in „Neuere Sprachen" zwar nicht ganz unterdrückt, daneben aber weit besser Zusammenfall von tête 'd'alboche und tête de boche angenommen. (Korr.-Note.)

Auge zu lassen ist, Anwendung auf den Deutschen hatte, ist die Beziehung von *Alboche* zu *Allemand* unter allen Umständen nachgefolgt. Seit 1883 ist *Alboche* gebucht als Bezeichnung des deutsch sprechenden Elsässers, Luxemburgers, Schweizers[47]) und alsbald des Deutschen überhaupt. Daß eine bewußte Verballhornung von *allemand* vorliegt, beweist das Vorhandensein der Varianten *Allemoches*, *Allemouches* (an der Sarre und Untermosel)[48]) mit den bekannten Argotsuffixen von wegwerfender Bedeutung.

4. Die Pariser Gaunersprache liebt bekanntlich Bildungen auf *-oche* und verballhornt viele Wörter durch Vertauschung ihres ursprüngliches Ausgangs mit „*-oche*". Daher *b-oche* aus *bête*, wie *m-oche* aus *mal* möglich.

Marcel Schwob, der — im Jahre 1892 — der Entstehung des Wortes doch noch bedeutend näher stand, hält *boche* geradezu für ein künstliches Wort (*schème artificiel*). *Ce sont des groupes de lettres qui n'acquièrent une signification précise que par le contexte de la phrase*: einmal erscheint ihm *boche* = *b[ête* + *oche*, in *tête de boche* = *b[ois* + *oche*, und aus dieser allgemein pejorativen Lautreihe *boche* erfolgen dann die Bildungen *rigolboche*, *fantaboche*, *Alleboche*, *Italboche*.[49])

Hier wäre nun einzuschalten, daß *rigolboche* eine Zusammensetzung aus *rigoler* (argot und alt: sich erlustigen, gütlich tun) + *boche* in der Bedeutung „Lump" und ursprünglich Eigenschaftswort ist „lustig, drollig", zuerst belegt bei Larchey[50]) für das Jahr 1860. Es geht also mindestens in die 50 er Jahre zurück. und ist daher der älteste Zeuge für *boche* = Lump. Übrigens kann *boche* allein damals die Bedeutung „Deutscher" noch kaum gehabt haben, da Marcel Schwob es sonst wohl erwähnt hätte, während in *fantaboche* (*fantassin* + *boche*) wie in *Alleboche* die Bedeutung „Klotz" vorliegt.

Selbstverständlich gehört *caboche* überhaupt nicht in diese Wortgruppe, da es eine schon afrz. Bildung aus *cap-* + *-oche* ist, dem aus dem Süden einwandernden Pejorativsuffix *-oche* (= it. *occio*, dem in den betreffenden Mundarten *-osse* entspricht: *cabosse*; *caboche* kann aber ein Ausgangspunkt für die modernen Argotbildungen auf *-oche* sein.

Wir sehen also, daß die *boche*-Wörter aus den verschiedensten Quellen fließen. So ist das mundartliche *boche* hochgradig ge-

[47]) Vgl. außer der S. 125 erwähnten Schrift, Tappolet, *Zur Etymologie von boche und alboche*, *Schweizer Volkskunde* 1915, S. 17.

[48]) *Revue des deux mondes*, 15. Aug. 1915, S. 783, nach Louis Bertrand. Ich habe mir die betreffende Nummer leider nicht beschaffen können.

[49]) A. a. O. S. 43.

[50]) In den *Mémoires de Rigolboche*, einer bekannten Cancantänzerin, bei Larchey, *Dict. hist. étym. et anecdot. de l'argot parisien*, 1872. Die Tänzerin hat sich also jedenfalls einen bedeutungsvollen Künstlernamen beigelegt.

eignet, im Argot eingereiht zu werden, schon wegen der tonmalenden Kraft, die ihm innewohnt. Keine Lautreihe vermöchte in solchem Grade das Blöde, Glotzende, Ungeschlachte wiederzugeben, wie eben diese; auch die schweizerischen Ausdrücke für *boeuf* von der Form *botche* u. a., die ML als „Lockrufe" erklärt, dürften hier einzureihen sein: *box* ist sozusagen ein größerer Ochse als *boeuf*. Schon der *b*-Anlaut erscheint den Romanen offenbar besonders geeignet zur Wiedergabe des Blöden und es ist gewiß kein Zufall, daß er seine Schimpfwörter so gerne mit ihm bildet: *balourd*, *bête*, *bêta*, *brûte*, *bûche*, *bougre*, *butors*, *bélitres*, *âne bâté*, *borne*, *bloc*, *brigand*, *bandit*, *barbare*, *tête de bois* — ich begnüge mich mit der Sammlung, die Paul Stapfer in unedlem Eifer gegen die Boches schleudert,[51] die sich noch stark vermehren ließe und in der nur *brigand*, *bandit* und *bougre* nicht auch — oder mindestens früher einmal — den Vorwurf des Blödstammelnden einschließen.

Mit entsprechendem Atemdruck herausgeschleudert, kann sich beleidigende Verachtung darin zusammenpressen. Ein nichtleidenschaftlicher Nichtsprachforscher äußerte sich über *Boche*, wie immer die geschichtliche Grundlage des Wortes sei, es mußte zu dieser Form kommen, um den Ausdruck zu tragen, der hinein gelegt wird. Als Bezeichnung für den „Deutschen Tolpatsch" ist es daher um so mehr geeignet, weil es eben rein tonmalend ohne jede Hemmung nur Ausdruck der Stimmung sein kann. „*Les Boches, comme on les nomme si bien*" (!) sagt Stapfer a. a. O. S. 16. Mit Recht bemerkt Schuchardt, *boche* war anfangs eine schlaffe Hülle, die jetzt mit giftiger Luft aufgeblasen ist.[52] Die Bedeutungen Lump, Pestbeule treten dabei ganz zurück; weder die — meist belächelten — deutschen Vergnügungs- oder gar Hochzeitsreisenden, noch das deutsche Militär, noch die gefürchteten deutschen Handlungsreisenden sind geeignet, die Vorstellung des „Liederlichen" in so hohem Grade zu erwecken.

Im Verhältnis zum gewandten, graziösen, schlauen Franzosen wird im Deutschen noch immer mit Vorliebe das Geistigplumpe, Vierschrötige, Grobe gesehen. Wie denn auch jetzt dem Wort *boche* hauptsächlich der Beigeschmack des Rohen, Barbarischen, Viehischwilden, nicht der des Hinterlistigen, Heuchlerischen, Giftigen gegeben wird. *Boche* allein ist als Ersatzwort für *Allemand* vorläufig nicht vor 1895 belegt Delesalle[53] bringt unter *Allemand*: *alboche*, *Boche*, *Bosch*, *Choucroutman*, *Mangeur*

[51]) *Les leçons de la guerre* 1915 S. 115.

[52]) *Grazer Tagespost*, 9. Jan. 1916. Auch Siegmund Feist nennt *boche* ein „lustbetontes" Wort, Neuere Sprachen 1916, S. 107. Vergl. noch Horch, Berliner Tageblatt Nr. 496, 1915 und Kießmann, Grenzboten, 16. Sept. 1916.

[53]) *Georges Delesalle, Dict. Argot-Français et Francais-Argot*, eingeleitet von Jean Richepin (1895).

de choucroute, *Prusco*, *Prussien*, *tête de boche*. In einem Argotbrief aus dem Jahre 1896 heißt es: *i* (der Deutsche Kaiser) *vient de décider que les boches fêteraient plus que deux fois l'anniversaire de Sédan*.[54]) In der welschen Schweiz ist es schon so eingebürgert, daß es, wie mir Professor Gauchat freundlichst mitteilt, nicht mehr unbedingt Schimpfwort ist.[55]) Tappolet dagegen verzeichnet es nicht in seiner Schrift: „*Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz*"[56]), S. 48 ff., wo verschiedene Schimpfwörter gesammelt sind. Er erwähnt nur *albotš*, dessen Herkunft ihm unklar bleibt, während er es in Schweizer Volkskunde S. 17 als Kreuzung von *allemand* + *boche* ansieht.

In Paris selbst, oder vielmehr in der Schriftsprache ist *boche* erst während des Krieges so eigentlich in Umlauf gekommen. Die feinere Literatur des ersten Kriegshalbjahres enthält sich des Ausdrucks. Wo das Wort *Allemand* der Empfindung nicht genügt, wird *Teuton* oder *Prusco* oder *Germain* u. a. gesagt.[57])

Aber im Volke ist das Wort durchaus geläufig und zwar von den ersten Kriegstagen an: Soldatenbrief vom 9. August 1914:[58]) *Les Boches sont innombrables*; vom 14. August:[59]) *nous avons enterré 320 Boches*; vom 17. August[60]): *voilà 50 000 boches qui viennent attaquer la ville.* Im Matin, 22. August 1914: *La principale préoccupation de ces braves gens* (ein Freiwilligenkorps) *est de ne pas se voir réformer et d'aller eux aussi taper sur les Boches* usw. Man sieht, daß das Wort längst geläufig und in bestimmten Schichten durchaus eingebürgert war. Dies erhellt ja auch aus den Ausführungen des Kriegsgefangenen Ch. Etienne.[61])

Alboche tritt dagegen stark zurück. Aus den ersten Kriegstagen im Elsaß: *forte position occupée par les alboches.*[62]) Rundvers des 20. Korps, das seit Kriegsbeginn unter General von Castelnau kämpft:

> *Ohé! les Alboches!*
> *Les sales têtes de pioches!*

---

[54]) Sainéan, *L'argot des Tranchées* 12.

[55]) Vgl. auch *Neue Zürcher Zeitung*, 6. Jan. 1916.

[56]) Die alemannischen Lehnwörter usw. Kulturhistorisch-linguistische Untersuchung I. 1914.

[57]) *Carnet de Route d'un officier d'alpins*, 1915: *La peur du Germain avait rendu les Lorrains prudens*, S. 13; Mauprat, *Kultur et Teutonnerie*, (Zeichnungen); Ch. Noight, *Les barbares modernes*, 1914; J. L. de Lanessan, *Pourquoi les Germains seront vaincus* 1915; *Journal des Economistes*: *Le manifeste des Kulturkrieger.* *Lettres héroïques*, 1914: *ces maudits teutons.*

[58]) *La vie de guerre contée par les soldats*, 1914—15, *Lettres recueillies et publiées par* Charles Foley 1915.

[59]) Ebenda.

[60]) *Lettres héroïques*, 1914, Genève, S. 9.

[61]) Fischers Neue Rundschau XXVI S. 1150 ff. (1915).

[62]) *Lettres héroïques*, S. 19 u. 21.

C'est nous les costauds
A Curières de Castelnau.[63])

Boche gewinnt zusehends an Raum und findet seit 1915 auch Eingang in ernstere Schriften; eine der ersten ist allerdings die des Abbé Wetterlé, *Propos de Guerre*, 2e *Série*, in der eine Reihe deutscher Charakterköpfe unter dem Titel *Têtes de Boches* geschildert wird. War *boche* wohl schon vor dem Kriege mehr als nur ein Spitzname, so bezeichnet Sainéan[64]) es jetzt als *un stigmate, un nom monstrueux qui rap elle le Gog et le Magog de l'Apocalypse.*" Maurice Donnay hat seine Aufnahme in die Akademie beantragt. Er beabsichtigt offenbar damit, den Haß zu verewigen; aber da wird wieder einmal der Geist, der das Böse will, das Gute schaffen. Denn ein Haßwort, daß zum gewohnheitsmäßigen Ausdruck von Obrigkeit wegen gestempelt wird, hört eben dadurch auf, ein emphatisches Wort zu sein und wird zu einer gefühlsleeren sachlichen Bezeichnung. In der Tat heißt es bereits bei Sainéan wenige Seiten[65]) nach den eben angez genen pathetischen Worten: *ce sobriquet est devenu* l'appellatif éthnique *général aussi bien dans les tranchées que dans la presse.* Gerade mit dieser so schrecklich gemeinten Feststellung wird eigentlich nichts anderes gesagt, als daß die Haßkurve, die sich in der Geschichte des Wortes *boche* zeichnet, ihren Höhepunkt überschritten hat. Der fortwährende Gebrauch entlaugt auch das giftigste Wort. Es wäre nicht das erstemal, daß ein verächtlicher Ausdruck zu schwebender Bedeutung käme und ob dereinst ein lobender und bewundernder Beigeschmack hinzutreten wird, das liegt natürlich nicht in der Beschaffenheit seiner Laute, sondern einzig darin, wie wir, unsere Siege, unsere künftigen Geschlechter auf die Einbildungskraft derer wirken werden, die „*Boche*" sagen.

Wien. ELISE RICHTER.

Französisches forteresse.

Ad. Tobler hat in den *Sitzungsber. der Ak. der Wiss. zu Berlin*, 1896, 854, andeutungsweise auch im Buch vom *franz. Versbau alter und neuer Zeit*, 4. Aufl., 39 Anm. das franz. *forteresse*, früher *forterece* durch Entwicklung eines *e* zwischen Kons. und *r* aus *fortrece* und dieses durch nochmalige Aussprache des *r* aus *fort ce* entstehen lassen, dabei beide Vorgänge, sowohl die Entwicklung des Sproßvokals wie die Wiederholung des *r* durch Beispiele gestützt. Bei dieser Entstehung von *forterece* müßten prov., span., port. *fortaleza* aus dem altfranz. *forterece* mit Ersatz des zwischentonigen *e* durch *a* nach bekannten Mustern hervor-

[63]) *Le Petit Par.*, 10. Okt. 1915.
[64]) *L'Argot des Tranchées*, S. 10.
[65]) S. 13.

gegangen sein. Dagegen wandte G. Paris, *Rom.* 25, 621 das mittellateinische *fortalitia* des 12. Jahrhs., also einer Zeit, in der das franz. Wort noch kaum alle angenommenen Entwicklungen durchgemacht haben werde, sowie das rum. *fortăleţă* ein, das doch nicht aus einer franz. Form des Mittelalters entlehnt sein könne. Er nimmt ein vulgärlat. **fortalicia* an, auf das er rum. *fortăleţă*, span., port. *fortaleza*, franz. *fortelece* zurückführt; das letztere habe sich mit *fortece*, *fortrece*, *fortereece* verschmolzen. Weiteres hat nun A. Thomas in den *Nouveaux essais de philologie française*, 99 unter Hinweis auf das von ihm belegte altprov. *fortareza* neben *fortaleza* ein vulgärlat. **fortaricia* neben *fortalicia* angesetzt und behauptet, daß altfranz. *fortrece* durch Synkope aus *forterece* hervorgegangen sei und nicht durch Zusatz eines *r* aus *fortece*, wie Tobler meinte. Der *Dict. gén.* nimmt in der Frage keine klare Stellung ein. Er bezeichnet *forteresse* einfach als *dérivé de fort* unter Hinweis auf die §§ 82, 124 der grammatischen Bemerkungen. Nun wird zwar in § 82 das Suffix *-icius* behandelt, so daß man glauben könnte, es werde in *forteresse* der Ausgang *-aricia* angenommen, aber andererseits wird in demselben § 82 eine Vermengung von *-icia* und *-itia* behandelt. und in dem noch herangezogenem § 124 *-itia* behauptet. Dieselbe unklare Stellung wie Dict. gén. nimmt auch Nyrop in der Frage ein. I, 442 hält er das zweite *r* von *fortrece* für parasitisch; III, 109 nimmt er in *forteresse* unter Hinweis auf prov. *fortareza* ein *-aricia* an, vertritt freilich III, 111 eine Vermengung von *-itia* und *-icia*. Meyer-Lübke erblickte in der *Rom. Gramm.* II, 250 in *forteresse* das Suffix *-itia*, während er im Wörterb. unter *fortis* sich über die Art der Ableitung nicht äußert. Die Angaben über die wissenschaftliche Literatur zeigen jedenfalls, daß die Art der Ableitung von *forteresse* aus *fort* noch strittig ist. Sie soll im folgenden besprochen werden. Vor allem soll eine Entscheidung darüber versucht werden, ob in *forteresse* *-icia* oder *-itia* enthalten sei. Dabei wird von der von Mussafia, Rom. 18, 531 behaupteten, von Meyer-Lübke, *Zs.* 14, 260, auch von Nyrop und dem *Dict. gén.*, wie sich oben gezeigt hat, angenommenen Suffixvertauschung (*-icia* statt *itia*) abgesehen. Ob diese Ansicht richtig sei oder nicht, kann hier nicht erörtert werden, da ja dann die ganze Frage der Behandlung des intervokalen *tj* im Franz. besprochen werden müßte. Daß *paresse* *pigritia* wiedergebe, ist ja sicher; ob direkt oder über *pigricia*, ist für uns hier eine Sache sekundärer Bedeutung. Für den Fall, daß aus *-itia* erst durch Vertauschung mit *-icia* ein *-ece* entstanden sein sollte, würde die obige Frage dahin lauten, ob vor diesem Suffixtausch bei unserem Worte *-itia* oder *-icia* da war. Zunächst erhebt sich die Frage, ob altfranz. *fortece* „Kraft" *-itia* oder *-icia* enthalte. Da es nach seiner Bedeutung das Adjektivabstraktum von *fortis* ist und die Adjektivabstrakta im Rom. ganz gewöhnlich mit *-itia* gebildet werden, aber nicht mit *-icia*, so ist

es sehr wahrscheinlich, daß *fortece* *-itia* enthalte. Aber es wäre doch auch möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß *fortece* durch dissimilatorischen Schwund des zweiten *r* aus *fortercce* und dieses nach der Ansicht desselben Gelehrten aus *fortaricia* entstanden wäre; dieses hätte zunächst „feste Sache" bedeutet, dann mit Spezialisierung „fester Platz", andererseits mit Übergang vom konkreten Begriff zum abstrakten „Festigkeit". Lautlich aber kann *fortece* nicht nur *-itia* wie *perece* enthalten, sondern auch *-icia*. Aus dem franz. Worte allein läßt sich also die Frage nicht entscheiden, wenn man keine Annahme a priori machen will. Vielleicht gibt uns das prov. *forteza* Auskunft. Der Pseudoturpin in *Zs.* 14, der, wie schon Horning, *Zs.* 18, 241 hervorhob, das scharfe *s* regelmäßig durch *ss* und nur das stimmhafte durch *s* oder *z* bezeichnet, schreibt *Zs.* 14, 500, Z. 4 *fortesa*, sowie er ebendort, Z. 10 *longuesa*, 501, Z. 17 und 23 *riquesas* schreibt. Der Verfasser oder Schreiber sprach also das prov. Wort mit stimmhaftem *s*, auf das ja auch die Schreibung *forteza*, die Raynouard III, 375 und Levy III, 572 je einmal belegen, hindeutet; darnach schrieb ja auch Levy im Wörterb. *forteza*. Da nun nach der gewöhnlichen Annahme im Prov. intervokales *kj* immer stimmlosen und intervokales *tj* immer stimmhaften Laut ergab, so wäre für das prov. Wort *-itia* sicher. Allein einerseits verzeichnet Levy neben *forteza*, *fortesa* auch ein *fortessa* in dem mir nicht zugänglichen *Rec. gascon* 18, Z. 10, wo es doch nur das stimmlose *s* meinen kann, so daß nach der gewöhnlichen Annahme neben *fortitia* im Prov. ein *forticia* vorhanden sein müßte, andererseits hat Horning, *Zs.* 25, 736 gezeigt, daß auch intervokales *kj* im Prov. in halbgelehrten Wörtern stimmhaftes *s* ergeben kann, u. zw. durch den Hinweis auf das neuprov. *Suplesi*, *Soumplesi* aus *Sulpicius*, das nach dem Wörterbuch von Georges nur mit *ci* erscheine. Darnach könnte also auch *forteza* *-icia* enthalten. Wegen des Nebeneinanders von *-esa* und *-essa* im Prov. s. Horning, *Zs.* 18, 241, auch 24, 553 f. zu prov. *arbousso*. Kurz, auch das prov. Wort entscheidet die Frage nicht mit Sicherheit. So bleibt noch das ital. *fortezza* „Festigkeit" und „Festung" übrig. Dieses kann nur *-itia* enthalten, da *-icia* bekanntlich *-eccia* ergeben hätte und kein Grund vorliegt, *fortezza* für ein Lehnwort aus dem Norditalienischen oder gar dem Sizilianisch-Kalabresischen zu halten, wo *kj* *ts* ergab. Dies ist zwar auch eine Annahme, aber sie wird durch die gesicherte Tatsache begründet, daß die große Masse der Wörter der ital. Schriftsprache den toskanischen Lautstand zeigen; das Vorhandensein eines nicht toskanischen müßte durch den bewiesen werden, der ihn behaupten würde. Hingegen wäre die *-itia*, nicht *-icia* für *fortece* sichernde Annahme, daß *fortece* nicht über *fortrece* aus *fortercce* entstanden sein könne und daß bei der Sippe die abstrakte Bedeutung älter als die konkrete sein müsse, durch keine Tatsache begründet; deshalb konnte

oben für das altfranz. *fortece* allein das Vorhandensein von *-itia* nicht als sicher bezeichnet werden. Da nun aber das altfranz. *fortece* und das prov. *forteza -itia* enthalten können, das ital. *fortezza* es enthalten muß, andererseits sowohl das franz. und das prov. wie das ital. Wort die abstrakte Bedeutung „Kraft" tatsächlich aufweisen, so müssen auch das franz. und das prov. Wort *-itia* enthalten, u. zw. nach der allgemeinen Regel, daß in verschiedenen rom. Sprachen auftretende Wörter gleichen Sinns, die der gleichen etymologischen Grundlage fähig sind, von einander etymologisch nicht getrennt werden dürfen. So enthalten denn altfranz. *fortece*, prov. *forteza* gewiß *-itia*. Sie gehen wohl zusammen mit ital. *fortezza* auf ein schon vulgärlat., über Gallien und Italien verbreitetes *fortitia* zurück. Wer aber annimmt, daß das ja in den drei Sprachen noch lebendige Suffix an das überall vorhandene Adjektiv selbständig angefügt worden sei, gibt zwar das aus der etymologischen Zusammengehörigkeit von *fortece* und *fortezza* gewonnene Argument für das Vorhandensein von *-itia* in *fortece* auf, muß aber doch auch im Ausgange von *fortece* altes *-itia* sehen, weil eben nur *-ece* aus *-itia* im Franz. produktiv war, nicht aber ein *-ece* aus *-icia*; dieses war nur in *-aricia* im Franz. lebendig. Soviel sei über *fortece* gesagt.

Nunmehr sei die längere Form besprochen. Da erhebt sich zunächst die Frage, ob die Form mit *l* älter sei, wie G. Paris *a. a. O.* glaubte, oder die mit *r*. Paris kam zu seiner Ansicht offenbar wegen der Übereinstimmung des prov., span., port. *fortaleza*, rum. *fortaletă*. Was zunächst das Prov. betrifft, so wies Thomas *a. a. O.* ein neben *fortaleza* stehendes *fortareza* nach. Das span. *fortaleza* wird man wegen des erhaltenen *f* mit Meyer-Lübke, *Wörterb.* für ein Lehnwort aus dem *Prov.* halten. Man könnte zwar das *f* durch Einfluß von *fuerte* erklären wollen; aber warum sollte gerade bei *fuerte*-*fortaleza* der Zusammenhang so stark gefühlt worden sein, daß der Anlaut des einen nach dem des anderen umgestaltet worden wäre, da dies doch bei *fuego* - *hogar*, *fuente* - altspan. *hontana* nicht eintrat? Wenn man aber einmal das span. Wort für entlehnt hält, wird man auch port. *fortaleza* dafür ansehen. Das rum. *fortăletă*, das G. Paris noch anführt, kann ich nirgends finden und Tiktin antwortet mir freundlichst auf eine Anfrage, auch er wisse nicht, in welchem obskuren Werke G. Paris sein *fortaleta* gefunden habe; gebräulich sei es jedenfalls nie gewesen. Tiktin kennt nur *fortereta*, *fortăretă*, aus der heutigen Sprache nur *fortareàtă*, das um die Mitte des 19. Jahrhs. aufgekommen sei, auf franz. *forteresse* beruhe, jetzt wieder vor *cetate* im Rückgang begriffen sei. Da rum. *fortăreată* ein junges franz. Lehnwort ist, so fehlt es auch im Wörterb. Tiktins nach dem vom Buchstaben *e* an befolgten, in der Vorrede zum 2. Bande ausgesprochenen Grundsatze, jüngere Entlehnungen aus dem Franz. beiseite zu lassen. Aus dem Grunde der jungen Entlehnung

fehlt *fortăreată* natürlich auch in Cihacs *Dict. d'étymologie dacoromane* I, *éléments latins* und in Puscarius *Wörterb.* I, *Lat. Element.* Damit sind die Momente beseitigt, die G. Paris zum Ansatze eines vulgärlat. *fortalicia* veranlaßten. Wie der Ansatz der hinreichenden Gründe ermangelt, so entbehrt die Begründung der von ihm angenommenen vulgärlat. Bildung jeglicher Wahrscheinlichkeit. Er hält *fortalicia* für den Plural von *fortalicium* und dies für eine Bildung aus *fortis* nach dem Muster von *sodalicium*, *sponsalicium*. Diese Erklärung müßte man, auch wenn ein vulgärlateinisches *fortalicia* gut begründet wäre, ablehnen, da beide Wörter der Bedeutung nach sehr ferne stehen und das eine gar nicht, das andere nur als gelehrtes Wort im Rom. lebt, da somit der Volkssprache beide wohl fehlten und keine volkstümliche Bildung hervorrufen konnten; dies müßte aber *fortalicia* doch sein. Nachdem so das Etymon von G. Paris beseitigt ist, wird man ohne weiteres prov. *fortaleza*, altfranz. *fortelece* für jünger und erst aus *fortareza*, *forterece* entstanden betrachten, da die Dissimiltion von *r-r* zu *r-l* eine ganz gewöhnliche Sache ist. Nunmehr haben wir uns nur mehr mit altfranz. *forterece*, neufranz. *forteresse* und prov. *fortaresa* zu befassen. Ist *forterece* wirklich über *fortrece* aus *fortece* entstanden, wie Tobler meinte? Diese Auffassung wird meines Erachtens durch die parallele Bildung *sécheresse* unmöglich gemacht. Dieses Wort, altes *secherece*, das nicht so wie *forterece* aus *fortece* aus dem daneben stehenden *sechece* hergeleitet werden kann, hat prov. *secaresa* zur Seite ganz wie *forterece fortaresa* und diese verhalten sich zu *fort* genau so wie *secherece*, *secaresa* zu *sec*. Beide Wortpaare zeigen — ob ursprünglich oder nicht, ist jetzt noch nicht zu erörtern — in beiden Sprachen die abstrakte Bedeutung („Trockenheit" und „Festigkeit") und wie franz. *forteresse* daneben den festen Ort bezeichnet, so benennt prov. *secaresa* daneben den trockenen Ort. *Sécheresse* wollte Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* II, 399, nachdem er eine andere Erklärung selbst abgelehnt hat, zweifelnd als Anlehnung an *secherie* auffassen. Diese Ansicht scheitert meines Erachtens daran, daß im Altprov. neben *secaresa* kein *secaria* bezeugt ist. Um sie aufrecht zu erhalten, müßte man *secaresa* für entlehnt aus *secherece* halten, so wie man ja bei Toblers Auffassung von *forterece* prov. *fortaresa*, *fortaleza* als aus *forterece* entlehnt ansehen muß. Dabei würde ich *-aresa* aus *-erec* nicht durch Provenzalisierung, also durch das Bewußtsein, daß dem franz. unbetonten *e* gewöhnlich ein prov. *a* entspreche, erklären, u. zw. deshalb nicht, weil das Prov. ja auch ein zwischentoniges *e* hatte, das franz. *e* zudem in den aus dem Norden entlehnten Formen *bachelier*, *merevilha*, *merevilhar* neben bodenständigen *bacalar*, *meravelhar* (Karch, *Die nordfranz. Elemente im Altprov.*, 13) bewahrte; vielmehr würde ich *-aresa* durch Anlehnung an die von Thomas, *Nouveaux essais*, 88 ff. als prov. Ortsnamen belegten Typen *cabrareza* „Ort mit Ziegen",

calmareza „Ort mit dem öden Land" u. a. erklären, an die *fortareza* „fester Ort", *secareza* „trockener Ort" leicht angelehnt werden konnten.

Da Toblers Auffassung von *forterece* durch *secherece* widerlegt wird, so wird man beide und dazu die prov. Wörter *fortaresa*, *secaresa* für selbständige Ableitungen von *fort*, *sec* halten. Über die Art der Ableitung ist noch einiges zu sagen.

Zunächst erhebt sich die Frage, ob *-ece* in *forterece* auf altes *-itia* zurückgehe, wie Meyer-Lübke *Rom. Gramm.*, II, 520 ohne weiteres annahm, oder auf *-icia*, wie Thomas der Ansicht ist. Auch hier weist meines Erachtens *secherece* dem, der es für ganz so wie *forterece* gebildet hält, den Weg. Es hat ital. *seccareccia*, *seccherecia* „Dürre" zur Seite. Man hat keinen Grund und daher auch kein Recht, es für toskanisiert und entlehnt aus prov. *secaresa* zu halten. Man darf hierfür nicht das erste *a* der Form *seccareccia*, das allerdings der florentinischen Mundart nicht entspricht, geltend machen; die Form mit *a* kann aus der Gegend von Siena bezogen sein, wo *a* regelrecht ist (Hirsch, *Zs.* 9, 529). Direkt gegen die Annahme einer Entlehnung und für die Bodenständigkeit von *seccherеccia* spricht *seccaia* „Vertrocknen", das auf jeden Fall echt ital. ist, weil es *-aia*, nicht das doch im Ital. häufige *-iera* zeigt. Das durch *seccaia* verlangte *siccaria* aber bildet, wie wir bald sehen werden, die Grundlage für *seccareccia* so wie prov. *sequiera* die für *secaresa*. Da also *seccareccia*, *seccherеccia* bodenständig ist und schon wegen der Parallele *seccaia* - *sequiera* prov. *secaresa* davon etymologisch nicht getrennt werden darf, so ist der Typus *siccaricia*, nicht *siccaritia* gesichert. Zu *-icia*, nicht zu *-itia* stimmt auch *-īcia* in *sequerisso* zu Bordeaux (Mistral unter *secaresso*), dessen *i* freilich zur Not durch nicht volkstümliche Entwicklung von *-itia* erklärt werden könnte, ferner *-īcius* in ital. *seccherиccio* „trockener Zweig". Durch *-icia* in *secherece* wird nun nach unserer Auffassung *-icia* auch für *forterece* gesichert. Da nun *-er-* von *-erece*, *-ar-* *ar* von *-aresa* auf *ar* weisen, so ist der von Thomas ohne weitere Erörterung angesetzte Ansgang *-aricia* gegen Tobler, Meyer-Lübke und G. Paris begründet, gegen den letzten insofern, als er ja mit Tobler ein *fortitia* für *fortrece*, *fortercce* neben seinem *fortalicia* annahm.

Dieses *-aricia* bedarf nun gerade in *forterece* - *fortaresa*, *secherece* - *secaresa* gar sehr einer weiteren Begründung, an die Thomas nicht dachte. Wenn man nämlich seine reiche Liste der Bildungen auf *-aricius*, *-aricia* durchsieht, so findet man außer unseren zwei Wörtern nur noch ein von einem adjektivischen Stamm abgeleitetes Wort, nämlich *longueresse* „rechtwinkliges sehr verlängertes Prisma, das man in die Schieferbrüche schneidet, um den Schiefer leichter abzuheben." Zu diesem Wort bemerkt Thomas, *Nouveaux essais* 91: *longueresse paraît s'être substitué à longuesse. Mozin ne connaît que ce dernier.* Darnach ist *longueresse*

ein unsicherer Fall; es kann meines Erachtens Kreuzung des älteren *longuesse*, das Mozin als „*partie de la carrière d'ardoise qu'un ouvrier travaille*“ erklärt, mit *longuerine*, *longrine* „Wandrute“ (als Ausdruck der Bergbaukunde) sein. So bleiben als sichere Ableitungen von Adjektiven mit *-aricia* nur *forteresse*, *secheresse* übrig. Dies ist sehr auffällig bei der großen Zahl der sonstigen Bildungen mit diesem Suffix. Weiter ist die in Altfranz. und Altprov. bei beiden Wörtern, im Neufranz. noch bei *sécheresse* erhaltene abstrakte Bedeutung der beiden Wörter etwas bei den Ableitungen mit *-aricius*, *-aricia* Ungewöhnliches. Zwar sagt G. Paris, *Rom.* 25, 621, daß *fortelece* niemals den einfach abstrakten Sinn habe, den *fortece* aufweise. Allein auch wenn man von dem Belege, den Godefroy IV, 99 für *fortelesce* in der Bedeutung „*force*“ gibt, nämlich von der Stelle in Beneeits *Ducs de Norm.* II, 5513, wo mir die Bedeutung „*force*“ keineswegs sicher scheint, absieht, so ist ja *forterece*, aus dem *fortelece* durch Dissimilation hervorging, mit dem es also etymologisch identisch ist, mehrfach in der abstrakten Bedeutung „Kraft“ belegt. Dies war G. Paris wohl bekannt, bewies ihm aber nichts für *fortelece*, da er dieses von *forterece* etymologisch trennte. Außerdem ist das von *fortelece* etymologisch jedenfalls nicht zu trennende prov. *fortaleza* in der Bedeutung „Kraft“ belegt (Levy). Während also *forterece*, *secherece* und ihre prov. Entsprechungen neben konkreter auch abstrakte Bedeutung zeigen, bezeichnen die zahlreichen von Thomas angeführten Bildungen mit *-aricius*, *-aricia* fast alle eine Anwendung des durch das Grundwort ausgedrückten Begriffs auf das wirkliche Leben; nur 7 Wörter benennen so wie *forterece* „Stärke“, *secherece* „Trockenheit“ die durch das Grundwort bezeichnete Idee als Begriff substantiviert, nämlich die altfranz. Wörter *bruierece* „das Lärmen“, *chaplerece* „das Niedermetzeln“, *crierece* „das Schreien“, *croisserece* „das Knirschen“, *retenterece* „das Widerhallen“, *traierece* „das Ziehen“ und das moderne saintongeois *batt(e)resse* „*action d'un epluie violente et surtout de la grêle battant le sol et les récoltes*“, also „das Aufschlagen“; s. Thomas, *Nouveaux essais* 107 f., 110. Von diesen Verbalabstrakten wird unten die Rede sein.

Thomas sagt *a. a. O.*, 68, daß *-erez*, *-erece* nur bei Wörtern erscheine, die schon *-ier* enthalten, und Meyer-Lübke bemerkt in der *Rom. Gramm.* II, 462 von dem entsprechenden ital. Ausgange *-ereccio*, daß er Bildungen auf *-aio* (*-ariu*) voraussetze. Wenn man diese Bemerkungen als richtig annimmt und beachtet, daß die ältesten Beispiele von *-aricius*, *-aricia* *capsaricius* „durch den *capsarius* aufbewahrt“ und *sigillaricia* „Geschenke zu den *sigillaria*“ deutlich von Bildungen auf *-arius*, *-aria* abgeleitet sind, so wird man *-aricius*, *-aricia* nicht für *-aris* + *-icius*, was von vornherein auch möglich wäre, sondern für *-arius*, *-aria* + *-icius*, *-icia* halten. Die Ableitungen von substantivischen Stämmen mit

-aricius, *-aricia* sind ohne weiteres begreiflich, da ja *-arius*, *aria*, *-arium* ganz gewöhnlich an solche Stämme antreten. Auch die Ableitungen konkreter Bedeutung von Verbalstämmen mit *-aricius*, *-aricia* erklären sich aus den freilich weder von Meyer-Lübke noch von Nyrop beachteten Nomina agentis auf *-ier* wie altfranz. *balochere* „balonçoire" (wegen der Bedeutung vgl. *berceuse* „Schaukelstuhl"), *corrier* „courrant", *emparlier* „avocat", prov. *eslenegier* „qui glisse", *malparlier* „médisant", auch *parlier* „parleur", *mondier* „vanneur", *noiriguier* „nourrisseur", *noirisier* „précepteur", *perseverier* „persévérant", *revendiera* „revendeuse", *teisier* „tisserand", *voguier* „rameur", katal. *saquer* „wer den ersten Ball wirft", span. *lagotero* „schmeichlerisch", *lambarrero* „Bummler", *mangonero* „sich unberufen einmischend", *mesturero* „Ausplauderer", port. *altaneiro* „hoch hinaus wollend", sard. *dennegarzu* „negatore", um nur Fälle anzuführen, die nicht leicht als Ableitungen von suffixlosen Verbalsubstantiven aufgefaßt werden können. Da die nomina agentis öfters zur Benennung von Werkzeugen verwendet wurden, die die Tätigkeit ausüben, oder mit denen man sie ausüben kann (für letzteres vgl. man altfranz. *chaufriere* „Kochgeschirr" und *bibiere* „Zitze"), so begreift man, daß viele Wörter mit *-aricius*, *-aricia* Werkzeuge bezeichnen. Nebenbei sei die Beobachtung mitgeteilt, daß sich unter den vielen von Thomas angeführten Ableitungen von Verbalstämmen mit *-aricius*, *-aricia* nur zwei befinden, die das prov. Gebiet betreffen, nämlich *molin mailharet* „Walkmühle", das er S. 97 aus dem Dép. Creuse belegt, und *martin-pescheret* „Eisvogel" zu Montpellier, *merle-picheret* gleicher Bedeutung im Limousin, die er S. 98 verzeichnet. Da dieses und *mailharet* aus dem Grenzgebiet zum Franz. stammen und einfach aus dem Franz. herübergekommen sein werden, *martin-pescheret* aber das franz. *martin-pêcheur* + *et* mit leichter Provenzalisierung von *pêcheur* ist, so ergibt sich die Feststellung, daß das Prov. mit *-aricius*, *-aricia* keine Ableitungen von Verbalstämmen bildete.

Wie die von Substantiven und Verben gewonnenen Wörter auf *-erece*, so werden auch die von Adjektiven hergenommenen Formen Bildungen auf *-ier* oder *iere* voraussetzen. Da gerät man zunächst in Sorge, wenn man Meyer-Lübkes *Rom. Gramm.* II, 509 einsieht. Er sagt dort nämlich: Zur Erweiterung von Adjektiven dient *arius* wohl selten, wenn es überhaupt vorkommt. Norm. *grädye* ist offenbar nur eine Umänderung von *altier*, das seinerseits aus ital. *altiero* entlehnt ist. Wenn Meyer-Lübkes Angaben zuträfen, so wären *forterece*, *secherece* schwer verständlich. Allein sie treffen nicht völlig zu. Zunächst wurden wie in *grädye* aus Adjektiven mit *-arius* neue Adjektiva gebildet. Solche Fälle sind: die schon von Nyrop III, 123, § 249, I angeführten Wörter *grossier*, *journalier* zu altfranz. *journal* „täglich", *plénier*, weiter altfranz. *bassier* „bas", *brunier* „sombre", *doublier*

„double", *felonier* „félon", *franchier* „franc", *gressier* „grêle", *menuier* „mince", *plainier* „uni", *presentier* „prêt", *senestrier* „gauche", *sommier* „extrême", *tendrier* „tendre", prov. *doblier* „double", *egalier* „égal", *escosieramen* „clandestinement", das ein *escosier* „clandestin" neben *escos* „secret" voraussetzt, *esquerrier* „gaucher", *estranhier* „étranger", *estremier* „extrême", *grisier* „tirant sur le gris", *grosier* „gros", *malignier* „méchant" zu *maligne* gleicher Bedeutung, *megier* „mitoyen", *menudier* „menu", *mortalier* „mortel", *parier* „pareil" zu *par* gleicher Bedeutung, *plenier* „plein", *riquier* „riche", von Levy mit Fragezeichen versehen, *senequier* „gaucher" zu *senec*, *senestrier* „gaucher" *traversier* „transversal" zu *travers* gleicher Bedeutung, katal. *lecarder* „eifersüchtig" zu *lecart* gleicher Bedeutung, *solter* „ledig", zu *solt* gleicher Bedeutung, *somer* „oberer", span. *albero* „weiß", *bajero* „unterer", *carero* „teuer verkaufend", *certero* „sicher im Treffen", *devotero* „Andacht erweckend" zu *devoto*, das dieselbe Bedeutung haben kann, *escotero* „unbeladen" zu *escueto* gleicher Bedeutung, *grosero* „roh", *llenero* „vollständig", *postrimero* „letzter" zu *postremo*, *soltero* „ledig", *travesero* „schräg" zu *travieso* gleicher Bedeutung, port. *alveiro*, *careiro*, *certeiro*, *grosseiro*, *solteiro*, wie im Span., dazu *fouveiro* „fahl", *raseiro* „flach" zu *raso* gleicher Bedeutung, *santeiro* „fromm", *tenreiro* „zart" zu *tenro* gleicher Bedeutung, allenfalls noch *vasqueiro* „schielend" zu *vesgo* derselben Bedeutung. Weit verbreitet sind *leviarius*, *primarius*, *tertiarius* für *levis*, *primus*, *tertius*. Weiteres leitete man von Adjektiven mit *-arium*, *-aria* vielfach Substantiva ab, die einen Gegenstand bezeichnen, welcher die durch das Adjektiv ausgedrückte Eigenschaft in besonderem Maße zeigt. Beispiele sind altfranz. *bassiere* „lieu bas, vallée, porte d'écluse", *clarere* „vin de liqueur", neueres *clairière* „Lichtung", *creusiere* „trou", das auch ein Verbalabstraktum von *creuser* „aushöhlen" in der Art der später zu besprechenden Bildungen sein könnte (vgl. unser *Höhlung*), *gastiere* „terrain inculte" zu gast, *hautiere* „hauteur", *hermier* „terre inculte" zu *herme*, *longiere* „linge beaucoup plus long que large, essuie-mains, mesure de terre", *plainiere* „plaine", prov. *fresquiera* „feuillages frais", *longiera* „serviette longue", *rogier* „garancière", katal. etwa *corder* „Lamm" zu lat. *cordus*, *roger* „Rotzunge", *travessera* „Querweg", span. *acedera* „Sauerampfer", *albero* „Kreideboden", *amarguera* „Bitterkraut", *amarguero* „Spargel", *calvero* „unfruchtbarer Boden, Lichtung in Wäldern", *cordero* „Lamm", *derechera* „gerader Weg", *fetidero* „Stinkbaum", *larguero* „Seitenpfosten", *longuera* „schmaler Streifen Feldes", *mollera* „Fontanelle, Scheitel" *mollero* „das Fleischige des Armes", *otero* „Anhöhe", *sequero* und *sequera* „trockener Boden", *ternero* „Kalb" zu *tierno*, port. *caveira* „Totenkopf, eingefallenes Gesicht", *outeiro*, *sequeiro*, *terneiro* wie im Span., dazu *ladeiro* „flacher Teller" zu *latus* „breit", transmont. *lenteiro* „feuchte Erde" zu *lento* „feucht", ebendort *chãeiro* „Ebene"

Meyer-Lübkes *Wörterb.*. Schon das Latein hatte *caldaria* „Warmzelle", im Rom. dann „Kessel", *calvaria* „Schädel", *viridarium*, dann *viridiarium* „Garten". Damit ist Meyer-Lübkes Behauptung, daß *-arius* im Rom. kaum zur Weiterbildung von Adjektiven verwendet worden sei, als nicht zutreffend erwiesen. Daß sie nicht zutreffe, wußten er und alle anderen, die den rom. Wortschatz kennen, längst; es wurde aber hier mit Belegen für die, die ihn nicht kennen und auf die Angaben bauen könnten, hervorgehoben. Damit wäre ein Ausgangspunkt für die Erklärung von *-aricia* in *forterece*, *secherece* gewonnen. Trotzdem waren etwa wieder verlorene Bildungen wie *fortier* „fest" und „fester Ort", *sechier* „trocken" und „trockener Ort" gewiß nicht der Ausgangspunkt von *forterece*, *secherece*, sondern die bezeugten altfranz. Wörter *fortiere*, *sechiere* und prov. *sequiera* (bei Levy) sowie *fortiera*, das zwar bei Levy fehlt, das aber doch wohl durch ein, wie es scheint, im Mittellatein Südfrankreichs belegtes *fortera* vorausgesetzt wird. Du Cange III, 573 gibt nämlich aus der *Hist. Occit.* II, 579 folgenden für mich nicht kontrollierbaren Beleg: *castrum neque forteram seu forteras . . . . non aufferamus.* Freilich könnte es sich auch um das nach Südfrankreich gedrungene und dort latinisierte altfranz. *fortiere* „Festung" handeln. Durch *fortiere fortiera*, *sechiere*, *sequiera* werden für das Vulgärlatein Galliens *fortaria*, *siccaria* wahrscheinlich gemacht und an diese trat nun *-icia* an. Um erst franz. und prov. Vorgänge kann es sich nicht handeln, da das einfache *-icia* im Franz. nicht mehr lebendig war, wie Thomas *a. a. O.*, S. 68 mit Recht bemerkt. Ein an fertiges *fortiere* angefügtes *-ece* hätte zudem wohl *fortierece* ergeben; vgl. *poussiéreux* und Nyrop III, 44. Falls *longueresse* doch nicht aus *longuesse* + *longuerine* entstanden sein sollte, kann es *longaricia* sein und dieses *longaria* + *icia*. *Longaria* wird durch prov. *longuiera* „Länge", altfranz. *longuiere* gestützt; das letztere belegt Godefroy aus dem Perceforest, da das gedruckte *longniere* in *longuiere* zu verbessern ist. Die Bildungen *fortiere*, *longuiere*, *sechiere* in einen größeren Zusammenhang zu stellen, soll in einem eigenen Artikel über die rom. Adjektivabstrakta auf *-aria* unternommen werden, nicht hier, da es sich in diesem Falle nicht wie bei dem Typus *bassier* oder wie später bei den Verbalabstrakten auf *-iere* um Widerlegung anderer, der hier zu gebenden Beweisführung hinderlicher Ansichten handelt. Hier ist nur noch etwas über die Bedeutungsentwicklung von *forteresse* zu sagen. Gewiß ist die abstrakte Bedeutung die ältere und die konkrete aus jener entstanden. Dafür sprechen die Parallelen altfranz. *ferté* und *fermerie*, die beide „Festung" bedeuten, altprov. *fermetat* „Festigkeit" und „fester Platz", *fermaria* „Festung", wo die bekannte Funktion der Suffixe *-tatem* und *-erie*, *arie*, aus Adjektiven Adjektivabstrakta zu bilden, die abstrakte Bedeutung als die ursprüngliche erweist; für *erie* wird die Funktion durch alle von Nyrop III, 183

§ 395, 1 angeführten Beispiele mit Ausnahme von *civillerie* erwiesen. Auch ital. *fortezza*, niederl. *veste* und unser *Feste*, das noch im Mittelhochdeutschen auch die *Festigkeit* bezeichnete, zeigen den Übergang von „Festigkeit“ zu „Festung“.

Zum Schluß sei noch die Bildung der oben angeführten 7 Wörter *bruierece*, *chaplerece*, *crierece*, *croisserece*, *retenterece*, *traierece*, *batteresse* besprochen, die die durch das Verb ausgedrückte Handlung als solche bezeichnen. Zunächst ist zu beachten, daß *bruierece*, *crierece*, *croisserece*, *retenterece* einerseits, *batterece*, *chaplerece* andererseits Begriffsgruppen bilden. Der Ausgang wurde offenbar von zwei, drei Musterwörtern aus auf andere übertragen, allerdings ohne je große Verbreitung zu finden. Weiteres ist zu beachten, daß sie mit einer Ausnahme alle auf engem Gebiete, nämlich in Südwestfranz. auftreten. Godefroy belegt *bruierece* aus dem Ovide moralisé, *chaplerece* aus Beneeits Trojaroman, *crierece* aus den beiden genannten Werken und aus den Makkabäern Gautiers de Belleperche, *croisserece* aus dem Trojaroman, *retenterece* steht ebendort V. 8552 im Reim zu *chaplerece* und *traierece*, das Godefroy nur in der Bedeutung „*celle qui tire*“ kennt, hat die sichere Bedeutung „das Ziehen“ im Trojaroman 7392, 9497 (:*blece*), 15 892. Die altfranz. Wörter erscheinen also bei Beneeit aus Sainte-Maure bei Tours, bei Gautier aus Belleperche bei Laon und im Ovide moralisé, dessen Verfasser an einer von Thomas, *Rom.* 22, 271 angeführten Stelle gegen den clers de Sainte More auftritt, also Beneeit kannte und seine *bruierece*, *crierece* wohl von ihm übernahm. Dazu kommt *batteresse* aus der heutigen Mundart der Saintonge. Wenn man von *crierece* bei Gautier absieht, der es übrigens auch aus dem berühmten Trojaroman bezogen haben kann, so begegnet *-ece* im Verbalabstraktum nur in den Landschaften Touraine und Saintonge. Ob dies eine weiter reichende Ursache hat oder nicht, weiß ich nicht. Nunmehr sei die Bildung dieser Verbalabstrakta noch einiger erklärender Bemerkungen gewürdigt. Die Formen gingen von kürzeren auf *-iere* aus, die allerdings nur in einem Falle durch die Überlieferung bezeugt sind, nämlich in *escriere* „Geschrei“, aus dem ein einfaches *criere* leicht erschlossen werden kann; aber das Vorhandensein der Ableitungen auf *-iere* von den anderen Verben darf aus der Existenz der gleichen Bildung bei 8 anderen Zeitwörtern mit Wahrscheinlichkeit entnommen werden. Es sind dies die altfranz. Wörter *dreciere* „Richtung“, *eissiere* „Ausgang“, *gagiere* „Verpflichtung“, dazu *contregagiere* „Repressalie“ von *contregagier* „mit gleichem vergelten“, *laviere* „lavure“, *pensiere* „Gedanke“, *prisiere* „Schätzung“, *remontiere* „Nachmittag“, eigentlich wie *remontee* „Nachmittag“ die „heure de relevée“ bedeutend, endlich *saigniere* „Aderlaß“. Das Prov. hat *acabiera* „Vollendung“, *cremiera* „Brandschaden“, *dresiera* „Richtung“, *eschamnhiera* „Austausch“, *gatgiera* „Verpflichtung“; aus dem Neuprov. seien mit

Rücksicht auf späteres *cagueiro*, *cagairo*, *caguero* „Durchfall“, dazu *-cagarello* gleicher Bedeutung und *pisseiro* „Drang zum Harnen“ aus Mistral I, 416 und II, 583 angeführt. Die Notwendigkeit, die Zurückführung des *-iere*, *-iera* dieser Verbalabstrakta auf *-aria* gegenüber anderer Ansicht zu verteidigen, zwingt Beispiele aus anderen rom. Sprachen anzuführen. Das Katalanische hat *cacera* „Treibjagd“, *caguera* „Drang zum Scheißen“, *casera* „Heiratslust“, *dressera* „Richtweg“, *manquera* „Fehler“, *petera* „Drang zum Furzen“, *ploranera* „Weinerlichkeit“, *pixera* „Harndrang“. Das Spanische hat *gaguera* „das Stottern“, *cansera* „Belästigung“, *drecera* „Reihe, Häuser, Bäume“, zunächst wohl „Richtung“, *pedorrera* „Gefurze“, *pelotera* „Streitigkeit“, *perderas* „Ablaß für Wallfahrten“, (s. u.), *sementera* „Saat“, *soñera* und *soñarrera* „Schlaflust“. Das Portugiesische sagt *raleira* „das Reiben“, *ronqueira* „das Röcheln“, *torreira* „sengende Glut“. Aus dem Italienischen sind *cacaia*, das Petrocchi aus Annibal Caro belegt, dazu *cacaiuola* „Scheißerei“ und *sonnaia* „Schläfrigkeit“, aus dem Sardischen Spanos *cagaredda* „diarrea“ anzuführen. Wenn man zunächst nur die altfranz. und prov. Verbalabstrakta auf *-iere*, *-iera* betrachtet, so denkt man sogleich an die denselben Sprachen angehörenden Verbalabstrakta auf *-ier*, die Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* II, 513 und Thomas, *Nouveaux essia* 110 ff. besprochen haben; den Listen von Thomas S. 116 f. kann man übrigens altfranz. *gibier* „action de se démener“, *tranchier* „tranchée“, *volier* „volonté“, prov. *embarguier* „embarras“, das Thomas zwar S. 118 aus dem Bearnischen belegt, das aber in seiner Liste der altprov. Beispieie fehlt, dann *pejurier* „empirement“, *poiriguier* „pourriture“ von *poirigar*, daneben *poridier* mit dem *d* von *poirideza*, hinzufügen. Diesem *-ier* legen Meyer-Lübke und Thomas *-erium* zugrunde und nehmen wegen der Lautform Einfluß von *-ier* aus *-arium* an. Wenn diese Ansicht richtig wäre, wenn also *-ier* der Verbalabstrakta auf lat. *-erium* zurückginge, so würde man das in gleicher Funktion verwendete *-iere* auf *-eria*, den Plural von *-erium* zurückführen und nicht auf lat. *-aria*. Allein *-aria*, nicht *-eria* wird durch italienisches *-aia*, durch sardisches *cagaredda*, das ebenso wie neuprov. *cagarello* ein *-arella* aus *-aria* + *-ella* bietet, und durch katalanisches *-era* erwiesen, das zu *quera* „Holzwurm“ aus *caria* (für *caries*), nicht zu *fira* „Jahrmarkt“ aus *feria* stimmt. Danach wird man wohl auch *-ier* auf *-arium* zurückführen und ital. *-io* abtrennen. Es scheint, daß im Volkslatein, u. zw., wie die Sphäre der Begriffe „scheißen, pissen, furzen“ zeigt, in den untersten Schichten der Brauch bestand, aus Verbalstämmen mit *-arium*, *-aria* nomina actionis zu bilden, daß aber das Suffix in dieser Funktion, wohl deshalb weil es von den untersten Schichten gebraucht wurde, durch den Einfluß mittlerer und höherer Kreise bald wieder abkam. Wahrscheinlich entstand *-arium* durch einen der späteren Flexion des Infinitivs

analogen Vorgang, durch Anfügung von *-ium* nicht wie im Lat. an den Stamm (*contagium*), sondern an den Infinitiv auf *-are*. So bildete man aus *per-dare* „vergeben" (= *perdonare* + *ium*) *perdarium*, dazu den Plural *perdaria*, der als Singular gefaßt und mit dem Plural-*s* versehen span. *perderas* „Ablaß" ergab. Aus diesem so belegten und erklärten *-aria* + *-icia* erwuchs *-aricia* und daraus altfranz. *-erece*. Ebenso entstand, wie noch bemerkt sei, im Prov. aus *-arium* + *-icium* ein *-aricium*, *-eritz*. Neben *chaplier* „abatage" steht *chapleritz* gleicher Bedeutung, das Levy I, 250 aus der Geschichte des navarrischen Krieges 3093, 3098 belegt. Da er *chaplier* aus demselben Werke 4463, 4954 und aus dem zweiten Teile der Albigenserchronik, der bekanntlich manche sprachliche Übereinstimmungen mit der Geschichte des navarrischen Krieges zeigt, belegt, so ist die innige Beziehung zwischen *-ier* und *-eritz* in diesem Falle durch die Überlieferung erwiesen und indirekt der von uns angenommene Zusammenhang zwischen altfranz. *-iere* und *-erece* im Verbalabstraktum gestützt. Das Suffix *-icius* trat, ohne die Bedeutung viel zu ändern, an das fertige Verbalabstraktum auf *-aria*, *-arium* an, so wie es im Typus *chapleitz*, *capladitz* an das fertige nomen actionis auf *-ata* sich anfügte oder wie in katal. *cruixidera* „Zerschlagenheit" (daneben in gleicher Bedeutung *cruiximent*, also Verbalabstraktum von *cruixir*), in span. *buenas absolvederas* „große Bereitwilligkeit, loszusprechen", *despachaderas* „rasche Abfertigung", *lloradera* „das Weinen", in port. *brincadeira* „Scherz", *choradeira* „Weinen", *enseccadeira* „Abenddämmerung"[1], *-aria*, das oben besprochene Suffix für Verbalabstrakta, an *-ata*, *-ita*, den bekannten anderen Ausgang für Verbalabstrakta, antrat.

Josef Brüch.

Noch einmal über frz. *parelle*.

In ZfSL. 42², 102 habe ich frz. *parelle*, neuprov. *panadelo*, kat. *paradella*, *panadella* „Ampfer" aus **palatella* und dieses durch gegenseitige Umstellung des *l* und *p* aus **lapathella* entstehen lassen. Diese Herleitung, die übrigens für frz. *parelle* und kat. *paradella* schon von Baist, ZrP. 5, 560 und darnach von Scheler bei Diez, 5, 808 und im Dict. étym. franç., 377, wenn auch mit Ablehnung, in Erwägung gezogen wurde, ist von Gamillscheg und Spitzer, Die Bezeichnungen der „Klette" im Galloromanischen, 10 Anm. 2 abgelehnt worden u. zw. mit den Worten: „Ebenso scheitert das Silbenverschiebespiel, das Brüch, Zeitschr. f. frz. Spr. 42², 102 treibt, um frz. *parelle*, kat. *paradella*, neuprov. *panadella* ans **lapathella*, **palatella* etc. zu erklären, an der Glossenform *parada*". Hierzu sei einiges bemerkt. Das „Silben-

[1]) Das Port. zeigt, daß es sich im Span. nicht um *-atoria* handelt.

verschiebespiel", das ich getrieben haben soll, bestand in der Annahme der gegenseitigen Umstellung von *l* und *p* in **lapathella*. Eine solche gegenseitige Umstellung zweier einander nicht berührender Konsonanten wird von D. Behrens, Über reziproke Metathese im Romanischen, 23 ff. und, hier mit weiter verbreiteten Fällen, 91 f., von Meyer-Lübke, Rom. Gramm. I, 483; GGr. I[2], 681; Frz. Gramm. I[2-3], 175; Einf.[2], 156 f., von Cornu, GGr. I[2], 996, insbesondere mit Formen aus den Mundarten Frankreichs von D. Behrens, Beitr., 497 a vielfach belegt. Somit habe ich eine Erscheinung, die bei einer größeren Anzahl rom. Wörter sicher vorliegt, für ein weiteres Wort angenommen. Ob man dies ein „Spiel treiben" nennen kann, mögen andere entscheiden. Nunmehr sei der sachliche Einwand besprochen, nämlich das Glossenwort *parada*. Es steht Cgll. III, 592, 31; 594, 5; 613, 63; 615, 63; 626, 9; 627, 56. Alle Belege gehören demselben Glossar an und je drei, nämlich 592, 31; 613, 63; 626, 9 einerseits und 594, 5; 615, 63; 627, 56 andererseits derselben Stelle des Glossars, das von Goetz nach drei Hss. dreimal abgedruckt wurde, weil deren verschiedene Lesungen nicht gut im Variantenapparat untergebracht werden konnten (Praefatio, XXXIII). Die drei Belege der an zweiter Stelle angeführten Gruppe sind ferner nur Umkehrungen der ersten Gruppe. Ob man unter diesen Umständen von einem „wiederholt *lappacium* glossierenden *parada*" sprechen darf, wie dies G. und S. tun, mögen andere entscheiden. Das Glossar, in dem *parada* vorkommt, kann man nach dem Anfangsworte Anesus-Glossar nennen. *Parada* ist Rückbildung aus rom. **paradella*, das durch Dissimilation und Erweichung des intervokalen *t* aus **palatella* entstanden ist. Damit die Annahme einer Rückbildung nicht etwa als Silbenabschneidespiel aufgefaßt werde, sei außer auf die Ro. Gramm. Meyer-Lübkes II, 401 noch auf die Artikel seines Wbs. hingewiesen, in denen Rückbildungen angenommen werden, nämlich auf die Nummern 103[1], 113[1-3], 120, 418, 444, 450, 524, 700, 746, 842, 874[2], 880, 887, 888[2], 961, 985, 1036, 1025, 1224[3], 1228, 1305, 1358, 1359, 1361, 1365, 1386, 1400, 1403[2], 1413, 1414, 1423, 1506, 1536, 1583, 1640[1], 1649, 1666, 1683, 1686, 1694, 1743, 2011, 2069, 2114[3], 2259, 2293, 2321[2], 2359, 2414, 2424, 2538, 2602, 2788a, 2803, 2893, 2894, 2987, 3066, 3090, 3105, 3185, 3216, 3231, 3298, 3347, 3424, 3516, 3610, 3656, 3721, 3777, 3841, 3899, 3918, 3966, 3973, 4234, 4484, 4621, 4770, 4840, 4950, 5003, 5045, 5105, 5135, 5172, 5233, 5245, 5248, 5283, 5326, 5360, 5417, 5443, 5712, 5767, 5888, 5965, 5983, 6080, 6114, 6218[2], 6250, 6411[2], 6517, 6694, 6778, 6809, 6892, 6968[2], 7037, 7136, 72200, 7300, 7592, 7597, 7633[2], 7644, 7662, 7731, 8128, 8169, 8218, 8292, 8441[2], 8507[2], 8534[1], 8570, 8605, 8668, 8680, 8765, 8772, 8938, 9044, 9114, 9144, 9164, 9204, 9224, 9232, 9277, 9304, 9531. Nun konnte *parada* nur auf den Gebieten durch Rückbildung gewonnen werden, auf denen **palatella* zu **paratella*

und nicht zu **panatella* dissimiliert wurde. Nach frz. *parelle*, neuprov. *paradelo* (Mistral II, 468 und 635), kat. *paradella* fand diese Dissimilation auf jedem der drei Sprachgebiete statt, auf denen sich **lapathella* überhaupt findet. Somit war auch die Entstehung der Form *parada* auf jedem der drei Gebiete möglich. Wenn also das Anesus-Glossar, das *parada* enthält, auf frz. oder prov. oder kat. Gebiete entstanden ist, so ist das Vorkommen von *parada* darin ohne weiteres erklärlich. Wenn es aber auf anderem Gebiete entstanden wäre, so wäre damit erwiesen, daß das aus **lapathella* hervorgegangene **palatella* auch auf anderem Gebiete vorhanden war, dort, auch zu *paratella* dissimiliert wurde, aber später aus der Volkssprache schwand. Ein einstiges Vorhandensein des Grundwortes der Sippe von *parelle* und ein späteres Verschwinden auf anderem als auf dem frz.-prov.-kat. Gebiete müßte aber dann auch von G. und S. angenommen werden, wenn das Glossar, das *parada* enthält, auf anderem Gebiete als dem heutigen der Sippe von *parelle* entstanden wäre. Somit kann die früher hervorgebrachte Herleitung von *parelle* und seiner Verwandten durch das Glossenwort *parada* auf keinen Fall zum Scheitern gebracht werden, wo immer auch das Glossar, das *parada* enthält, entstanden sei. Nachdem so der Haupteinwand gegen unsere Herleitung erledigt ist, sei einiges zu den weiteren Bemerkungen gesagt, die G. und S. a. a. O. über unsere Wortsippe machen. Für Diezens Ableitung aus *pratella* machen sie geltend, daß „auf einen Typus *pratella* südfrz. Reflexe der Karte *patience* des AL in den Dép. Corrèze, Lot-et-Garonne, Aude, Aveyron hinzuweisen scheinen". Gemeint sind die von ALF. B 1657 verzeichneten Formen *pradelo* in Corrèze P. 609, Lot-et-Garonne P. 637, 638, Aveyron, P. 724 und, was G. und S. übersehen haben, Dordogne, P. 628, und *pradeleto* in Aude, P. 773. Übrigens erscheint *pradelo* auch auf der Karte 1345 in Lot-et-Garonne, P. 636 für „tussilage". Da die auch von Meyer-Lübke, Wb. 6230 abgewiesene Herleitung aus *pratella* von G. und S. ebenfalls u. zw. wegen des Glossenwortes *parada* nicht angenommen wird, so ist auch von ihrem Standpunkt aus in diesem *pradelo* ein Argument gegen unsere Herleitung nicht gegeben. Die auf ein so kleines Gebiet beschränkte Form *pradelo* ist gewiß gegenüber der Form *paradelo*, die im Frz. einerseits, im Kat. andererseits ihren Verwandten hat, sekundär und es ist nicht eine Umdeutung von *pratella* zu *paratella*, an die G. und S. einen Augenblick dachten, sondern die umgekehrte Umdeutung anzunehmen. Der Name des gerne auf Wiesen wachsenden Ampfers, des *lapathi prata amantis*, wie Horaz sagt, wurde volksetymologisch an *pratum* angelehnt. So erklärt sich auch das von G. und S. herangezogene *pratella* für *lapathium* bei Matthaeus Silvaticus, Opus pandectarum medicinae c. 388 (nicht 386, wie sie angeben). Da unsere Wortsippe nur auf dem frz., dem prov. und dem kat. Sprachgebiete

vorkommt, so muß der italienische Arzt Matteo Selvatico, über dessen Lebenslauf man nichts Sicheres weiß, entweder selbst in Frankreich oder Nordostspanien gewesen sein oder die Form von einem Bekannten, etwa einem Schüler, der von dort kam, erfahren haben. Da nun heute noch *pradelo* im Dép. Aveyron und *pradeleto* im Dép. Aude vorkommt, so ist es gewiß nicht kühn, anzunehmen, daß ein *pradelo* früher auch im Dép. Hérault vorhanden war, das zum Teile zwischen den östlichen Teilen der Dépp. Aveyron und Aude gelegen ist, und daß *pradelo* insbesondere auch in der Hauptstadt des heutigen Dép. Hérault, in Montpellier gebraucht wurde. So glaube ich denn, daß die Form *pratella* bei Matteo Selvatico aus Montpellier stammt. Vermutlich besuchte er selbst die berühmte medizinische Schule dieser Stadt. Wie immer aber auch sich das Erscheinen von *pratella* gerade bei ihm erklären möge, so beruht jedenfalls die Form auf sekundärer Umdeutung von *paratella* nach *pratum*. Nachdem nunmehr die Bemerkungen, die G. und S. gegen die früher von mir vorgebrachte Herleitung gemacht haben, erörtert sind, sei diese Herleitung selbst ausführlich begründet; denn die kurze Darlegung, auf die ich mich seiner Zeit beschränkte, weil ich die Ableitung für evident hielt, genügte ja, wie sich gezeigt hat, keineswegs, um alle zu überzeugen.

Wenn man bei der Lösung des vorliegenden etymologischen Problems systematisch vorgeht, so wird man zuvörderst *parelle*, *panadelo*, *paradella*, die in der Bedeutung gleich und in der Form ähnlich sind, nicht voneinander zu trennen, sondern auf eine gemeinsame Grundlage zurückzuführen suchen. Als solche hat Meyer-Lübke, Wb. 6230 **paratella* angesetzt. Er hat die Form mit einem Sternchen versehen, somit in dem von Ducange-Carpentier-Henschel VI, 164a verzeichneten, von Scheler herangezogenen *paratella* des dem Macer fälschlich zugeschriebenen, in Wahrheit von Otto aus Meung an der Loire (s. Gröber in seinem Gr. II, 386) verfaßten Lehrgedichtes de naturis (auch virtutibus) herbarum einen Beleg für das von ihm angesetzte Grundwort nicht gesehen u. zw. mit Recht. Der im Anfang des 12. Jahrhunderts schreibende Franzose hat sein *paratella* durch eine nach bekannten Mustern vorgenommene Latinisierung der Form *paredele* seiner Mundart erhalten; darauf weist ja auch sein Ausdruck *herba solet lapathi vulgo paratella vocari* hin.[1]) Noch weniger lehrt das von Ducange-Carpentier-Henschel VI, 156 b aus dem „chron. angl." des Joannes Whethamstedus verzeichnete *paradella* etwas über die alte Geschichte unseres Wortes. Es gehört zwar gewiß hierher; denn die von den Herausgebern des Glossariums nach dem alten

[1]) Die Ansicht Schelers bei Diez[5], 808 und im Dict., 377, daß *paratella* Latinisierung des kat. *paradella* sei, beruht auf der irrigen Annahme, daß der Macer floridus auf der Pyrenäenhalbinsel entstanden sei.

Editor Hearnius vorgebrachte Erklärung als „anethi silvestris species" ist sicher durch die Bedeutung „rumex" zu ersetzen, die für den übertragenen Ausdruck *illa paradella invidiae* ebenso gut paßt. Aber der Beleg gehört dem 15. Jahrhundert an und der englische Mönch hat sein *paradella* wohl aus den von seinen Landsleuten besetzten Teilen Südfrankreichs bezogen, d. h. durch Latinisierung des prov. *paradelo* gewonnen.[2]) Dieses von Meyer-Lübke angesetzte **paratella* genügt nur den Formen mit inlautendem *r*, aber nicht denen mit *n*. Diese müßte man entweder durch Assimilation des *r* an das *l* und nachfolgende Dissimilation von *l-ll*, was eine von vornherein wenig glaubliche komplizierte Annahme wäre, oder durch Einfluß eines anderen Wortes erklären. Nun ist zwar gerade bei einem Pflanzennamen die Einwirkung eines anderen Wortes von vornherein leicht möglich, darf aber doch auch nur dann angenommen werden, wenn es nötig ist, d. h. wenn eine das *r* als ursprünglich erweisende Etymologie sicher steht. Dies ist aber hier nicht der Fall. Kurz, **paratella* paßt als Grundform unserer Sippe nicht. Damit ist auch die von dieser Grundform ausgehende Etymologie widerlegt, die G. und S. a. a. O. 77 vorgebracht haben. Diese Ableitung hat übrigens auch andere Mängel. Es soll von *parare* der Bedeutung „zusammenschneiden" eine Ableitung **paratella* geschaffen worden sein, die wie kat. *enciam* „Salat" aus **incisamen* von der Bedeutung „Zusammengeschnittenes" zu der „Salat" und dann wie *saladero* „Sauerampfer in den Dépp. Haute-Garonne, Hautes-Pyrénées, das angeblich zu *salada* „Salat" gehört, von der Bedeutung „Salat" zu der „Sauerampfer" über „Sauerampfersalat" gelangt sei. Nun ist zwar eine Bedeutung „schneiden" für *parare* zuzugeben und darnach eine Bedeutung „Zusammengeschnittenes" für ein **paratella* ebenfalls. Aber schon die Bedeutungsentwicklung zu „Salat" ist eine bloße Annahme und dadurch, daß ein anderes Wort sie erfuhr, nur als möglich erwiesen, hingegen als wirklich eingetreten keineswegs irgendwie wahrscheinlich gemacht. Der weiter anzunehmende Bedeutungswandel von „Salat" zu „Sauerampfer" endlich wird durch das neuprov. *saladero* und seine von Rolland, Flore populaire IX, 175 verzeichneten Verwandten nicht gestützt; denn die von Meyer-Lübke, Wb. 6129 neben der Herkunft aus *oxalis* zur Wahl gestellte Verbindung mit *salada* „Salat" ist m. E. gewiß wieder zu Gunsten der Ableitung aus *exalis* aufzugeben. Diese von Schuchardt, Zr.P 26, 401 mit Recht ohne weitere Erörterung als geradezu selbstverständlich vorgebrachte, übrigens, wie gesagt, auch von Meyer-Lübke als möglich anerkannte Herleitung von *saladero* aus *oxalis* wird durch die von Schuchardt und Meyer-Lübke a. a. O. angeführten und anerkannten Ableitungen von *oxalis* verlangt, unter denen das lyonn.

[2]) Eine Latinisierung der damals schon erreichten frz. Form **parelle** hätte kaum **paradella** ergeben.

salette als Stichwort genannt sei. Dadurch ist rom. **sal-* als Vertreter von *oxalis* gesichert. Nach der Form paßt also *oxalis* ebenso gut als Etymon von *saladero* wie *salada*. Zur Bedeutung von *saladero* aber paßt die von *oxalis* trefflich, während die von *salada* ferner steht. Somit sind für *saladero* zwei Etyma vorgeschlagen, von denen das eine in Form und Bedeutung, das andere in der Form, aber nicht in der Bedeutung stimmt. Da ist doch nach einfacher Regel der Wahrscheinlichkeit das in Form u n d Bedeutung passende Etymon, also *oxalis* vorzuziehen. Damit ist dem für **paratella* angenommenen Bedeutungswandel die Parallele genommen. Die Ableitung unserer Wortsippe durch G. und S. hat also noch andere Schwächen außer der, daß sie von einer nicht zu allen Formen passenden Grundlage ausgeht. Kehren wir nun zu dieser zurück. Wie **paratella* nur den Formen mit *r*, so entspräche **panatella* nur denen mit *n*. Man könnte zwar westfrz. *paren* (daraus *pazen*) durch Dissimilation zum *n* des erst durch Suffixtausch eingetretenen Suffixes erklären, müßte aber dann *r* in *parelle* für eine Übertragung von *paren* halten und außerdem noch neuprov. *paradelo*, kat. *paradella* erklären. Dies wären immer komplizierte Annahmen. Wenn man, ohne für eine bestimmte Form voreingenommen zu sein, einfach die den gegebenen Formen am besten entsprechende Grundlage sucht, wird man auf **palatella* geführt u. zw. durch folgende Erwägung. Der in *parelle*, *paradelo*, *paradella*—*panadelo*, *panadella* vorliegende Wechsel von Liquiden und Nasalen ist, solange es möglich ist, nicht durch Kreuzung mit anderen Wörtern zu erklären, sondern auf lautlichem Wege, also durch Assimilation und Dissimilationen. Eine Erklärung des *n* oder *r* durch Assimilation kommt nicht in Betracht, da ein zweites *n* oder *r* in den gegebenen Formen nicht da ist außer in *paren*, in dem aber gerade der Konsonant hinter *pa-* ein *r* und nicht ein *n* ist; somit bleibt die Dissimilation. Nun bemerkt man, daß *parelle*, *paradelo*, *paradella*, *panadelo*, *panadella* ein *ll* aufweisen und dieser über drei rom. Sprachen verbreiteten Form mit *l*-haltigem Ausgang gegenüber wird man die nur im Frz. vorkommenden Formen mit anderem Ausgang wie *paren*, *paletz* für jünger halten. So kommt man auf die Annahme einer Dissimilation zu *ll* und damit einer Entstehung von *n* und *r* aus *l*, also auf die Grundform **palatella*, in der weiterhin *-ella* leicht als das bekannte Suffix abgetrennt werden kann. Somit gelangt man durch eine systematische Erwägung zum Stamme **palat-*. Wenn man nun weiterhin bedenkt, daß die betreffende Pflanze im Lat. mit dem Stamm **lapath-* bezeichnet wird, so hat man nebeneinander ein rom. **palat-* „Ampfer" und ein lat. *lapath-* „Ampfer". Soll zwischen beiden wirklich kein Zusammenhang bestehen? Dies ist doch höchst unwahrscheinlich und die Ansicht, daß **palat-* durch Umstellung aus *lapath-* entstanden sei, ergibt sich geradezu mit Notwendigkeit.

Nunmehr seien die von Rolland, Flore populaire, IX, 169 verzeichneten frz. und prov. Formen gruppiert. Sie lassen sich auf folgende Typen zurückführen: 1. **palatella*: neuprov. *paladelo* (Mistral II, 635), *polodèlo*. Die Form wurde früher für den Typus **palatella* nicht geltend gemacht, weil sie von den Gegnern dieses Typus zur Not durch eine freilich seltene Fernassimilation von *n* oder *r* an das *l* des Suffix erklärt werden könnte. 2. **paratella*: neuprov. *padarèlo*, *paradèle*, *paradère* (im Dép. Gironde mit gask. *r* für *ll*), *paradèle* (mit Umstellung von *r* und *d* aus *paradèle* entstanden), *porodèlo*, *podorèle* (wieder mit Umstellung); urfrz. **pareele*, daraus einerseits durch die von Meyer-Lübke, Frz. Gramm. $I^{2/3}$, 114 besprochene Entwicklung eines Hiatus *-e* zu *i parielle*, andererseits durch Schwund des Hiatus-*e parelle*, daraus durch Suffixtausch *pareille*, *parère* in Mayenne und Vosges (vielleicht unter Einfluß des lautlich und als Pflanzenname nahe stehenden *pariétaire*), *parèn* (vgl. wegen des Suffixes *molène* „Königskerze" und beachte das von G. und S. a. a. O., 24 ff. Gesagte), *pazène* (aus *parène* mit *z* für *r* entstanden). 3. **panatella* neuprov. *panadèlo*. 4. **parnatella* (aus **paratella* + **panatella*): neuprov. *pornodèlo*, *pornozèlo*, *pornojèlo*. 5. **pratella* (aus **paratella* *pratum*): neuprov. *pradèlo*, *prodèlo*. 6. **pardella*: dadurch, daß noch das Suffix-*ine* an *-ella* angefügt wurde, meus. *perdeline*, *padeline*, vosg. *pet'line*, auch *pépline d'épâre*, *popline* (wohl mit Angleichung des Anlauts der zweiten Silbe an den der ersten wie in dem Pflanzennamen *verveine*), bez. dadurch, daß *-ine* für *elle* eintrat, vosg. *pedine*, *pedy'ine*, *pedrine* (mit nochmaliger Aussprache des *r* wie in *perdrix*), dann mit derselben Entwicklung wie in *popline* belfort. *popin-ne*, *poupin-ne*, endlich neben dem schon erwähnten *pedrine* mit anderem Ausgang vosg. *pedran*, belg. *padrone*, *pôdrone*, *pandrone*. Wie erklärt sich nun dieses **pardella?* Zunächst ist an belg. *padrône* das von AlF. B 1657 seitwärts mitgeteilte *padrôn* für „patience" auf P. 191, also in Malmédy in der Rheinprovinz anzureihen. Mit diesem *padrôn* haben nun schon G. und S., die ja die Identität mancher Bezeichnungen des Ampfers und der Klette nachgewiesen haben, a. a. O., 7 und Anm. *padrone* „Klette" in Roye (Dép. Somme) bei Rolland VII, 127 und *parduna* des Capitulare de villis, c. 70 verbunden. Sie wissen das *p* nicht zu erklären. Da nun *padrone* die Klette und den Ampfer benennt, so liegt es nahe, Verschränkung von **paratella*, bez. daraus durch Erweichung des intervokalen *t* entstandenen **paradella* mit *bardana* anzunehmen. So ist das oben angesetzte **pardella* einfach **paradella* + *bardana*. Andererseits trat für *bardana* mit Ersatz des Ausgangs *-ana* durch *-one* (wohl, wie G. und S., 7 Anm. 2 meinen, nach *cardone*) ein *bardone* ein, das in mozarab. *bardon* enthalten sein wird. Durch Verschränkung des daneben gebliebenen *bardana* mit diesem neu entstandenen **bardōne* ergab sich *bardona* bei Diefenbach und daraus durch

Einmischung von *paradella pardona*, das mit dem im späteren Latein Nordfrankreichs für *o* geschriebenen *u*[3]) als *parduna* im Capitulare erscheint. Durch nochmalige Aussprache des *r* wie in *perdrix* entstand aus *pardona* ein **pardrona*, das mit dissimilatorischem Schwund des ersten *r padrone* lieferte. Nunmehr bleiben von den durch Rolland verzeichneten Formen nur noch folgende übrig: *palèze* im Orne, mit agglutiniertem Artikel *apalèze* zu Montargis im Loiret, das auf **palatia* zurückgeht, welches wieder durch Umstellung aus **lapathia* entstanden ist, *pareze* zu Livré in Mayenne, das eine Verschränkung des in demselben Orte daneben vorhandenen schon besprochenen *parene* mit *paleze* im benachbarten Orne ist, endlich *patôle* in Troyes und *pataouno* im Dép. Corrèze. An diese ist zunächst *petarafo* „patience" anzureihen, das AlF. B 1657 für den P. 735, für Calmont im Dép. Aveyron (somit nicht allzuweit vom Dép. Corrèze) verzeichnet, weiteres nach AlF. 112 *patarafe* ebendort, *pate* auf P. 924, zu Torcieu im Ain, *patywá* in P. 817, zu Riotord im Dép. Haute-Loire, alle „Klette" bedeutend, auch *patis* „Klette" bei Mistral II, 501, ferner mehrere den Stamm *pat-* zeigende Benennungen der Königskerze und des Huflattichs, die G. und S., 27 Anm. anführen. Sie sehen darin *patte* „Tatze", das „zwanglos für großblättrige Pflanzen" gebraucht worden sei. Hierin mögen sie Recht haben. Damit ist der Stamm von *patôle*, pataouno erklärt. Der Ausgang ist mir unverständlich.

Josef Brüch.

Rescapé.

In den Berichten über den Untergang der „Titanic" konnte man für die geretteten Schiffbrüchigen oft den Ausdruck „*les rescapés*" in den Tagesblättern lesen. Im Dictionnaire de l'Académie findet sich das Wort *réchapper*, als familiär bezeichnet; die Beispiele weisen darauf hin, daß es einerseits die Bedeutung hat: eine Krankheit oder eine Gefahr glücklich überstehen, dann, als Partizip, in der Redensart *un réchappé de la potence* vorkommt. Sachs-Villatte bringt ebenfalls diese Bedeutungen, führt aber an, daß *réchappé* auch ohne den Zusatz Galgenschwengel heißt. Dies ist wohl der Grund, warum in der Bedeutung „geretteter Schiffbrüchiger" die pikardische Form *rescapé* Anklang gefunden hat. „*Larousse Mensuel Illustré*" bringt das Wort in der 2. Nummer des Jahrgangs 1907 und führt an, es sei ein Ausdruck aus den Kohlenbezirken des Nordens und sei ursprünglich nur von Bergleuten gesagt worden, die mit heiler Haut einer Gefahr entkommen waren, später dann auch für Schiffbrüchige angewendet worden. Als Beispiel steht dort: *Les rescapés de l'Jéna.* Jedenfalls ist die Form *rescapé* erst in neuester Zeit in die Schriftsprache eingedrungen, um die lautgerechte Form zu ersetzen, die eine anrüchige Nebenbedeutung hat.

---

[3]) Die karolingische Orthographiereform konnte sich hier nicht geltend machen, da ein klassisch-lat. Wort nicht vorlag, das das Muster gewesen wäre.

Santon.

Damit bezeichnet man kleine Figürchen aus Ton, bemalt, welche zur Darstellung der Geburt Christi zu Gruppen vereinigt werden. (Sachliches hierüber in *Larousse Mensuel Illustré*, 1912, No. 61, ausführlicher: Elzéard Rougier, *Petite histoire des santons*, *Marseille* 1910.) Zugrunde liegt die provenzalische Form *santoun*, die beim Übergang in die Schriftsprache in der Endung französisch umgeformt wurde, während der Stamm die Umwandlung (in *saint*) nicht mitgemacht hat, ohne daß sich für diese ungleiche Behandlung ein Grund angeben ließe.

Beispiele für humoristische Wörter bringt *Larousse Mensuel Illustré* einige. Zunächst sei erwähnt b a t - l'â n e für den Müllerknecht. Über die Bildung ist weiter nichts zu sagen, sie ist eine der zahlreichen Imperativ-Bildungen, der Einfall ist jedenfalls bemerkenswert. Über die Verbreitung dieses Spottausdrucks ist nichts angegeben, ebensowenig über das Alter. — Ein Fachausdruck der Schriftsetzer ist s a r r a s i n e r , billiger arbeiten als nach dem Tarif. Die Sarazenen werden ja in der alten Literatur als treulos und wortbrüchig hingestellt. Die Kenntnis dieses Umstandes seitens der Schriftsetzer ist weiter nicht auffällig, der Vergleich eines Vertragsbrüchigen mit einem Sarazenen wirkt hier allerdings humoristisch. — Der bretonische Soldat wird von seinen Kameraden n i g o u s s e genannt; dies wird in der genannten Zeitschrift, Jg. 1909, Nr. 23 als Umgestaltung der Anfangsworte eines bretonischen Liedes gedeutet: aus *an ini goz* .. bildete man *à la nigousse*, daraus dann *le nigousse*.

P r a g. LADISLAUS KLOZNER.



Beiträge zu einer Geschichte der französischen Sprache.

I. Die Ausbreitung der französischen Sprache.

Politische Verhältnisse und die kulturelle Vorherrschaft Frankreichs haben im Mittelalter und in der neueren Zeit der französischen Sprache über das ursprünglich auf das nördliche Gallien beschränkte Verbreitungsgebiet hinaus einen Einflußbereich von großer Ausdehnung geschaffen. Läßt sich die Einwirkung, die sie auf verwandte und fremde Sprachen ausgeübt hat, räumlich und zeitlich heute annähernd bestimmen, so bedarf es, um die Intensität dieser Einwirkung im Einzelnen festzustellen, noch zahlreicher und gründlicher Vorarbeiten. Die nachstehenden Ausführungen wollen lediglich eine allgemeine Orientierung über den Gegenstand bieten und streben in keiner Weise eine erschöpfende Behandlung desselben an [1].

[1]) Vgl. die einschlägigen Kapitel in F. Brunot's *Histoire de la langue française* I (Paris 1905) S. 358 ff. und in Petit de Julleville's *Histoire de la littérature française* VI, 866 ff. Über die Verbreitung des Französischen in der Gegenwart bietet im Besonderen eine von der Alliance française für die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900 vorbereitete Veröffentlichung: *La langue française dans le monde* (Paris. Siège social de l'Alliance française, 1900) nützliche Angaben. Mit Unterstützung derselben Gesellschaft verfaßte A. Métin *Notes et documents sur la langue française et l'enseignement du français hors de France*, erschienen in: *Congrès international pour l'extension et la culture de la langue française. Première session, Liège 10—14 septembre 1905* (Paris 1906). Vgl. über die Alliance française u. a. R. Labergerie in: *Revue général*, 15 juillet 1885, S. 275—279. Über andere auf die Ausbreitung der französischen Sprache bedachte Organisationen: die *Alliance israélite universelle*, die *Fédération internationale pour l'extension et la culture de la langue française*, die *Association flamande pour vulgariser la langue française* s. einige Angaben bei M. Wilmotte *Le français enseigné dans le monde*, in: *La Revue* LXXXI (1909), S. 289 ff., über die Alliance israélite universelle außerdem * Narcisse Leven *Cinquante ans d'histoire*. Paris 1911 (dazu C. Z. Klötzel *Dt. Levante-Zeitung* VI (1916), 6. S. 347—349.) — Über das Französische als Weltsprache, seine Stellung und Eignung als Sprache des internationalen Verkehrs vgl. u. a.: F. Baldensperger *Comment le XVIII siècle expliquait l'universalité de la langue française*, in: *Etudes d'histoire littéraire*, Paris 1907; Fr. Wenk *Die inter-*

I. Südfrankreich.

Einen Abschnitt in der Geschichte Südfrankreichs bilden die Albigenserkriege im 13. Jahrhundert. Sie haben den Verfall der Troubadourpoesie, das Erstarken der königlichen Zentralgewalt und einen verstärkten Literatur-, Kultur- und Spracheinfluß Nordfrankreichs auf den Süden im Gefolge. In einen ungleichen Kampf mit der französischen Verkehrs- und Schriftsprache sehen wir die südfranzösischen Schwesteridiome eintreten, deren allmählichen Untergang auch wiederholte Wiederbelebungsversuche nicht aufzuhalten vermögen. Die Geschichte des Zersetzungsprozesses, der sich in den verschiedenen Gegenden des Sprachgebietes in verschieden raschem Tempo bis in die Gegenwart hinein vollzieht, ist noch nicht geschrieben.

In verstärktem Maße sehen wir zunächst französische Sprachelemente in die provenzalischen Literaturdenkmäler und in die provenzalischen Urkunden Eingang finden [2]). Französisch abgefaßte Urkunden begegnen im 13. und 14. Jahrhundert in Südfrankreich vereinzelt. Größere Bedeutung als Urkundensprache gewinnt das Französische hier im 15. Jahrhundert, um dann im Laufe des 16. unter Einwirkung der Verordnungen Ludwigs XII (1510), Franz I (Villers-Cotteret 1539) und Karls IX (1564) das Lateinische und Provenzalische nahezu auf dem ganzen Gebiet zu verdrängen [3]).

---

nationale Stellung des Französischen. Programm d. I. deutschen Staats-Oberrealschule in Prag 1894; F. Mallieux *L'Universalité de la langue française. Progrès ou Régression* ... in: *Congrès international ... Première session Liège. 10—14 septembre 1905* (Paris 1906); A. Rey *La langue française est-elle en régression dans le monde? Causes et remèdes,* ib.; C. de Lollis *L'Universalità della lingua francese,* in: *La Cultura* XXVI (1907), S. 325ff.; J. Furstenhoff *Raisons plaidant en faveur de l'adoption du français comme langue auxiliaire internationale.* Conférence faite au Congrès international pour l'extension et la culture de la langue française, à Arlon, le 20—23 septembre 1908, in: *Revue de Hongrie* 15 octobre 1908; I. Novicow *L'expansion de la nationalité française. Coup d'œil sur l'avenir.* Paris 1903 (s. dazu F. Brunot *Une apologie de la langue française,* in: *Rev. des deux Mondes* 1er juin 1903); J. Novicow *Le Français langue internationale de l'Europe.* Paris 1911. — Über das Französische als Sprache des diplomatischen Verkehrs s. F. H. Geffken in F. von Holtzendorff *Handbuch des Völkerrechts* III. S. 677—679 und vergl. Friedr. Karl Moser *Abhandlung von den Europäischen Hof- und Staatssprachen, nach deren Gebrauch im Reden und Schreiben.* Frankfurt a. M. 1750. — Weitere Literatur habe ich in den folgenden Fußnoten verzeichnet und glaube dabei, ohne Vollständigkeit anzustreben, Wichtiges nicht übersehen zu haben. Schriften, die mir nur dem Titel nach bekannt geworden sind, wurden durch ein Sternchen kenntlich gemacht.

[2]) R. Karch *Die nordfranzösischen Elemente im Altprovenzalischen.* Heidelberger Dissert. 1901.

[3]) A. Giry *Manuel diplomatique.* Paris 1894 S. 466 f. — H. Affre *Substitution du français au latin et au patois dans la rédaction des actes publics,* in: *Mém. de la soc. des lettres, sciences et arts de l'Aveyron* XI (1874—1878). S. 26—29. — Devaux *Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné*

Im 16. Jahrhundert beginnt der Süden an der Pflege der nationalen Literatur erfolgreich sich zu betätigen. Es vergehen dann noch Jahrhunderte, bis das Französische als Sprache des täglichen Verkehrs im mündlichen Gebrauch zu allgemeinerer Verwendung gelangte. 1661 schreibt Racine an Lafontaine: „*J'avois commencé dès Lyon à ne plus guère entendre le langage du pays, et à n'être plus intelligible moi même. Ce malheur s'accrut à Valence . . . Je vous jure que j'ai autant besoin d'un interprète qu'un Moscovite en auroit besoin dans Paris . . .*“ [4]) Etwa 100 Jahre später bemerkt der Abbé Sauvages in der Einleitung seines 1756 in Nîmes erschienenen *Dictionnaire languedocien-françois*, daß das Provenzalische noch die Muttersprache nicht nur des Volkes im weiteren Sinne, sondern ebenso der besseren Stände (*honnêtes-gens*) sei: „*c'est la première qui se présente, & qu'ils emploient plus volontiers, lorsque, libres des égards qu'on doit à un Supérieur, ou de la gêne que cause un étranger, ils ont à traiter avec un ami, ou à s'entretenir familierement dans leur domestique: le François, qu'ils ne trouvent guère de mise que dans le sérieux, devient ainsi pour la plûpart une langue étrangère; ils forcent nature lors qu'ils y ont recours; il est certain au moins que s'ils n'ont eu de bonne heure des modèles à suivre, des maîtres pour consulter, & que si avec ces secours & celui des bons livres, ils ne se sont faits par un long exercice une habitude du François, le tour & l'expression leur échapent: la langue du pays perce, on croit parler François, & l'on ne fait que franciser le pur Languedocien . . .*“ Wir dürfen hiernach in den wichtigeren Verwaltungs- und Verkehrszentren eine vom Provenzalischen stark beeinflußtes Französisch annehmen, dessen man sich zunächst kaum anders als im Verkehr mit Behörden und Fremden zu bedienen pflegte.

Um einem Bedürfnis nach korrekterer Aneignung des Französischen entgegenzukommen (*pour l'instruction des Provençaux qui n'ont pas une entière intelligence ni l'usage parfait*

septentrionale au moyen âge. Paris et Lyon 1892. S. 14 f. — M. Lanusse *De l'influence du dialecte gascon sur la langue française.* Paris 1893. S. 107 ff.: *La langue française en Gascogne jusqu'en 1539.* — Blanc *Essay sur la Substitution du français au provençal à Narbonne,* in: *Bull. historique et philol.* 1897. — J. Anglade *La substitution du français au languedocien dans un manuscrit de l'église de Fournes,* in: *Rev. d. lang. rom.* XLII (1899), p. 179. S. ib. p. 236–275 *(Notice sur un livre de comptes de l'église de Fournes, Aude).* — A. Leroux *De la substitution du français au latin et au provençal à Limoges,* in: *Bull. histor. et philol.* 1900. — A. Leroux *L'idiome limousin dans les chartes, les inscriptions, les chroniques,* in: *Mélanges Chabaneau* (Erlangen 1907), p. 437—461. — P. Meyer *Documents linguistiques du midi de la France.* Paris 1909, S. 172 f., 188 Anm., 422, 482 f. — A. Leroux *De l'introduction du français en Limousin.* Paris 1911.

[4]) *Œuvres de J. Racine* p. p. P. Mesnard, Paris 1865. S. 413 f.

de la langue française), hatte bereits 1723 Père Sauveur-André Pellas ein provenzalisch-französisches Wörterbuch erscheinen lassen [5]). In gleicher Absicht veröffentlichte der Abbé Sauvages sein vorhin erwähntes Wörterbuch, und in der Folgezeit begegnen wir Werken, deren Verfasser mehr oder weniger ausschließlich den gleichen praktischen Zweck verfolgen, in wachsender Zahl [6]).

Erst nachdem in den Städten die Einbürgerung des Französischen weitere Fortschritte gemacht hatte, hat es von hier aus zunächst in engerem, dann in weiterem Umkreise unter der Landbevölkerung allmählich Boden gewonnen. Wie langsam im ganzen dieser Ausbreitungsprozeß sich vollzog, lassen gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts die Berichte erkennen, welche das Conventsmitglied Grégoire aus den südlichen Provinzen des Landes auf seine berühmte Rundfrage erhalten [7]). Selbst die auf die Sprache gerichteten Uniformierungsbestrebungen der Revolutionszeit [8]) dürften an den bestehenden Verhältnissen nicht allzu viel geändert haben. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts haben die fortschreitende Entwickelung der Verkehrsmittel, allgemeine Dienstpflicht, Schule und Tagespresse der weiteren Ausbreitung der französischen Schriftsprache kräftigeren Vorschub geleistet [9]) und damit die heimischen Idiome Südfrankreichs raschem gänzlichem Verfall preisgegeben.

[5]) *Dictionnaire provençal et françois dans lequel on trouvera les mots provençaux et quelques phrases et proverbes expliquéz en françois, avec les termes des arts liberaux et mecaniques.* Avignon 1723.

[6]) Vgl. meine *Bibliographie des patois gallo-romans.* 2. Aufl., Berlin 1893 (dazu Nachträge und Fortsetzung *Zs. f. frz. Spr.* XXV [1], S. 196 ff.), passim. — C. Latreille et L. Vignon *Les grammairiens lyonnais et le français parlé à Lyon à la fin du XVIII[e] siècle,* in: *Mélanges de philologie offerts à Ferdinand Brunot,* Paris 1904. S. 237 ff.

[7]) A. Gazier *Lettres à Grégoire sur les patois de France 1790—1794.* Documents inédits sur la langue, les mœurs et l'état des esprits au début de la Révolution, avec introduction et notes. Paris 1880. (Auch in: *Rev. d. langues romanes* Bd. V ff.).

[8]) S. *Bibliographie des pat. gallo-rom.* 2. A. S. 12 f.

[9]) Angaben hierüber begegnen in zahlreichen von mir in der *Bibliogr. d. pat. gallo-rom.* verzeichneten Schriften. Hier seien erwähnt: Bory *De l'étude de la langue française à Marseille avant la fondation de l'Académie de cette ville,* in: *Mémoires de l'Acad. des sc., belles-lettres et arts de Marseille.* Années 1858—1864. Marseille 1864. S. 177—200. — J. Gilliéron *Importation indirecte du français à Villard-de-Beaufort* (Savoie), in: *Rev. des pat. gallo-rom.* I (1887), p. 30—32. — Ed. Bourciez *La langue gasconne à Bordeaux.* Notice historique (Extrait de la *Monographie* publiée par la Municipalité bordelaise de Bordeaux 1892). — Camélat *L'élément étranger dans le patois d'Arrens, canton d'Aucun* (Hautes-Pyrénées), in: Bulletin de la Soc. des parlers de France I, S. 199—215 (L'élément français). — A. Dauzat *Glossaire étymologique du patois de Vincelles,* Introduction, in: *Rev. des langues romanes* t. LVI (1913), S. 285 ff. — C. Grapengeter *Die nordfranzösischen Elemente in Mistrals Werken.* Kieler Dissertation. Berlin 1916.

2. Westschweiz.

In der Westschweiz sehen wir die gleiche Entwickelung wie in Südfrankreich sich vollziehen[10]). Das Tempo, in dem die französische Schriftsprache hier Eingang fand, ist eher ein rascheres gewesen. Auffällig bleibt im besonderen, daß, soweit es sich heute beurteilen läßt, als Urkundensprache auf dem ganzen Gebiet das Latein vom Französischen direkt abgelöst wurde[11]). Durch die Reformation erfuhr hier die Ausbreitung des Französischen eine sehr wesentliche Förderung, wenn auch J. J. Scaliger, der 1572—1574 an der von Calvin gegründeten Akademie wirkte, bemerkt, daß es zu seiner Zeit noch streng verpönt gewesen, sich desselben im Genfer Senat zu bedienen[12]).

Im 17. Jahrhundert kommen Fremde aller Herrn Länder, darunter zahlreiche Vertreter des hohen Adels, nach Genf, die außer der Schule Calvins der Wunsch, im Gebrauch der französischen Sprache sich zu vervollkommnen, dorthin zog. Die Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) brachte einen neuen Zustrom französischer Emigranten, die ihrerseits zur Verbreitung des Französischen beigetragen haben[13]).

Nachdem etwa seit der Mitte und dem Ausgang des 18. Jahrhunderts die französische Schriftsprache in den größeren Städten die heimischen Mundarten verdrängt hatte, hat dieselbe im Laufe des 19. rasch auch außerhalb derselben an Boden gewonnen, in protestantischen Gegenden früher als in katholischen, in den Industriebezirken früher als unter der ackerbautreibenden Bevölkerung, in der Ebene früher als in den höher gelegenen Distrikten.

An der Pflege der französischen Literatur hat sich die

[10]) L. Gauchat *Langue et patois de la Suisse Romande* (Article extrait du „Dictionnaire géographique de la Suisse"), Neuchatel 1907 (mit bibliographischen Angaben). — E. Muret *Les patois de la Suisse romande.* Extrait de la Bibliothèque universelle et Revue suisse. Lausanne 1909.

[11]) s. die einschlägige Literatur bei Gauchat *l. c.* S. 6.

[12]) *Scaligerana ou bon mots, rencontres agréables et remarques judicieuses & sçavantes* de J. Scaliger. Cologne 1695, p. 329 s. v. *Langue Françaïse:* „A Geneve de mon temps celui-là eust payé l'amande, qui eust parlé François au Senat, il falloit parler Savoyard". Eug. Ritter bemerkt dazu *Mémoires et documents* p. p. la société d'hist. et d'archéol. de Genève XIX (1877), p. 58: „Il ne faut pas trop presser l'assertion de Scaliger: celui-là eût payé l'amende . . .; on ne connaît rien qui confirme ce dire. Vgl. dagegen die von G. Steinhausen *Zs. f. vgl. Litteraturg.* N. F. VII, 366 erwähnte Klage Lampenbergs, wonach er in Genf im Jahre 1586 nicht ordentlich Französisch habe lernen können „cum maxima pars Germanica, alia Sabaudiaca aut Gavotica lingua utuntur, vix unus atque alter minister inveniatur qui pure loquatur gallice".

[13]) Ch. Borgeaud *Histoire de l'université de Genève.* Genève 1900. S. 439 ff.

Westschweiz in hervorragender Weise beteiligt [14]), während sie nur eine sehr bescheidene Dialektliteratur [15]) aufzuweisen hat. Um den korrekten Gebrauch der Reichssprache unter Fernhaltung mundartlicher Beimischung zu fördern, hatte 1691 der Genfer François Poulain de la Barre einen *Essai des remarques particulières sur la langue françoise pour la ville de Genève* erscheinen lassen [16]). Mit dem 19. Jahrhundert beginnt eine Reihe von Veröffentlichungen, die in mehr oder weniger ausgesprochener Weise den gleichen Zweck verfolgen [17]). Heute besteht neben einer puristischen eine ausgesprochen antipuristische Strömung, deren Vertreter auf keinen Geringeren als J. J. Rousseau sich berufen können [18]).

3. Italien.

Französischer Spracheinfluß macht sich in Italien zuerst im Mittelalter geltend [19]). Derselbe war in Süditalien und Sizilien die Folge politischer Verhältnisse, die durch die normannische Eroberung im 11. Jahrhundert eingeleitet wurden [20]). Stärker war der Einfluß, der in Norditalien von französischen Sängern und Spielleuten ausging, die im Gefolge der Rompilger dorthin kamen. Zeugnisse sind vorhanden, daß seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts Stoffe der Karls- und Artussage hier bekannt waren. Aus der zweiten Hälfte des 13. und aus dem 14. Jahrhundert sind zahlreiche Abschriften und Umdichtungen französischer Vorlagen in einer Art franko-italienischer, mit mehr oder weniger starkem italienischem Einschlag versehenen Kunstsprache erhalten, die

---

[14]) V. Rossel *Histoire de la littérature française hors de France* Lausanne 1895. S. 32—158.

[15]) L. Gauchat et J. Jeanjaquet *Bibliographie linguistique de la Suisse Romande.* T. I. Neuchatel 1912. S. 71 ff. u. 253 ff.: *Littérature patoise.*

[16]) Vgl. Ch. Borgeaud *l. c.* S. 445.

[17]) Vgl. meine *Bibliographie des patois gallo-romans.* 2. Aufl., Berlin 1893, S. 135 ff. die Arbeiten von Gaudy-Lefort, Develey, J. Humbert, Bonhôte, L. Grangier, W. Pludhun u. a.

[18]) A. François *Les provincialismes suisses romands et savoyards de J.-J. Rousseau,* in: *Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau* III (1907), p. 1—67. — G. Wißler *Das schweizerische Volksfranzösisch,* in: *Rom. Forsch.* XXVII, 3 (1910), S. 690—851.

[19]) P. Meyer, *De l'expansion de la langue française en Italie pendant le Moyen-age* in *Atti del congresso internazionale di scienze storiche* (Roma, 1—9 Aprile 1903). Vol. III, Roma 1906, S. 64—104. — Francesco Novati, *Attraverso il Medio Evo.* Bari 1905. S. 255—365: *I codici francesi dei Gonzaga.* — J. Bédier *Les chansons de geste et les routes d'Italie,* in: *Romania* XXXVI. XXXVII.

[20]) F. Chalandon, *Histoire de la domination normande en Italie et en Sicile.* 2 vol. Paris 1907. — G. Pitrè *Le tradizioni cavalleresche popolari in Sicilia,* in: *Romania* XIII, 315—398. — G. Bertoni *L'imitazione francese nei poeti meridionali della scuola poetica siciliana,* in: *Rom. Forsch.* XXIII, 819—824.

auch in Übertragungen aus anderen als der französischen Sprache und in Originalwerken verwendet worden ist[21]. Eine besondere Stellung nimmt Piemont ein, das Amphibienland (*paese anfibio*), wie es Alfieri später getauft hat[22], wo politisch-dynastische und wirtschaftliche Verhältnisse früh in besonderem Maße den Einfluß des Französischen begünstigt haben.

Ein erneuter starker Spracheinfluß Frankreichs auf Italien beginnt im 17. Jahrhundert als Begleiterscheinung einer neuen französischen aristokratischen Gesellschaftskultur, die selbst von der italienischen Renaissancekultur beeinflußt nun in breitem Strom über einen großen Teil Europas sich ergoß[23]. Der Beginn dieser Bewegung fällt für Italien mitten in eine Periode literarischen und politischen Verfalls, wodurch ihre Ausbreitung begünstigt wurde. In einem vom 6. Juli 1681 aus Florenz datierten Briefe an den Grafen Carlo de' Dottori bemerkt Francesco Redi zur Aussprache des Wortes *parrucca*, daß einige affektierte junge Leute (giovanotti leziosi) *perrucca* aussprechen, um dem französischen Ursprung näher zu kommen, da ihnen alles Widerwillen bereite, was nicht aus Frankreich stamme und nicht einen französischen Beigeschmack habe (*imperrochè fa loro nausea qualsisia cosa, che non venga della Francia, e quel non odori di franzese*[24]). Antonio Vallisnieri (1661—1730), Professor an der Universität Padua, der in einem langen Schreiben an seinen Freund Allemandro Pegalotti für den Gebrauch eines reinen Italienisch an Stelle des Lateinischen eintritt (*che ogni Italiano debba scrivere in Lingua purgata Italiana, o Toscana, per debito, per giustizia, e per*

[21]) A. Mussafia, *Altfranzösische Gedichte aus venezianischen Handschriften.* Wien 1864. — A. Keller, *Die Sprache des Venezianer Roland* V[4]. Straßb. Diss. 1884. — W. Meyer[-Lübke] *Frankoitalienische Studien*, in *Zs. f. rom. Phil.* IX (1885) 597—640, X (1886) 22—55, 363—410. — P. Rajna *Frammenti di redazioni italiane del Buovo d'Antona*, in *Zs. f. rom. Phil.* XI (1887) 153—184. — H. Wahle *Die Pharsale des Nicolas von Verona.* Marburg 1888. — H. Wahle *Die Syntax in den franco-italienischen Dichtungen des Nicolas von Verona.* Progr. Magdeburg 1890. — A. Todt *Die franco-italienischen Renartbranchen.* Giessener Diss. 1903. — G. Bertoni *Attila, poema franco-italiano di Nicola da Casola.* Friburgo 1907 [*Collectanea Friburgensia.* N. S. fasc. IX]. — Fr. Mainone *Laut- und Formenlehre in der Berliner franko-venezianischen Chanson de geste von Huon d'Auvergne* (Erster Teil: Reimprüfung und Lautlehre). Greifswalder Diss. 1911. — H. Schneider *Die Sprache des Nicolas von Verona.* Heidelberger Dissert. 1911. — A. Thomas *L'Entrée d'Espagne, chanson de geste franco-italienne.* 2 vol. Paris 1913 [Soc. des anciens textes].

[22]) *Vita di Vittorio Alfieri scritta da esso.* Epoca terza. Cap. primo (Edizione stereotipa, Milano 1874, p. 72).

[23]) G. Maugain, *Etude sur l'évolution intellectuelle de l'Italie de 1657 à 1750 environ.* Paris 1909. p. 354 ff.: *La diffusion de la littérature et de la langue françaises en Italie, à la fin du XVIIe siècle et dans la première moitié du XVIIIe.*

[24]) *Opere* di Francesco Redi. Vol. quinto, Milano 1811, p. 126.

decoro della nostra Italia), klagt, daß viele seiner Landsleute nicht nur auf französische Art sich kleiden, speisen, ihre Zimmer möblieren, ihre Häuser schmücken, ihre Gärten und Villen anlegen, sondern alle Gebräuche der Franzosen sich aneignen und deren Sprache reden und schreiben wollen, während sie in der eigenen nur zu stammeln und zu schmieren verstehen (*non sapendo, che balbettare, e scarabocchiar nella nostra*[25]). Das ganze 18. Jahrhundert hindurch, bis in das 19. hinein ist dann in Italien die Frage des französischen Spracheinflusses immer von neuem erörtert worden. Sehr nachdrücklich tritt 1740 ein Mitglied der in Siena begründeten Akademie der Intronati[26]) in einer Schrift über die Unterweisung der Frauen dem Überhandnehmen des französischen Literatur- und Spracheinflusses entgegen[27]). 1747 verhöhnt der Veroneser Scipione Maffei, Mitglied der Akademie der Arkadier, die Gallomanen in einem Lustspiel *Il Raguet*, womit diejenigen Leute bezeichnet wurden, die ein italienisch-französisches Kauderwelsch redeten.

Die Bestrebungen einzelner Schriftsteller, die italienische Sprache vor der Verunstaltung durch Gallicismen zu schützen, haben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ebensowenig wie in der ersten einen nennenswerten unmittelbaren Erfolg gehabt. Die Französierung machte vielmehr weitere Fortschritte. Die Übersetzungen aus dem Französischen mehrten sich und mehr als je bedienten sich italienische Schriftsteller in ihren Veröffentlichungen der französischen Sprache[28]).

[25]) *Opere fisico-mediche stampate e manoscritte* del Kavalier Antonio Vallisnieri. Tomo III, Venezia 1733, p. 257.

[26]) Vgl. über dieselbe Max J. Wolff *Die Intronati von Siena*, in *Münchener Museum* II, 53—78.

[27]) *Trattato degli studj delle donne, in due parti diviso*, opera d'un Accademico Intronato. Parte seconda, Venezia 1740. p. 41: . . . Imperciocche negl'Italiani ragionamenti, volendo parere di sapere a fondo l'idioma Francese, mescola colle piu stacciate, ed approvate parole, le *raglierie*, il *vengo di fare*, il *darmi l'onore*, l'*adresse*, l'*amuser*, et tante altre parole, ed espressioni straniere, ch'è da temere, che bel bello, siccome a' Romani ne' tempi di Giulio Cesare nel buon Latino accadde, si corrompa il nostro parolajo Italiano: ed i piu attaccati alle sante leggi, o decisioni della Crusca, e i direttori stessi di quel grande autorevolissimo Imperio, abbiano a rimettere di lor severità e durezza, e diventar difensori, se non introduttori delle parole straniere. E finalmente, il che sarebbe cosa peggiore, che con la privata affezione a frullon battente dal pieno Senato Cruscajo queste pellegrine parole non si approvino . . . und ib. p. 43: Si danno tutte al genio di libri Francesi, al gusto Francese, al parlar Francese, al pensar e giudicar Francese, tutto saper nell' abregè Francese, volendo per fino imparare il Catechismo, ed ogn'altra istruzione Cristiana in lingua Francese, e pregare, e parlare ancora, se sia possibile con Dio istesso in questa istessa, per altro nobile e bella lingua.

[28]) Ch. Dejob, *Etudes sur la tragédie*. Paris s. d. p. 107 ff.: La tragédie française en Italie et la tragédie italienne en France aux XVIIIe et XIXe siècles. — Eug. Bouvy, *Voltaire et l'Italie*. Paris 1898, p. 1—36: Voltaire et la langue italienne.

Bezeichnend ist, daß ein Autor wie Graf Francesco Algarotti, dem eine besondere Vorliebe für französische Eigenart durchaus nicht zum Vorwurf gemacht werden kann und der in einem Briefe an Antonio Nicolini aus dem Jahre 1763 [29]) den Gallicismus in der Sprache nachdrücklich rügt, sich selbst dem französischen Spracheinfluß nicht hat entziehen können, bezeichnend auch, daß es an Neuerern nicht fehlte, die es offen billigten, mit den fremden Ideen jedesmal auch die fremden Ausdrücke dafür zu übernehmen. Am weitesten in dieser Richtung gingen die Mailänder Encyklopädisten, die um Beccaria und die beiden Verri sich gruppierten und ihre Theorien im besonderen in der von ihnen begründeten Zeitschrift *Il Caffè* (Brescia und Venedig 1765—1766) verfochten [30]). Feierlich und förmlich *(avanti il Notajo)* lassen die Schriftsteller des *Caffè* durch Allessandro Verri an das Wörterbuch der Crusca eine Absage formulieren, worin sie jede Bevormundung in der Wahl der Ausdrucksmittel für ihre Gedanken energisch zurückweisen und im besondern auch in bezug auf die Verwendung des Fremdwortes sich völlige Freiheit wahren [31]). Eine weniger extreme Richtung vertritt unter den Neologen der Paduaner Melchiore Cesarotti, der 1785 in seinem Versuch über die Philosophie der Sprache gegen diejenigen sich wendet, die zwecklos die Muttersprache französieren *(che vanno tutto giorno infrancesando la lingua italiano senza proposito)*, es aber gleichzeitig seltsam und lächerlich findet, Entlehnungen aus dem Französischen dann zu verschmähen, wenn für einen Gedanken ein italienischer Ausdruck nicht zur Verfügung stehe, dagegen (was oft der Fall sei) ein völlig passender französischer sich finde [32]). Andere verhielten sich dem Gallicismus in der Sprache gegenüber ablehnend. So Bettinelli aus Mantua, der zwar eine Herübernahme fremder, insbesondere französischer Wörter nicht in jedem einzelnen Falle für unstatthaft erklärt [33]), im übrigen aber mit Entrüstung die Sprachmenger, die er als

[29]) Al signor marchese abate Antonio Niccolini, a Fuligno: Sulla necessità di arrichire di voci toscane il Dizionario della Crusca (*Opere* scelte di Francesco Algarotti. Vol. III. Milano 1832, p. 470 ff.). — Ida Frances Treat *Un cosmopolite italien du XVIIIe siècle, Francesco Algarotti.* Trévoux 1913.

[30]) Eug. Bouvy, *Le Comte Pietro Verri (1728—1797), ses idées et son temps.* Paris 1889. — Eug. Landry *Cesare Beccaria. Scritti e lettere inediti,* raccolti ed illustrati. Milano 1910.

[31]) *Il Caffè* o sia brevi e varj discorsi gia' distribuiti in fogli periodici, seconda edizione. Tomo I, Venezia 1766, p. 47 ff.

[32]) *Saggi sulla filosofia delle lingue e del gusto* di Melchior Cesarotti. Milano 1831 (*Opere scelte* di Melchior Cesarotti Vol. IV), Parte III. Cap. 13: Dell' introduzione dei termini francesi. Eine eingehende Analyse von C's Saggi gibt H. Breitinger *Das Studium d. Italienischen.* Zürich 1879, pg. 36 ff.

[33]) Sopra lo studio delle belle lettere e sul gusto moderno di quelle (s. Bouvy *Voltaire et l'Italie* p. 32).

Fripponi armati di stranier romaggio
A culbutar tutto il buon linguaggio [34])

bezeichnet, zurückweist. Als 1783 die Akademie der Wissenschaften zu Mantua die Preisfrage stellte: Wie der gegenwärtige Geschmack Italiens in den schönen Wissenschaften beschaffen, und falls er verderbt sei, durch welche Mittel er verbessert werden könne? gingen drei (des Preises sämtlich nicht für würdig befundene) Bewerbungsschriften ein, deren Verfasser, die Lombarden G.-B. Velo [35]), M. Borsa [36]) und I. Pindemonte [37]), zu dem übereinstimmenden Ergebnis gelangen, daß sich unter französischem Einfluß „in den Stil der meisten italienischen Schriftsteller ein mehr oder weniger unechter Geschmack allmählich eingeschlichen, welcher hauptsächlich in einem allzu sorgfältigen Bestreben nach witzigen und schwülstigen Ausdrücken, nach fremden Formen, und nach dem Schein eines philosophischen Geistes bestehe". „Es würde unverzeihlich sein", schreibt Pindemonte [38]), „wenn wir eine so reiche, so schöne und so ausdrucksvolle Sprache, wie die unsere ist, verwildern und verderben ließen. Wir würden uns den häßlichen Vorwurf des Cicero zuziehen, welcher denjenigen, der seine eigene Sprache nicht in seiner Gewalt hat, nicht nur des Namens eines Redners, sondern auch eines Menschen unwürdig achtet". Das Lesen fremder Bücher, so meint er weiter, schade an sich nichts, könne denen, die neben der Vollkommenheit der Sprache auch ein feines Urteilsvermögen besitzen, sogar nützen. Dieselben müßten aber im Stande sein, die fremden Wörter und Formen in die Substanz und Eigenart ihrer Sprache zu verwandeln, nicht aber glauben, die Grazien könnten unverändert eine andere Sprache reden und, ohne sich umzukleiden, sowohl an der Seine als am Arno gefallen. Unter denen, die ein starkes nationales Empfinden in ihrem Kampfe gegen den französischen Spracheinfluß leitete, steht in erster Linie Vittorio Alfieri.

---

[34]) *Le Raccolte*, canto II, ott. 29 (hier zitiert nach Bouvy *l. c.* pg. 31).

[35]) [G.-B. Velo] *Il carattere nazionale del gusto italiano, e di certo gusto dominante in letteratura straniera.* Vicenza 1786. — Vom selben Verfasser: *Sulla preminenza di alcune lingue e sull' autorità degli scrittori approvati e di grammatici.* Vicenza 1789.

[36]) Matteo Borsa *Del gusto presente in letteratura italiana* . . . data in luce e accompagnata da copiose Osservazioni relative al medesimo argomento da Stefano Arteaga [1784].

[37]) I. Pindemonte, *Qual sia presentemente il gusto delle Belle-Lettere in Italia, e come possa restituirsi se in parte depravato.* Milano 1783. — *Des Ritters I. Pindemonte Abhandlung über den gegenwärtigen Geschmack der Italiener in den schönen Wissenschaften.* Übersetzt, und durch Anmerkungen erläutert, von C. J. Jagemann. Halle 1788.

[38]) Hier zitiert nach Jagemann's Übersetzung.

Derselbe berichtet aus seiner Jugendzeit (1766), daß er als Piemontese weniger Italienisch als Französisch, und auch dieses nur mangelhaft verstanden, das Wenige aber, das er in seinem armen Köpfchen damals etwa gedacht und geformt, sei in französische Lumpen gehüllt gewesen [39]). Zehn Jahre später (1776) reiste er dann, um sich zu „entfranzösieren", auf ein halbes Jahr in die Toskana, eine Zeitspanne, die sich ihm als nicht ausreichend erwies, um eine traurige Gewohnheit von zehn und mehr Jahren zu vernichten (*ma sei mesi non disfanno una trista abitudine di dieci e più anni* [40]). In Alfieri's *Misogallo* fand der Franzosenhaß im 18. Jahrhundert seinen stärksten Ausdruck. Neben Alfieri verdient dessen als Schriftsteller weniger berühmter Landsmann Galeano Napioni hier besondere Erwähnung, der in seinem 1791 erschienenen umfangreichen Hauptwerk über den Gebrauch und die Vorzüge der italienischen Sprache aus warmem patriotischem Empfinden heraus gegen den französischen Literatur- und Spracheinfluß sich wendet [41]).

Die französische Eroberung (1796—1800) und die napoleonische Herrschaft (1800—1814) hatten zunächst eine weitere Steigerung des französischen Spracheinflusses in Italien zur Folge. Abgesehen davon, daß jetzt Italien mehr noch als zuvor von französischer Literatur überschwemmt wurde und französische Truppen ins Land kamen, wurde durch die Gesetzgebung und die Leitung der Presse auf die Anwendung der französichen Sprache eingewirkt [42]). Unter den Schriftstellern, die für den Gebrauch des Französischen in Italien in jener Zeit eingetreten sind, ist Carlo Denina besonders zu nennen. Ist er auch, so weit ich sehe, niemals so weit gegangen, wie mehrfach angenommen worden ist, allgemein die italienische Prosa durch die französische ersetzen zu wollen, so hat er doch 1803 seinen piemontesischen Landsleuten allen Ernstes einen dahin gehenden Vorschlag gemacht [43]). Im

---

[39]) *Vita* (s. oben Anm. 22) III, 1, pg. 72.

[40]) *Vita* IV, 2, pg. 176.

[41]) *Dell' uso, e dei pregj della lingua italiana libri tre.* Torino 1791. Vol. I, p. 153f.: Non pochi Italiani resteranno meravigliati dal mostrar che fa l'Abate Cesarotti di risguardar come inseparabili in Italia il genio filosofico, la coltura delle scienze, ed il Francesismo (*Saggio sopra la lingua italiana* p. 157, e p. 118). A me pare, che il nulla abbia prodotto, che il Francesismo, vale a dire una ridicola, e dannosa imitazione di lingua, e di costumi stranieri . . . . Qual è lo scrittore di poesia veramente celebre, che abbia affettato il Francesismo? . . .

[42]) P. Hazard, *La révolution française et les lettres italiennes 1789—1815.* Paris 1910.

[43]) [Carlo Denina] *Dell' Uso della Lingua Francese,* discorso in forma di lettera diretto ad un letterato Piemontese. Berlino 1803, pg. 14: Ma che penserete voi e i vostri compagni e colleghi, quando udirete che la

allgemeinen läßt sich feststellen, daß bei den italienischen Schriftstellern der Zeit, wie sie auch über die „*lingua illustre*“ sonst denken mochten[44]), von ganz vereinzelten Ausnahmen wie Denina abgesehen, in bezug auf die Reinhaltung der Sprache von Gallicismen Einmütigkeit herrschte. Die Fremdherrschaft hat eine Kräftigung des nationalen Gedankens in Italien bewirkt und so in nachhaltiger Weise die im Laufe des 19. Jahrhunderts erfolgte Befreiung vom französischen Sprachjoch vorbereitet. Vincenzo Monti[45]) und Ugo Foscolo[46]) erklären sich gegen die Aufnahme von Gallicismen. Selbst Allessandro Verri ändert jetzt gründlich seine Meinung[47]). Denina's Landsmann M. Carlo Vidua tritt nachdrücklich für den Gebrauch der italienischen Sprache ein[48]) und M. Paroletti warnt diejenigen, welche Französisch und Italienisch nebeneinander zu schreiben und zu sprechen genötigt seien, eine Vermischung beider Idiome eintreten zu lassen[49]). Mit großem Nachdruck hat unter vielen anderen auch der Abbate Antonio Cesari aus Verona den Gallicismus in der Sprache bekämpft[50]).

---

povertà presupposta della lingua francese debb'essere per li Piemontesi un maggior motivo di preferirla all' Italiana per uso di parlare, e di scriver libri istruttivi, storici, politici, morali e dilettevoli in buona prosa? Eppur non è dubbio che cotesta copia di voci significanti la stessissima cosa ci è più d' impaccio che di commodo, salvo nel compor versi e far rime, o in qualche discorso d'apparato e di pompa, dove non si cerca gran precisione.

[44]) Vgl. u. a. V. Vivaldi *Storia delle controversie intorno alla nostra lingua.* Catanzaro 1894—1898, 3 voll. — N. Caix Die Streitfrage über die italienische Sprache in: *Italia*, hrsgb. von K. Hillebrand. III (Leipzig 1876) pg. 121 ff. — Francesco d' Ovidio *Le correzioni ai Promessi Sposi e la questione della lingua.* Quarta edizione. Napoli 1905.

[45]) Monti, *Lezioni di eloquenza*, I. II (op. t. V, p. 280). Hier zitiert nach P. Hazard *l. c.* pg. 324, Anm.

[46]) *Prose e poesie* edite ed inedite di Ugo Foscolo ordinate da Luigi Carrer. Venezia 1842, p. 343 ff.: Frammenti di Lezioni di Eloquenza. Vgl. ib. p. 279 ff. Foscolo's Bemerkungen zu Giuseppe Marocco's *Elogio funebre* di Pietro Teulié.

[47]) *I quattro libri di Senofonte* . . . nuova traduzione dal greco, di M. A. Giacomelli; con note e variazioni di Alessandro Verri. Brescia 1806. Hier citiert nach P. Hazard *l. c.* pg. 334. 538.

[48]) *Lettere* del Conte Carlo Vidua pubblicate da Cesare Balbo. Tomo I, Torino 1834: Libro I. 5 al Sig. Luigi Provana (24 agosto 1806) und ib. 51 al Sig. Cesare Balbo (12 iuglio 1810).

[49]) Modeste Paroletti, *Discours sur le caractère et l'étude des deux langues l'italienne et la française* in: *Mémoires de l'Ac. Impér. des sciences, littérature et beaux-arts de Turin. Littérature et beaux-arts*, T. IV, Turin 1811, S. 473 ff.

[50]) *Vocabulario degli Accademici della Crusca,* oltre le giunte fatteci finora, cresciuto d'assai migliaja di Voci de' classici, le più trovate da Veronesi; didicato a S. A. imperiale il principe Eugenio, vice-re d'Italia. Tomo primo A-B. Verona 1806, in-4°. — *Dissertazione sopra lo stato presente della lingua italiana* scritta da Antonio Cesari dell' oratorio di Verona, sozio ordinario dell' Accademia italiana di scienze, lettere ed arti coronata dalla

Was aber in diesem Zusammenhange noch besonders bemerkenswert erscheint, in dem Großherzogtum Toskana machte sogar die französische Regierung dem italienischen Volksempfinden das weitgehende Zugeständnis, für die Reinheit der Sprache einzutreten [51]). Unter dem 9. April des Jahres 1809 verfügte Napoleon durch besonderes Dekret nicht nur, daß in den Gerichtsverhandlungen, den Notariatsakten und sonst neben der französischen die italienische Sprache verwendet werden dürfe, sondern auch, daß ein jährlicher Preis von 500 Napoleonsd'or für diejenigen Schriftsteller ausgesetzt werde, deren Werke am wirksamsten zur Reinhaltung der italienischen Sprache beitragen. In einem Dekret vom 13. Januar 1810 wurden hierzu besondere Ausführungsbestimmungen gegeben, und in einem solchen vom 19. Januar 1811 die Akademie der Crusca wiederhergestellt.

Ward so der Einfluß der französischen Sprache in der napoleonischen Zeit im ganzen wirksam zurückgedämmt, so hat sich dieselbe gleichwohl noch lange in Italien großer Verbreitung erfreut und ist die einzige im Lande gepflegte Fremdsprache geblieben, bis ihr gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Englischen und Deutschen ernsthafte Konkurrenten entstanden sind [52]).

Über das umfangreiche französische Sprachmaterial, das im Mittelalter und in der Neuzeit in das Italienische, sei es in die Mundarten oder in die Schriftsprache Eingang gefunden hat, fehlt zur Zeit noch eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung [53]).

4. Spanien.

Mannigfache Beziehungen zu Frankreich haben auch hier bereits im Mittelalter die Aufnahme französischen Lehnguts in die Sprache bewirkt. Französische Ritter, die den Spaniern

stessa Accademia il 14 Dicembre 1809 (*Biblioteca di opere classiche antiche e moderne.* Venezia 1832). — *Le Grazie,* dialogo di Antonio Cesari, che compie la dissertazione sopra la lingua italiana coronata della stessa Accademia il 14 Dicembre 1809 (*Biblioteca di opere class. antiche e moderne.* Venezia 1832.)

[51]) Vgl. P. Hazard (s. oben Anm. 42) pg. 317ff.

[52]) Ch. Dejob *La langue française en Italie* in: *La langue française dans le monde* (s. oben Anm. 1) p. 61ff.

[53]) Vgl. W. Meyer-Lübke *Italienische Grammatik* passim; G. Flechia *Arch. glott. ital.* III, 33 A., 322 A. 1, 340f.; C. Avolio *Introduzione allo studio del dialetto siciliano,* Noto 1882, pg. 49ff.; C. Allario *I principali francesismi da evitarsi nella lingua parlata e scritta.* Torino 1879; über einige frühe Entlehnungen s. auch W. Bruckner *Sprache der Langobarden* pg. 6. 8, Charakteristik der germ. Elemente im Ital. pg. 28ff. und *Zs. f. rom. Phil.* XXIV (1900), pg. 68 A., 69, 70, 74; ältere Arbeiten verzeichnet P. Viani *Dizionario di pretesi francesismi.* Vol. I (Firenze 1858) p. LIXf.

in den endlosen Kämpfen gegen die Mauren Hilfe brachten [54]), sind zum Teil jenseits der Pyrenäen dauernd seßhaft geworden. Der Hof Alphons VI (1072—1109), dessen zweite Gemahlin, Constanza, aus Frankreich stammte, war fast ganz französisch. Französische Wallfahrer pilgerten jahraus jahrein in großen Scharen nach Santiago de Compostela. Eine von Cluni, später von Citeaux ausgehende Klosterreform hatte die Besiedelung spanischer Klöster mit französischen Mönchen zur Folge [55]). Durch Vermittelung französischer Spielleute und Geistlicher hat die altspanische Literatur auf den verschiedensten Gebieten den Einfluß der französischen erfahren. Erst als gegen Ausgang des Mittelalters im geistigen Leben Europas Italien die Führung übernommen, ist durch politisch-dynastische Beziehungen besonders begünstigt in Spanien an die Stelle des französischen Einflusses der italienische getreten. Es folgt die Hochblüte nationaler Literatur unter den Habsburgern im 16. und 17. Jahrhundert, nachdem eine durch die Eroberung Granada's und die Erschließung einer neuen Welt eingeleitete gewaltige politische Machtentfaltung eine außerordentliche Steigerung aller kulturellen Kräfte der Nation bewirkt hatte. Ward so von etwa 1400 bis 1700 der französische Spracheinfluß in Spanien stark zurückgedrängt, so wäre es zu weit gegangen, ihn für diesen Zeitraum gänzlich in Abrede stellen zu wollen. Mit der Einführung der burgundischen Hofordnung unter Karl I. (1516—1556) wurden eine Anzahl französischer Ausdrücke für Hofchargen übernommen [56]). Philipp's II. (1556—1598) dritte Gemahlin, Elisabeth von Valois, brachte bei Hof das Französische zu solchem Ansehen, daß Baltasar Sotomayor 1565 für diejenigen, die bei Hof verkehrten, eine französische Grammatik [57]) herauszugeben sich entschloß,

[54]) Vgl. G. Baist in: Gröbers *Grundriß* II, 2 (1897), S. 386.

[55]) E. Sackur *Die Cluniacenser* II. Halle a. S. 1894, S. 101—113: Die Cluniacenser in Spanien.

[56]) A. Rodriguez Villa *Etiquetas de la casa de Austria.* Madrid [1875]. — Barthélemy Joly *Voyage en Espagne* (1603—1604), hrsgb. v. L. Barrau-Dehigo in: *Revue Hispanique* XX (1909), S. 559f. — Gregorio Mayans i Siscár *Origines de la langua española.* Madrid 1737. S. 98.

[57]) *Grammatica* con reglas mvy prouechosas y necessarias para aprender a leer y escriuir la lengua Francese . . . S. den vollständigen Titel bei El Conde de la Viñaza *Biblioteca historica de la filología castellana* (Madrid 1893), Nr. 1646. Ein von Viñaza mitgeteilter Passus der Widmung des Buches gibt über dessen Zweck beachtenswerten Aufschluß: „Dos [lenguajes] principalmente me parece que solos más necesarios, italiano y francés; porque de lo uno hay muchas regiones que reconocen nuestros ceptros, á cuya causa la corte está siempre acompañada dellos; y lo otro con el felicissimo matrimonio de la Reina nuestra señora es tanta la comunicacion que hay, y que se espera que siempre habrá, que quien de acquí adelante no supiere francés, le faltará mucha parte de la que el buen Cortesano debe tener; pues uno de los mayores entretenimientos que entre ellos hay es el trato que con las damas se tiene, de las cuales muchas son francesas."

während Liaño ó Ledel im gleichen Jahr und wohl für den gleichen Benutzerkreis ein französisch-spanisches *Vocabulario* [58]) hat erscheinen lassen. Im 17. Jahrhundert mehren sich die für Spanien bestimmten Hilfsmittel zum Studium des Französischen. So veröffentlicht 1624 Diego de la Encarnacion (Diego de Cisneros) eine *Gramática francesa en español*, die 1635 eine zweite Auflage erlebte [59]). 1647 wurde Sotomayors Grammatik in Barcelona wie es scheint neu herausgegeben [60]). 1666 ließ Labresier de la Puente für die Söhne der Vornehmen und des Adels *Paralelos de las tres Lenguas Castellana, Francesa é Italiana* erscheinen mit einem Widmungsschreiben an die *Caballeros de la primera Nobleza de la Corte de Madrid* [61]). Bemerkenswert ist auch, daß, während im 17. Jahrhundert die spanische Literatur in besonders starkem Maße die französische beeinflußte, gleichzeitig, wenn auch zunächst in bescheidenem Umfange, die französische Literatur von neuem auf die spanische befruchtend einzuwirken angefangen hat. Von größerer Bedeutung als diese literarische Einwirkung dürfte für den französischen Spracheinfluß in Spanien in dieser Zeit der Zustrom zahlreicher Einwanderer aus Frankreich gewesen sein. Nicht nur französische Compostelapilger kamen nach wie vor in Scharen in's Land, auch französische Kaufleute und Gewerbetreibende aller Art haben sich jetzt in großer Zahl zum vorübergehenden oder dauernden Aufenthalt dort eingefunden. Die Weltmachtpolitik der Habsburger sollte dem Lande nicht dauernd zum Segen gereichen. „Der Nationalstolz“, bemerkt J. Sempere [62]), „von der einen Seite, und von der anderen Seite die große Leichtigkeit, ohne viel Arbeit seinen Lebensbedarf zu erlangen, mußten in Spanien mehr als anderwärts den natürlichen Hang der Menschen zum Müßiggang und zur Geringschätzung der Künste und Handwerke verstärken. Weit entfernt, sich dem zu widersetzen, daß die Ausländer der einträglichsten Gewerbe sich bemächtigten, sahen sie diese mit der kältesten Gleichgültigkeit an ...“ Nach Antoine de Brunel's Reisebericht [63]) hat es in den

[58]) *Vocabulario de los vocablos que mas comunmente se suelen usar* .. S. den vollständigen Titel bei Viñaza *l. c.* Nr. 1723. Auch mit Sotomayors Grammatica zusammen herausgegeben (Viñaza Nr. 1646).

[59]) Viñaza *l. c.* Nr. 132.

[60]) Viñaza *l. c.* Nr. 138.

[61]) Viñaza *l. c.* Nr. 141. — Lexikographische Hülfsmittel s. bei Viñaza *l. c.* unter Nr. 724 etc.

[62]) J. Sempere *Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der spanischen Monarchie*, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von H. Schäfer. Zweiter Teil. Darmstadt 1829. S. 150.

[63]) [Antoine de Brunel] *Voyage d'Espagne.* Cologne 1667. P. 23. 79. Vgl. über den Verfasser und sein Werk R. Foulché-Delbosc *Revue Hispanique* III (1896), p. 33 ff. (dazu A. Farinelli in *Mélanges Picot* II, 616).

sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Madrid allein über 40000 Franzosen gegeben, die *„sous un habit espagnol, et en se disant Bourguignons, Walons, et Lorrains, y font fleurir le Commerce et la Manufacture"*. Die Gesamtzahl der Fremden, so berichtet derselbe Gewährsmann, war nach zuverlässigen Angaben damals in der Hauptstadt so groß, daß sie, wenn sie gewollt, sich derselben hätten bemächtigen und die Spanier daraus vertreiben können. Noch sei bemerkt, daß die häufige Berührung mit französischen Truppen wie zur Nachahmung der französischen Militärtracht[64]), so auch zur Aufnahme einer Anzahl Ausdrücke der französischen Militärsprache[65]) in das Spanische bereits im 17. Jahrhundert geführt hat.

Als 1701 der erste Herrscher aus dem Hause Bourbon, Philipp V, den spanischen Thron bestieg, vermochte sich das Land, das von seiner stolzen Weltmachtstellung längst herabgesunken und dessen wirtschaftliches und zuletzt auch geistiges Leben in beispiellosen Verfall geraten war, dem Einfluß des politisch mächtigen, wirtschaftlich und kulturell hochstehenden Frankreich nicht zu entziehen[66]). Deutlich haben sich die Spuren dieses Einflusses auch der Sprache eingeprägt. Der für die Aufklärung in seinem Vaterlande unermüdlich tätige Benediktiner Benito Geronymo Feijoó hat 1726 im ersten Bande seiner Bühne der Kritik (*El Teatro critico*) eine Abhandlung über Neologismen (*Algunas observationes sobre la introduction de voces nuevas en nostro idioma*)[67]) erscheinen lassen, in der er bemerkt, daß es in seinem Vaterlande zwei gleich tadelnswerte extreme Richtungen gäbe, eine konservative, die von keiner Neuerung etwas wissen wolle, und eine fortschrittliche, antinationale — er nennt die Vertreter derselben *Nationistas* —, die auf alles Einheimische mit Verachtung herabsähe, alles Französische bewundere: *Solo en Francia, pongo por exemplo, regnan, segun su dictamen, la delicadéza, la policía, el buon gusto. Acá todo es rudeza, y barbarie.*

---

[64]) A. Morel-Fatio *Etudes sur l'Espagne* III, 238 f.

[65]) F. Brunot in Petit de Julleville *Histoire de la langue et de la littérature française.* VI (1898), S. 885.

[66]) A. Baudrillart *Philippe V et la cour de France* 1700—1715. Paris 1889. — G. Desdevises du Dezert *L'Espagne de l'Ancien Régime.* La richesse et la civilisation. Paris 1904. — * F. Antón del Olmet *Proceso de los origenes de la decadentie española.* IV: Los Afrancesados. Madrid 1913 (?).

[67]) So lautet der Titel der ersten Ausgabe nach Viñaza *l. c.* Nr. 1266. In den mir vorliegenden späteren Ausgaben des *Teatro critico* aus den Jahren 1733 und 1773 lautet derselbe: *Paralelo de las lenguas castellana y Francesa.* S. auch *Biblioteca de Autores españoles.* T. 56: *Obras escogidas del Padre fray Benito Jerónimo Feijoo y Montenegro.* Madrid 1863. S. 45 ff., und vgl. M. Sarmiento *Demonstracion critico-apologetica del theatro critico universal.* Tomo primero. Segunda impression. Madrid 1739. S. 186 ff. — Über Feijóo handelt * N. Morayta *El P. Feijóo y sus obras.* Valencia 1913.

Unter den Nationisten, und nicht unter ihnen allein, sei es Mode geworden, die Sprache durch die Aufnahme französischer Elemente zu verunstalten, so daß diejenigen, welche ein reines Castilianisch redeten, beinahe als Menschen einer grauen Vorzeit (*como hombres del tiempo de los Godos*) angesehen würden. Feyjoó selbst hält Kenntnis der französischen Sprache für nützlich, ja bis zu einem gewissen Grade für notwendig „*respecto de los sujetos inclinados á la letura curiosa, y erudita*“, bestreitet aber, daß sie der spanischen in Bezug auf Ausdrucksfähigkeit (*propriedad*), Wohlklang (*harmonia*) und Wortreichtum (*copia*) überlegen sei. Ohne Notwendigkeit die Sprache zu französieren, findet er tadelnswert, die Entlehnung einzelner Kunstausdrücke (*algunas voces facultativas, cuyo empréstito es indispensable de unas Naciones a otros*) statthaft. In der gleichen gemäßigten und verständigen Weise hat er sich gelegentlich sonst zur Fremdwörterfrage geäußert [68]). Nach ihm und neben ihm haben unter seinen Landsleuten viele andere mehr oder weniger eingehend das gleiche Thema behandelt. Mayáns y Siscar führt 1737 in seinen *Origenes de la lengua española* [69]) den starken Import französischer Wörter auf die seit Beginn des Jahrhunderts vermehrten Handelsbeziehungen zu Frankreich, die große Zahl französischer Einwanderer und die Einwirkung der gelehrten Literatur Frankreichs zurück. Letztere, bemerkt mit beachtenswertem Freimut der königliche Bibliothekar, sei der spanischen überlegen, weil sie mehr als diese sich königlicher Gunst zu erfreuen hatte (*Devemos conceder a los Franceses esta gran ventaja; porque han tenido muchos Reyes mas aficionados que los nuestros a favorecer los Letrados, sin cuyo fomento las Letras poco medran*). Andere national gesinnte Männer wie Benito de San Pedro haben mit besonderem Nachdruck auf die großen Vorzüge der heimischen Sprache und deren ruhmreiche Vergangenheit hingewiesen [70]), wohl um dadurch indirekt dem Überhandnehmen des französischen Spracheinflusses zu begegnen. Antonio Capmany, der in früheren Arbeiten den Einfluß, den die franzö-

[68]) *Cartas eruditas, y curiosas.* I. Nueva impresion. Madrid 1774. p. 265 ff.: Defiende el autor el uso que hace de algunas voces, ó peregrinas, ó nuevas en el idioma Castellano. — Über Feijóo's Stellung zur französischen Literatur vgl. ib. V, p. 367 ff.: Disuade a un amigo suyo el autor el estudio de la Lengua Griega; y le persuade el de la Francesa.

[69]) I, p. 97 f.

[70]) *Arte del Romance castellano dispuesta segun sus principios generales i el uso de los mejores autores.* Valencia 1769. Darin I, p. 96—101: De las grandes perfecciones de la Lengua Española, i modo de conseguirlas. II, p. 213—228: De la excelencia de la lengua española i necessidad de su estudio. Oracion que se dijo en la Academia de Bellas Letras, que celebró el Colegio Andresiano año 1767, en las Escuelas Pias . . . Viñaza *l. c.* XXX und Nr. 152.

sische Sprache auf seine Muttersprache ausübte, als nützlich anerkennt[71]) und zwischen Sprachreinheit (*pureza*) und einem gekünstelten, den Geist einengenden Purismus (*afectacion minuciosa, que estrecha y aprisiona el ingenio*), dessen Vertreter in ihren Schriften gewöhnlich kalt, trocken und „fleischlos" (*descarnados*) seien, unterschieden wissen will[72]), hat später[73]), indem er nach seinem eigenen Geständnis dabei mehr von politisch-nationalen als grammatischen Erwägungen sich hat leiten lassen[74]), auf das Nachdrücklichste den Gallicismus in der Sprache bekämpft. In seiner 1808 erschienenen politischen Schrift *Centinela contra Franceses*[75]) geht er soweit, an dem Wort *central*, obgleich es spanisch sei, Anstoß zu nehmen „*solo por verla usada en Francia para establecimientos políticos y literarios de su loca revolucion*". Von spanischen Gelehrten, die im 18. Jahrhundert gegen die Französierung ihrer Muttersprache sich geäußert, seien noch Terreros[76]), Gregorio Garces[77]) und Vargas Ponce[78]) genannt. Daneben haben andere Autoren der Zeit versucht, die Sprachmenger dem Fluch der Lächerlichkeit preiszugeben, indem sie, wie Jorge de Pitillas[79]), Tomas de Iriarte[80]) und Juan Pablo

[71]) * *Discursos analíticos sobre la formacion de las lenguas, y sobre la castellana en particular.* Madrid 1776 (hier erwähnt nach Viñaza *l. c.* Col. 108f.). Im gleichen Jahr veröffentlichte Capmany: *Arte de traducir el idioma francés al Castellano. Con el vocabulario lógico y figurado de la frase comparada de ambas lenguas.* Madrid.

[72]) *Filosofia de la Eloquentia.* Madrid 1777. p. 40.

[73]) Vgl. *Observaciones criticas sobre la excelencia de la lengua,* in: *Teatro historico-critico de la eloquencia española* I, p. CXXX ff. — * *Comentario con glosas criticas y joco-serias sobre la nueva traduccion castellana de las aventuras de Telémaco,* publicada en la Gaceta de Madrid de 15 de Mayo del presente año. Madrid 1798 (Viñaza *l. c.* Col. 1807). — *Nuevo diccionario francés-español.* Madrid 1805. — * *Filosofia de la Elocuencia.* 2. Aufl. Madrid 1811 (s. Viñaza *l. c.* Col. 109 Anm. 1).

[74]) *Centinela contra Franceses.* Valencia 1808. p. 73. (S. F. Brunot, *Hist. de la langue et de la littér. fr.* publ. sous la direction de L. Petit de Julleville VI, 884).

[75]) Parte Segunda. p. 20.

[76]) Esteban de Terreros y Pando *Diccionario castellano con las voces de ciencias y artes y sus correspondientes en las tres lenguas francesa, latina e italiana.* T. I. Madrid. Prologo p. XV f.

[77]) *Fundamento del vigor y elegancia de la lengua castellana* . . . T. II. Madrid 1791. Prólogo p. XIII. Vgl. Viñaza *l. c.* Col. 614 ff.

[78]) * *Declamacion contra los abusos introducidos en el castellano presentada y non premiada en la Academia Española, año de 1791.* Síguela una disertacion sobre la lengua castellana, y la antecede un diálogo que explica et designio de la obra. Madrid 1793 (Viñaza *l. c.* Col. 116 ff.).

[79]) *Sátira contra los malos escritores de este siglo.* Por un Anonimo Jorge Pitillas. Zuerst erschienen in *Diario de los literatos.* T. VII. Madrid 1742. Vgl. über den Verfasser G. Ticknor, *Geschichte der schönen Literatur in Spanien* II. Leipzig 1852. p. 338.

[80]) *Fábulas literarias* (1782): Nr. V (Los dos loros y la cotorra). Vgl. auch Nr. XXXIX (El retrato de Golilla). Über die *Fábulas literarias* (hrsgb. von Aug. de Cueta in: *Biblioteca de autores españoles* 63, 2) s. Cotarelo y Mori *Iriarte y su época.* Madrid 1897. p. 231 ff.

Forner[81]) dieselben mit den Waffen der Satire bekämpften und, wie im besonderen der Jesuitenpater José Francisco Isla[82]) und José de Cadalso[83]) parodierten. Es mögen diese zahlreichen Kritiken für die Größe des Übels einen Maßstab abgeben, einen wesentlichen Erfolg in der Beseitigung desselben hatten sie nicht. Haben doch Schriftsteller wie Cadalso, die den französischen Einfluß in der Sprache besonders eindrucksvoll bekämpften, sich selbst diesem Einfluß nicht entziehen können!

Die französische Revolution hat an diesen Verhältnissen im Ganzen wenig geändert. Eine ihrer nächsten Folgen für Spanien war, daß ein Teil der zahlreichen dort sich aufhaltenden Franzosen zum Verlassen des Landes genötigt wurde. Mehrere Wochen lang, so berichtet der französische Gesandte beim spanischen Hof, J. Fr. de Bourgoing[84]), sah man in den spanischen Häfen und auf den Landstraßen nichts als Franzosen, die aus dem Lande getrieben wurden. Dem steht gegenüber die Aufnahme einer nicht geringen Zahl aus Frankreich ausgewanderter Geistlichen. Es sollen ihrer 22000 nach Spanien geflüchtet sein und ein Teil hier als Sprachmeister Beschäftigung gefunden haben[85]). Die Freiheitskämpfe der Jahre 1808 bis 1813 haben zu einer nationalen Wiedergeburt Spaniens nicht geführt. Die *Francesados* als politische Partei um Joseph Bonaparte wurden niedergeworfen, die *Francesados*

[81]) *Satira contra los vicios introducidos en la poesia,* zuerst erschienen Madrid 1782, jetzt bequem zugänglich in *Biblioteca de las autores españoles.* T. 63, 2. p. 304ff. Forner's Satira wurde von der spanischen Akademie preisgekrönt. Sein Mitbewerber um den Akademiepreis war Leandro Fernandez de Moratin, dessen Arbeit unter dem Titel *Leccion poética. Satira contra los vicios introducidos en la poésia castellana* . . . ebenfalls Madrid 1782 zuerst im Druck erschien und seitdem u. a. von Buenaventuro Carlos Aribau in Bd. II der *Bibl. de aut. españoles* (p. 576ff.) veröffentlicht wurde. Vgl. Cotarelo y Mori *Iriarte y su época* p. 245. — Von Forner in diesem Zusammenhange weiter zu nennen: *Exequias de la lengua castellana.* Satira Menippea, por el licenciado Don Pablo Ipnocausto. Diese 1795, zwei Jahr vor dem Tode des Autors, entstandene Arbeit wurde erst 1871 von Ant. de Cueta in *Bibl. de autores españoles,* t. 63, p. 378ff. dem Druck übergeben. Vgl. besonders p. 394.

[82]) Fray Gerundio de Campazas II, 8 (*Obras escogidas del Padre Isla* hrsgb. von P. F. Monlau in *Bibl. de aut. esp.* XV. p. 195f.). Vgl. auch B. Gaudeau *Etude sur Fray Gerundio et sur son auteur Le P. José Francisco de Isla 1703—1781.* Paris 1890 (Thèse).

[83]) *Obras ineditas* in: *Rev. Hispanique* I, 302f.: Carta al Exmo Sor Marqués de Peñafiel Conde Duque de Benavente, etc. La mitad en lenguage español antiguo, y después en el estilo afrancesado que hoy usan algunos de los que ni saven Castellano, ni Francés. — Cartas Marruecas Nr. XXXV (*Obras de D^n^ José Cadahalso.* T. II. Madrid [1818], p. 160ff.).

[84]) Bourgoing's *Neue Reisen durch Spanien in den Jahren 1782—1793.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Chr. Aug. Fischer. III. Bd., Jena 1800, p. 276f.

[85]) Chr. Aug. Fischer *Reise von Amsterdam über Madrid und Cadiz nach Genua in den Jahren 1797 und 1798.* Berlin 1799. p. 119.

als Vertreter eines von Frankreich her inspirierten Liberalismus im weiteren Sinne bestanden fort, und es bleibt ihre Geschichte mit derjenigen des modernen Spanien eng verknüpft [86]). „Was die Gallicismen angeht," bemerkt bald nach der Mitte des 19. Jahrhunderts J. Eug. Hartzenbusch [87]), „so sündigen wir in Wahrheit alle. Der Redner auf der Kanzel, im Parlament und bei Gericht, der Geschichtsschreiber, Mathematiker, Dichter, Kaufmann, die Dame von Stand, die Näherin, der Schüler und die Stiftschülerin (*colegiala*), alle die wir zum Studium oder zum Vergnügen französische Bücher oder schlechte Übersetzungen aus dem Französischen in die Hand nehmen, lernen einige Wörter, Redensarten oder Wendungen, die dem Wesen des Castilianischen fremd sind."

Mehr wohl noch als das Spanische sind die beiden anderen romanischen Sprachen der Pyrenäenhalbinsel, das Portugiesische [88]) und das Catalanische [89]) im Mittelalter und in der Neuzeit dem Einfluß der französischen ausgesetzt gewesen. Es fehlt für dieselben ebenso wie für das Spanische heute noch an einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung des aufgenommenen französischen Lehnguts.

[86]) S. *Rev. Hispan.* XXV (1911), p. 357 G. Desdevises du Dezerts Anzeige von Mario Méndez Bejarano *Historia política de los afrancesados.* Madrid 1912.

[87]) Baralt *Diccionario de Galicismos.* Madrid 1855. Prologo. Vgl. unten Anmerkung 88.

[88]) Zum Spanischen vgl. J. Cornu *Französ.-provenzal. Lehnwörter im Poema del Cid* (mitgeteilt von R. Beer *Spanische Literaturgeschichte* I. Leipzig 1903, S. 68f.) — *Diccionario de galicismos,* ó sea de las voces, locuciones y frases de la lengua francesa que se han introducido en el habla castellana moderna, con el juicio crítico de las que deben adoptarse, y la equivalencia castiza de las que no se hallan en este caso. Por D. Rafael Maria Baralt, con un prólogo de D. Juan Eugenio Hartzenbusch. Secunda edicion. Madrid u. Caracas 1874. Vgl. dazu H. Peseux-Richard *Revue Hispanique* IV (1897), 31—44: Quelques remarques sur le Diccionario de galicismos de Baralt. Weitere einschlägige Literatur verzeichnet Viñaza *Biblioteca histórica de la filología castellana* unter Nr. 1270 ff. 1747 ff. Von neueren Arbeiten seien genannt Miguel de Toro Gisbert *Apuntaciones lexicográficas* Paris [1912], darin p. 177—192: *Galicismos consagrados,* p. 277—280: *Extranjerismos y neologismos.* — *E. Hernández *El forasterismo en el lenguaje* in: *Estudios de Deusto.* Bilbao 1915. — Zum Portugiesischen vgl. Francisco de S. Luz *Glossario das palavras e frases da lingua franceza.* Lisboa 1827. — R. Francisque-Michel *Les Portugais en France, les Français en Portugal.* Paris 1882 (Chap. II: Relations intellectuelles entre la France et le Portugal). — H. R. Lang *The relations of the earliest Portuguese Lyric School with the Troubadours and Trouvères,* in: *Mod. Lang. Notes* X, 4. — H. L. W. Otto *Coup d'œil sur le Francezismo en Portugal et au Brésil.* in: *Mod. Lang. Notes* IX, 3.

[89]) Zum Catalanischen: Joaquim Casas-Carbó *Catalunya trilingüe.* Conferencia donada a l'Ateneu Barcelonès el 20 d'Abril de 1896. Barcelona 1896. — *Ant. Careta y Vidal *Diccionari de Barbrismes.* Barcelona 1901.

5. England.

Sprachlicher Einfluß Frankreichs auf England macht sich bereits mit dem politischen Einfluß unter Edward dem Bekenner (1042—1065) und früher bemerklich. Die dann folgende Eroberung Englands durch die französierten Normannen wurde für die Gestaltung der sprachlichen Verhältnisse des Landes von weittragendster Bedeutung[90]). Nachdem der Normannenherzog Wilhelm bei Senlac die Angelsachsen unter Haralds Führung 1066 geschlagen hatte, unterwarf er in blutigem Ringen die noch widerstrebenden Teile des Reiches und gründete auf völlig veränderter Besitzgrundlage einen neuen Lehnsstaat mit militärischer Organisation und einer in der Hand des Königs vereinigten starken Zentralgewalt. Indem er die Güter der Angelsachsen, welche gegen ihn gekämpft hatten, an seine Waffengefährten[91]) mit der Verpflichtung zu weiterer Heeresfolge als Lehen vergab, ließ er den gesamten großen Besitz, und damit die sämtlichen höheren Beamtenstellen des Landes, in normannische Hände übergehen. Wie die weltlichen, so wurden die höheren geistlichen Würden von ihm an Normannen vergeben. Daß sich zahlreiche Angehörige auch der niederen Schichten der Gesellschaft jenseits des Kanals dauernd niederließen, und dieses Element bereits im ersten Jahrhundert vom Kontinent her durch andauernden Zuzug erhebliche Verstärkung erfuhr, dürfen wir annehmen, auch ohne darüber im Einzelnen genau unterrichtet zu sein[92]). England wurde so ein zweisprachiges Land. Englisch war die Sprache der Besiegten, Französisch die Sprache der Sieger, im besonderen diejenige des Königs, des königlichen Hofes, der Verwaltungsbehörden, der Gerichte, des Parlaments und eines großen Teiles der Geistlichkeit. Als Sprache der Literatur finden wir auf mehr als ein Jahrhundert hinaus das

[90]) Vgl. meinen Beitrag *Französische Elemente im Englischen* in H. Pauls *Grundriß der germanischen Philologie* I² (1901), S. 950 ff. und die hier citierte einschlägige Literatur zur äußeren Geschichte des Französischen in England. Außerdem: J. Vising *Franska spraket in England.* Göteborg 1900—1902. — J. Derocquigny *A contribution to the study of the French element in English.* Lille 1904. — O. Jespersen *Growth and structure of the English language*². Leipzig 1912. p. 84—113: The French.

[91]) E. Dupont *Recherches hist. et topographiques sur les compagnons de Guillaume le Conquérant.* 2 vol. Saint-Servan [1907 u. 1908]. — E. Dupont *La participation de la Bretagne à la conquête de l'Angleterre par les Normands,* in *Annales de la Soc. des Lett. Sc. et Arts des Alpes Maritimes* XXII (1910), p. 117 ff.

[92]) W. Cunningham *Entwickelung der Industrie und des Handels Englands. Altertum und Mittelalter.* Autorisierte Übersetzung von H. Wilmanns, Halle a. S. 1912, Anhang E: Die Einwanderung fremder Handwerker in England in normannischer und angevinischer Zeit (s. auch *Zs. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* Bd. 3. p. 177—203).

Französische neben dem Latein in nahezu ausschließlicher Verwendung.

Die Kriege mit Frankreich und die 1203 erfolgte Lostrennung des normannischen Stammlandes haben hieran zunächst nicht allzu viel geändert. Erst als nach der Mitte des 13. Jahrhunderts die innerpolitischen Wirren zu einer dauernden Erstarkung des national-englischen Elementes der Bevölkerung führten, die Grundlagen zum englischen selfgovernment gelegt wurden, sehen wir die englische Literatur wieder einen kräftigen Aufschwung nehmen und der normannisch-französischen allmählich den Rang ablaufen. Von besonderem Interesse ist es in diesem Zusammenhange, festzustellen, daß die von Heinrich III. unter der Einwirkung der Verfassungspartei am 18. Oktober 1259 erlassene Proklamation außer in französischer in englischer Sprache bekannt gegeben wurde, wenn auch letztere damit als offizielle Staatssprache noch keineswegs zu dauernder Anerkennung gelangt war. Allgemein läßt sich zu dem Kampf der beiden Sprachen bemerken, daß um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine Entscheidung zu Gunsten des Englischen sich vorbereitete. Herbeigeführt wurde dieselbe erst im 14. Jahrhundert, und auch dann hat es noch langer Zeit bedurft, bis das Englische seinen vornehmen Nebenbuhler aus allen Positionen endgültig verdrängte[93]. Mit der Begründung, daß das Französische im Lande sehr unbekannt sei, wurde 1362 durch Parlamentsbeschluß das Englische für das mündliche Gerichtsverfahren vorgeschrieben, ohne daß damit noch auf lange Zeit hinaus das Französische hier völlig beseitigt worden wäre. Im gleichen Jahre wurde das Parlament zum ersten Mal in englischer Sprache eröffnet, wogegen die Verhandlungen desselben bis in die Regierungszeit Heinrichs VI. (1422—1471) meist noch französisch geführt wurden[94]. Die Gesetzesurkunden wurden bis zum Jahre 1488/9 ausschließlich in französischer und lateinischer Sprache publiziert. Als Hofsprache sehen wir das Englische unter den Nachfolgern Edwards I. im 14. Jahrhundert an Boden gewinnen. Der erste englische König, als dessen Muttersprache das Englische ausdrücklich bezeichnet wird, ist Heinrich IV. (1399—1413). In den königlichen Kanzleien bediente man sich des Englischen vor dem 3. Dezennium des 13. Jahrhunderts nur ausnahmsweise. Englisch abgefaßte Privaturkunden begegnen selten vor Beginn des 13. Jahrhunderts. Als Unterrichtssprache wurde in den Lateinschulen das Französische in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts durch das Englische ersetzt.

[93]) L. Morsbach *Über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache.* Heilbronn 1888, S. 1—9: Der erste Gebrauch der englischen Sprache im privaten und offiziellen Schriftverkehr nach der normannischen Eroberung.

[94]) ten Brink *Gesch. der engl. Lit.* I², 381f.

Das Englische wurde in dem langen Existenzkampf seiner inneren Struktur nach durch das Französische kaum verändert. Um so stärker ist die Beeinflussung, die es durch das Eindringen französischen Wortmaterials und französischer Wortbildungsmittel erfahren hat. In welchem Umfange sich solcher Einfluß bereits in dem auf die Eroberung folgenden Jahrhundert geltend machte, läßt sich nach den sehr spärlich vorhandenen englischen Sprachdenkmälern dieser Zeit nicht feststellen [95]). Die Angaben des *Dialogus de scaccario*, wonach schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts unter den Freien der Mann englischer von dem Mann normannischer Abstammung kaum zu unterscheiden gewesen [96]) und das etwa gleichzeitige Zeugnis des Johannis von Salesbury, wonach schon damals Engländer, um als Normannen zu gelten, in ihre Rede französische Wörter mischten [97]), lassen keinen allgemeinen Schluß auf die politischen und sprachlichen Verhältnisse des Reiches in seiner ganzen Ausdehnung zu [98]). Als nach einem weiteren Jahrhundert der Ausgleich der nationalen Gegensätze vollzogen und auch in den Kreisen eines kräftig aufstrebenden englischen Bürgertums die verfeinerte normannisch-französische Kultur tonangebend geworden war, können wir in den nun rasch sich mehrenden Denkmälern der englischen Literatur die durch das Eindringen zahlreicher französischer Elemente charakterisierte Umbildung des Wortschatzes verfolgen. Der Mischungsprozeß hat angedauert, als das Französische längst aufgehört hatte die Muttersprache eines Teiles der Bevölkerung Englands zu sein [99]).

[95]) Vgl. unten Anm. 99.

[96]) W. Stubbs *Select charters.* Oxford 1905. p. 201f.: jam cohabitantibus Anglicis et Normannis, et alterutrum uxores ducentibus vel nubentibus, sic permixtae sunt nationes, ut vix discerni possit hodie, de liberis loquor, quis Anglicus quis Normannus sit genere; exceptis duntaxat ascriptitiis qui villani dicuntur, quibus non est liberum obstantibus dominis suis a sui status conditione discedere.

[97]) Vgl. Paul's *Grundriß der germ. Phil.* I² (1901), p. 963 Anm.

[98]) ten Brink *Gesch. d. engl. Lit.* I², p. 255f.

[99]) Die Geschichte der in das Mittel- und Neuenglische eingedrungenen französischen Sprachelemente haben zahlreiche Arbeiten zum Gegenstand. In der folgenden Zusammenstellung, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, werden die oben Anm. 90 bereits genannten einschlägigen Untersuchungen von Derocquigny, Jespersen und Verf. nicht nochmals aufgeführt:

Karl Luik *Zur quantitierung der romanischen lehnwörter und den quantitätsgesetzen überhaupt,* in: *Anglia* XXX (1907), p. 1—55.

B. ten Brink *Chaucer's Sprache und Verskunst.* Leipzig 1884 (2. A. 1899). — D. Behrens *Beiträge zur Geschichte der franz. Sprache in England* I. Zur Lautlehre der französischen Lehnwörter im Mittelenglischen. Heilbronn 1886 (*Französ. Studien* V, 2). — Aug. Sturmfels *Der altfranz. Vokalismus im Mittelenglischen bis zum Jahre 1400,* in: *Anglia* VIII (1885) und IX (1886). — L. Morsbach *Die anglofranzösische Konsonantendehnung,* in: *Festgabe für Wendelin Foerster.* Halle 1902, p 324—330. —

Im 16. Jahrhundert läßt sich mit einer verstärkten französischen Kultur- und Literatureinwirkung [100]) ein erneuter stärkerer Spracheinfluß feststellen, den seit dieser Zeit wieder-

K. Hoevelmann *Zum Konsonantismus der altfranzösischen Lehnwörter in der mittelenglischen Dichtung des 14. und 15. Jahrhunderts.* Kieler Diss. 1903. — J. M. Booker *The French "inchoative" suffix -iss and the French -ir conjugation in Middle English.* Heidelberger Diss. 1912. — H. Sykes *French elements in Middle English.* Chapters illustrative of the Origin and Growth of Romance Influence on the Phrasal Power of Standard English in its Formative Period. Oxford 1899. — W. Owen Sypherd *Old French influence on Middle English Phraseology,* in: *Modern Philology* V, 1.

F. Kluge *NE proude-pride,* in: *Englische Studien* XXI (1895), p. 334 f. (handelt über Entlehnungen aus dem Franz. vor der norm. Eroberung). — W. W. Skeat *English words borrowed from French before the conquest,* in: *Academy,* Sept. 28. 1895 Nr. 1221. — F. Kluge *Das französische Element im Ormulum,* in: *Englische Studien* XXII (1896), p. 179—182. — A. Trampe Bödtker *French Words in English after 1066,* in *Mod. Lang. Notes,* Nov. 1909. — B. S. Monroe *French Words in Layamon,* in: *Modern Philology* IV 3. p. 559 ff. — R. Mettig *Die französischen Elemente im Alt- und Mittelenglischen* (800—1258). Beiträge zur Geschichte des englischen Wortschatzes, in: *Englische Studien* XLI (1909), p. 177—252. — H. Bradley *The word „moillere" in Piers the Plowman,* in: *Mod. lang. review* II (1907), S. 163 f. — H. Remus *Die kirchlichen und speziell wissenschaftlichen Lehnwörter Chaucers.* Halle 1906, in: *Studien zur engl. Phil.* hrsgb. von L. Morsbach XIV. — G. Reismüller *Romanische Lehnwörter bei Lydgate.* Leipzig 1911 [Münchener Beiträge zur rom. und engl. Philologie Heft 48].

R. E. Zachrisson *A contribution to the study of Anglo-Normann influence on English place-names,* Lund 1909, in: *Lunds Universitets Arsskrift.* N. F. Afd. 1. Bd. 4. Nr. 3. — R. E. Zachrisson *Two instances of French influence on English place-names,* in: *Studier i modern språkvetenskap* utgivna av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm V (1914).

L. M. Gay *Anglo-French words in English,* in: *Mod. Lang. Notes* XIV (1899), Sp. 80—85. — Ch. Bastide *De recentiore gallicorum verborum usu in anglica lingua.* Parisiis 1906 (Thèse). — F. Rösener *Die französischen Lehnwörter im Frühneuenglischen.* Marburger Dissert. 1907. — E. Metzger *Zur Betonung der lat.-romanischen Wörter mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von ca. 1560 bis ca. 1660.* Heidelberg 1908 [Anglist. Forsch. Heft 25]. — P. Adolphi *Doppelsuffixbildung und Suffixwechsel im Englischen mit besonderer Rücksicht auf das lat.-rom. Element.* Marburger Diss. 1910. — H. Brüll *Untergegangene und veraltete Worte des Französischen im heutigen Englisch.* Halle a. S. 1913.

*A. Beljame *Quae e gallicis verbis in anglicam linguam Johannes Dryden introduxerit.* Paris 1881. — H. Faltenbacher *Die romanischen, speziell französischen und lateinischen (bezw. latinisierten) Lehnwörter bei Caxton* (1422(?)—1491). Münchener Dissert. 1907.

Francisque-Michel *A critical inquiry into the Scottish language with the view of illustrating the rise and progress of civilisation in Scotland.* Edinbourg and London 1882. — K. Lenz, *Zur Lautlehre der französischen Elemente in den schottischen Dichtungen von 1500—1550.* Marburger Dissert. 1913. — A. Bock *Das französische Element in den neuenglischen Dialekten.* Münsteraner Dissertation 1911.

[100]) A. H. Upham *The French influence in English literatur from the accession of Elizabeth to the Restoration.* New York 1908. — Sidney Lee *The French Renaissance in England an account of the literary relations of England and France in the sixteenth century.* Oxford 1910.

holt einsetzende puristische Strömungen[101]) auch das ganze 17. Jahrhundert hindurch nicht aufzuhalten vermochten. Förderung hat der französische Einfluß im 17. Jahrhundert im besonderen noch durch die Ansiedelung zahlreicher französischer Hugenotten auf englischem Boden[102]) und die zunehmende Französierung des königlichen Hofes erfahren[103]). Eine in erster Linie vom Bürgertum getragene erfolgreiche nationale Reaktion tritt im 18. Jahrhundert ein. Nachdem England auf den verschiedensten Gebieten geistigen Lebens die Führung übernommen, wurde es jetzt der Ausgangspunkt einer Bewegung, die weit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus zur Beseitigung der kulturellen Vorherrschaft Frankreichs wesentlich beigetragen hat.

Daß das Normannische seinerseits in England starken Veränderungen ausgesetzt war, hat in drastischer Weise Walter Map schon für das 12. Jahrhundert bezeugt: *Apud Merleburgem fons est quem si quis, ut aiunt, gustaverit, gallice barbarizet; unde cum viciose quis illa lingua loquitur, dicimus, eum loqui gallicum Merlebergae*[104]). Im 13. Jahrhundert bemerkt Philipp von Beaumanoir vom Grafen von Gloucester, wo er ihn in Jehan et Blonde französisch redend oder vielmehr radebrechend auftreten läßt: *Si vaut a lui parler franchois Mais sa langue torne en Englois*[105]). Französisch radebrechende Engländer werden wiederholt auch sonst in französischen Texten des 13. und 15. Jahrhunderts vorgeführt[106]). Anglonormannische Schriftsteller der späteren Zeit, wie Willhelm von Waddington[107]) und Gower[108]) bitten um nachsichtige

[101]) Fr. Kluge in Paul's *Grundr. d. germ. Philol.* I². 945 f. — W. Prein *Puristische Strömungen im 16. Jahrh.* Ein Beitrag zur engl. Sprachgeschichte. Progr. Wanne u. Eickel 1909. Auch Dissert. Münster 1909.

[102]) C. Bastide *Anglais et Français du XVIIe siècle.* Paris 1912. — L. Charlanne *L'influence française en Angleterre au XVIIe siècle.* Etude sur les Relations sociales de la France et de l'Angleterre surtout dans la seconde moitié du XVIIe siècle. Thèse. 2 vol. Paris 1906. Darin I, 3 La langue française en Angleterre. Maîtres et livres. Le français chez le roi, à la cour, dans la société, chez les écrivains, au théâtre.

[103]) C. Bastide *l. c.*

[104]) *De Nugis Curialium* ed. Th. Wright p. 235 f.

[105]) *Jehan et Blonde* 2635 f.

[106]) J. E. Matzke *Some examples of French as spoken by Englishmen in Old French Literature.* in: *Mod. Philology,* Vol. III, Nr. 1, June, 1905.

[107]) Vgl. J. Payne *Transactions of the philol. society* 1868/9. p. 355.

[108]) *The complete works of John Gower* ed. by G. C. Macaulay. The French works. Oxford 1899. p. 391:

> A! université de tout le monde
> Johan Gower ceste Balade envoie;
> Et si jeo n'ai de François la faconde
> Pardonetz moi que jeo de ceo forsvoie:
> Jeo sui Englois, si quier par tiele voie
> Estre escusé . . . .

Beurteilung ihrer französischen Schreibweise unter Hinweis auf ihre englische Herkunft. Das englische Juristenfranzösisch zeigt den sprachlichen Verfall in besonders stark ausgeprägter Weise und entwickelt sich schließlich zu einer Art konventionellem Jargon[109]. Dabei hatte man es an Bemühungen, das heimatliche Französisch nach kontinentalem, speciell Pariser Muster zu modeln jenseits des Kanals von jeher nicht fehlen lassen. Von den zahlreichen Ausländern, die außer dem Verlangen nach gesellschaftlicher und gelehrter Bildung der Wunsch, in der französischen Sprache sich zu vervollkommnen, nach der französischen Hauptstadt zog, stellte England im Mittelalter und darüber hinaus ein besonders großes Kontingent[110]. Daneben begegnet in vornehmen Kreisen der Brauch, durch französische Erzieher die Kinder in französischer Sitte und Sprache daheim unterweisen zu lassen[111].

Grammatische Anleitungsschriften und sonstige Hilfsmittel zur Erlernung des Französischen begegnen in England seit dem 13. Jahrhundert. Sie mehren sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts[112] und erscheinen seit dem 16.[113] in großer Zahl.

6. Deutschland und die anderen deutschsprachigen Länder.

Französischer Spracheinfluß begegnet hier im Mittelalter seit dem 11., in steigendem Maße im 12. und 13. Jahrhundert, als Folge der Kulturhegemonie Frankreichs, die sich auf verschiedenen Gebieten geistigen Lebens, im besonderen in der Hervorbringung eines von dem Rittertum getragenen neuen gesellschaftlichen Bildungsideals äußerte[114]. Ein wichtiges

[109]) F. W. Maitland *The Anglo-French law language*, in: *The Cambridge History of Engl. Litt.* ed. by A. W. Ward and A. R. Waller I, 407 ff. (Aus der Einleitung von Maitlands Ausgabe der *Year books of Edward II* (Selden Society Series).

[110]) A. Budinszky *Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter*. Berlin 1876. — Fr. J. Furnivall *Early English Meals and Manners ... with some forewords on education in Early England*. London 1868 (Early Engl. Text Society XXXII). p. XL f.

[111]) Philippe de Beaumanoir *Jehan et Blonde* V. 403 f.

[112]) J. Stürzinger *Orthographia Gallica*. Heilbronn 1884. Einleitung I: Zur Geschichte der franz. Grammatik in England vor dem XVI. Jh.

[113]) A. H. Upham *l. c.* p. 9 ff.

[114]) K. Lamprecht *Deutsche Geschichte* III (Berlin 1893), p. 183 ff. — G. Steinhausen *Geschichte der deutschen Kultur* I 2. Aufl. (Leipzig und Wien 1913), p. 308 ff. — Die folgenden beiden Bücher L. Reynaud's zeugen von großer Belesenheit aber ebenso großer Voreingenommenheit ihres Verfassers: *Les origines de l'influence française en Allemagne* I. Paris 1913 (vgl. R. Holtzmann *Frankf. Zeit.* 3. Jan. 1915. Erstes Morgenblatt); *Histoire générale de l'influence française en Allemagne*. Paris 1914. — Den Einfluß französischer Cisterziensermönche auf die Namengebung eines Ortes in Schlesien sucht H. Sabersky *(Altfranzösisches in der schlesischen*

Vermittlungsgebiet der deutsch-französischen Beziehungen bilden die Grenzgebiete am Niederrhein. Flandern und Brabant, von wo sich der Strom französischen Geistes über die nördlichen Niederlande, über West- und Süddeutschland und Donauabwärts nach Österreich hinein ergießt, während Niederdeutschland und das nördliche Mitteldeutschland davon meist nur mittelbar berührt worden sind. Kenntnis der fransösischen Sprache wird ein wichtiger Faktor der gesellschaftlichen Bildung des Rittertums, das ebenfalls unter französischem Einfluß die literarische Führerschaft übernimmt.

> *Avoit une costume ens el tiois païs*
> *Que li grant signor, li conte et li marchis*
> *Avoient entour eux gent françois tous dis*
> *Pour aprendre françois lor filles et fils.*

dichtet in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts der Brabanter Adenet [115]) mit offenbarer Anspielung auf die Verhältnisse seiner Zeit. Auch fehlt es nicht an Zeugnissen dafür, daß man auf Erlernung der französischen Sprache an der Quelle selbst bedacht war. Von etwa 1180 ab spiegelt die Sprache der Literatur in besonders starkem Maße die Einwirkung der feineren höfisch-ritterlichen Kultur Frankreichs durch die Aufnahme französischer Ausdrücke für Begriffe des höfischen Lebens wieder [116]). Außer einer großen Menge französischer Wörter und Wendungen, fanden Wortbildungsmittel und Übersetzungen französischer Modewörter Eingang in die jetzt entstehende höfische Kunstsprache [117]), die zu

---

Mundart) in den *Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde* XV (1913), p. 209 f. nachzuweisen und stellt ebenda eine Untersuchung anderer Wörter in Aussicht, die eine von den Klöstern ausgehende altfranzösische Spracheinwirkung vermuten lassen. Vgl. dagegen L. Schulte *Angebliche altfranzösische Ortsnamen in Schlesien* ib. XVI (1914), p. 88 ff.

[115]) *Berte aux grans piés* p. p. Aug. Scheler. Bruxelles 1874. v. 148 ff.

[116]) Fr. Seiler *Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes* II. Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. 2. Aufl. Halle a. S. 1907. p. 104 ff.

[117]) E. Steinmeyer *Über einige Epitheta der mhd. Poesie.* Rede beim Antritt des Prorektorates der Kgl. Bayer. Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen. Erlangen 1889. — J. Kassewitz *Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen.* Straßburger Dissertation 1890. — R. F. Kaindl *Die französischen Wörter bei Gottfried von Straßburg,* in: *Zeitschr. f. rom. Phil.* XVII (1893), p. 356—367. — Th. Maxeiner *Beiträge zur Geschichte der französischen Wörter im Mittelhochdeutschen.* Marburger Dissert. 1897. — L. Wiener *French words in Wolfram von Eschenbach,* in: *American Journ. of Phil.* XVI (1895), 326—361. — F. Piquet *De vocabulis quae in duodecimo seculo et in tertii decimi principio Gallis Germani assumpserint.* Thèse. Paris 1878. — H. Palander *Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im zwölften Jahrhundert,* in: *Mémoires de la société néo-philologique à Helsingfors* III (1902), p. 75—204. — Th. Maxeiner *Die mittelhochdeutschen Substantive mit dem Suffix -ier,* in: *Arch. f. neuere Spr.* CX (1903), p. 312—

großem Ansehen gelangt, bevor sie mit dem Niedergang des höfischen Rittertums gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts allmählichem Verfall entgegengeht. Ein Teil der in derselben enthaltenen französischen Elemente wurde von der Sprache des täglichen Verkehrs aufgenommen und hat hier dauernd Bürgerrecht erlangt.

Im 14. und 15. Jahrhundert, der Zeit eines kräftig aufstrebenden Bürgertums, haben erweiterte Handelsbeziehungen zwar die Aufnahme französischen Sprachguts besonders begünstigt, im Ganzen aber läßt sich jetzt ein starkes Nachlassen des französischen Spracheinflusses feststellen [118]).

Das ändert sich, als im 16. Jahrhundert eine unter italienischem und spanischem Einfluß stehende verfeinerte Hofkultur Frankreichs an deutschen Fürstenhöfen und beim Adel Eingang findet [119]). Die in höfisch-aristokratischen Kreisen erneut hervortretende Hinneigung zu französischem Wesen färbt bald auf einen Teil des seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in einer wirtschaftlichen und sozialen Abwärtsbewegung befindlichen Bürgertums ab. Politische Verhältnisse, Französierung des diplomatischen Verkehrs durch Karl V. [120]), die Einwanderung zahlreicher Glaubensflüchtlinge [121]), ein entwickelter Reiseverkehr u. a. haben den französischen Einfluß begünstigt, den, wie im Mittelalter, die südlichen Niederlande haben vermitteln und verstärken helfen und der jetzt wie damals nicht zum wenigsten auch in einer starken Vorliebe für die französische Sprache seinen Ausdruck findet.

In der Erziehung der Fürsten beginnt bereits im 16. Jahrhundert die Erlernung der französischen Sprache eine wichtige Rolle zu spielen. Ebenso wurde in den Kreisen des Adels,

---

345. CXI (1903), p. 404. — Hugo Suolahti *Ein französisches Suffix im Mittelhochdeutschen*, in: *Neuphilologische Mitteilungen* herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors. XIV (1914), p. 111—124. — Arbeiten, welche die neuere Zeit mit behandeln, sind weiter unten aufgeführt.

[118]) Fr. Seiler *l. c.* II² p. 186 ff. III, p. 90 ff. Vgl. auch Anm. 119 C. Gebauer p. 5 f.

[119]) G. Steinhausen *Die Anfänge des französischen Literatur- und Kultureinflusses in Deutschland in neuerer Zeit*, in: *Zs. f. vgl. Litteraturgesch.* N. F. VII (1894), p. 349—382. — C. Gebauer *Geschichte des französischen Kultureinflusses auf Deutschland von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege.* Straßburg 1911. — G. Steinhausen *Geschichte der deutschen Kultur.* 2te Aufl. II (Leipzig u. Wien) 1913, p. 293 ff.

[120]) G. Steinhausen *Zs. f. vgl. Litteraturgeschichte.* N. F. VII (1894), p. 358 f.

[121]) H. Tollin *Die französischen Kolonien im deutschen Reich*, in: *Deutsche Erde.* 1. Jahrgang, Gotha 1902. p. 4 f. Dazu ib. *Karte der französischen Kolonien im Gebiete des heutigen Deutschen Reichs*, entworfen von Paul Langhans.

der an die Höfe Anschluß suchte, auf Aneignung des Französischen schon damals in steigendem Maße Bedacht genommen. Für die Stellung des Bürgertums bezeichnend ist ein Vorkommnis aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, auf das ich bei anderer Gelegenheit hingewiesen habe [122]. Der Prodekan der philosophischen Fakultät der Universität Gießen, Conrad Bachmann, lädt im Jahre 1611 in einem lateinisch abgefaßten Schreiben zum Besuch eines in französischer Sprache gehaltenen Vortrags des aus Pforzheim gebürtigen Kandidaten der Philosophie Auchter ein, mit dem Bemerken, daß er (Bachmann) selbst Französisch nicht versteht, und wenige von den Geladenen nach seiner Meinung es verstehen dürften: „*Cives igitur Academici, quiqui estis quaesumus hora dicta convenire, et Oratorem hunc nostrum in media Germania natum et educatum volubili illa et Gallica lingua perorantem auscultare, et si pauci vestrum sint, qui ea quae dicturus est intelligunt* (*neque ipse intelligo*) *saltem propter argumentum Orationis adeste . . .*“ Als Auchter den vor versammeltem Senat gehaltenen Vortrag auf Anraten seines akademischen Lehrers, Philipp Garnier, dem Druck übergeben, bemerkt er in einem an 3 badische Prinzen gerichteten Widmungsschreiben, daß er sich auf Wunsch seiner Eltern dem Studium der französischen Sprache gewidmet habe „*principalement pour ce que c'est celle qui pour le iourd'huy est le plus en usage en la cour des Princes et Seigneurs, et de la quelle on se sert coustumierement en toutes conversations et devis familiers*“. Das Ganze ist ein interessanter Beleg dafür, daß zu Beginn des 17. Jahrhunderts die gelehrte Welt, wenngleich sie ihrerseits am Latein festhielt, dem Französischen als Element eines höfischen modernen Bildungsideals weitestgehende Zugeständnisse machte, und daß man um diese Zeit in Bürgerkreisen die Sprache der neuen Bildung sich anzueignen bestrebt war. Als dann mit der politischen Vorherrschaft Frankreichs unter Ludwig XIV. der französische Einfluß in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung allgemein eine weitere außerordentliche Steigerung erfuhr, wuchs auch das Ansehen der französischen Sprache, die sich in Deutschland das ganze 18. Jahrhundert hindurch bis in das 19. hinein außerordentlicher Verbreitung erfreute [123]. Alle Welt wollte jetzt

[122]) *Zur Geschichte des neusprachlichen Unterrichts an der Universität Gießen* [Sonderabdruck aus: *Die Universität Gießen* von 1607 bis 1907. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier herausgegeben von der Universität Gießen. Gießen 1907], p. 3.

[123]) Lamprecht *Deutsche Geschichte* VII (Freiburg im Breisgau 1905), p. 22 ff. — B. Haendke *Deutsche Kultur im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.* Leipzig 1906. p. 324—336. — C. Gebauer *Quellenstudien zur Geschichte des neueren französischen Einflusses auf die deutsche Kultur,* in: *Archiv für Kulturgeschichte* V (1907), p. 440—468, VI (1908), p. 1—21. — C. Gebauer *Quellenstudien zur Geschichte des französischen Einflusses auf*

Französisch lernen und unter denen, die es bis zur Beherrschung der fremden Sprache nicht brachten, suchten viele wenigstens der Muttersprache durch Einfügung französischer Brocken ein französisches Ansehen zu geben. 1687 bemerkt Thomasius in seinem Programm „Von Nachahmung der Frantzosen": „bey uns Teutschen ist die frantzösische Sprache so gemein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuster und Schneider, Kinder und Gesinde dieselbe gut genung reden[124])." Zehn Jahre später findet Leibniz, obwohl er für eine maßvolle Einbürgerung fremder Wörter eintritt, daß „der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß die Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Canzley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichem Französisch sein Teutsches verderbet"[125]). 1728 schreibt Montesquieu von Wien an den Abbé d'Olivet: „*Notre langue y* (in Wien) *est si universelle qu'elle y est presque la seule chez les honnêtes gens, et l'italien y est presque inutile. Je suis persuadé que le français gagnera tous les jours dans les pays étrangers. La communication des peuples y est si grande qu'ils ont absolument besoin d'une langue commune, et on choisira toujours notre français*"[126]). 1745 verfügte Friedrich der Große, daß die Publikationen der Berliner Akademie sämtlich in französischer Sprache zu erscheinen haben, und Maupertuis, der Präsident der Akademie, nennt 1750 das Französische „*plutôt la langue de l'Europe entière que la langue des François*"[127]). Über ganz Deutschland ergoß sich eine wahre Flut französischer Literaturwerke, die im Original und in Übersetzungen begierig aufgenommen wurden. So erfahren wir aus der

Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege, in: *Archiv für Kulturgeschichte* IX (1911), p. 404—438. — G. Steinhausen *Gesch. d. deutschen Kultur* II (2. Aufl. 1913), p. 335 ff. — Bettina Strauß *La culture française à Francfort au XVIIIe siècle*. Paris 1914. — Von älteren Schriftstellern seien erwähnt: Jh. Gli. Radloff *Frankreichs Sprach- und Geistestyrannei über Europa seit dem Rastatter Frieden* des Jahres 1714, München 1814, und Fr. Rühs *Historische Entwickelung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen.* Berlin 1815.

[124]) J. O. Opel *Christian Thomas. Kleine deutsche Schriften, in: Festschrift der histor. Commission der Provinz Sachsen zur Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg am 1. bis 4. August 1894.* p. 101.

[125]) *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache* ed. G. E. Guhrauer, in: *Leibniz's Deutsche Schriften.* Berlin 1838, I, p. 456. Vgl. über Leibnizens Verhältnis zur franz. Sprache Edm. Pfleiderer *Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger,* Leipzig 1876, p. 295, 689 ff.

[126]) *Correspondance de Montesquieu* p. p. François Gebelin. Avec la collaboration de M. André Morize. T. I (Paris 1914), p. 217.

[127]) Maupertuis, *Des devoirs de l'Academicien,* in: *Hist. de l'Ac. Royale des sciences et belles lettres.* Anneé 1753 (Berlin 1755). Mémoires p. 511 ff. Vgl. Ad. Harnack *Geschichte der Königl. preuß. Ac. der Wissensch. zu Berlin.* Erster Band. Erste Hälfte. Berlin 1900.

„Litteratur- und Theaterzeitung" für das Jahr 1782, daß sich um die Mitte des Jahrhunderts in Stralsund „ein Liebhabertheater formierte, auf dem aber Deutsche leider Französisch reden" [128]). „Dem französischen Theater haben Zeit, Übung, Glück, Natur und Menchen so viel Vorzüge vor dem unserigen erworben, daß wir niemals die Unverschämtheit haben werden, uns mit demselben in eine Vergleichung zu setzen," bemerkt 1748 der Schauspieldirektor Johann Friedrich Schönemann in der Vorrede zum 2. Bande seiner Sammlung von „Schauspielen, welche auf der von Sr. Königl. Majestät in Preußen und von Ihro Hochfürstl. Durchl. zu Braunschweig und Lüneburg privilegierten Schönemannischen Schaubühne aufgeführt werden" [129]). Auch als es mit Frankreichs kultureller Vorherrschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Ende ging, und in Deutschland erfolgreiche Bestrebungen um Begründung und Pflege einer nationalen Kultur und Literatur der Muttersprache wieder zu ihrem Rechte verhalfen, hat das Französische im Ganzen an Ansehen zunächst wenig eingebüßt. Friedrich der Große, der durch seine Taten so viel zur Kräftigung des nationalen Gedankens beigetragen, hat sich selbst dem Einfluß französischer Philosophie, Literatur und Sprache nicht mehr zu entziehen vermocht. 1769 schreibt Herder: „Nach der Muttersprache folgt die französische: denn sie ist die allgemeinste und unentbehrlichste in Europa. . . . Ich will, daß selbst der Gelehrte besser Französisch als Latein könne" [130]). Der Verfasser eines im „Theater-Kalender auf das Jahr 1785" veröffentlichten Berichtes über das Fürstlich Leiningen'sche Gesellschaftstheater zu Dürckheim an der Hardt sieht sich zu der ausdrücklichen Bemerkung veranlaßt, man möge aus den französischen Stücken, die gegeben wurden, „nicht vermuten, daß auch hier noch, wie an so vielen anderen Orten eine Vorliebe für französische Stücke [131]) auf Kosten der Vaterländischen, herrsche". 1786 bemängelt der Österreicher Alxinger an einem Buch seines Freundes Reinhold „dessen über alle Maß französierenden Styl" [132]). Noch in der Zeit unmittelbar

[128]) Hans Devrient *Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft.* Hamburg und Leipzig 1895. p. 176. Anm.

[129]) ib. p. 148.

[130]) *Journal meiner Reise im Jahre 1769. Herders sämtliche Werke,* hrsgegb. von B. Suphan IV, Berlin 1878, p. 393.

[131]) Gemeint sind Aufführungen derselben in französischer Sprache. Über das franz. Schauspiel an deutschen Höfen handelt eingehend J.-J. Olivier *Les Comédiens Français dans les cours d'Allemagne au XVIIIe siècle.* 4 Vol. Paris 1901–1905.

[132]) R. Keil *Wiener Freunde 1784–1808.* Beiträge zur Jugendgeschichte der deutsch-österreichischen Literatur. Wien 1883. p. 42. Es handelt sich um Reinhold's anonym erschienene Schrift *Herzenserleichterungen zweyer Menschenfreunde in vertraulichen Briefen über Johann Caspar Lavaters Glaubensbekenntnis* (Frankfurth und Leipzig 1785).

vor der Revolution haben die reisenden Landjunker unter den in Paris sich aufhaltenden Deutschen eine besondere Klasse gebildet. Nicolaus de Bonneville karikiert ihre Art in einigen Briefen, worin er einen Junker seinen Vater mit hautement bien né, gracieux sieur Papa (Hochwohlgeborener, gnädiger Herr Papa!) anreden läßt[133]). Goethe spottet 1790:

Lange haben die Großen der Franzosen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet der Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken[134]).

Die Fremdherrschaft der napoleonischen Zeit hat den Spracheinfluß Frankreichs auf Deutschland auf verschiedene Weise zunächst gefördert[135]), wenn auch gerade sie es war, die zur Stärkung des nationalen Geistes und dadurch mittelbar zur Beseitigung der französischen Sprachtyrannei in Deutschland wirksam beigetragen. Wie sehr noch zur Zeit der Frei-

---

[133]) Vgl. G. Depping in: Deutsche Pandora III, p. 103.

[134]) *Venetianische Epigramme* Nr. 59. S. auch C. Sachs *Goethes Beschäftigung mit französischer Sprache und Literatur*, in: *Zs. f. franz. Spr. u. Litt.* XXIII (1901), p. 41 f. und W. Bode *Die Franzosen und Engländer in Goethes Leben und Urteil.* Berlin 1915. Ein weiteres interessantes Zeugnis für das in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts vorhandene Bestreben bürgerlicher Kreise, es in der Aneignung des Französischen den Adeligen gleichzutun, siehe *Mélanges de philol. rom. dédiés à Carl Wahlund* (Macon 1896), p. 193 f. — Über die zahlreichen Franzosen, die von 1775—1806 in Weimar sich aufgehalten oder Beziehungen dorthin unterhalten haben, vgl. Ch. Joret *Les Français à la cour de Weimar (1775—1806)*, in: *Nouvelles Archives des Missions scientifiques et littéraires* IX (1899), p. 559—570.

[135]) Eine eingehende Untersuchung fehlt. Vgl. * *La langue française dans les territoires annexés de 1794 à 1814*, in *Intermédiaire des chercheurs et curieux 10 sept., 30. nov. 1894.* — L. Salomon *Geschichte des deutschen Zeitungswesens.* Zweiter Band (Oldenburg und Leipzig 1902: *Die deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft (1792—1814)*. — C. Gebauer *Das französische Element im Theaterleben Magdeburgs während der Fremdherrschaft (Ende 1806 bis 1814)*, in: *Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg.* 41. Jahrgang 1906. p. 328 ff. — A. Fritz *Theater und Musik in Aachen zur Zeit der französischen Herrschaft*, in: *Zs. d. Aachener Geschichtsvereins* 23. Bd. (1901), S. 31—170. — A. Fritz *Theaterbezirke am Rhein vor 100 Jahren*, in: Die Rheinlande. Aprilheft 1902. — W. J. Becker *Forschungen zum Theaterwesen von Koblenz* I. Gießener Dissert. 1915. S. 58 ff. — Fr. Katt *Berliner Theaterverhältnisse zur Franzosenzeit 1807—1808*, in: *Deutsche Bühnengenossenschaft* XXIX (1900), p. 199 f.

Über die französischen Emigranten s. u. a. Ernest Daudet *Histoire de l'Emigration pendant la révolution.* 3 Bde. 1904—1917. — Chr. v. Stramberg *Rheinischer Antiquarius.* 2. unveränderter Abdruck I (1860), p. 4 ff. — A. Hechelmann *Westfalen und die französische Emigration*, in: *Zeitschr. f. vaterländ. Geschichte und Altertumskunde* Bd. 46, 2 (1888), p. 33—91. — H. Harkensee *Beiträge zur Geschichte der Emigranten in Hamburg.* I. Das französische Theater. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums des Johanneums in Hamburg. Ostern 1896. II. Madame de Genlis. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule und Realschule vor dem Holstentor zu Hamburg. Ostern 1900.

heitskriege weite Kreise im Banne der französischen Sprache standen, ersieht man aus einer im Januar 1812 „zum Besten unbemittelter Freywilliger des Großherzogthums Hessen“ herausgegebenen Broschüre Friedrich Gottlieb Welcker's: *Warum muß die französische Sprache weichen und wo zunächst?* Daß in der Diplomatie, meint Verfasser, das Französische beträchtlich von seinem Gebiet verlieren werde, lasse sich voraussehen. Weit weniger lasse sich erwarten, daß an den deutschen Höfen der Geist der Zeit eine schnelle oder gänzliche Veränderung hervorbringen werde. Die Umgangsweise der Vornehmen und Reichen richte sich überall viel nach den Höfen, und so werde auch diese ganze zahlreiche Klasse nicht auf einmal von der wohlbegründeten Gewohnheit, sich französisch zu unterhalten, abkommen. Von der Jugend erst erwartet er mit Bestimmtheit, „daß sie den Unfug unter sich nicht mehr dulden wird“ [136]). Selbst diese Erwartung hat sich nur teilweise erfüllt. Bereits im Ausgang der zwanziger Jahre (unter dem 8. Februar 1827) liest man in den „Blättern für literarische Unterhaltung“: „Wir kennen einen Ort, da war es vor 10—12 Jahren fast lebensgefährlich sich nur merken zu lassen, daß man die Sprache der ‚ruchlosen Welschen‘, das Idiom aus dem ‚neuen Babel‘ verstand ....., jetzt dagegen spielt man daselbst französische Komödie, kleidet sich nach dem neuesten Schnitt der rue Vivienne und parliert Französisch, daß Franzosen und Deutschen die Ohren gellen möchten [137]).“ Nach der Pariser Julirevolution dürften derartige Rückfälle in die Französelei mancherorts erst recht in die Erscheinung getreten sein. Besonders groß war jetzt auch die Zahl der Deutschen, die zu ihrer Belustigung oder Belehrung kürzere oder längere Zeit in Paris sich aufhielten. Die deutschen Gaue, bemerkt Depping im dritten Bande der „Deutschen Pandora“ (1840), sind voll von Handwerkern, welche sich in Paris in ihrem Gewerbe vervollkommnet haben. Mit Bezug auf die in Paris eine Zeitlang sich aufhaltenden zahlreichen jüngeren deutschen Mediziner sagt Schokalski, Vorsitzender des Vereins deutscher Ärzte in Paris für das Jahr 1846, daß es damals Sitte gewesen, das deutsche Doktordiplom mit Pariser Sand bestreuen zu lassen [138]). Unter den Deutschen, die um diese Zeit des Erwerbs wegen nach Paris auswanderten, um später in die Heimat zurückzukehren, nahmen einen besonderen

[136]) Ähnlich kräftigen Ausdruck fand die nationale Reaktion gegen die französische Sprache in anderen Schriften der Zeit. Vgl. L. Geiger *Berlin 1688—1840.* II (Berlin 1895), p. 389 ff. Auch die oben Anm. 122 erwähnten Schriften von Radloff und Rühs sind hier zu nennen.

[137]) S. H. Blösch *Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich.* Bern 1903. p. 54 Anm.

[138]) W. Strickers *Germania* I (1847), S. 283 f.

Platz die aus Oberhessen stammenden Pariser Straßenkehrer ein, deren Gesamtzahl Ludwig Bamberger 1867 auf mindestens 3000 geschätzt hat. Sie selbst zwar hätten zum Unterschiede von allen ihren in Paris sich aufhaltenden Landsleuten nicht das Geringste von der französischen Sprache erlernt, wohl aber seien ihre Kinder, mit denen sie reich gesegnet, darin ziemlich schnell vorwärts gekommen[139], und wir dürfen annehmen, daß auf sie die in der oberhessischen Mundart heute vorhandenen aus dem Französischen stammenden Wörter zum Teil zurückzuführen sind. Mit Bezug auf die Aufnahme französischer Wörter in die deutsche Hochsprache bemerken Dollfuß und Neffzer in einem *De l'esprit français et de l'esprit allemand* überschriebenen Aufsatz an der Spitze des ersten Heftes der von ihnen begründeten *Revue Germanique* vom Jahre 1858: „*elle* [la langue allemande] *ne sait pas se borner, et se montre toujours prête à emprunter aux langues étrangères, et surtout au français*“.

Im 16. Jahrhundert bereits verallgemeinerte sich in adeligen und besser situierten bürgerlichen Familien der Brauch, ihre Söhne zur Ausbildung nach Frankreich zu schicken. Aber auch diejenigen, denen die Mittel oder die Gelegenheit fehlten, auf diese Weise an der Quelle die Sprache sich anzueignen, fanden dazu in der Heimat bald reichliche Gelegenheit. An gedruckten Hilfsmitteln zur Erlernung des Französischen fehlte es seit dem 16. Jahrhundert nicht[140], seit der 2. Hälfte des Jahrhunderts finden wir es, wenn auch zunächst nur vereinzelt,

[139]) Louis Bamberger *La colonie allemande*, in: *Paris Guide*. Paris 1867. II, 1017ff. Auch erschienen in der *Rev. Moderne* vom 1. Mai 1867 und in deutscher Übersetzung in Ludwig Bambergers *Gesammelten Schriften* I. 213ff. — Fr. Bansa *Die deutsche Hügelgemeinde in Paris*. 1858—1908. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Auslandsdiaspora. Verlag des Christlichen Zeitschriftenvereins. Berlin 1908. — Vgl. auch *Die Pariser*. Ein Roman aus Hessen von Alfred Bock. Berlin 1909.

[140]) P. Stengel *Chronologisches Verzeichnis französ. Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*. Oppeln 1890. — Ch. Beaulieux *Liste des dictionnaires, lexiques et vocabulaires français antérieures au „thrésor“ de Nicot (1608)*, in: *Mélanges de Philologie offerts à Ferdinand Brunot*. Paris 1904. p. 371—398. Das von Beaulieux p. 398 nach Schwartze (*Die Wörterbücher d. frz. Spr. vor dem Erscheinen des Dict. de l'Ac. frç.* Jena 1875) aufgeführte *Vocabularium Latinis, Gallicis & Theutonicis verbis scriptum*. Lyon, Jehan Thomas 1507 dürfte identisch sein mit dem von ihm ebenda nach Brunet verzeichneten vom Jahre 1514. Bei dem von Beaulieux p. 381 erwähnten *Dictionarius*[?] *Latinis, Gallicis et Germanis vocabulis conscriptus*. Straßburg, Humpffuff 1515 handelt es sich um einen anderen Druck des gleichen Werkes. Die beiden von mir eingesehenen Drucke Lyon 1514 und Straßburg 1515 befinden sich auf der Hof- und Staatsbibliothek in München. Sie wurden beschrieben von Simonsfeld im *Ausland* 1893, Nr. 27 und danach zitiert von G. Steinhausen *Zs. f. vgl. Litgesch.* N. F. VII. p. 357 Anm.

im Lehrplan öffentlicher Bildungsanstalten[141]. und Lehrer desselben begegnen seit dieser Zeit in wachsender Zahl[141]. Französische Sprachmeister, meist Franzosen oder Wallonen, die wegen ihres Glaubens der Heimat den Rücken kehrten[142], haben später Deutschland geradezu überschwemmt und konnten trotz starker Nachfrage lohnende Beschäftigung in ihrem Beruf nicht immer finden. So waren ihrer 1711 in Gießen so viele, daß einer dem andern „das Brod aus dem Munde riß", und in einem Bericht der Universität an den Landgrafen vom Jahre 1744 wird bemerkt, daß „es an dergleichen subjectis . . . im mindesten nicht fehlte, vielmehr ganz Teutschland derselben einen großen Überfluß besitze, welche, wenn sie ihre Muttersprache zu dozieren Urlaub erlangen können auch umsonst und ohne den geringsten ordinären Gehalt ihren Aufenthalt allhier zu nehmen, sich es vor einer Gnade schätzen"[143].

Es ist nach dem Ausgeführten begreiflich, daß trotz früh einsetzender und andauernder puristischer Gegenbestre-

[141] C. Wahlund *La philologie française au temps jadis*, in: *Recueil de mémoires philologiques présenté à M. Gaston Paris par ses élèves suédois*, Stockholm 1889, p. 103 ff. — C. Dorfeld *Französischer Unterricht, geschichtlicher Abriß*, in: W. Rein *Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik*. 2. Aufl. 3. Bd. Langensalza 1905, p. 1—31.

[142] S. Anm. 121 Tollin und beachte über die Flüchtlingsgemeinden aus der großen Zahl einschlägiger Arbeiten im besonderen noch: Ch. Ancillon *Histoire de l'établissement des Français réfugiés dans le Brandebourg*. Berlin 1690. — Erman et Reclam, *Mémoires pour servir à l'histoire des Réfugiés français dans les Etats du Roi*. Berlin 1782 ff. — Ch. Weiss *Histoire des réfugiés protestants. France depuis la révocation de l'Édit de Nantes jusqu'à nos jours*. 2 vol. Paris 1853. — [Ph. Weyel] *Die französische Kolonie Neu-Isenburg bei Frankfurt am Main*. Neu-Isenburg 1861. — C. F. Köhler *Die Réfugiés und ihre Kolonien in Preußen und Kurhessen*. Gotha 1867. — Ed. Muret *Geschichte der französischen Kolonie in Brandenburg-Preußen*. Berlin 1885. — H. Tollin *Geschichte der französischen Kolonie von Magdeburg*. 3 Bde. Halle 1887 ff. — A. Schöttler *Die französischen Kolonien zu Müncheberg und Fürstenwalde*. I Müncheberg. Beilage zum Programm des Gymnasiums in Fürstenwalde 1895. — G. Pariset *L'Etat et les Eglises en Prusse sous Frédéric-Guillaume Ier [1713—1740]*. Thèse. Paris 1896. p. 210—222: Le Refuge. — K. Neßler *Festschrift zur 300 jährigen Jubelfeier der wallonischen Gemeinde zu Hanau*. Hanau 1897. — E. Du Bois-Reymond *Die Berliner französische Kolonie in der Ak. d. Wissenschaften* (Du Bois-Reymond *Reden*. 2. Bd. 1887: S. 503—524). — C. Marmier *Geschichte und Sprache der Hugenottenkolonie Friedrichsdorf am Taunus*. Marburg 1901. — *Auguste Descamps *Un village français en Allemagne: Friedrichsdorf (Taunus)*. 101 p. O. J. u. O. (s. H. Witte *Deutsche Erde* XI (1912), p. 181 f.) — D^r. Ebrard *Die französische reformierte Gemeinde in Frankfurt a. M.* 1554—1904. Frankfurt 1906. — S. ferner: *Die franz. Kolonie*. Zeitschr. f. Vergangenheit u. Gegenwart der französisch-reformierten Gemeinden Deutschlands: *Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins* und *Bulletin historique et littéraire de la Soc. d'Hist. du protestantisme français*.

[143] *Zur Geschichte des neusprachl. Unterrichts an d. Univ. Gießen* (s. oben Anm. 122). II. 343.

bungen[144]) zu den im Mittelalter in das Deutsche eingedrungenen französischen Lehnwörtern und Wortbildungselementen seit dem 16. Jahrhundert sehr zahlreiche neue hinzugekommen sind[145]). Wie nachhaltig und tiefgehend der

[144]) H. Wolff *Der Purismus in der Litteratur des 17. Jahrhunderts.* Straßburger Dissert. 1888. — H. Schultz *Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des XVII. Jahrhunderts für die Reinigung der deutschen Sprache.* Göttingen 1888. — Fr. Kluge *Von Luther bis Lessing.* 4. Aufl. Straßburg 1904. p. 166 ff. — A. Streuber *Deutsches Wesen und deutsche Sprache in französischen Sprachlehren früherer Jahrhunderte,* in: *Neue Jahrbücher* 1916. II, p. 261—275. — Über Sprachreinigungsbestrebungen im 18. Jahrh. vgl. W. Feldmann *Zs. f. deutsche Wortforsch.* VII (1905) p. 241 ff., ib. VIII (1906) p. 49; über solche zu Beginn d. 19. Jahrhunderts L. Geiger *Berlin 1688—1840* (s. oben Anm. 136), p. 389 ff.

[145]) Fr. Aug. Brandstäter *Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache mit besonderer Rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche Literatur. Eine patriotische Mahnung.* Leipzig 1874. — J. Moers *Die Form und Begriffsveränderungen der französischen Fremdwörter im Deutschen.* Bonn 1884 (Beil. zum Progr. d. höheren Bürgerschule zu Bonn. Ostern 1884). — J. Blumer *Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen.* Leitmeritz 1890. — Th. Gartner *Französische Redensarten in unserem Deutsch,* in: *Wissenschaftliche Beihefte zur Zs. d. allg. deutschen Sprachvereins.* 5te Reihe, Heft 32 (1910). — Fr. Seiler *Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts.* III und IV. Halle a. S. 1910 u. 1912.

F. Kluge *Deutsche Studentensprache.* Straßburg 1895, p. 68 f.: Französische Einflüsse. — P. Lembke *Studien zur deutschen Weidmannssprache.* Rostocker Dissert. 1898. p. 33 f.: Fremde Einflüsse. — H. Klenz *Die deutsche Druckersprache.* Straßburg 1900. p. XXI f. — L. Günther *Das Rotwelsch des deutschen Gauners.* Leipzig 1905. p. 36 ff.: Anteil d. Französischen. — A. Schirmer *Wörterbuch d. deutschen Kaufmannssprache.* Straßburg 1911. p. XX. XXVII. XXXIV. XL. — A. Götze *Deutscher Krieg und deutsche Sprache.* in: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte u. deutsche Lit.* 1915. I. Abt. Bd. 35. p. 146 ff.

D. F. Malherbe *Das Fremdwort im Reformationszeitalter.* Dissertation Freiburg i. Br. 1906. — C. Gebauer *Gesch. d. frz. Kultureinfl. auf Deutschl. von d. Reformat. bis zum dreißigj. Kriege* (s. oben Anm. 123), p. 152 ff.: Die Sprache. — K. Weidmann *Der Einfluß des Französischen auf Fischarts Wortschatz in Gargantua.* Gießener Dissertation 1913.

P. A. Lange *Über den Einfluß des Französischen auf die deutsche Sprache im 17. u. 18. Jahrhundert,* in: *Uppsatser i romansk filologi tillägnade Prof. P. A. Geijer på hans sextioårsdag den 9 April 1901.* Uppsala 1901. p. 225—239. — Klara Hechtenberg *Das Fremdwort bei Grimmelshausen.* Heidelberger Dissert. 1901. — Klara Hechtenberg *Fremdwörterbuch des 17. Jahrhunderts.* Berlin 1914.

Fr. Juvančič *Über Gallizismen in Lessings kritischen Schriften.* in: *Jahresbericht d. k. k Staats-Oberrealschule in Laibach* f. d. Schuljahr 1905/06. Laibach 1906. Vgl. dazu Th. Matthias *Zs. d. Allg. deutsch. Sprachv.* XXIII 1908 p. 129—132 und s. auch K. Behschnitt *Lessings Ansichten von der deutschen Sprache.* Breslauer Diss. 1915. p. 18 ff.: Fremdwörter. — O. Schanzenbach *Französische Einflüsse bei Schiller.* Progr. Stuttgart 1885. (Vgl. dazu O. Walzel *Arch. f. Literaturgesch.* XV, 205 ff.). — D. Meyer *Schiller und das Fremdwort.* Dissert. 1908. — Fr. Bock *Französischer Einfluß in Goethe's Sprache.* Progr. Wien 1903. W. Strasdas *Das Fremdwort bei Goethe bis zu seiner Rückkehr aus Italien.* Freiburger Dissert. Heidelberg 1907. — R. Weißenfels *Über französische und antike Elemente im Stil Heinrich v. Kleists,* in: Arch. f. n. Spr. Bd. LXXX (1888), p. 265—312. 369—416.

französische Spracheinfluß gewesen ist, zeigt sich auch darin, daß durch Vermittelung der Sprache der Gebildeten eine nicht unbeträchtliche Anzahl französischer Wörter in die deutschen Mundarten ihren Weg gefunden und dort sich dauernd eingebürgert hat [146]). Einen besonders starken französischen Einschlag weist der Wortschatz der Mundarten Westdeutschlands [147]) auf, da hier ein gesteigerter Grenzverkehr, in den Reichslanden Elsaß-Lothringen [148]) außerdem eine jahrhunderte-

---

[146]) R. Mentz *Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten.* 2 Teile. Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums zu Delitzsch 1897 und 1898. — C. Fr. Müller *Zur Sprache und Poetik Fritz Reuters.* I. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresber. d. Kgl. Gymnas. in Kiel 1902. p. 4 ff.: Die franz. Ausdrücke und die Wortbild. nach dem Französischen. — E. Mackel *Romanisches und Französ. im Niederdeutschen,* in: Festschr. A. Tobler zum 70. Geburtstage dargebracht von d. Berliner Gesellsch. f. d. Stud. d. n. Sprachen 1905. p. 263—273. — H. Schönhoff *Französ. Lehnwörter in d. niederd. Mundarten,* in: *Germ.-rom. Monatsschrift* I (1909), 6. — E. Jäschke *Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart.* Breslau 1908.

[147]) Ph. Keiper *Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund.* Progr. Zweibrücken 1891. — J. Leithaeuser *Gallicismen in niederrheinischen Mundarten* I. II. Progr. Barmen 1891 und 1894. — L. Florax *Französische Elemente in der Volkssprache des nördlichen Roergebietes.* Progr. Viersen 1893. — Ph. Lenz *Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialekts.* Progr. Baden-Baden 1896 (vgl. dazu *Zs. f. hochd. Mundarten* I, 136—138). — Ed. Sorg *Romanische Lehn- und Fremdwörter im Oberpfälzischen,* in: Die Oberpfalz VII (1913), Heft 6—10. — A. Bach *Über die lateinisch-romanischen Elemente im Wortschatz der nassauischen Mundart,* in: *Nassauische Annalen* 42. — M. Martin *Die französischen Wörter im Rheinhessischen.* Gießener Dissert. 1914.

[148]) J. Petersen *Das Deutschtum in Elaß-Lothringen.* München 1902. [Der Kampf um das Deutschtum Heft 5]. — H. Witte *Das Deutschtum Elsaß-Lothringens nach der Volkszählung,* in: Deutsche Erde VIII (1909), p. 46 ff. 76 ff. — G. Anrich *Deutsche und französische Kultur im Elsaß in geschichtlicher Beleuchtung.* Rede, gehalten zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers am 27. Januar 1916 im großen Saal der Aubette. Straßburg 1916. — C. Zwilling *Die fransösische Sprache in Straßburg bis zu ihrer Aufnahme in den Lehrplan des Protestantischen Gymnasiums,* in: Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg. p. 255—304. — E. Schmidt *Die Sprache des Elsaß im vorigen Jahrhundert,* in: *Im neuen Reich.* IV (1874), 2. p. 1011—1015. — *H. Kaiser *Der Kampf gegen die deutsche Sprache in den elsässischen Schulen von 1833 bis 1870 vornehmlich nach den Akten der Unterrichtsverwaltung* (Elsaß-Lothringische Kulturfragen 1913, Heft 4,5). Straßb. Els.-Lothr. Vereinigung. — Über die Straßburger Verhältnisse zu Beginn der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts vgl. *Korrespondenz-Nachrichten* im *Morgenblatt für gebildete Stände vom 22. Juni, 30. September, 22. und 24. Oktober 1831.* — Über die gegen Mitte des Jahrhunderts im Elsaß hervortretenden Französierungsbestrebungen s. Angaben in Stricker's *Germania* I (1847), p. 213 ff. In einer Notiz von Gödeke heißt es dort p. 214 „Die französische Partei verschmäht selbst geringe Mittel nicht, sich auszubreiten und die deutsche Sprache zu beeinträchtigen. Die amtlichen Erlasse sind französisch und deutsch abgefaßt, die deutsche Seite ist nichts als steife, gezwungene, fast buchstäbliche Übersetzung der französischen Phrasen, so daß einem Bauer das Verständnis des Deutschen fast ebenso

lange Fremdherrschaft die Aufnahme französischen Sprachgutes außerordentlich begünstigten. Ebenso erklärt es sich aus geographischen, politischen oder volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten, daß von den nicht zu Deutschland gehörigen deutschsprachigen Ländern Holland[149]), das Großherzogtum Luxemburg[150]), die vlämischen Gebiete Belgiens und Nordfrankreichs[151]) und die deutsche

schwer wird, wie das des Französischen. Die Regierung soll mit Absicht durchaus französische Regimenter in das Elsaß legen, um den unteren Klassen durch den unvermeidlichen Umgang mit den Soldaten das Französische beizubringen . . ." — M. Besler *Die Forbacher Mundart und ihre französischen Bestandteile.* Progr. Forbach 1900. — K. Roos *Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten,* in: *Jahrbuch f. Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens* XX (1904), p. 161—262. — G. May *La lutte pour le français en Lorraine avant 1870.* Étude sur la propagation de la langue française dans les départements de la Meurthe et de la Moselle. Avec une carte hors texte. Paris und Nancy 1912 [*Annales de l'Est* 26e année, fasc. 1]. Vgl. dazu H. Witte *Sprachenkämpfe in Lothringen vor 1870,* in: *Deutsche Erde* XI (1912), p. 195—205. Über die Sprachgrenze wird in anderem Zusammenhang zu handeln sein.

[149]) J. te Winkel *Geschichte der niederländischen Sprache* §§ 62. 63. 68, in: H. Pauls *Grundriß der germ. Philol.* 2. Aufl. I. 2. — Salverda de Grave in: *Taal en Letteren* VII (1897), p. 97—106, 129—144; *Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde* XV (1896), p. 172—219. XVI (1897), p. 81—104. XXI (1902), p. 38—65, 297—315; *Romania* XXX (1901), p. 65—112; *Verhandelingen der Koninkl. Ak. van Wetenschappen.* Afd. Letterkunde. N. R. VII (1906), 394 p. 8°; *Handelingen der Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde* 1912, p. 23—57; Derselbe: *L'influence de la langue française en Hollande d'après les mots empruntés.* Paris 1913.

[150]) *A. Houdremont *Histoire de la langue française comme langue administrative du pays de Luxembourg.* Luxemburg, chez l'auteur, 1898. — Sturm *La langue française dans le grand-duché du Luxembourg,* in: *La langue française dans le monde* p. p. l'Alliance française. Paris 1900 (Vgl. zu dem stark tendenziös gefärbten Bericht Sturms H. Witte *Deutsche Erde.* 1. Jahrg. 1902, p. 150). — J. Keiffer *La langue et la littérature du Grand-Duché du Luxembourg,* in: *Annales internationales d'Historire. Congrès de Paris 1900. 6e Section, Hist. comparée des littératures.* Paris 1901. p. 193—241. — Mme Poirier *La décroissance de la langue française dans le Grand-Duché du Luxembourg,* in: *Congrès international pour l'extension et la culture de la langue française. Prem. session, Liége 10—14 sept. 1905.* Paris 1906. — Fr. Clement *Das Deutschtum im Großherzogtum Luxemburg,* in: *Deutsche Erde* V (1906), p. 90f. — *J. Tockert *Romanische Lehnwörter in der luxemburgischen Mundart.* Luxemburg 1910. — Über die Sprache im belgischen Kreise Arlon vergleiche: T. Kellen *Arel, eine deutsche Stadt in Belgien,* in: *Globus* LXXV (1899), p. 21—24.

[151]) Frantz Funck-Brentano *Philipp le Bel en Flandre.* Paris 1896. p. 19—21: *La langue française en Flandre.* — W. de Vreese *Gallicismen in het Zuidnederlandsch.* Gent 1899. — L. Stuyck *La langue française à Anvers,* in: *Congrès international pour l'extension et la culture de la langue française. Prem. sess. Liége, 10—14 sept. 1905.* Paris 1906. — G. van Montagu *Pourquoi fut fondée l'„Association flamande pour la vulgarisation de la langue française",* in: *Congrès international . . Prem. sess. Liége 10—14 sept. 1905.* Paris 1906. — Über den Sprachenkampf in

Schweiz[152]) französischem Kultur- und Spracheinfluß in besonderes hohem Grade ausgesetzt gewesen sind. Daß die Niederlande als Vermittelungsgebiet dieses Einflusses im Mittelalter und in der Neuzeit eine hervorragende Rolle gespielt haben, wurde bereits bemerkt.

7. Die nordischen Länder.

Von Missionaren und Mönchen war seit dem 9. Jahrhundert eine kulturelle Einwirkung Frankreichs auf die nordischen Reiche ausgegangen[153]). Geistliche waren es auch in erster Linie, die durch eine umfassende Übersetzertätigkeit[154]) im 13. und 14. Jahrhundert zuerst in Norwegen die Bekanntschaft mit der französischen Dichtung, insbesondere der höfisch-ritterlichen vermittelt haben. Daß hier in den Tagen König Hakon Hakonarson's (1217—1263) die französische Sprache in großem Ansehen stand, läßt eine Stelle des norwegischen „Königspiegels" erkennen, wo der Vater seinem Sohne die Erlernung der lateinischen und französischen Sprache besonders eindringlich empfiehlt[155]), weil ihnen die weiteste Ver-

Belgien liegt eine umfangreiche neuere Literatur vor, auf die ich vielleicht bei anderer Gelegenheit zurückkommen werde. Vgl. zuletzt H. Stens *Von der Genter Universität*, in: *Frankfurter Zeitung*, Erstes Morgenblatt vom Dienstag, 24. Oktober 1916.

[152]) Vgl. L. Gauchat et J. Jeanjaquet *Bibliographie linguistique de la Suisse Romande* I. p. 278 die Hinweise unter: „*Gallomanie de la Suisse allemande.*" — Louis P. Betz *J. J. Bodmer und die französische Litteratur*. Ein Litteraturbild der Kulturmacht Frankreichs im XVIII. Jahrhundert [Sonderabdruck aus *Johann Jakob Bodmer, Denkschrift zum CC. Geburtstag* (Zürich 1900)] p. 19f. Nach Betz wäre in der deutschen Schweiz die Gallomanie auch heute noch nicht allerorten ausgerottet. Er bemerkt p. 20 „Die Reaktion gegen diese Französelei, gegen das Pariserln in Sitte und Sprache, ging von den protestantischen Orten der Deutsch-Schweiz aus, namentlich von Zürich und Bern. Allein es bedurfte eines guten Jahrhunderts, bis deutscher Stammesstolz, unabhängiger Schweizersinn, die Gallomanie ausrotteten — freilich nicht mit Stumpf und Stiel, denn sie wuchert noch heute da und dort."

[153]) F. J. C. La Porte du Theil *Mémoire concernant les relations qui existoient au douzième siècle entre le Danemark et la France*, in: *Mémoires de l'Institut National des sciences et arts. Littérature et beaux-arts.* T. 4°. Paris Vendemiaire an XI. p. 212ff. — Auguste Strindberg *Les relations de la France avec la Suède jusqu'à nos jours.* Esquisses historiques des relations des deux pays. Paris 1891. p. 7ff. — Louis Delavaud *Les Français dans le Nord.* Notes sur les premières relations de la France avec les royaumes scandinaves et la Russie septentrionale depuis l'Antiquité jusqu'à la fin du XVIe siècle. Rouen 1911.

[154]) Eug. Mogk *Norwegisch-isländische Literatur*: F. *Die Übersetzungsliteratur*, in: Paul's *Grundriß der germanischen Philologie* II, 1 (Straßburg 1901—1909), p. 857ff.

[155]) *Speculum regale.* Ein altnorwegischer Dialog nach Cod. Arnamagn. 243 Fol. B und den ältesten Fragmenten hrsgb. von O. Brenner. München 1881. p. 8.

breitung zukomme *(þviat þar tungur ganga víðast)*. Nicht selten erfolgte die Aneignung des Französischen in Frankreich selbst. haben wir doch bereits für das 11. und 12. Jahrhundert Zeugnis, daß Nordlandsöhne an der Universität Paris ihren Studien obgelegen haben[156]. Im 13. Jahrhundert war ihre Zahl so beträchtlich, daß als eines der ältesten in Paris etablierten fremden Kollegien das dänische gegründet wurde[157], wozu drei schwedische später hinzugekommen sind[158]. Es liegt nahe anzunehmen, daß die in Paris gebildeten Nordländer wesentlich dazu beigetragen haben, die Bekanntschaft mit französischer Dichtung in der Heimat zu verbreiten, wo am norwegischen Königshofe für dieselbe ein empfänglicher Boden schon früh bereitet war[159]. Dabei ist bemerkenswert, daß im Gegensatz zu den mittelhochdeutschen Dichtern es die nordischen Übersetzer im ganzen vermieden, französische Wörter und Wendungen in die Muttersprache zu mischen, indem sie die fremdländischen Ausdrücke, soweit es anging, durch sinnverwandte heimische zu ersetzen oder zu umschreiben sich bemühten[160]. Eine stärkere sprachliche Einwirkung Frankreichs auf den Norden ist erst in der neueren Zeit vom 16., namentlich aber vom 17. Jahrhundert ab erfolgt, wobei in Schweden politische Beziehungen dem französischen Einfluß allgemein noch besonders zu statten gekommen sind. Französischen Glaubensflüchtlingen begegnen wir in Schweden, seitdem Gustav Wasa seinem Sohn und Nachfolger Erich einen aus seiner Heimat vertriebenen Hugenotten, Denis Beurée, als Erzieher gegeben, der der treue Freund und Ratgeber des unglücklichen Königs während dessen Regierungszeit (1560—1568) blieb und wohl mit die Veranlassung war, daß

[156]) Vgl. L. Delevaud *l. c.* p. 31. — Abt Arnold von Lübeck berichtet um 1200, daß dänische Adelige ihre Söhne „nicht allein um den geistlichen Stand zu heben, sondern auch zur Ausbildung in weltlichen Wissenschaften nach Paris schickten“. Dort wurden sie in die Sprache und Literatur Frankreichs eingeführt. S. *Die Chronik Arnolds von Lübeck.* Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Dr. J. C. M. Laurent. Berlin 1853, p. 78f.

[157]) Nach A. Budinsky *Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter,* Berlin 1876, wurde das dänische als „aller Wahrscheinlichkeit nach ältestes der fremden Kollegien in Paris von Magister Johannes von Dänemark, Kanonikus von Saint-Geneviève, gegründet, der 1275 seinen in Paris studierenden Landsleuten ein zur Abtei Saint-Geneviève gehöriges Haus testamentarisch vermachte. Nach A. Luchaire *L'Université de Paris sous Philippe-Auguste,* Paris 1899, p. 28 wurde das erste Kollegium von dem Engländer Josce gestiftet, als dieser 1180 von Palästina zurückkehrte.

[158]) A. Geffroy *Les étudiants suédois à Paris au 14e siècle,* in: *Rev. des soc. sav.* V (1858), p. 659—669. — A. Budinsky *l. c.* p. 62—65.

[159]) Vgl. R. Meißner *Die Strengleikar.* Ein Beitrag zur Geschichte der altnordischen Prosaliteratur. Halle a. S. 1902, p. 116ff.

[160]) Vgl. R. Meißner *l. c.* p. 234ff.

von diesem andere Franzosen in angesehene Stellungen befördert wurden. Nachkommen französischer Hugenotten, die sich im 17. Jahrhundert in den schwedischen Bergwerksdistrikten nördlich vom Mälarsee ansiedelten, verraten dort noch heute ihren französischen Ursprung in Körperbau, Gesichtsausdruck und Sprache [161]). In Dänemark hat eine 1734 in Fredericia gegründete französische reformierte Gemeinde ihren ursprünglichen Charakter auch in der Sprache bis in die Gegenwart hinein gewahrt [162]). Die durch die neuen religiösen Lehren beeinflußten Schriften Marots, Th. Beza's, Du Bartas', Plessis-Mornay's und anderer wurden in den skandinavischen Ländern früh übersetzt und nachgeahmt [163]). Unter den Philosophen der französischen Renaissance fand Pierre de la Ramée in Schweden zahlreiche Anhänger. Nach ihm hat der von der Königin Christine 1650 nach Stockholm berufene Descartes nachhaltig die schwedische Philosophie beeinflußt. Durch Christinens Hinneigung zu französischer Kultur und französischem Wesen begünstigt hat damals die französische Sprache auf den Wortschatz der schwedischen direkt und durch deutsche Vermittelung sehr stark einzuwirken begonnen, so daß behauptet worden ist, es sei ein schwedisch geschriebener Brief jener Zeit wegen der Beimischung zahlreicher französischer Wörter fast auch für einen Franzosen verständlich gewesen [164]). Im Besonderen zeigt sich das zunehmende Interesse für die französische Sprache im 17. Jahrhundert in Schweden noch in der Veröffentlichung mehrerer französischer Sprachlehrbücher [165]), sowie darin, daß schwedische Dichter und Gelehrte anfangen, ihre Werke in französischer Sprache erscheinen zu lassen [166]). Im 18. Jahrhundert wirkte der französische Literatur-, Kultur- und Spracheinfluß in Schweden in verstärktem Maße fort [167]) und erreichte hier seinen Höhepunkt mit der Regierung König Gustav's III. (1771—1792), dem Schüler Voltaire's und der Encyclopädisten, der eine ganz französische Erziehung genossen hatte, als dramatischer Dichter französische Quellen benutzte und sich

[161]) A. Strindberg *l. c.* p. 109 f.

[162]) Ch. Weiß *Histoire des réfugiés protestants de France*, Paris 1853, II, p. 308 ff.

[163]) A. Strindberg *l. c.* p. 115 ff. — E. Wrangel *Aperçu de l'influence de la littérature française sur la littérature suédoise.* in: *Annales internationales d'histoire. Congrès de Paris 1900. 6e section: Hist. comp. des littératures* (Paris 1901), p. 179 ff.

[164]) A. Strindberg *l. c.* p. 157 f.

[165]) S. L. Hammarsköld *Förtekning på de in Sverige, från äldre, till närvarande Tider, utkomna Schole- och Undervisnings-Böcker.* Stockholm 1817. p. 34 f.

[166]) A. Strindberg *l. c.* p. 158 f.

[167]) E. Wrangel *l. c.*

in seinen Erstlingswerken selbst der französischen Sprache bediente [168]). Daß in Schweden im 18. Jahrhundert mehrere Journale in französischer Sprache erscheinen konnten und die in schwedischen Archiven aufbewahrten öffentlichen und privaten Urkunden jener Zeit zum erheblichen Teil französisch abgefaßt sind, sei als charakteristisch für die sprachlichen Verhältnisse angemerkt [169]). Dem herrschenden französischen Geschmack hat die von Gustav III. 1786 nach dem Muster der französischen gegründete schwedische Akademie weiteren Vorschub geleistet. Daß die Zahl der französischen Lehnwörter im Schwedischen unter diesen Umständen während des 18. Jahrhunderts „eher zu- als abnahm", darf angenommen werden, auch wenn eine nähere Untersuchung hierüber zur Zeit fehlt. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts setzte eine starke, von nationalen Erwägungen geleitete puristische Gegenbewegung mit Erfolg ein [170]). Über den Gebrauch des Französischen im Lande bemerkt der Franzose Du Chaillu [171]) mit besonderer Beziehung auf die Stockholmer Verhältnisse der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, daß nach seiner Wahrnehmung die heranwachsende Generation sich mit Vorliebe dem Deutschen und Englischen zuwende, „obschon die offizielle Korrespondenz in französischer Sprache geführt werde

[168]) Vgl. A. Geffroy *Gustave III et la cour de France*². I (Paris 1867), 54 ff.: Éducation de Gustave III. Son premier voyage à Paris. — O. Levertin *Gustav III som dramatisk författare.* Stockholm [1894]. — Kyell R. G. Strömberg *La tragédie voltairienne en Suède,* in: *Rev. d'Histoire littéraire de la France* XXIII (1916), Nr. 1/2.

[169]) Vgl. A. Strindberg *l. c.* p. 180.

[170]) A. Noreen *Geschichte der nordischen Sprachen, besonders in altnordischer Zeit*³ (Straßburg 1913), p. 46. — Vgl., was die Sprache des 18. Jahrhunderts angeht, die entgegenstehende Auffassung bei F. W. Horn *Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens,* Leipzig 1880, p. 322. — Über die französischen Lehnwörter in der heutigen Sprache handelt eingehender Alfred Nordfelt *Om franska lånord i Svenskan,* in: *Studier i modern språkvetenskap utgifna af nyfilologiska sällskapet i Stockholm* III (Uppsala 1901), p. 55—72. Beachte auch A. Nordfelt *En fransk-svensk etymologi,* in: *Arkiv för Nordisk Filologi* XII (1896), p. 201—204. — Das in Finnland heute gesprochene Schwedisch hat zum Gegenstand ein Beitrag Annie Edelfelt's: *Liste de mots français employés dans la langue suédoise avec une signification détournée,* in: *Mémoires de la soc. néophilologique à Helsingfors* I (1893), p. 360—371. — Über die französischen Lehnwörter im Dänisch-norwegischen existiert m. W. noch keine etwas eingehendere Untersuchung. Zum französischen Einfluß auf die dänische Literatur im 18. Jahrhundert läßt sich u. a. vergleichen A. Legrelle *Holberg considéré comme imitateur de Molière,* Paris 1864. Jul. Clausen *Franske literater i Köbenhavn pa Frederik den femtes tid,* in: *Historisk Tidsskrift,* Syvende række, (Kjöbenhavn 1897—99), I p. 1—81.

[171]) *Im Lande der Mitternachtsonne.* Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du Chaillu, frei übersetzt von A. Helms. Zweite Auflage. Kleine Ausgabe, Leipzig 1885, p. 39.

und viele den höheren Kreisen Angehörende diese Sprache besser sprechen denn die übrigen". Allgemein läßt sich sagen, daß in den skandinavischen Ländern das Französische sich in den Kreisen der Höhergebildeten noch heute besonderen Ansehens erfreut, während es dort im Geschäftsverkehr neben dem Deutschen und Englischen sehr stark zurücktritt [172]).

8. Rußland [173]).

In der Geschichte der unter Peter dem Großen kräftig einsetzenden „Europäisierung" Altrußlands bildet der Kultur- und Spracheinfluß Frankreichs ein wichtiges Kapitel. Die Pariser Reise Peters im Frühjahr 1717 wurde allgemein für die Entwickelung der Beziehungen beider Länder zueinander von weittragender Bedeutung. Nachhaltigen Einfluß auf dem Gebiet der Hofsitte, des verfeinerten Luxus, der Literatur, des Unterrichts, der künstlerischen Bestrebungen und der Sprache hat Rußland durch Frankreich zuerst unter den Regierungen Elisabeths (1741—1762) und Katharinas II. (1762—1796) erfahren. Die Zahl der in Paris zum Vergnügen oder zum Studium sich aufhaltenden Russen nahm jetzt beträchtlich zu, und hatten andererseits während der Regierung Peters des Großen und seiner unmittelbaren Nachfolger die Franzosen nur einen kleinen Bruchteil der in Rußland lebenden „Westeuropäer" ausgemacht, so ergoß sich jetzt über das Zarenreich eine wahre Flut französischer Einwanderer zum vorübergehenden oder dauernden Aufenthalt. Wir finden sie hier in den verschiedensten Stellungen und Berufen, als Künstler, Gelehrte, Militärs, Kaufleute, Industrielle, Lakaien, Köche, Hauslehrer usw., und neben zahlreichen Abenteurern und Industrierittern [174]) begegnen unter ihnen einzelne Reisende

[172]) Vgl. M. Gandolphe *La langue française en Scandinavie* [in: *La langue française dans le monde*, Paris 1900] p. 43 „En face de quelques centaines d'Allemands installés dans chaque centre commercial, des inévitables agents britanniques dispersés dans les moindres comptoirs de l'extrême nord, les Français sont tout juste cinq ou six à Stockholm, un peu moins à Christiania, deux à Helsingfors; à Göteborg, à Bergen, un commis-voyageur passe tous les six mois; depuis une quinzaine d'années, le pavillon de notre marine marchande est presque oublié dans les ports de la Baltique."

[173]) L. Pingaud *Les Français en Russie et les Russes en France.* Paris 1886. — *Ch. de Larivière *La langue et l'influence française en Russie*, in: *Revue des Études franco-russes* II (1902). — *F. Montussaint *La langue française en Russie de 1803 à 1903*, in: *Rev. des Ét. franco-russes* III (1903). — Emile Haumant *La culture française en Russie (1700—1900)*. Paris 1910. — C. Mettig *Die Europäisierung Rußlands im 18. Jahrhundert.* Gotha 1913 (Bildet den 2. Band von A. Brückners *Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*).

[174]) In einer zeitgenössischen satirischen Zeitschrift, Novikow's „Drohne", wird darüber in amüsanter Weise wie folgt gespottet: „Dieser Tage lief im hiesigen Hafen [Kronstadt] ein Schiff aus Bordeaux ein, auf

von Ansehen und hohem Rang. Französische Literaturwerke werden nicht nur nachgeahmt, sondern finden Verbreitung im Original und in zahllosen gedruckt und handschriftlich kursierenden Übersetzungen. Kenntnis der französischen Sprache, deren Aneignung entweder direkt an der Quelle in Frankreich erfolgte oder durch die zahlreich im Lande sich aufhaltenden Sprachmeister und durch öffentliche Unterrichtsanstalten vermittelt wurde, gehörte immer mehr zum guten Ton außer am russischen Hof auch in den Kreisen des begüterten Adels und des höheren Beamtentums. Als bezeichnend für das Ansehen, in dem die französische Sprache bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts in Rußland stand, sei hervorgehoben, daß an der 1755 nach deutschem Muster gegründeten und mit deutschen Lehrkräften besetzten Moskauer Universität die Vortragssprache zunächst außer lateinisch französisch war, und daß bis 1765 alle Protokolle der Universitätskonferenzen in französischer Sprache abgefaßt wurden. Als im Jahre 1760 der Rektor der Universität den neuen Kurator mit einer französischen Rede begrüßt, antwortet dieser in französischer Sprache [175]). Eine Folge der geschilderten Verhältnisse war das Eindringen zahlreicher Gallicismen in die russische Hochsprache [176]), deren rasch fortschreitender Französierung eine von nationalem Empfinden geleitete Gegenbewegung Einhalt zu tun versuchte. Sumarokow, der Schöpfer der pseudoklassischen Tragödie nach französischem Muster, trat allgemein für die Reinhaltung der Muttersprache ein [177]). Keine Geringere als die Kaiserin Katharina, die Verehrerin Voltaires und der Encyclopädisten, gab die französisch-russische Sprachmengerei des geckenhaften

dem, neben anderen allermodernsten Waren, sich vierundzwanzig Franzosen befanden, die sich alle für Barone, Chevaliers, Marquis und Grafen ausgeben und sagen, daß sie infolge Mißgeschickes in der Heimat, das sich aus verschiedenen Ehrensachen ergeben, gezwungen worden seien, statt in Amerika in Rußland goldene Berge zu suchen . . ." Vgl. A. von Reinholdt *Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.* Leipzig o. J. p. 423.

[175]) D. A. Tolstoi *Ein Blick auf das Unterrichtswesen Russlands im XVIII. Jahrhundert bis 1782.* Aus dem Russischen übersetzt von P. v. Kügelgen. St. Petersburg 1884. p. 46f. 52.

[176]) E. Budde *Abriß der Geschichte der heutigen russischen Schriftsprache* p. 78—81, in: *Enzyklopädie der slavischen Philologie.* Liefer. 12 (1908) (russisch). Über die zur Zeit Peters des Großen eingedrungenen Fremdwörter französischen Ursprungs vgl. *Smirnov *Der Einfluß des Westens auf die russische Sprache in der Petrinischen Zeit.* St. Petersburg 1910 (russisch). Beide Werke sind angezeigt von W. Christiani im *Archiv f. slavische Philologie.* XXXIII, 302—308.

[177]) S. Louis Leger *La littérature russe, notices et extraits des principaux auteurs depuis les origines jusqu'à nos jours.* Paris o. J. [1892]. p. 107f. in franz. Übersetzung: Sumarokow's *Plaidoyer en faveur de la langue russe* und ib. p. 108f. *Fable contre ceux qui corrompent la langue nationale.* Vgl. A. von Reinholdt *l. c.* p. 324.

russischen Landjunkers dem Fluch der Lächerlichkeit preis [178]). Auch Von-Wizin [179]), Knjažnin [180]) und Novicow [181]) sind in diesem Zusammenhange zu erwähnen. Die hier sich zeigende nationale Reaktion hat dem französischen Spracheinfluß in Rußland nennenswerten Abbruch auch dann nicht getan, als sie durch die Begebenheiten der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit neuen Antrieb erhalten hatte. Es scheint durch letztere die traditionelle Hinneigung zu französischer Kultur und Sprache in weiten Kreisen der russischen Gesellschaft eine nachhaltige Störung überhaupt nicht eigentlich erfahren zu haben, während andererseits durch die Einwanderung zahlreicher politischer Flüchtlinge aus Frankreich das französische Element im Lande allgemein noch erheblich verstärkt worden ist. In seiner Novelle „*Eine Unglückliche*" hat Iwan Turgenjeff einen typischen Vertreter des reichen russischen Adels, Iwan Matwejitsch Koltowskoj,

[178]) In der russisch geschriebenenen Komödie „*Der Namenstag der Frau Worčalkina*". Die den Stutzer Firlefanz [Firljutuškow] charakterisierende Szene s. bei L. Leger *l. c.* p. 117 ff. und v. Reinholdt *l. c.* p. 353. Auf die Frage der Dienstmagd Praskowja, wo er so lange sich aufgehalten habe, läßt da die Verfasserin Firljutuškow erwidern: (in v. Reinholdt's Verdeutschung) „Belle demande! Wo ich so lange gewesen? A ma toilette, mein Täubchen, à ma toilette . . . Wo anders kann man so früh sein. Gestern, nach dem Abendessen habe ich die ganze Nacht mit Kartenspiel verbracht. Ging me coucher in der sechsten Stunde après minuit. Stand heute um ein Uhr auf und habe eine solche Migräne und einen solchen Kater in der Nase, daß sich gar nicht sagen läßt. Ist da nicht eau de luce zum Riechen! Ich fürchte . . . vor Schwäche . . . umzufallen . . . Stützen Sie mich . . ." Über andere Auslassungen Katharina's, in denen sie der in Sitte und Sprache hervortretenden Gallomanie der Zeit entgegentritt, s. v. Reinholdt p. 349 f. Über die Politik Katarina's zur Zeit der französischen Revolution vgl. A. Sorel *L'Europe et la révolution française* I[10] (1907), p. 516 f., über den Typ des petit maître in der russischen Komödie E. von Berg *Die ältere russische Komödie*. Berliner Dissertation 1916. p. 17.

[179]) In Von-Wizins Lustspiel „*Der Brigadier*" wird der Sohn des Brigadiers als der typische Vertreter der gallomanen Stutzer jener Zeit dargestellt. Vgl. den bei Leger *l. c.* p. 141 und v. Reinholdt *l. c.* p. 364 f. in Übersetzung mitgeteilten ersten Auftritt des dritten Aktes:

Brigadier: Höre, Iwan, ich bin selten roth geworden, seit ich die Kinderschuhe ausgetreten: heute aber wäre ich, trotz meiner grauen Haare, fast verbrannt vor Scham deinetwegen.

Sohn: Mon cher père! Kann es mir angenehm sein, daß man davon spricht, ich soll eine Russin heirathen?

Brigadier: Ja was bist du denn für ein Franzose? Ich dächte, auch du bist in Rußland geboren.

Sohn: Mein Körper ist in Rußland geboren, das ist richtig; aber mein Geist gehört der französischen Krone usw.

[180]) v. Reinholdt p. 371. In Knjažnin's Oper „*Unglück von einem Wagen*" rettet sich der Bauer Lukjan, als er unter die Rekruten gesteckt werden soll, dadurch, daß er seinen gallomanen Herrn „Monseigneur" und die Gutsherrin, seine Geliebte, „Madame" anredet.

[181]) v. Reinholdt p. 421 ff. Vgl. oben Anm. 174.

gezeichnet, der bis zur Revolution in Paris gelebt hatte. Stockfranzose geworden war. die russische Sprache („*un jargon rude et vulgaire*“) fast ganz verlernt hatte und einem Emigranten. der ihm als Vorleser diente, freies Quartier gab [182]). Die 1812 vor dem Brande aus Moskau nach Nisnij-Nowgorod geflüchteten Damen der vornehmen russischen Gesellschaft tanzten nach Batjuskow [183]) französische Quadrillen in französischen Gewändern und verwünschten die Franzosen — in französischer Sprache. Trotz der Wandlungen, welche die innere Entwickelung Rußlands auf den verschiedensten Gebieten seit und im letzten Grunde auch infolge der napoleonischen Kriege in der Richtung auf das „Volksmäßige“ durchmachte [184]), hat sich dort das ganze 19. Jahrhundert hindurch und bis auf den heutigen Tag eine starke Vorliebe für die französische Sprache erhalten. Beweis dafür ist u. a. die große Zahl russischer Autoren, die ihre Werke in französischer Sprache veröffentlichen [185]). In dem satirisch-komischen Zeitgemälde „*Die todten Seelen*“, dessen erster Teil 1842 erschien, meint Gogol, da wo er von der Erziehung der Gutsherrin Manilowa handelt: „In Pensionen bilden wie bekannt drei Gegenstände die Grundpfeiler aller menschlichen Tugenden: Die französische Sprache, unumgänglich nötig für das häusliche Glück; Pianoforte, um dem Gatten angenehme Augenblicke zu verschaffen, und endlich der wirtschaftliche Teil, das Stricken und Sticken von Börsen und anderen Überraschungen“ [186]). Im gleichen Jahre 1842 bemerkt Karl Gutzkow [187]), Petersburg sei noch immer „die Zuflucht der Tanzmeister, Friseurs, Hauslehrer, Gouvernanten, Fechter und Schauspieler von Paris“! 1886 schreibt der Dorpater Professor Alexander Brückner, das Französische stehe in manchen Kreisen als Umgangssprache „ebenbürtig neben dem Russischen“ und es seien in den ersten Ausgaben der Romane Leo Tolstoi's, die uns in diese Kreise einführen, so viele französische Konversationsbestandteile enthalten gewesen, daß eine besondere.

[182]) Iwan Turgenjeff *Eine Unglückliche*. Aus dem Russischen von Wilhelm Lange. Leipzig, Philipp Reclam jun. [Univ.-Bibl. Nr. 468.]

[183]) É. Haumant *l. c.* p. 278.

[184]) A. N. Pypin *Die geistigen Bewegungen in Rußland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts*. I. Bd. Aus dem Russischen übertragen von Boris Minzes. p. 398.

[185]) Grégoire Ghennady *Les écrivains franco-russes*. Bibliographie des ouvrages français publiés par des Russes. Dresde 1874. — V. Rossel *Histoire de la littérature française hors de France*. Lausanne 1895. p. 497 ff.

[186] In deutscher Übersetzung Leipzig. Ph. Reclam jun.. Univers.-Bibl. Nr. 413. p. 24 f.

[187]) *Gesammelte Werke* (Jena o. J.)². 7. Bd. p. 102.

russifizierte Ausgabe derselben nötig wurde[188]. Wenn dagegen R. Candiani um das Jahr 1900 ausführt, es wären die Bauern die einzigen Untertanen des Zaren, die Französisch nicht verstehen, das in den Kreisen des Kleinbürgertums ebenso gebräuchlich sei wie bei Hof[189], so dürfte darin eine Übertreibung liegen. Nach der 1912 erschienenen letzten Auflage von Baedeker's Reisehandbuch ist in den feineren Gesellschaftskreisen die Kenntnis der französischen Sprache fast allgemein, wogegen man in den mittleren Ständen eher Deutsch versteht[190].

Nur im Vorbeigehen erwähnt sei der Einfluß, den das Französische auch auf die anderen slawischen Sprachen ausgeübt hat. In Betracht kommt dabei in erster Linie Polen[191], das französischem Kultur- und Spracheinfluß früh und zeitweilig in besonders starkem Maße zugänglich gewesen ist.

9. Rumänien[192].

In den Donaufürstentümern Moldau und Walachei haben von der Pforte eingesetzte griechische (fanariotische) Hospodare im 18. Jahrhundert zuerst die Bekanntschaft mit französischer Sprache vermittelt[193]. Aus dem Dragomanstande hervorgegangen, waren die fanariotischen Fürsten des Französischen mächtig, das sie in ihrem neuen Berufe weiter zu pflegen sich angelegen sein ließen. Sie hatten in ihrer Umgebung französische Sekretäre, ließen ihre Kinder in französischer Sprache

[188]) Alexander Brückner *Russen und Franzosen.* in: *Zs. f. allgem. Gesch.* III (1886), 764.

[189]) *La langue française dans le monde* p. p. l'Alliance française. Paris 1900. p. 98 ff.: *La langue française en Russie.*

[190]) K. Baedeker *Rußland.* 7. Aufl. Leipzig 1912. p. XIII.

[191]) Vgl. Georg Brandes *Polen.* Paris, Leipzig, München 1898. p. 42 über die heutige Verbreitung der franz. Sprache in Polen. — St. Weckowski *Die romanischen Einflüsse in der polnischen Litteratur bis zum Ausgange des XVII. Jahrhunderts.* Breslauer Dissertation. Posen 1901. — Christine Beresniewicz *Essai d'une Bibliographie des traductions françaises de la littérature polonaise.* in: *Rev. des Bibliothèques* XXI (1911). p. 117 ff. die Einleitung. — Abel Mansuy *Le monde slave et les classiques français aux XVIe—XVIIe siècles.* Paris 1912.

Über die heutige Verbreitung des Französischen bei den Südslawen vgl. A. Malet in *La langue française dans le monde.* Paris 1900. p. 74—77. — A. Achterberg *Deutsche und französische Schuleinflüsse in Bulgarien.* in: *Das Deutschtum im Ausland.* Heft 19 (1914).

[192]) A. Demetrescu *L'influence de la langue et de la littérature française en Roumanie.* Dissertation Lausanne 1888. — G. Bengesco *Bibliographie franco-roumaine du XIXe siècle.* I. Bruxelles 1895 (Die Einleitung). — P. Eliade *De l'influence française sur l'esprit public en Roumanie. Les origines. Etude sur l'état de la société roumaine à l'époque des règnes phanariotes. Thèse.* Paris 1898.

[193]) P. Eliade *l. c.*

unterrichten und waren französischem Kultur- und Literatureinfluß zugänglich. Die Bojaren, sei es, daß Nützlichkeitssinn oder Nachahmungstrieb sie leitete, suchten es ihnen gleichzutun. Verschiedene Faktoren haben den hier in den Anfängen sich zeigenden französischen Einfluß verstärken helfen. So die seit dem russisch-türkischen Kriege von 1769—1774 häufiger und enger werdende Berührung mit den Russen, die, obgleich selbst nur oberflächlich von französischem Sprach- und Bildungseinfluß berührt, ihrerseits auf lange hinaus in den Fürstentümern französierenden Einfluß ausübten [194]). Indirekt haben dieselben durch die 1781/1782 erfolgte Errichtung von Konsulaten in Bukarest und Jassy zur Verstärkung des französischen Einflusses insofern beigetragen, als nun auch andere Staaten dorthin Residenten entsandten, die gleich ihren russischen Kollegen des im diplomatischen Verkehr üblichen Französisch mächtig waren. Frankreich selbst hat zuerst 1798 eine konsularische Vertretung in den Fürstentümern eingerichtet. Die französische Revolution vermittelte den Rumänen nicht nur neue politische Ideen, sondern hatte auch die Einwanderung französischer Emigranten zur Folge, die im Lande freundliche Aufnahme und als Hauslehrer Beschäftigung fanden [195]). Die von Siebenbürgen ausgehende nationale Bewegung endlich hat, indem sie das Bewußtsein der „lateinischen" Rasse weckte, im zweiten Dezennium des 19. Jahrhunderts die Französierung der rumänischen Gesellschaft mittelbar außerordentlich begünstigt, dem Zustrom französischer Kultur und Sprache die Schleusen weit geöffnet [196]). Rumänen treffen wir nun bald in großer Zahl in Paris, um hier an der Quelle französische Bildung sich anzueignen [197]). Französische Literaturwerke werden in großer Zahl von Rumänen übersetzt und nachgeahmt und es vollzieht sich die Entwickelung der rumänischen Literatur auf Jahrzehnte hinaus wesentlich unter französischem Einfluß [198]). Nicht zum wenigsten macht sich die Einwirkung des Franzö-

[194]) P. Eliade *l. c.* p. 172 ff. — G. Bengesco *l. c.* p. XI ff. — C. von Sanzewitsch *Die russischen Elemente romanischen und germanischen Ursprungs im Rumänischen*, in: *Erster Jahresbericht des Instituts f. rumänische Sprache* (Rumänisches Seminar) zu Leipzig 1894. p. 193—214.

[195]) P. Eliade *l. c.* p. 261 ff.

[196]) P. Eliade *l. c.* p. 277 ff.

[197]) P. Eliade *Les premiers „Bonjouristes"* (*1818—1828*), in: *Congrès international pour l'extension de la culture de la langue française. Première session. Liège, 10—14 septembre 1905.* Paris 1906.

[198]) N. I. Apostolescu *L'influence des romantiques français sur la poésie roumaine.* Thèse. Paris 1909. — Virgile Rossel *La poésie française en Roumanie*, in: *Rev. d'hist. litt. de la France* V (1898), p. 125—138 (Verf. handelt über rumänische Dichter, die sich der französischen Sprache bedienten). S. desselben Verfassers *Histoire de la littérature française hors de France.* Lausanne 1895. p. 504—519.

sischen auch auf die rumänische Sprache bemerkbar, in der es bald von französischen Modewörtern wimmelt. In einem Lustspiel „*Frantozitele*" (Die Französlinge) hat der Dichter Faka den Gallicismus in der Sprache verspottet[199]), ohne dadurch der Ausbreitung des Übels im mindesten Einhalt zu tun. Erst als in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts nach der 1859 erfolgten Vereinigung der Fürstentümer die Entwickelung derselben zum selbständigen Staat begonnen, setzte, durch die politischen Ereignisse begünstigt, zunächst auf dem Gebiete der Literatur die Reaktion zugunsten einer „volkstümlich-heimatlichen" Entwickelung ein[200]), die dann auch die Sprache in nationalem Sinne günstig beeinflußt hat. Es gilt dies zunächst nur von der Sprache der Literatur. Mit Rücksicht auf die Umgangssprache bemerkt A. Demetrescu[201]) im Jahre 1888: „*Aujourd'hui encore, la langue de la conversation, dans les salons roumains, n'est qu'un idiome hybride mélange de français et de roumain. On commence une phrase en roumain pour la finir en français ou vice-versa, enfin toutes les combinaisons les plus ridicules pour arriver à ne parler ni une langue ni l'autre . . . Tel est l'ascendant de la classe supérieure d'une nation sur le peuple, que celui-ci se laisse emporter par le courant malsain, si bien que ceux qui ne savent pas le français, pour ne pas passer pour ignorants, emploient au moins les expressions de salutations et de politesse en un français affreusement prononcé. Se saluer en roumain, ce serait passer pour un pédant ou pour un grossier personnage.*" Noch heute ist der französische Spracheinfluß in Rumänien bis in die kleinbürgerlichen Kreise hinein ein außerordentlich großer. Für die Gebildeten ist das Französische eine Art Muttersprache[202]).

[199]) A. Demetrescu *l. c.* p. 47 ff.

[200]) G. Alexici *Geschichte der rumänischen Literatur.* In deutscher Umarbeitung von K. Dieterich. Leipzig 1906. p. 128 ff.

[201]) *l. c.* p. 50.

[202]) A. Malet *La langue française dans les états danubiens*, in: *La langue française dans le monde.* Ouvrage p. p. l'Alliance française. Paris 1900 [Exposition universelle de 1900]. — Vgl. auch J. Novicow *Le Français langue international de l'Europe* (Paris 1911), p. 105—107 die Zitate aus zwei Aufsätzen Xenopol's im *Courrier européen* vom 16. Februar und 6. April 1906. Es heißt darin u. a.: S'il arrive dans un salon que quelqu'un ne sache pas le français, c'en est fait de lui. Les moindres fautes de français sont notées et soulignées par des sourires et suffisent pour ranger l'individu, fût-il un puits de science, parmi les ignorants. Jamais une femme n'écrira une lettre en roumain. Jamais un jeune homme n'osera faire sa cour à une jeune fille où à une jeune femme en roumain. Il s'exposerait au ridicule."

10. Ungarn.

Die Zahl der in das Magyarische direkt eingedrungenen französischen Lehnwörter[203]) ist klein, was bei einer im Ganzen intensiven kulturellen und literarischen Einwirkung Frankreichs auf Ungarn[204]) überraschen darf und wofür man in dem gänzlich verschiedenen Bau beider Sprachen die Erklärung hat finden wollen. Bereits im Mittelalter (1052, nach anderen 1317) siedelten sich wallonische Kolonisten in der Erlauer Diözese an, wo sie Jahrhunderte hindurch ihre Sprache gewahrt haben[205]). Zu Sümeg wurde 1091 ein Benediktinerkloster des heiligen Ägidius gegründet, in das laut Stiftungsurkunde als Novizen nur Franzosen aufgenommen werden durften[206]). Zahlreiche weitere französische Ordensniederlassungen folgten im 12. und 13. Jahrhundert[206]). Ungarn reisten im Mittelalter nach Paris, um dort ihre Bildung zu vervollständigen[206]). Die Kreuzzüge führten französische Ritter nach Ungarn und ungarische Könige heirateten französische Prinzessinnen. Am Hofe war im besonderen seit Bela III. (1176—1196), der mit Margareta von Frankreich, Schwester Philipp August's, sich vermählte, das Französische bekannt. Daß Belas Nachfolger Emerich (1196—1205) dem südfranzösischen Dichter Peire Vidal Gastfreundschaft gewährte, wirft auf die kulturellen Bestrebungen am ungarischen Königshofe um die Wende des 12. Jahrhunderts interessantes Licht. Von einer Einwirkung der französischen Literatur auf die ungarische lassen sich freilich unter den Arpaden (1000—1300) und der auf diese folgenden Dynastie der Anjou (1301—1526) nur vereinzelte Spuren nachweisen. In nachhaltiger Weise macht sich ein solcher erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts unter den Habsburgern durch Vermittelung des damals unter starkem französischen Einfluß stehenden Wiener Hofes bemerkbar.

[203]) I. Kont *Étude sur l'influence de la littérature française en Hongrie (1772—1896)*. Paris 1902. Thèse. p. 452—475: *La langue et la littérature française dans la société et dans l'enseignement*. Verf. gibt p. 474 eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten frz. Lehnwörter im heutigen Ungarischen. — Von Einzeluntersuchungen seien genannt: Melich János *A magyar nyelv ófranczia jövevényszavai* [die altfranz. Lehnworte im Magyarischen], in: *Magyar Nyelv* X (1914) p. 385—406. — * Balassa József *Franczia szók a magyarban* [französische Wörter im Ungarischen], in: *Magyar Nyelvör* XXVI (1897), 439. — * Czakó Elemér Gábor *Német-franczia szók* [deutsch-französische Wörter], in: *Magyar Nyelvör* XXVI (1897), 85.

[204]) I. Kont *l. c.* und desselben Verfassers *Geschichte der ungarischen Literatur*. Leipzig 1906.

[205]) Karl Freiherr v. Czoernig *Ethnographie der oesterreichischen Monarchie* II, Wien, 1857, p. 135.

[206]) A. Budinszky *Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter*, Berlin 1876.

Unter Bessenevei's Führung bildete sich eine ungarische Dichterschule, deren Vorbilder die französischen Autoren des 18. Jahrhunderts, insbesondere Voltaire, waren [207]). Noch ist aus dem 18. Jahrhundert zu erwähnen, daß sich unter Maria Theresia neben deutschen zahlreiche französische Familien aus dem Elsaß und aus Lothringen im Banat ansiedelten, die, bevor sie sich germanisierten, z. T. weit in das 19. Jahrhundert hinein an ihrer Muttersprache festgehalten haben [208]). Im dritten und vierten Dezennium des 19. Jahrhunderts hat Frankreich neben politischem erneut tiefergehenden literarischen Einfluß auf Ungarn ausgeübt. Die 1830 begründete ungarische Akademie hat sich zunächst im besonderen die Übertragung französischer Autoren in das Magyarische angelegen sein lassen. Eine nach Kisfaludy, dem Begründer des ungarischen Romantizismus benannte literarische Gesellschaft trat 1836 zu dem Zweck ins Leben, „kritische und ästhetische Studien im französischen Geschmack zu pflegen und durch Übersetzung fremder Meisterwerke die Muttersprache zu verfeinern". Aus neuerer Zeit ist die 1907 in Budapest begründete rührige Société littéraire française besonders zu erwähnen. Dieselbe stellte sich die Aufgabe, die literarischen und künstlerischen Bestrebungen beider Länder zueinander in engere Beziehung zu bringen und ließ als Organ die Revue de Hongrie in französischer Sprache erscheinen [209]).

II. Griechenland.

Eine Einwirkung Frankreichs auf Griechenland hat zuerst im 13. und 14. Jahrhundert stattgefunden, nachdem nach der Erstürmung von Byzanz durch die Kreuzfahrer 1204 ein lateinisches Kaisertum auf griechischem Boden errichtet wurde und in Athen und Achaia (Morea) französische Feudalherrschaften entstanden waren [210]). Wesen und Umfang dieser

[207]) I. Kont *l. c.* — Beachte auch *L. Cacz *Montesquieu in Ungarn*, in: *Ungarische Rundschau für historische und soziale Wissenschaften* IV (1915), 2. — Zum Spracheinfluß vgl. *X. Könnye *L'influence de la langue française sur le style hongrois au XVIIIe siècle.* Progr. Budapest 1881.

[208]) L. Hecht *Les colonies lorraines et alsaciennes en Hongrie*, in: *Mémoires de l'Académie de Stanislas* 1878, 4e série, t. XI. Nancy 1879. — H. Schuchardt *Romano-Magyarisches*, in: *Zs. f. rom. Phil.* XV (1891), p. 90 (Auch *Magyar Nyelvör* XVIII in ungarischer Sprache erschienen). — *R. Chélard *La Hongrie millénaire*, 1896, p. 220f. (hier zitiert nach Kont *Étude* p. 473). — *R. Recouly *Le Pays Magyar.* Paris 1903 (Vgl. *Deutsche Erde* VII, 26).

[209]) Vgl. *Revue de Hongrie* I (1908), 134ff.: *Statuts de la société littéraire française de Budapest* und *ib.* VI (1910), 110.

[210]) Vgl. W. Miller *The Latins in the Levant. A History of Frankish Greece (1204—1566).* — London 1908. — F. Gregorovius *Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter.* 2 Bde. Stuttgart 1889. — H. F. Tozer *The Franks in the Peloponnese*, in: *The Journal of Hellenic studies* IV (1883), p. 165—236.

ersten französischen Einwirkung auf das Griechentum festzustellen, scheint schwierig. Nach K. Dieterich wäre dieselbe „durchaus innerlicher Art“ gewesen[211]). Tatsache ist, daß sich „äußerliche sprachliche oder literarische Einflüsse“ bis jetzt nur in geringem Maße haben nachweisen lassen. Von dem halben hundert Wortentlehnungen aus dem Französischen, die Man. A. Triandaphyllidis in seiner Spezialuntersuchung „*Die Lehnwörter der mittelgriechischen Vulgärliteratur*“[212]) S. 142 ff. aufführt, sind 44 ausschließlich in der Chronik von Morea[213]), nur 6 auch aus anderen mittelgriechischen Texten belegt und kaum eins derselben hat sich, falls nicht die Durchforschung der Mundarten noch einschlägiges Wortmaterial zu Tage fördert, in die heutige Sprache hinein erhalten[214]). Wenn Ath. Buturas[215]) einen Grund hierfür u. a. auch darin hat finden wollen, daß die sprachliche Hellenisierung der französischen Ritter infolge des feudalen Charakters ihrer vom Zentrum fast unabhängigen Herrschaften schon nach einigen Jahrzehnten erfolgt sei, so steht dem das öfters angezogene, freilich hier wohl nicht unbedingt zuverlässige, Zeugnis des Catalanen Ramon Muntaner

[211]) K. Dieterich *Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Litteratur.* Leipzig 1902. p. 66.

[212]) Straßburg 1909. Vf. bemerkt im Vorwort p. 10, daß die Abfassung eines ähnlichen Werkes für das Neugriechische beabsichtigt sei.

[213]) *The chronicle of Morea, Τὸ χρονικὸν τοῦ Μορέως* ed. in two parallel texts from the Mss of Copenhagen and Paris . . by John Schmitt. London 1904. Über die auch in unserem Zusammenhang wichtige Verfasserfrage und Entstehungsgeschichte der griechischen Chronik handelte zuletzt J. Longnon in der Einleitung seiner Ausgabe der französischen Version: *Livre de la Conqueste de la Princeé de l'Amorée. Chronique de Morée (1205—1305).* Paris 1911. Entgegen früheren Annahmen hält L. weder die griechische noch die französische Darstellung für die ursprüngliche, sondern führt beide auf eine gemeinsame italienische, vermutlich in venezianischer Mundart zwischen 1305 und 1331 redigierte verloren gegangene Originalfassung zurück. Als Vf. der ältesten auf uns gekommenen (Copenhagener) Version des griechischen Textes hält er entgegen Schmitt nicht einen reinen Franzosen, sondern einen fränkisch-griechischer Mischehe entsprossenen sog. Gasmulen in Übereinstimmung mit Adamantiou (*Τὰ Χρονικὰ τοῦ Μορέως*) und älterer Auffassung entsprechend für wahrscheinlich.

[214]) Triandaphyllidis *l. c.* pp. 158. 162. Daß ngr. *ἄντζα*, Wade, franz. *hanche* direkt entspricht, scheint ausgeschlossen. Vgl. G. Meyer *Neugriech. Studien* IV [Sitzungsber. der Wiener Ak. 131. Bd. Wien 1895], p. 11 f. und A. Thumb in *Germanistische Abhandl. H. Paul zum 17. März 1902 dargebracht* (Straßburg 1902), p . 232. — Das starke Überwiegen der italienischen Lehnwörter gegenüber den französischen im Wortschatz des Mittelgriechischen findet in dem überragenden Anteil, welchen die Italiener im Mittelalter am Handel nach griechischen Häfen hatten, seine einwandfreie Erklärung.

[215]) Ath. Buturas *Ein Kapitel der historischen Grammatik der griech. Sprache. Über die gegenseitigen Beziehungen der griechischen und der fremden Sprachen, besonders über die fremden Einflüsse auf das Griechische seit der nachklassischen Zeit bis zur Gegenwart.* Leipzig 1910. p. 72.

entgegen, wonach noch um 1325 von eben diesen Rittern ein Französisch gesprochen wurde, das an Reinheit dem Pariser Französisch nicht nachstand[216]). Dagegen wird man Buturas ohne weiteres zugeben, daß Spuren früheren französischen Spracheinflusses durch spätere Eroberer, insbesondere durch die Türken, verwischt worden sein können.

Beträchtlich, wenn auch im Einzelnen noch wenig untersucht[217]), scheint der Einfluß, den die griechische Sprache vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart hinein durch die französische erfahren hat. Neben den französischen Klassikern haben in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts insbesondere die französischen Encyclopädisten literarisch die Griechen beeinflußt, deren Freiheitsbestrebungen durch die französische Revolution und das Auftreten Bonapartes kräftigen Antrieb erhielten. Des „ersten Märtyrers der griechischen Freiheit“, des Dichters Rhigas berühmtes Sturmlied „Auf ihr Söhne der Hellenen! Auf, des Ruhmes Stunde schlägt!“ ist teilweise der Marseillaise nachgebildet[218]). Außer politischen und literarischen haben allgemein kulturelle und kommerzielle Beziehungen in der Folgezeit das Eindringen französischen Sprachgutes begünstigt. Daß Griechenland im 19. Jahrhundert das Reiseziel zahlreicher Franzosen wurde, bleibe nicht unerwähnt[219]). Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß 1848 in Athen ein französisches Institut (*École d'Athènes*) mit der ausdrücklichen Bestimmung ins Leben gerufen wurde, neben der Erforschung des klassischen Altertums der Pflege der französischen Sprache und Literatur im Lande zu dienen[220]). In einem ausführlichen Bericht an die Alliance française bemerkt reichlich ein halbes Jahrhundert später der damalige Direktor dieses Instituts,

[216]) *Chronik des edlen En Ramon Muntaner* hrsgb. von K. Lanz, Stuttgart 1844 [Bibl. des lit. Vereins in Stuttgart VIII] Cap. CCLXI: „Perque hom deya, que la plus gentil caualleria del mon era de Morea: e parlauan axi bel frances, com dins en Paris“. J. Schmitt äußert Einleitung p. LIII seiner Ausgabe (s. oben Anm. 213) der Chronik von Morea Zweifel daran, daß diese und andere Angaben Montaners in Cap. CCLXI den Tatsachen voll entsprochen haben: . . this whole chapter is in other respects as confused as it can be, and repeats the wildest legends, which were probably communicated to Muntaner by the peasants of Morea . . .

[217]) Beachte die einschlägige Literatur bei Buturas *l. c.* pp. 80f. und oben Anm. 8.

[218]) Vgl. L. Benloew in: *Mélanges Henri Weil*, Paris 1898. p. 5.

[219]) Vgl. Eug. Lovinesco *Les voyageurs français en Grèce au XIXe siècle 1800—1900*). Thèse présentée à la Fac. des Lettres pour le Doctorat ès Lettres. Paris 1909.

[220]) G. Radet *L'Histoire et l'œuvre de l'École française d'Athènes*, Paris 1901, passim. — Ch. Lévêque *La fondation et les débuts de l'École Française d'Athènes*, in: *Revue des Deux Mondes* 4. Mars-avril 1898. pp. 85—119.

Th. Homolle[221]: *Fréquentant la Grèce depuis vingt ans, je puis constater que la curiosité du français n'a pas diminué, au contraire que la connaissance et l'emploi s'en sont répandus de plus en plus dans les milieux plus variés et plus larges. Le français est la langue mondaine: dans l'aristocratie ou la bourgeoisie, jeunes filles et jeunes gens le parlent avec une facilité et une correction remarquables; partout où il y a une société, on cause en français: dans les salons, non seulement de Grecs à étrangers, mais entre Grecs . . . . Dans beaucoup de familles de la société on possède assez bien le français pour que les parents l'enseignent eux-mêmes et que les enfants l'apprennent par l'usage, comme une langue maternelle* . . . Dabei verkennt der Berichterstatter nicht, daß dem Französischen im Deutschen und Englischen starke Konkurrenten von noch wachsendem Einfluß entstanden sind.

12. Die europäische Türkei.

Trotzdem schon im 16. Jahrhundert Franz I. als erster unter den christlichen Herrschern beim Sultan einen Botschafter beglaubigte, französische geistliche Missionen seit dieser Zeit in Konstantinopel tätig waren, und rege französische Handelsbeziehungen zur Levante sich entwickelten[222], blieb bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Einfluß der französischen Sprache auf das Osmanisch-Türkische sehr geringfügig im Vergleich zu dem Einfluß, den das Italienische direkt oder durch Vermittelung des Griechischen auf dasselbe ausgeübt hat[223]. Erst nachdem in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß des Occidents die Modernisierung der Türkei begonnen hat, haben französische Sprachelemente in großem Umfang Eingang in das Osmanische gefunden, das heute nicht nur von französischen Ausdrücken wimmelt, sondern auch stilistisch durch das Französische beeinflußt worden ist[224]. Vor dem Weltkrieg gehörte es in türkischen Kreisen lange zum guten Ton, europäische Bildung

[221]) *La langue française en Grèce*, in: *La langue française dans le monde* p. p. l'Alliance française. Paris 1900. p. 79ff.

[222]) Zu den französisch-türkischen Beziehungen im 16. Jahrh. vgl. u. a. J. Mathorez *Un apologiste de l'alliance franco-turque au XVIe siècle. François Sagon*, in: *Bullet. du Bibliophile*, 15 mars 1913, p. 105—120.

[223]) G. Meyer *Türkische Studien* I. Die griechischen und romanischen Bestandteile im Wortschatz des Osmanisch-Türkischen [Sitzungsberichte der philol.-histor. Klasse der Kaiserl. Akad. d. Wissenschaften. 120. Band. Wien 1893. p. 1—96].

[224]) S. das „Verzeichnis verschiedener Neologismen" bei G. Meyer *l. c.* pp. 85—87. Wenn Vf. hierzu p. 8 bemerkt „dieser Teil der romanischen Elemente werde erst in hundert oder zweihundert Jahren dem Sprachforscher und dem Kulturhistoriker ein dankbares Forschungsobjekt bieten", so vermögen wir ihm darin nicht zuzustimmen.

in Paris sich anzueignen, mochte auch ein Aufenthalt daselbst keineswegs immer die besten Kulturfrüchte zeitigen[225]). Die moderne türkische Literatur hat sich in starker Abhängigkeit von der französischen entwickelt, deren Werke am Bosporus wahllos übersetzt und nachgebildet wurden[226]). Schuleinflüsse haben die Stellung des Französischen verstärken helfen. Hat doch, um nur dies hervorzuheben, das 1868 ganz nach französischem Muster eingerichtete, mit französischen Lehrkräften ausgestattete und zunächst französischer Leitung unterstellte einzige staatliche Lyzeum Konstantinopels, das sogenannte Galata-seraj, auf dem fast sämtliche höhere Beamte des Reiches vorgebildet werden, trotz zahlreicher Wandlungen bis 1904 seinen französischen Charakter im Ganzen zu wahren vermocht[227]). Auch als dann die osmanische Regierung für sich allein das Besetzungsrecht der Lehrstellen der Anstalt in Anspruch nahm, hat sie am Französischen als Unterrichtssprache festgehalten[228]).

13. Der vordere Orient.

Im Mittelalter haben die Kreuzfahrerstaaten Syriens: Jerusalem, Antiochia, Tripolis und Edessa, die diesen vorgelagerte Insel Cypern und das ihnen befreundete Nachbarland Armenien französischen Kultur- und Spracheinfluß erfahren[229]). Die starke Überlegenheit, welche im Völkergemisch der Kreuzzüge die Franzosen hatten, macht es erklärlich, daß in den mit dem Schwert eroberten Ländern französische Dynastien gegründet wurden und mit französischen Staats-, Gesellschafts- und Rechtsformen[230]) die französische Sprache

[225]) F. C. Enders *Die Türkei.* Bilder und Skizzen von Land und Volk. München 1916. p. 24. — Über den Gebrauch des Französischen im internationalen Verkehr Konstantinopels in neuerer Zeit vgl. die Angaben bei J. Novicow *Le Français langue internationale de l'Europe.* Paris 1911. p. 107 f.

[226]) Paul Horn *Geschichte der türkischen Moderne.* Leipzig 1902. p. 8. 11 etc.

[227]) S. über Galata-seraj und die französischen Schulen in Konstantinopel Le Vte de la Jonquière *Histoire de l'Empire ottomane depuis les origines jusqu'à nos jours.* II. Nouvelle édition entièrement refondue et complétée. Paris 1914. p. 563 ff. Vgl. außerdem die unten p. 213 (der vordere Orient) unter 236 aufgeführte Literatur. Über Veränderungen im Schulwesen beim Eintritt der Türkei in den Weltkrieg handelt P. Fr. Dunkel *Einiges aus den neuesten Verfügungen über die Privatschulen in der Türkei.* in: *Das heil. Land* LX (1916), 2. p. 80—87.

[228]) La Jonquière *l. c.* p. 566.

[229]) Vgl. Hans Prutz *Kulturgeschichte der Kreuzzüge.* Berlin 1883.

[230]) E. Rey *Les colonies franques de Syrie aux XIIme et XIIIme siècles.* Paris 1883. — K. Krumbacher *Die Assisen der Königreiche Jerusalem und Cypern,* in: *Geschichte der byzantinischen Litteratur*². München 1897. S. 898 ff.

Verbreitung fand. Tiefgehenden und nachhaltigen Einfluß hat freilich das Französische in den Kreuzfahrerstaaten auf die Sprache der kulturell hochstehenden Araber nicht auszuüben vermocht[231]). Nach dem Zeugnis Fulcher's von Chartres haben weite Kreise der abendländischen Bevölkerung unter dem Einflusse der Orientalen überraschend bald ihre nationale Eigenart aufgegeben. „Die wir früher Abendländer waren", schreibt Fulcher zum Jahre 1124, „sind nun Morgenländer geworden; der Römer oder Franke ist hierzulande ein Galiläer oder Palästinenser, der aus Reims oder Chartres ein Bürger von Tyrus oder Antiochien geworden; wir haben schon die Orte unserer Geburt vergessen, den meisten von uns sind sie entweder unbekannt oder wir haben von ihnen nichts mehr gehört. Der eine besitzt schon eigene Häuser und Gesinde, der andere hat sich verheiratet, nicht mit einer Landsmännin, sondern einer Armenierin oder Syrerin oder mit einer getauften Sarazenin . . . . .[232])." Mit Bezug auf die Sprache bemerkt derselbe Gewährsmann[233]) u. a.: *diversarum linguarum coutitur alternatim eloquio et obsequio alteruter.* Hiernach überrascht es nicht, wenn etwa 100 Jahre später (1217) Jacob von Vitry in einem Brief an die Äbtissin Luitgard berichtet, daß in Tripolis allgemein arabisch *(lingua sarracena)* gesprochen werde und er dort während eines vierwöchentlichen Aufenthalts mit Hilfe von Dolmetschern gepredigt und die Beichte abgenommen habe[234]). Nur an den Höfen und in den höheren

[231]) Eine zusammenfassende Arbeit über die zur Zeit der Kreuzzüge aus dem Französischen in das Arabische vorübergehend oder dauernd eingedrungenen Lehnwörter fehlt. S. vorläufig H. Prutz *l. c.* p. 401 (dazu die Hinweise p. 561) und das von F. Brunot *Histoire* I, 363 f. nach H. Derenbourg *Note sur quelques mots de la langue des Francs au douzième siècle d'après le texte arabe de l'autobiographie d'Ousâma Ibn Mounkidh* (Mélanges Renier, Paris 1887, p. 453—465) aufgestellte Verzeichnis.

[232]) *Fulcheri Carnotensis Historia Hierosolymitana* hrsgb. von H. Hagenmeyer, Heidelberg 1913, p. 26 f.

[233]) *ib.* lib. III, cap. XXXVII, 5.

[234]) *Briefe des Jacobus de Vitriaco (1216—1221)* hrsgb. von Reinhold Röhricht, in: *Zeitschr. f. Kirchengesch.* XIV (1894) p. 115: „Cum autem appropinquassem Tripolim, comes civitatis et princeps Antiochie cum multis militibus obviam mihi venerunt . . . Videns autem, quod ad Dominum universalem converterentur, in eadem civitate moram per mensem feci, et quia communis lingua civitatis erat lingua sarracena, per interpretes frequenter predicabam et confessiones audiebam". Es folgt hieraus, daß Jacob selbst das Arabische im mündlichen Gebrauch nicht beherrschte. Daß er desselben nicht unkundig war, darf man mit Ph. Funk (*Jacob von Vitry Leben und Werke*, Leipzig und Berlin 1909, p. 71) daraus schließen, daß er im Prolog seiner *Historia orientalis et occidentalis* mitteilt, er habe im Lager von Damiette „verschiedene Bücher aus den Bibliotheken der Lateiner, Griechen und Araber gewälzt" (Cum . . . varios libros ex armariis Latinorum Graecorum et Arabum revolverem . . .). Vgl. über die Kenntnis des Arabischen bei den Franken noch H. Prutz *l. c.* p. 403 f. und Brunot *l. c.* p. 361 f. Wenn hier u. a. darauf hingewiesen wird, daß nach Tudebod

Schichten der Gesellschaft dürfte am Gebrauch der französischen Sprache im allgemeinen festgehalten worden sein, bis mit Accon 1291 das letzte Bollwerk der Kreuzfahrerstaaten in Sarrazenenhand zurückgefallen war.

Seit einigen Dezennien spielte das Französische in Syrien, wie überhaupt in der Levante[235]), als Sprache des internationalen Verkehrs wieder eine bedeutende Rolle, in der es das Italienische im Lauf des 19. Jahrhunderts allmählich zurückdrängte, während es den wachsenden Wettbewerb des Deutschen auszuhalten hatte. Schuleinflüsse haben von politischen und wirtschaftlichen Faktoren unterstützt die Ausbreitung des Französischen hier sehr wesentlich gefördert[236]), bis durch die Kulturkampfbewegung zu Beginn des laufenden Jahrhunderts der französische Einfluß merkliche Einbuße erlitt. Während des Weltkriegs hat die Türkei das in ihrem Machtbereich von Frankreich über die Katholiken ausgeübte Protektorat aufgehoben.

Nachhaltigeren Einfluß durch das Französische als das Arabische in Syrien hat im Mittelalter die griechische Mundart C y p e r n s erfahren. Nachdem Richard Löwenherz 1191 die Insel den Griechen entrissen hatte, war dieselbe in den Besitz der Templer und bald darauf (1192) in den des französischen Geschlechts der Lusignan übergegangen, die nahezu dreihundert Jahre den cyprischen Thron behauptet haben[237]).

Tankred Syrisch verstanden habe, so ist damit eine Bemerkung des Emirs Usāma zusammen zu halten, nach der derselbe im mündlichen Gebrauch sich „keiner anderen Sprache als derjenigen der Franken“ bediente (s. Derenbourg *l. c.* p. 453).

[235]) In ihrer Nummer vom 20. Februar 1911 bemerkt die *Levante-Zeitung*: „Heute erlernen alle Gebildeten, alle besseren Kaufleute in den größeren Städten der Levante das Französische. Und das ist nicht nur in den Küstenstädten, sondern auch weit ins Land hinein, wie z. B. in Aleppo und selbst in Mossul am Tigris der Fall“.

[236]) Vgl. u. a. G. D'Orcet *L'influence de la langue française en Orient*, in: *La Nouvelle Revue.* T. 25. Nov. -déc. 1883. p. 716—738. — Pisani *La langue française dans le Levant*, in: *La langue française dans le monde* p. p. l'Alliance Française. Paris 1900. p. 103 ff. — Ét. Lamy *La France du Levant.* Paris 1900. — Die Beiträge von Pisani und André in: Piolet *Les Missions catholiques françaises au XIXe siècle* I. Paris o. J. [1901]. — A. Métin *Notes et documents sur la langue française et l'enseignement du français hors de France* pp. 12 ff., in: *Congrès international pour l'extension et la culture de la langue française. Première Session Liège, 10—14 sept. 1905.* Paris 1906. — A. Leroy-Beaulieu *La langue française et les Révolutions de l'Orient,* in: *Rev. des Deux Mondes* 5. période. T. 50. Mars-avril 1909. p. 854 ff. — *M. Wilmotte *La langue française en Orient,* in: *l'Opinion* 6, 13, 27 mars 1909. — C. Z. Klötzel *Die Alliance Israélite Universelle und ihre Arbeit im Orient,* in: *Dt. Levante-Zeitung* VI (1916). 9. p. 347—349. — Eug. Mittwoch *Die wirtschaftliche Bedeutung der Sprachenfrage in der Türkei* in: *Archiv für Wirtschaftsforschung im Orient* I (1916), p. 317—343.

[237]) L. de Mas Latrie *Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la Maison de Lusignan.* 3 Bde. Paris 1852—1861 (unvollendet).

Guy von Lusignan, der erste in der Reihe dieser Herrscher (1192—1194), begann damit, zahlreiche Kolonisten in sein neues Reich zu ziehen, indem er ritterbürtigen Ankömmlingen größere Lehen zuteilte, bürgerlichen Rechte und Vorteile verschiedener Art gewährte. Es gibt eine Überlieferung, nach der es in Cypern damals vorgekommen, daß aus Schustern, Maurern und armseligen Stadtschreibern Ritter und große Gutsherren wurden[238]. Wie dem auch sei, wir dürfen annehmen, daß unter den eingewanderten Abendländern Franzosen die große Mehrzahl bildeten und daß allgemein eine verständige Bevölkerungspolitik wesentlich dazu beigetragen hat, den von Guy auf Cypern nach französischem Muster begründeten Lehnstaat Festigkeit und Dauer zu verleihen. Was die Sprachverhältnisse angeht, so entstand eine Art franko-griechisches Mischidiom, in welchem die auf uns gekommenen mittelcyprischen Texte[239] abgefaßt sind, und dessen Existenz uns für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts durch den Chronisten Leontios Machaeras noch besonders bezeugt wird. Seit die Lateiner auf Cypern herrschen, bemerkt Machaeras, habe man angefangen, Fränkisch zu lernen und man verderbe das Rhomäische (Griechische): „wir schreiben fränkisch und rhomäisch, so daß niemand mehr weiß, was wir für eine Sprache reden[240].“ Unter *lingua franca* dürfte hier eine Verkehrssprache italienischer und französischer Färbung zu verstehen sein. Ein ansehnlicher Teil der in den cyprischen Wortschatz damals eingedrungenen französischen Wörter[241] lebt in der heutigen Mundart[242] fort.

Eine kleine Anzahl französischer Wörter hat im Mittelalter in das Armenische Aufnahme gefunden. In Abwehr gegen Mohamedaner und Griechen hatte der politisch weitblickende Leo II (1187—1219) aus der Dynastie der Rubeniden, unter Anlehung an die christlichen Staaten Syriens ein neues arme-

[238] *Continuat. de Guillaume de Tyr* (Abgedruckt in: *Recueil des Historiens des Croisades. Historiens occidentaux.* T. II.) p. 189 (Handschr. D). Vgl. De Mas Latrie *l. c.* p. 43 und L. Bréhier *L'Église et l'Orient au Moyen-Age. Les croisades.* Paris 1911. p. 185.

[239] In Betracht kommen im besonderen die griechische Übersetzung der Assisen (oben Anm. 230) sowie die Chroniken des Leontios Machaeras und des Georg Bustrone.

[240] Vgl. K. Krumbacher *Geschichte der byzantinischen Litteratur*². p. 901.

[241] Daß italienische Wörter in weit größerer Zahl noch als französische Aufnahme in das Mittelcyprische gefunden haben, erklärt sich aus den regen Handelsbeziehungen, die die Italiener mit Cypern im Mittelalter unterhalten haben. Vgl. G. Meyer Romanische Wörter im kyprischen Mittelgriechisch, in: *Jahrbuch für roman. und engl. Sprache und Literatur* XV (1876), p. 33 ff. und oben zum Griech. Anm. 214. — Über die *lingua franca* in Mittelalter und in der Neuzeit handelt H. Schuchardt *Zs. f. rom. Phil.* XXXIII p. 441 ff.

[242] S. Menardos *Γαλλικαὶ μεσαιωνικαὶ λέξεις ἐν Κύπρῳ*, in: Ἀθηνᾶ XII (1900), pp. 360—384.

nisches Reich nach abendländischem Muster gegründet, und es zeigt der Sprachgebrauch mittelarmenischer Texte, im besonderen die armenische Übersetzung der Assisen von Antiochien aus dem Jahre 1265, daß mit den Begriffen aus dem Gebiet der feudalen Staats- und Rechtsorganisation in mehreren Fällen deren französische Bezeichnungen übernommen wurden[243]. Dieselben scheinen fast ausnahmslos der Sprache wieder abhanden gekommen zu sein, nachdem 1375 durch das arabisch-egyptische Sultanat der Untergang des Königreichs Kleinarmenien herbeigeführt wurde und als während der dann folgenden Fremdherrschaften die von Armenien mit dem Abendlande im Mittelalter geknüpften Beziehungen Jahrhunderte hindurch nahezu vollständig unterbrochen waren. Dem Geistlichen Mekhitar und der von ihm zu Beginn des 18. Jahrhunderts gegründeten gelehrten Kongregation der Mekhitaristen mit Venedig als Hauptsitz, gebührt in erster Linie das Verdienst, die Armenier mit der westeuropäischen Kulturwelt erneut in engere Berührung gebracht zu haben[244]. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts etwa sind dann die armenische Literatur und Sprache von der französischen so stark beeinflußt worden, daß hiergegen eine nationalarmenische Gegenbewegung entstand und A. Tchobanian, Herausgeber einer in Paris erscheinenden armenischen Monatsschrift, der Anahit, 1901 schreiben konnte: *quelques-uns de nos prosateurs et de nos poètes récents, tout en révélant un tempérament personnel, ont écrit avec le cerveau, le cœur et le style d'écrivains français qui connaîtraient l'arménien; et notre langue risquait de perdre complètement son caractère national, si cette francomanie excessive n'était arrêtée par une réactione nécessaire et utile*[245].

---

[243]) Vgl. Éd. Dulaurier *Le royaume de la Petite Arménie au point de vue historique*, in: *Recueil des historiens des Croisades. Doc. arméniens* T. I, p. XLIXff. Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhange noch der bei Dulaurier *l. c.* p. 579ff. abgedruckte Brief des Heiligen Nerses von Lambron, in welchem er Leo II. ermahnt an den Sitten der Vorfahren festzuhalten und u. a. auch die den Lateinern entlehnten Titulaturen *aire, proximos, connétable, maréchal, lige* zu vermeiden. Vgl. die betreffende Briefstelle auch bei Brunot *Hist.* I, 360. — H. Hübschmann *Armenische Grammatik* I, Leipzig 1897, p. 389ff. gibt ein Verzeichnis der in das Mittelarmenische eingedrungenen franz. Wörter mit Angabe der Fundstellen. — Über die Verwendung der frz. Sprache in der armenischen Kanzlei handelt V. Langlois *Essai historique et critique sur la constitution sociale et politique de l'Arménie*, in: *Mém. de l'Ac. impériale des sciences de St. Pétersbourg* VIIe série, t. 3 (1860). — Über frz. Laute des 13. Jahrhunderts nach dem Zeugnis mittelarmenischer Transskriptionen s. F. N. Fink in: die *Neueren Sprachen* IX (1901/02), p. 385ff.

[244]) Vgl. Éd. Dulaurier *Rev. des Deux Mondes* 1854 XXIVe année, t. 6, pp. 245ff.

[245]) A. Tchobanian *L'influence de la littérature française dans la littérature arménienne contemporaine* p. 258, in: *Annales internationales d'histoire. Congrès de Paris. 6e session. Hist. comparée des Littératures.* Paris 1901, p. 249—257.

Die französischen Kolonien.

14. Das erste französische Kolonialreich.

a) La Nouvelle France. Die kolonisatorischen Bestrebungen Frankreichs haben nach einigen vergeblichen älteren Versuchen zuerst im Anfang des 17. Jahrhunderts an der Fundy-Bai in Akadien (Neuschottland) (1605) und am St. Lorenzstrom in Kanada (1608) zu dauernden Erwerbungen geführt. Die Geschichte dieser als Neu-Frankreich bezeichneten Niederlassungen, die zu Territorien von großer Ausdehnung sich erweiterten, ist voller Wechselfälle, bis sie in den endgültigen Besitz der seit Beginn des 18. Jahrhunderts mit den Franzosen auf maritimem und kolonialem Gebiet immer erfolgreicher rivalisierenden Engländer übergingen [246]). Im Frieden von Utrecht wurden 1715 Akadien, Neufundland und die Hudson-Bay, im Frieden von Paris 1763 Kanada und die zur Nouvelle France noch gehörenden Gebiete mit Ausnahme zweier kleiner als Fischereistationen dienenden Inseln, St. Pierre und Miquelon, an England abgetreten. Bewunderungswürdig ist die Zähigkeit, mit der die französischen Bewohner des Landes unter der englischen Herrschaft wie an ihrem katholischen Glauben, so an den Sitten und an der Sprache ihrer Väter bis heute festgehalten haben. Mit berechtigtem Stolz konnte Napoléon Legendre im Jahre 1884 bemerken: „*Par nos protestations incessantes, par nos efforts persistants, nous en sommes arrivés à faire reconnaître à la langue française le droit de cité dans ce pays qu'elle avait jadis conquis à la civilisation, et dont on avait voulu plus tard l'expulser; nous l'avons fait mettre sur un pied d'égalité avec la langue de nos compatriotes d'une autre origine*" [247]). Als 1867 die Herrschaft Kanada (Dominion of Canada) mit den Provinzen Ontario (Ober-Kanada), Quebec (Unter-Kanada), Neuschottland und Neubraunschweig gebildet wurde, hatte die Sprachenfrage durch Artikel 133 der Bundesakte ihre gesetzliche Regelung dahin gefunden, daß für alle Bundesangelegenheiten das Französische neben dem Englischen als gleichberechtigte offizielle Sprache anzusehen sei, eine Bestimmung, die auf die später dem Dominion noch beigetretenen Provinzen Manitoba, Britisch Columbia und Prinz-Edwards-Insel ebenso Anwendung findet. In der überwiegend von Franco-Canadiern

[246]) Vgl. É. Salone *La colonisation de la Nouvelle-France, étude sur les origines de la nation canadienne française.* Thèse. Paris [1905]. — Die Bezeichnung Nouvelle-France für die in Frage kommenden Gebiete ist wesentlich älter als deren dauernde Besitzergreifung durch Frankreich zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Über den schwankenden Umfang des Begriffs „Akadien" vgl. E. Sieper *Neuere Sprachen* IX, 468 f.

[247]) Napoléon Legendre *La province de Québec et la langue française*, in: *Proceedings and Transactions of the Royal Soc. of Canada for the year 1884.* Vol. II. Montreal 1885. Section I, 17.

bewohnten Provinz Quebec wurde das Französische außerdem auf dem Gebiet der Provinzialverwaltung als mit dem Englischen im offiziellen Gebrauch gleichberechtigt anerkannt[248]). Die aktenmäßig gut beglaubigte und fleißig durchforschte Siedelungsgeschichte Kanadas[249]) ergibt als Ursprungsland der französischen Kolonisten zumeist das westliche Nordfrankreich, insbesondere die Normandie, dann Perche, Aunis, Saintonge, Poitou und Ile-de-France. Einem im ganzen nur schwachen Zustrom von Einwanderern[250]) steht eine außerordentlich starke natürliche Vermehrung der eingewanderten Bevölkerung durch Geburtenüberschuß gegenüber, so daß für den Beginn des 20. Jahrhunderts die Gesamtzahl der Franco-Kanadier unter Einberechnung von etwa einer Million in den Vereinigten Staaten lebenden auf annähernd drei Millionen angegeben wird[251]). Die Geschichte ihrer Sprache bietet eine Fülle interessanter Probleme, zu deren Lösung in neuerer Zeit namentlich die 1902 in Quebec ins Leben getretene rührige *Société des parlers français au Canada*[252]) beigetragen

248) E. Bouchette *L'état légal du français au Canada,* in: *Congrès internat. pour l'extension de la langue française. Première Session: Liège, 10—14 sept. 1905.* Paris 1906. Hiernach lautet Artikel 133 der genannten Acte: „Either the English or the French language may be used by any Person in the Debates of the Houses of Parliament of Canada and of the Houses of the Legislature of Quebec; and both these languages shall be used in the respective records and journals of these Houses; and either of these languages may be used by any person or in any pleadings or process in or issuing from any court of Canada established under this act, and in or from all or any of the courts of Quebec. The Acts of the Parliament of Canada and of the Legislature of Quebec shall be printed and published in both languages." — Zur äußeren Geschichte der französischen Sprache in Canada während der englischen Herrschaft vgl. noch u. a. *Boucher de la Bruère fils *Le Canada sous la domination anglaise.* Saint Hyacinthe 1863. *A. Gérin-Lajoie *Dix ans au Canada — de 1840 à 1850.* Québec 1891.

249) *L'Abbé C. Tanguay *Dictionnaire généalogique des familles canadiennes depuis la fondation de la colonie jusqu'à nos jours.* Montréal 1871—1890. 7 Bde. — Stanislas A. Lortie *De l'origine des Canadiens-Français,* in: *Origine et le parler des Canadiens-Français . . . Publication de la Société du parler français au Canada.* Université Laval. Québec-Paris 1903. — B. Sulte *Origin of the French Canadians,* in: *Proceedings and Transactions of the Royal Society of Canada.* Sec. Series-Vol. XI. Sect. II 1905. p. 99 — 119. — *A.-G. Morice *Dictionnaire historique des Canadiens et des Métis français de l'Ouest.* Kamloops, B. C.: Published for the Author 1908.

250) Genaue Angaben fehlen. In den von W. Meyer-Lübke *Germ. rom. Monatsschrift* I (1909), 133 nach Lortie (s. oben unter 249) mitgeteilten Ziffern sind nur diejenigen Einwanderer enthalten, deren engere Heimat sich hat feststellen lassen. Vgl. J. Geddes *Krit. Jahresber.* XII (1909—1912), I 288.

251) Vgl. A. Métin *Notes et documents sur la langue française et l'enseignement du français hors de France,* in: *Congrès international pour l'extension et la culture de la langue française. Prem. sess. Liège, 10—14 sept. 1905.* Paris 1906.

252) Über das Programm der Gesellschaft und das von ihr herausgegebene *Bulletin du parler français au Canada* s. J. Geddes *Krit. Jahres-*

hat. Wie verhält sich das Französische Kanadas zu dem des Mutterlandes[253]? In welchem Umfange haben sich örtliche Verschiedenheiten in der spezifisch kanadischen Entwickelung des Französischen herausgebildet?[254] In welcher Weise ist das kanadische Französisch in den verschiedenen Teilen des Gebietes durch die Sprache der unterworfenen Indianerstämme beeinflußt worden[255] und welchen Einfluß hat es seinerseits

richt VIII (1904), I 222 ff. — Über die auf die französische Sprache in Kanada bezügliche Literatur orientiert vortrefflich die von J. Geddes und A. Rivard herausgegebene *Bibliographie du parler français au Canada.* Paris, Québec 1906 [Publications de la Société du parler francais au Canada]. — Über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Sprache, Litteratur, Geschichte, Landes- und Volkskunde s. J. Geddes *Krit. Jahresber.* V ff. — Von älteren Arbeiten über die sprachlichen Verhältnisse Canadas seien hier A. M. Elliotts anregende Beiträge im *American Journal of Philology* erwähnt: Bd. VI (1885), 135—150: *Preliminary-Historical;* VII (1886), 140—160: *Speech-Mixture in French-Canada. External influence;* VIII (1887) *Speech-Mixture in French-Canada, A. Indian and French;* X (1889), 133—168: *Speech-Mixture in French-Canada. B. English and French.* — Ein wissenschaftlichen Anforderungen entsprechendes Wörterbuch des Canadisch-Französischen wird von der Soc. des parlers français au Canada vorbereitet. Ältere lexikographische Arbeiten sind * O. Dunn *Glossaire Franco-Canadien.* Quebec 1880. *S. Clapin *Dictionnaire canadien-français.* Montréal und Boston 1894. * R. Rinfret *Dictionnaire de nos fautes contre la langue française.* Montréal 1896. * N. E. Dionne *Le parler populaire des canadiens français ou lexique des canadianismes, acadianismes, anglicismes, américanismes, mots anglais les plus en usage au sein des familles canadiennes et acadiennes françaises* . . . 1909. Vgl. J. Geddes in *Krit. Jahresb.* XII, I 269—274. — Über den Stand der französischen Sprache in Canada gegen Ausgang des verflossenen Jahrhunderts vgl. auch die Beiträge von E. Salone und P. Poirier in: *La langue française dans le monde* (Paris 1900), p. 287—295.

[253]) Vgl. W. Meyer-Lübke Das Französische Canadas, in: *Germ. rom. Monatsschrift* I, 133—139. * A. Rivard *Les dialectes français dans le parler franco-canadien,* in: *Congrès international des Américanistes. XVe session à Québec en 1906.* Québec 1907 (auch in: *Bull. du parl. franç. au Canada* V, 41—51, 81—85).

[254]) Vgl. J. Squair *A contribution to the study of the Franco-Canadian dialect,* in: *Proceedings of the Canadian Institute.* Toronto. XXIV (1888), Nr. 50. p. 161—168 (Betrifft die Mundart von Ste. Anne de Beaupré in der Provinz Quebec). — J. Geddes *Comparison of two Acadian French dialects spoken in the northest of North-America with the Franco-Canadian dialect spoken at Ste. Anne de Beaupré, Province of Quebec,* in: *Mod. Lang. Notes* VIII (1893), Sp. 449 ff., IX (1894), Sp. 1 ff., 99 ff. — A. F. Chamberlain *Notes on the Canadian-French dialect of Granby* (Province of Quebec), in: *Mod. Lang. Notes* VII (1892), Sp. 24 ff., VIII (1893), Sp. 31 ff. — J. Geddes *Study of an Acadian French dialect spoken on the north shore of the Baie-des-Chaleurs.* Halle a. S. 1908. — * A. F. Chamberlain *The vocabulary of Canadian French,* in: *Congrès international des Américanistes, XVe session à Québec en 1906.* Québec 1907 („Deals with expressions more or les peculiar to the West and Northwest" J. Geddes *Krit. Jahresb.* X, I 203 f.). — * Ph. Gagnon *La langue parlée au nord-ouest canadien,* in: *Bulletin du parler franç. au Canada* XI, 132—137 (J. Geddes *Krit. Jahresb.* X, I 214 f.).

[255]) Vgl. A. M. Elliott *Speech-Mixture in French Canada* (oben Anm. 252). — * A.-F. Chamberlain *Words of Indian origin in the French-Canadian dialect and litterature,* in: *American Notes and Queries.* Phila-

auf die Indianersprachen ausgeübt?[256]) Wie beschaffen ist die Sprache der von Franzosen und Indianern abstammenden Mischlinge (*half-breeds, bois-brûlés,* Mestizen), deren Zahl zu Beginn dieses Jahrhunderts auf 10500 geschätzt wird?[257]) Welchen Anteil hat das kanadische Französisch an der Bildung des in der Gegend des Columbia-Flusses im Westen gesprochenen Handelsjargons, des Chinook?[258]) Die wichtige Frage nach der gegenseitigen Beeinflussung des Französischen und Englischen in Kanada ist nicht einseitig nur mit Bezug auf die Sprache der Höhergebildeten und der Literatur[259]), sondern unter Berücksichtigung der verschiedenen Stände und auch der verschiedenen Gegenden des weiten Gebietes zu stellen[260]). Besonderes Interesse beanspruchen schließlich die sprachlichen Verhältnisse der in den Vereinigten Staaten lebenden Kanadier und Akadier. Letztere wurden 1755 aus ihrer Heimat vertrieben[261]). Sie kehrten später zum Teil

delphie, É.-U., 1888—1889, t. I. II. IV. — *B. Sulte *Les mots sauvages employés au Canada,* in: *Bulletin des recherches historiques.* Lévis 1897, t. III, p. 139. — *Eug. Rouillard *Noms géographiques de la province de Québec et des provinces maritimes empruntés aux langues sauvages.* Québec 1906 (J. Geddes *Krit. Jahresb.* IX, I 263). — *Eug. Rouillard *Les noms sauvages,* in: *Bulletins du parler franç. au Canada* VII, 162—170. VIII, 97—100 (J. Geddes *Krit. Jahresb.* XI, I 329; XII, I 295. — J. Geddes *Indian words,* in desselben Verfassers *Study of an Acadian-French dialect* (s. oben Anm. 254 und vgl. dazu noch J. Geddes *Krit. Jahresb.* V, I 318f.).

256) *A. F. Chamberlain *Note sur l'influence exercée sur les Indiens Kitonaga par les missionaires catholiques,* in: *Revue des études éthnographiques et sociologiques* II, 155—158.

257) *C. Derouet *Les métis canadiens français.* Paris 1895.

258) Vgl. J. Geddes *Krit. Jahresb.* X, I 204. — J. C. Pilling *Bibliography of the Chinookan languages (including the Chinook jargon).* Washington 1893 [Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology]. — H. Halle, *A manual of the Oregon trade language or „Chinook Jargon“.* London 1890. — G. Gibbs *A dictionary of the Chinook Jargon or trade language of Oregon.* New York 1863. — *Chinook Texts* by Franz Boas. Washington 1894 [Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology]. — G. C. Shaw *The Chinook Jargon and how to use it.* Seattle 1909.

259) Zur Geschichte der frz. Literatur in Canada vgl. V. Rossel *Histoire de la littérature française hors de France.* Lausanne 1895. p. 281—354. — C. Roy *Essais sur la littérature canadienne.* Québec 1907 (Auch in: *Proceed. and transact. of the Royal Soc. of Canada 1905* und *Bull. du parl. franç. au Canada*). — *Ch. ab der Helden *Études de littérature canadienne franç.* und desselben Verfassers *Nouvelles Études de littér. canadienne française.* Paris 1907.

260) Vgl. A. M. Elliott *Speech-Mixture in French Canada* (oben Anm. 252) und von älteren Arbeiten u. a. *J.-P. Tardivel *L'Anglicisme, voilà l'ennemi.* Causérie faite au cercle catholique de Québec, le 17 déc. 1879. Québec 1888; *A. Buies *Anglicismes.* Québec 1888. 106 S. 12. Neuere Beiträge veröffentlicht regelmäßig die *Soc. des parlers fr. au Canada* in ihrem Bulletin. Ein von Joseph Quesnel († 1809) verfaßtes Lustspiel *l'Anglomanie* ist nicht im Druck erschienen (vgl. C. Roy *l. c.*).

261) E. Sieper *Studien zu Longfellows Evangeline* IV. Die historische grundlage. Die expatriierung der französischen akadier. Das verhältnis des dichters zu der historischen wahrheit, in: Neuere Sprachen IX, 271ff. (Hier weitere einschlägige Literatur.)

dahin zurück: zum Teil haben sie sich dauernd an verschiedenen anderen Plätzen [262]), namentlich auch in größerer Zahl am unteren Lauf des Mississippi niedergelassen, wo sie heute einen großen Bestandteil der Bevölkerung von Unter-Louisiana bilden [263]). Französische Niederlassungen im jetzigen Staat Michigan kamen, nachdem sie 1763 mit Kanada englisch geworden waren, 1795 unter die Oberhoheit der Vereinigten Staaten. Von Detroit aus war hier 1780 eine französische Niederlassung in der heutigen Provinz Monroe am Erie-See gegründet worden, deren Seelenzahl am Ausgang des verflossenen Jahrhunderts auf 10000 geschätzt wurde, während damals in Detroit selbst das Französische nahezu ausgestorben war [264]). Am oberen Mississippi und an den Seen erinnern Orts- und Familiennamen noch an die einstige Herrschaft der Franzosen [265]). Eine durch handelspolitische Maßnahmen bedingte Massenauswanderung von Kanada nach der Union, und namentlich nach den Nord-Ost-Staaten Maine, Massachusetts, New-Hampshire, New-Jersey, Rhode-Island, Connecticut und New-York setzte in den Jahren 1871—72 ein und nahm bald eine solche Ausdehnung an, daß die Zahl der Franco-Kanadier hier gegen Ausgang des Jahrhunderts bereits auf 800000 angegeben wird [266]).

b) Louisiana [267]). Nachdem von Norden zuerst francokanadische Pelzhändler und Missionare in das Tal des Mississippi vorgedrungen waren, gelang es 1682 dem wagemutigen Entdecker La Salle, von hier aus die Mündung des Stromes zu erreichen, dessen ungeheuer ausgedehntes, im Osten von den Alleghanies, im Westen von den Rocky Mountains begrenztes Gebiet er schon früher nach Ludwig XIV. Louisiana

262) S. E. Sieper *l. c.* — P. Poirier *Des Acadiens déportés à Boston, en 1755*, in: *Proceedings and transactions of the Royal Soc. of Canada*, 3rd series, vol. II, sect. 1, 1908, p. 125—180.

263) A. Fortier *The acadians of Louisiana and their dialect*, in: *Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America* 1891, p. 64—94. — A. Fortier *A History of Louisiana*, Paris 1904. I, 153—158.

264) *T. St. Pierre *Histoire des Canadiens du Michigan*. Montréal 1895. — Edgar E. Brandon *A French colony in Michigan*, in: *Mod. Lang. Notes* XIII (1898), Sp. 242 ff.

265) *R. G. Thwaites *Wisconsin. The americanisation of a French settlement*. Boston 1908.

266) P. Foncin *France et Canada*. in: *Rev. pol. et litt. Revue Bleue* 1897. II, 222 ff. (nach: *Edm. de Nevers *L'avenir du peuple canadien-français*. Paris 1896).

267) Alcée Fortier *A History of Louisiana*. 4 vol. Paris 1904. — A. Franz *Die Kolonisation des Mississippitales bis zum Ausgange der französischen Herrschaft. Eine kolonialhistorische Studie*. Leipzig 1906. — *A. Fortier *Louisiana studies. Literature, customs and dialects. History and education*. New Orleans 1894. — *Edward J. Fortier, *Les lettres françaises en Louisiane*, in: *Mémoires du premier congrès de la langue française au Canada*. Quebec 1915.

getauft hatte [268]), und das er nun für die Krone Frankreichs feierlich in Besitz nahm. Der formellen Besitzergreifung durch La Salle folgten von See her 1699 die erste eigentliche Besiedelung durch Iberville und 1718 durch dessen Bruder Bienville die Gründung von New Orleans, der nach dem Regenten von Frankreich, Philipp II. von Orléans genannten Hauptstadt. Nach dürftigen Anfängen [269]) nahm die Kolonie unter französischer Herrschaft eine bescheidene Entwicklung [270]), so daß, als 1763 im Pariser Frieden die Osthälfte des Mississippitals mit Kanada (s. oben p. 216) an England fiel, die französische Regierung schon ein Jahr vorher, im Präliminarfrieden zu Fontainebleau, die westliche Hälfte mit New Orleans freiwillig an Spanien abgetreten hatte. Noch einmal kam 1800 durch den Vertrag von S. Ildefonso das westliche Louisiana auf kurze Zeit in den Besitz Frankreichs, um 1803 von Napoleon für 60 Millionen Franken an die Vereinigten Staaten verkauft zu werden, deren damaliges Gebiet durch den neuen Erwerb mehr als verdoppelt wurde [271]). Der Name Louisiana haftet heute nur noch an dem südlichen Teil der alten Provinz, der allein einen stärkeren Zuzug französischer Einwanderer erfahren hatte und der als besonderer Staat 1812 in die Union aufgenommen wurde. Hier im Mündungsgebiet und am unteren Lauf des Mississippi hat sich die französische Sprache allein noch in größerem Umfange bis in die Gegenwart hinein behauptet. Durch das Spanische in der Zeit von 1763—1801 kaum beeinflußt, hat sie sich hier Dank einer von der Regierung der Union geübten maßvollen Sprachenpolitik auch der Beeinflussung durch das Englische längere Zeit erfolgreich zu erwehren vermocht. Bei den beiden regierenden Körperschaften (*legislatures*) des Staates wurde anfangs je ein ständiger besoldeter Dolmetscher angestellt, der

[268]) Nach A. Fortier *A History of Louisiana* I, 21 begegnet der Name Louisiana zuerst in einer von La Salle unterzeichneten Urkunde vom Jahre 1679.

[269]) Im Jahr 1706 betrug die Zahl der franz. Kolonisten insgesamt 82, darunter 5 Kanadier. Als 1712 die Kolonie einem Unternehmer, Antoine Crozot, zur Ausbeutung übertragen wurde, zählte sie, 20 importierte Negersklaven eingerechnet, 400 Köpfe. Erst seit 1717 ist unter der Verwaltung der Compagnie des Indes eine verhältnismäßig starke Zunahme der Ansiedler erfolgt, so daß die Kolonie, als sie 1731 wieder in königliche Verwaltung überging, 5000 Weiße und außerdem 2000 Neger zählte.

[270]) Vgl. außer der Anm. 267 verzeichneten Literatur P. Heinrich *La Louisiane sous la Compagnie des Indes* 1717—1731. Thèse. Paris [1907].

[271]) A. Supan *Die territoriale Entwickelung der europäischen Kolonien.* Gotha 1906. p. 180. — Nach A. Fortier *l. c.* IV, 265f. umfaßte die von Frankreich 1803 an die Vereinigten Staaten abgetretene Provinz ganz oder teilweise das Gebiet der heutigen Staaten Louisiana, Arkansas, Missouri, Iowa, Minnesota, North Dakota, South Dakota, Nebraska, Kansas, Colorado, Wyoming, Montana, sowie der beiden Territorien Oklahama und The Indian territory.

die Reden und Anträge der Mitglieder auf Verlangen übersetzte[272]. Bei den Geschworenen-Gerichten wurde in französischer und englischer Sprache verhandelt. Als später das englische Element in der Bevölkerung stark überwog und Englisch die offizielle Staatssprache wurde, fuhr man dennoch fort, die Gesetze auch in französischer Sprache bekannt zu geben. In den in Louisiana auf Grund der Constitution von 1845 eingerichteten, etwa unseren Volksschulen entsprechenden *public schools* wurde anfangs Französisch und Englisch gelehrt, bis man — nach Fortier aus „lächerlichen Sparsamkeits-Rücksichten" — das Französische fallen ließ. Eine von Alfred Mercier 1876 gegründete literarische Gesellschaft, das *Athénée Louisianais*, hat sich die Pflege der französischen Sprache mit Eifer angelegen sein lassen[273], freilich ohne daß sie den in neuerer Zeit in beschleunigtem Tempo sich vollziehenden Rückgang derselben hat aufhalten und ohne daß sie deren schließliches Erlöschen wird verhindern können. Mußte Alcée Fortier schon im Jahr 1886 allgemein ein entschiedenes Zurückweichen des Französischen in Louisiana konstatieren[274], so bemerkt Albert Mélin für das Jahr 1900 mit Bezug auf die Lage des Französischen in der Hauptstadt New Orleans: *„le petit groupe français, de toutes parts enveloppé d'étrangers, en nombre croissant, ne recrutant plus d'immigrants français, devient bilingue et, peu à peu, son ancienne langue fait place, dans l'usage courant, à la langue étrangère dominante. En 1900, les enfants des créoles bilingues commençaient à ne plus vouloir apprendre le français*[275].

Eine eingehendere Untersuchung über das in Louisiana gesprochene Hochfranzösisch fehlt. A. Fortier[276] rühmt die im allgemeinen dialektfreie Aussprache desselben, die vielleicht nicht genau der Pariser, wohl aber etwa derjenigen der Bewohner des Orléanais und der Touraine entspreche. Das von den höheren Ständen in New Orleans gesprochene Franzö-

[272]) Vgl. hierzu und zum folgenden A. Fortier *The French language in Louisiana and the Negro French Dialect*, in: *Transactions of the Mod. Lang. Assoc. of America* I (1884—5) und desselben Autors *French Literature in Louisiana*, ib. II (1886).

[273]) Die Gesellschaft veröffentlicht *Comptes-Rendus de l'Athénée Louisianais.*

[274]) A. Fortier *The French language* (s. Anm. 272), p. 101: Though French is still the mother-tongue of many thousands of Louisianians, the fact cannot be denied that it is not as general spoken as before the war.

[275]) *Notes et documents sur la langue française et l'enseignement du français hors de France*, in: *Congrès international pour l'extension et la culture de la langue française. Première session Liège, 10—14 septembre 1905* (Paris 1906), p. 9.

[276]) *The French language* (s. Anm. 272), p. 98.

sisch sei weit „besser“ als dasjenige der Kanadier, was sich daraus erkläre, daß in Louisiana die französische Bevölkerung durch neuen Zugang vom Mutterlande längere Zeit aufgefrischt wurde, während in Kanada die Vermehrung des französischen Elementes in erster Linie als eine Folge des Geburtenüberschusses im Lande sich ergab. Hinzu kommt nach demselben Gewährsmann, daß in früherer Zeit die Söhne der reichen französischen Familien Louisianas fast alle in Frankreich erzogen wurden [277]. An ihrer Sprache kenntlich sind noch heute die in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts eingewanderten Akadier, die auf größerem Gebiet, namentlich aber am Westufer des Bayou Teche in den weiten Prairien von Attakapas und Opelousas sich niedergelassen haben [278]. Besonderes Interesse beansprucht ebenso das Negerfranzösisch, das sich im Verkehr der französisch sprechenden Weißen mit den seit dem 2. Dezennium des 18. Jahrhunderts als Sklaven, später als freie Arbeiter dorthin importierten Negern herausgebildet hat [279]. Zu untersuchen wäre u. a., welchen Einfluß

[277]) l. c. p. 99: „They received an excellent classical education, but learned no English. My father has often told me that on his return home after a seven year's course of Frenche college, he could only say in English „shut the door“, and had to go North for some time to study the language of the country. My grandfather, who was born during the Spanish dominion, spoke French only, and did not allow English to be spoken in his family. We are not so exclusive at present, and we are very anxious that our children should know English perfectly well, but we still consider French as the mother-tongue, as the language of the family.“

[278]) Vgl. oben p. 220 Anm. 263.

[279]) Vgl. *A. Mercier *Étude sur la langue créole en Louisiane*, in: *Comptes-Rendus de l'Athénée Louisianais* I (1876—1881). — A. Coelho *Creolo da Luisiana*, in: *Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa* 2 (1881), p. 180—182. — J. A. Harrison *The creole patois of Louisiana*, in: *The American Journal of Philology* III (1882), p. 285—296. — A. Fortier *The French language in Louisiana and the Negro French Dialect* (s. oben Anm. 272). — Über die Verwendung des Negerfranzösisch macht Harrison *l. c.* einige interessante Angaben: „The Franco Louisianais still number several hundred thousands. The whites of this class are still surrounded by negroes, with whom they communicate in a Pigeon French curiously resembling the English of the Chinese seas. The Creole children, entrusted from infancy to the care of negro *mamans*, learn the patois before they learn the regular French ... All the *petits blancs* or „poor white trash“ of the urban and plantation population speak the same patois simultaneously with the French. In many households full of intelligent boys and girls, the patois is often spoken exclusively till the children are ten or twelve years of age. By that time their organs — larynx, speech-chords, pharynx, uvula — are so habituated to the drawling utterance of the kitchen and scullery that they chant rather than speak the cultivated French ... As a general rule those who speak the patois of the parishes are able to speak pure French also. Address any *négrillon* in good French and it is a point of honor with him to reply in the same. The aboriginal language of the French negro has almost totally disappeared in the South, leaving behind hardly a dozen words of African origin.

auf dasselbe die Indianeridiome, ferner das Spanische, sowie namentlich auch das Englische [280]) ausgeübt haben.

Nordwärts vom jetzigen Staate Louisiana erinnern heute im Mississippital noch die Namen zahlreicher Ortschaften [281]) an die einstige französische Herrschaft, während sich hier in alten Siedelungen kaum noch die französische Sprache bis in die Gegenwart erhalten hat [282]).

c) Westindien und Guayana. Abenteurer, Freibeuter und (seit 1626) private Gesellschaften haben in Westindien der staatlichen Kolonisation Frankreichs vorgearbeitet. Diese setzte 1664 unter Colbert ein, der die damals schon stattliche, über die Inseln St. Christopher, Guadeloupe, Marie Galante, Désirade, Les Saints, Martinique, Grenada, Les Grenadines, St. Martin, St. Barthélemy, St. Croix, Tortuga und Haïti verteilten französischen Besitzungen der von ihm gebildeten Westindischen Compagnie (*Compagnie des Indes occidentales*) überwies und nach Auflösung derselben 1674 in staatliche Verwaltung überführte [283]). Im 18. Jahrhundert hat Frankreich seinen in günstiger Entwickelung begriffenen ertragreichen westindischen Besitz, im besonderen auch gegen seinen mächtig aufstrebenden englischen Rivalen, mit wechselndem Erfolg behauptet. Einige weitere Inseln wie Tobago,

[280]) Über nordamerikanisches Negerenglisch vgl. J. A. Harrison *Negro-English,* in: *Anglia* VII (1884), p. 232—279.

[281]) Vgl. J. C. Branner *Some Old French place names in the state of Arkansas,* in: *Modern Language Notes* XIV (1899), Sp. 65—80; dazu einige Nachträge von R. Renault *ib.* Sp. 191 f.

[282]) Über ein im östlichen Illinois in Wabashville und St. Francisville gesprochenes franco-amerikanisches Idiom bemerkt A. S. Gatschet in *The American Antiquarian and Oriental Journal* XI (1889), p. 64: „We know of no particulars concerning this dialect and it probably contains Shawano or Miami Indian terms. Prof. Hugo Kuerschner, a German teacher of modern languages, once established in Illinois, was entirely unable to understand their French, although he was fully conversant with literary French. On passing through that district, he was called before a court to act as interpreter in a law case between parties of these villages, but although they repeated their statements several times, he could make neither "head nor tail" of what they said. This jargon may turn out to be a variety of the Canadian French patois, also spoken in Louisiana. Since the Wea and Piankishaw Indians once held that tract at the time when the French first established a line of forts from the lakes to the Mississippi River, it is probable that some words of these dialects of Algonkin have perpetuated themselves in that "curious" and idiomatic French." Scheint es sich hier um alte Siedelungen zu handeln, so dürften die vierzehn französischen Niederlassungen von 30 und mehr Personen, welche W. Carruth *Foreign Settlements in Kansas,* in: *The Kansas University Quarterly* I (1893) u. III (1895) verzeichnet, durchweg jungen Datums sein. — Über französische Niederlassungen in Michigan und Wisconsin vgl. die oben p. 220 Anm. 264 und 265 verzeichnete Literatur. Nach Norden, gegen Kanada, war Französisch Louisiana nicht genau abgegrenzt.

[283]) Stewart L. Mims *Colberts West India Policy.* Newhaven, London, Oxford 1912.

Santa Lucia, St. Vincent und Dominica wurden neu besetzt, andere gingen verloren, mehrere wechselten ihren Besitzer zu wiederholten Malen. Ein schwerer Schlag war 1804 der Verlust Haïtis an die Schwarzen. 1815 wurde im zweiten Pariser Frieden Frankreichs Besitz in Westindien, von Barthélemy abgesehen, vollends auf seinen heutigen Bestand reduziert, d. h. es verblieben ihm nur Martinique, Guadeloupe, La Désirade, Les Saintes mit Petite Terre, Marie Galante und (zum Teil) St. Martin. Barthélemy gelangte, nachdem es 1784 an Schweden abgetreten war, 1877 durch Kauf in den Besitz Frankreichs zurück.

Weiter als die französische Staatshoheit reicht in Westindien heute die französische Sprache, die wir dort nicht nur auf den französisch gebliebenen Inseln in allgemeinem Gebrauch finden, sondern in weiterer oder eingeschränkterer Verwendung auch auf einer Anzahl anderer antreffen, die entweder wie Dominica, Santa Lucia, St. Vincent und Haïti seit lange nicht mehr politisch zu Frankreich gehören, oder wie Trinidad, Cuba und Porto-Rico einen Bestandteil des französischen Kolonialbesitzes überhaupt nicht gebildet haben[284]). Sehr verbreitet ist auf den Antillen neben dem eigentlichen Französisch heute das Negerfranzösisch (*Patois créole*), von dem behauptet wird, daß es hier reiner als in Louisiana, Guayana und auf den Maskarenischen Inseln gesprochen werde[285]). Ob das in dieser Allgemeinheit zutrifft, bleibe dahingestellt; fest steht, daß, während die eingeborene Indianerbevölkerung in Westindien heute nahezu ausgestorben ist, die seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts dorthin importierten Neger zusammen mit den aus ihrer Verbindung mit den Weißen hervorgegangenen Mischtypen auf den meisten Inseln die weiße Bevölkerung an Zahl bedeutend übertreffen, auf Haïti dieselben zu Beginn des 19. Jahrhunderts fast verdrängten. Auf den französisch gebliebenen Inseln versteht heute jedermann Hochfranzösisch; es findet dasselbe aber kaum anders als in der feineren Gesellschaft, in öffentlichen Versammlungen, in der Literatur und im schriftlichen Verkehr Verwendung, während im gewöhnlichen Tagesverkehr das Negerfranzösisch so gut wie ausschließlich gebraucht wird und hier auch in Zukunft nur ganz allmählich mit Verallge-

[284]) Vgl. Salles *La langue française dans les Petites Antilles*, in: *La langue française dans le Monde* (Paris 1900), p. 264—267. — Hérou *La petite colonie française de Saint-Thomas* (*Antille Danoise*), ib. p. 267 f. — P. F[oncin] *L'instruction publique dans les Antilles françaises*, ib. p. 269—272. — Eugène Maximilien *La langue française dans les Grandes Antilles*, ib. p. 273—278.

[285]) René de Poyen-Bellisle *Les sons et les formes du Créole dans les Antilles*. Dissertation. Baltimore 1892 [Université de Chicago]. p. 15.

meinerung der Schulbildung an Boden verlieren dürfte[286]). Was die heutigen Sprachverhältnisse Haïti's angeht, so ist zu scheiden zwischen der „Republik Haïti“ im früher französischen Westen und der „Dominikanischen Republik“ (Santo-Domingo) im früher spanischen Osten der Insel. In der Republik Haïti ist die Sprache der Regierung, des hohen Umgangs und der Schrift nach Tippenhauer[287]) ein „reines Pariser Französisch“, während das Negerfranzösisch als das eigentliche Idiom des Volkes, des intim-freundschaftlichen Verkehrs und der profanen Tagesunterhaltung bezeichnet wird, das auch im volkstümlichen Lied[288]), in Sprichwörtern[288]), sowie vereinzelt in der Predigt[289]) und in der periodischen Literatur[290]) angetroffen wird. In der dominikanischen Republik ist das Französische nächst dem im offiziellen Verkehr üblichen Spanisch die am meisten verbreitete Sprache, die von allen Angehörigen der höheren Kreise gesprochen wird. Es begegnet hier im Volk sogar das Negerfranzösisch der Haïtianer[291]). In Cuba und Puerto-Rico liegen heute oder lagen nach Eug. Maximilien wenigstens bis zu ihrer 1899 erfolgten Unabhängigkeitserklärung die Dinge ähnlich wie in Santo-Domingo[291]).

[286]) S. Salles *l. c.* p. 264: „Le français conquiert du terrain; mais il semble plutôt se superposer au créole que le faire disparaître. Une statistique des illettrés donnerait de precieuses indications, car le créole, à de très rares exceptions près, ne s'imprime pas: mais ce travail reste à faire. Une indication est donnée par la croissance de la population scolaire dans les écoles primaires . . . Il faut toutefois noter que la grande majorité des enfants passés par l'école rentre dans un milieu, où le créole seul est d'un usage courant. Même à la ville, on rencontre des jeunes gens et surtout des jeunes filles qui, après avoir su réciter des fables du bon La Fontaine, ne veulent répondre qu'en créole à qui leur parle en Français.“

[287]) L. Gentil Tippenhauer *Die Insel Haïti.* Leipzig 1893. p. 476 ff.: Des Landes Sprache und Literatur. — Eugène Maximilien *l. c.* p. 274 ff. — Über die haïtianische Literatur s. im besonderen *E. La Selve *Histoire de la littérature haïtienne, depuis ses origines jusqu'à nos jours, suivie d'une Anthologie haïtienne.* Versailles 1875. — Zur Siedelungsgeschichte vgl. P. de Vaissière *Saint-Domingue (1629—1789). La société et la Vie créoles sous l'Ancien Régime.* Paris 1909.

[288]) Tippenhauer *l. c.* p. 420 f. — *J. J. Audain *Recueil de proverbes créoles.* 1877.

[289]) Fourès *Notes sur le parler créole d'Haïti,* in: *Bulletin des Parlers de France.* p. 296.

[290]) Eugène Maximilien *l. c.* p. 276 f.

[291]) Eugène Maximilien *l. c.* p. 277: „A Cuba, de même qu'à Puerto-Rico, après l'espagnol, la langue qui jouit de la plus grande faveur est la langue française. Dans les écoles une grande place est réservée à l'étude du français. Plusieurs journaux y sont ou étaient publiés en français avant les derniers événements, et les auteurs français y sont beaucoup lus. Bien des familles françaises qui avaient abandonné Haïti lors des guerres de l'Indépendance ont fait souche à Cuba et ont toujours tenu à l'honneur de s'exprimer en français. On s'explique que le patois d'Haïti soit aussi

Das Negerfranzösisch[292]) der Antillen zeigt bei einer gewissen Gleichförmigkeit regionale Verschiedenheiten, auf deren Vorhandensein gelegentlich hingewiesen[293]), deren Studium aber noch nicht ernstlich in Angriff genommen wurde. Eine Einwirkung der Indianersprache hat man bisher nur in einigen wenigen Wortentlehnungen nachzuweisen vermocht. Auf die gegenseitige Beeinflussung des Negerfranzösischen und Negerenglischen in Westindien weist H. Schuchardt *Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil.* 1885, Sp. 416 hin: „In Westindien gestaltet sich das Verhältnis des Französischen zum Englischen recht mannigfach und verwickelt; Negerfranzösisch und Negerenglisch leben in inniger Gemeinschaft und zeigen Neigung, sich miteinander zu vermischen".

Französisch Guayana wurde 1626 von Rouener Kaufleuten zuerst besiedelt und von Colbert 1674 zugleich mit Westindien in staatliche Verwaltung übernommen. Es ist mit einer kurzen Unterbrechung von 1808—1817, wo es portugiesisch war, bis heute in französischem Besitz geblieben. Die Gesamteinwohnerzahl wird für 1911 auf 49000 angegeben, von denen die eine Hälfte Neger, während Asiaten, Indianer, Mischlinge und, von 7000 weißen Sträflingen abgesehen, eine verhältnismäßig kleine Anzahl Europäer die andere Hälfte bilden[294]). Über die Sprachenverhältnisse in diesem bunten Völkergemisch wissen wir wenig Genaueres. Nach einem

parlé dans les marchés publics de cette île par le grand nombre de domestiques que ces familles y ont entraîné après elles. Dans les deux îles, les idées et l'art français exercent une influence notable; et, souvent, les jeunes gens achèvent leurs études en France. Généralement les individus d'une certaine valeur intellectuelle s'expriment en français. Maintenant on est en droit de se demander si toute cette influence persistera avec la nouvelle situation qui est faite à ces deux îles. Toutefois j'estime que la France peut encore s'imposer, en élargissant le cadre de ses relations avec ces îles. Ce conseil peut s'étendre pour les Antilles en général."

[292]) Vgl. die oben Anm. 284, 287 u. 289 genannten Arbeiten von Poyen-Bellisle, Tippenhauer und Fourès, dazu die älteren Veröffentlichungen von *Ducœur-Joly: *Manuel, des habitants de Saint-Domingue.* Paris 1802 (darin: Vocabulaire français et créole), *J. J. Thomas: *The theory and practice of creole grammar.* Port of Spain (Trinidad) (s. P. Meyer *Revue Critique* VI, prem. sémestre 1872, S. 156 ff.), *Goux, missionnaire à la Martinique: *Catéchisme en langue créole, précédé d'un essai de grammaire sur l'idiome usité dans les colonies françaises,* Paris 1842, *J. Turiault *Étude sur la langage créole de la Martinique,* Brest 1874 und Paris 1876, G. N. Faidherbe in *La Revue scientifique de la France et de l'étranger.* III. Série. 4, 1 (1884), p. 104 ff. Einige weitere einschlägige Literatur verzeichnet H. Gaidoz *Note bibliographique sur le créole français,* in: *Revue critique.* Nouv. série, t. XII (1881), p. 168 ff.

[293]) Vgl. die Andeutungen bei Tippenhauer *l. c.* p. 477 und Poyen-Bellisle *l. c.* p. 16.

[294]) Vgl. W. Sievers *Süd- und Mittelamerika* 3. Aufl. Leipzig und Wien 1914. p. 113 ff. — Zur Siedelungsgeschichte s. A. Coudreau *La France équinoxiale* I, Paris 1886, p. 1 ff.; E. Maurel *Histoire de la Guyane française.* Paris 1889.

Bericht des Gouverneurs Mouttet[295]) für die Alliance française wurden 1900 im Collège von Cayenne und in 20 weiteren Lehranstalten des Landes 2341 Kinder in französischer Sprache unterwiesen, wobei die Bekämpfung des allgemein verbreiteten kreolischen Patois[296]) auf große Schwierigkeiten stieß: „*Les personnes instruites connaissant fort bien le français se servent sans nécessité du créole, patois formé de mots corrompus ou qui ont perdu leur signification première. En dehors de l'école, les enfants n'entendent que le créole, et le français est bien près d'être pour eux une langue étrangère.*"

d) La Réunion, Mauritius, Seychellen. Die Schwesterinseln La Réunion und Mauritius (früher Bourbon und Ile de France) bilden zusammen mit Rodriguez die Inselgruppe der Maskarenen, so genannt nach dem Portugiesen Mascarenhas, der sie zu Beginn des 16. Jahrhunderts entdeckte, ohne daß damals eine Besiedelung erfolgt wäre. Gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts wurde Mauritius von den Holländern, 1643 La Réunion von den Franzosen in Besitz genommen. La Réunion, das 1654 von Fort Dauphin auf Madagascar[297]) seine ersten Kolonisten erhalten, ist bis heute französisch geblieben. Mauritius ging, nachdem es einige Jahre vorher von den Holländern verlassen war, 1715 in französischen Besitz über und wurde 1721 von La Réunion aus kolonisiert. Nachdem es 1810 von den Engländern erobert worden war[298]), erfolgte 1814 im Pariser Frieden seine Abtretung an England, in

[295]) *La langue française à la Guyane.* in: *La langue franç. dans le monde.* p. 257 ff.

[296]) Vgl. **Introduction à l'Histoire de Cayenne* . . . . . p. Alfred de Saint-Quentin . . . . . *Étude sur la Grammaire créole,* par Auguste de Saint-Quentin. Antibes 1872. — *Alfred Parépou's *Atipa.* Roman guyanais. Paris 1885 ist nach H. Schuchardt *Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1894 Sp. 310 f. „eine echte Urkunde des Negerfranzösischen von Cayenne".

[297]) Frankreichs erste kolonisatorische Bestrebungen in Madagascar selbst fanden ein unrühmliches Ende in den Aufständen von 1672 und 1674. Bei denselben sind zahlreiche Franzosen im Fort Dauphin umgekommen, während der Rest nach La Réunion (Bourbon) gebracht wurde, das auf diese Weise einen wertvollen Zuwachs an Kolonisten erhielt. Gleichzeitig wurde Madagascar formell in den Besitz der Krone Frankreichs übergeführt, das auch für die Folgezeit seine Rechtsansprüche auf die Insel niemals aufgegeben hatte, bis dieselbe durch Gesetz vom 6. August 1896 als französische Kolonie erklärt wurde. Vgl. A. Supan *Die territoriale Entwickelung der Europäischen Kolonien.* Gotha 1906 passim. D'Équilly *L'influence française à Madagascar* (1643—1895), in: *Rev. des Questions Historiques* XXIX (1895), p. 462—518. Über die heutige Verbreitung der französischen Sprache in Madagascar s. E. F. Gautier und P. Foncin in: *La Langue française dans le Monde* (Paris 1900), p. 169—179. Eine kurze Notiz über ein kreolisches Patois in Madagascar s. *Rev. de linguistique et de philologie comparée* XIX (1886), p. 40.

[298]) Vgl. H. Prentout *L'Ile de France sous Decaen 1803—1810.* Essai sur la politique coloniale du premier empire et la rivalité de la France et de l'Angleterre dans les Indes Orientales. Thèse. Paris 1901.

dessen Besitz es sich heute befindet. Auf beiden Inseln spricht die aus Weißen, Negern, Asiaten und Mischlingen bunt zusammengewürfelte Bevölkerung nahezu ausschließlich entweder eigentliches Französisch oder ein neben demselben und statt desselben allgemein gebräuchliches, seinem Wortstande nach wesentlich französisches kreolisches Patois, dem auch das in Mauritius als offizielle Sprache und als Sprache der Garnison begegnende Englisch im täglichen Verkehr, wenigstens bis vor kurzem noch, kaum Abbruch zu tun vermocht hat. Für die Stellung des Schriftfranzösischen zum Englischen in Mauritius gegen Ausgang des verflossenen Jahrhunderts ist bezeichnend, daß von den 12 daselbst erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften 10 ausschließlich in französischer, nur 2 je zur Hälfte in französischer und englischer Sprache redigiert waren, daß in den 80 Gotteshäusern der Insel ausschließlich französisch gepredigt und in den Sitzungen der verschiedenen landwirtschaftlichen, kaufmännischen, literarischen etc. Vereine fast ausschließlich in französischer Sprache verhandelt wurde, während der durch Kabinettsorder von 1845 bei allen höheren Gerichtshöfen als obligatorisch vorgeschriebene Gebrauch der englischen Sprache unter solchen Umständen als unerträgliche Härte empfunden werden mußte [299]). Was das kreolische Patois [300]) der beiden

[299]) S. Ch. Girandeau *Les Français de l'île Maurice*, in: *Revue politique et littéraire. Revue Bleue* 25 sept. 1897, wo weitere interessante Angaben zu dem englisch-französischen Sprachenkampf in Mauritius auch für das Gebiet der Verwaltung und der Schule gemacht werden. — P. F[oncin] *La langue française dans les deux îles sœurs Maurice (Ile de France) et La Réunion (Ile Bourbon)*, in: *La langue française dans le Monde* (Paris 1900), p. 184—186. — Einige kurze Bemerkungen über die Herkunft des mauritianischen Französisch und die Beeinflussung desselben durch das Englische macht A. Bos *Romania* IX (1880), p. 578.

[300]) A. Dietrich *Les parlers créoles des Mascareignes*, in *Romania* XX (1891), p. 216—276. Hier weitere einschlägige Literatur p. 219f.

*L. Hery *Esquisses africaines. Fables créoles et explorations dans l'intérieur de l'île Bourbon.* Nouvelle édition. Paris 1883 (vgl. H. Schuchardt Ltbl. f. germ. u. rom. Phil. 1884, Sp. 369ff.). — H. Schuchardt *Sur le créole de la Réunion*, in *Romania* XI (1882), p. 589—593. — *V. Focard *Du patois de l'île Bourbon.* Étude lue à la Société des Sciences et Arts. Saint-Denis (Réunion) 1885 (vgl. H. Schuchardt *Ltbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1885 Sp. 513ff.). — A. J. Verrier *Le patois créole de l'Ile de Réunion*, in: *Mémoires de la Société nationale d'Agriculture, Sciences et Arts d'Angers.* Sér. V, t. IX (1906), p. 283—305.

A. Bos *Note sur le Créole que l'on parle à l'île Maurice, ancienne Ile de France*, in *Romania* IX (1880), p. 571—578. — C. Baissac *Étude sur le patois créole Mauricien.* Nancy 1880. (Vf. weist im besonderen auch auf die Verschiedenheiten des mauritianischen Kreolisch von dem in La Réunion gesprochenen hin. Vgl. über seine inhaltreiche Studie *Romania* X, 320, 610 u. XI, 176). — H. Schuchardt *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie* 1885, Sp. 415—417 (Anzeige von Ch. Baissac *Cours de grammaire française* und *Conférence sur les Contes populaires de l'île Maurice*).

Inseln angeht, so kommen besonders zwei Varietäten desselben in Betracht, wie sie sich im Munde der aus Madagascar stammenden einheimischen Neger (Malagassen) und in dem der vom afrikanischen Festlande später herübergekommenen Kaffern, Mozambique-Neger etc. herausgebildet haben. Hierzu kommt wenigstens auf La Réunion noch die Mundart der als „*créoles du bois*", „*petits créoles*" oder auch als „*petits blancs*" [301]) bezeichneten, aus der Verbindung der ersten Kolonisten der Insel mit malegassischen Frauen hervorgegangenen Mischlinge, die sich in die höher gelegenen Teile der Insel zurückzogen und hier eine Art Sonderexistenz führen. Interessante, noch nicht näher untersuchte Nüanzen der genannten Varietäten des in La Réunion und Mauritius gesprochenen kreolischen Patois haben sich im Munde der seit dem dritten Dezennium des vorigen Jahrhunderts in sehr großer Zahl eingewanderten Inder [302]), Chinesen und anderen Asiaten herausgebildet.

Von den Maskarenen stammende französische Kreolen bilden neben Negern, Indern und Chinesen den größeren Teil der heute etwa 20000 Köpfe starken Bevölkerung der Seychellen. Dieselben wurden, nachdem sie 1744 an Frankreich gefallen waren, 1768 besiedelt. Nähere Angaben über die heutigen Sprachverhältnisse der 1815 in englischen Besitz übergegangenen Inselgruppe liegen mir nicht vor.

e) Senegambien und Vorderindien. Über dieselben genügen in diesem Zusammenhange ein paar kurze Bemerkungen, da eine nachhaltigere französische Spracheinwirkung hier nicht stattgefunden hat.

Obgleich die Franzosen schon im 17. Jahrhundert an der senegambischen Küste festen Fuß faßten und die ersten Versuche sich dort niederzulassen vor diese Zeit zurückdatieren, hat eine eigentliche Entwickelung der Kolonie erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts unter der Verwaltung des Generals Faidherbe (1854—1861 und 1863—1865) eingesetzt. Inzwischen ist durch Schuleinflüsse manches auch für die Verbreitung der französischen Schriftsprache geschehen, während das Vorhandensein eines negerfranzösischen Patois noch für den Ausgang des verflossenen Jahrhunderts ausdrücklich in Abrede gestellt wird [303]).

[301]) P. Gaffarel *Les colonies françaises.* Paris 1880. p. 108.

[302]) Ihre Zahl betrug 1891 auf Mauritius bei einer Gesamteinwohnerzahl von 378872 bereits 256000, diejenige der Europäer nur etwa 3000.

[303]) Vgl. A. Sébire *La langue française au Sénégal,* in: *La Langue française dans le Monde.* p. 138 „de grands efforts ont été faits pour répandre l'amour de notre langue au Sénégal, et déjà la jeune génération des villes s'exprime facilement en français. Notons, en passant, que ce jargon qu'on prête aux noirs dans des narrations fantaisistes n'existe pas. Le Sénégalais parle le vrai français et non le créole des Antilles." Über

In Vorderindien haben die Franzosen sich gleichfalls bereits im 17. Jahrhundert festgesetzt. Im 18. Jahrhundert nahmen sie dort eine Zeitlang unter den europäischen Mächten die erste Stelle ein, vermochten dieselbe aber den Engländern gegenüber nicht lange zu behaupten. Im ersten Pariser Frieden (1814) verblieben ihnen nur die kleine Anzahl unbefestigter Handelsplätze (*Territoires*), die sie heute dort besitzen: Pondichéry, Karikal, Yanaon, Mahé und Chandarnagor. Die Zahl der Personen, die in Vorderindien heute französisch sprechen, beläuft sich nach einer ganz oberflächlichen Schätzung[304]) auf 50000, darunter 30000 in den französischen Niederlassungen, 20000 in Englisch Indien.

15. Das zweite französische Kolonialreich.

Nur einzelne Trümmer waren von dem ersten französischen Kolonialreich nach dem 2. Pariser Frieden übrig geblieben: an der Küste Neufundlands die Eilande St. Pierre und Miquelon; in: Westindien Martinique, Guadeloupe, La Désirade, Les Saintes mit Petite Terre, Marie Galante und ein Teil von St. Martin; in Südamerika Franz. Guayana: in Afrika einige Besitzungen am Senegal und die Insel La Réunion; in Asien die fünf vorderindischen Handelsplätze Pondichéry, Karikal, Yanaon, Mahé und Chandarnagor. Der ausschlaggebende Grund, weshalb Frankreich im Wettbewerb mit England unterlag, war, daß es einen großen Teil seiner Machtmittel zur Begründung und Behauptung der Vormachtstellung in Europa einsetzte, während England die volle Kraft auf die Durchführung seiner kolonisatorischen Unternehmungen konzentrierte. Als verhängnisvoller Fehler kam hinzu, daß man nach der Aufhebung des Edikts von Nantes in starrer Unduldsamkeit vielen Tausenden von Glaubensflüchtlingen den Zugang zu den überseeischen Besitzungen des Landes verschlossen hatte, statt diesen mächtigen Strom der Intelligenz, der wirtschaftlichen Tüchtigkeit und des Kapitals für die kulturelle Entwickelung der Kolonien nutzbar zu machen[305]).

portugiesischen Spracheinfluß bei den Franzosen und den Eingeborenen der französischen Senegal-Kolonie vgl. H. Schuchardt *Zeitschr. f. roman. Philol.* XII (1888), p. 312.

[304]) H. Ferrier *La langue française dans l'Inde*, in: *La langue française dans le Monde* (Paris 1900), p. 193.

[305]) Vgl. G. K. Anton *Zur Entwickelung des französischen Kolonialreichs*, in *Jahrbuch der Gehe-Stiftung zu Dresden*. Bd. II (1897). Madagascar wird sich nicht mit Anton p. 21 zum älteren französischen Kolonialbesitz rechnen lassen, wenn auch Frankreich offiziell sein Anrecht auf dasselbe wiederholt geltend machte. Vgl. oben p. 228 Anm. 297. — Französische Hugenotten, die bei den Holländern an der Tafelbai und in Surinam, sowie in den englischen Niederlassungen Nordamerikas Zuflucht fanden und nützliche Kulturarbeit leisteten, haben dort vereinzelte Spuren in der

Die Bemühungen Frankreichs, ein neues Kolonialreich zu gründen, sind seitdem von Erfolg gekrönt gewesen. Seinen überseeischen Besitz bilden heute außer jenen dürftigen Überresten aus früherer Zeit die folgenden Neuerwerbungen (Kolonien und Protektorate) von gewaltiger Ausdehnung und mit einer Bevölkerungszahl, die diejenige des Mutterlandes übertrifft:

Amerika: Barthélemy (1877)[306]. S. oben p. 225.

Afrika: Algerien (1830—1848); Tunis (Protektorat 1881); Marokko (Protektorat 1912); Französisch-Westafrika (dazu gehören außer der ehemaligen Senegal-Kolonie Dahome 1895, Elfenbeinküste, Französ.-Guinea, Mauretanien und die Militärterritorien in der Sahara), Französisch-Aequatorialafrika (Gabun, Mittelkongo, Ubangi-Schari); Französisch-Somaliküste; Madagascar und Dependenzen (Protektorat 1882—5, Kolonie 1896); Mayotta (1841); Comoren (Protektorat 1886); im Südpolargebiet gelegen und unbewohnt St. Paul, Neuamsterdam und Kerguelen (1892—3).

Asien: Französisch-Indochina: Cochinchina (1858—62), Cambodja (1863 Protektorat), Annam (1884 Protektorat,) Tongking 1884, Laos.

Südsee: Neucaledonien (1853) und Loyalty-Inseln (1864); Chesterfield-Inseln; Wallis-Inseln (Protektorat 1886); Fotuna und Alofa (Protektorat 1887); Französisch-Ozeanien (Tahiti-Gruppe 1880, Inseln unter dem Winde 1888, Tubuai-Inseln 1882, Marquesas-Inseln 1842, Tuamotu-Inseln, Gambier-Inseln 1881); die unbewohnte Clipperton-Insel.

Unter den hier aufgezählten Kolonien befinden sich keine reinen Einwandererkolonien. Weitaus die Mehrzahl derselben sind Eingeborenenkolonien, in denen die Europäer nur zum vorübergehenden Aufenthalt als Verwaltungsbeamte, Missionare, Soldaten etc. sich aufhalten. Aber selbst in den von einer Minderzahl von Weißen besiedelten Mischkolonien, zu denen Tunis[307], Teile von Algier[308] und Neucaledonien gehören, hat eine relativ

Sprache bis heute zurückgelassen. Vgl. Ch. Weiß *Histoire des réfugiés protestants de France depuis la révocation de l'édit de Nantes jusqu'à nos jours* (Paris 1853) II. p. 154—161; ib. I. p. 367—436. — R. Landrieux *La langue française en Afrique australe*, in: *La langue française dans le Monde* (Paris 1900), p. 181 f. — Charles W. Baird *History of the Huguenot Emigration to America*. 2 vol. New York [1884]. — Sylvester Primer *The Huguenot element in Charleston's pronunciation*, in: *Phonetische Studien* hrsgb. von W. Vietor III (1890), p. 139 ff. 290 ff.

[306] Die beigefügten Zahlen bezeichnen das Erwerbungsjahr.

[307] Nach den Zählungen von 1901 und 1899 betrug die Zahl der in Tunis lebenden Franzosen 24 204, der Italiener 63 866 gegenüber 1 700 000 Eingeborenen oder Mahomedanern. Vgl. A. Supan *Die Bevölkerung der Erde* XII, in: *Petermanns Mitteilungen*. Ergänzungsheft Nr. 146. Gotha 1904. p. 91.

[308] In Algier lebten nach der Zählung von 1901 neben 4 072 085 „Untertanen" (Araber, Kabylen, M'Sabiten und Juden von M'Sab) 121 500

schwache Besiedelung vom Mutterlande aus stattgefunden, weil dasselbe heute über genügend Volkskraft, um einen größeren Teil derselben an seine überseeischen Gebiete abgeben zu können, nicht mehr verfügt. Diesen Verhältnissen entsprechend gewinnt die französische Sprache im neuen französischen Kolonialreich nur langsam an Boden, trotzdem in den letzten vier bis fünf Dezennien namentlich durch Einrichtung von Schulen viel für die Verbreitung derselben geschehen ist[309]. Besondere Verkehrssprachen, die sich zwischen Weißen und Eingeborenen herausgebildet haben, sind das Annamito-Französisch in Saigon[310]), das Negerfranzösisch in Madagascar[311]) und im Sudan[312]), das Bichelamar in Neucaledonien[313]), das Sabir[314]) und das Judenfranzösisch[315]) Algeriens.

* * *

in Frankreich geborene Franzosen, 170964 in Algerien geborene Franzosen, 155265 Spanier, 38791 Italiener. Vgl. A. Supan *l. c.* p. 93.

[309]) Vgl. in *La Langue française dans le Monde* (Paris 1900): p. 128—9 P. F[oncin] *La langue française en Tunisie*, p. 130—133 M. Wahl *La langue française en Algérie*, p. 135—137 J. Goffart *La langue française au Maroc*, p. 138—141 A. Sébire *La langue française au Sénégal*, p. 142—148 C. Guy *La langue française au Soudan*, p. 149—152 V. Gaboriaud *La langue française dans la Guinée française;* p. 152—153 P. F[oncin] *La langue française à la Côte d'Ivoire;* p. 153—155 P. F[oncin] *Opinion d'un officier sur l'enseignement de la langue française dans l'Afrique occidentale*, p. 156—158 C. Guy *La langue française au Dahomey*, p. 160—166 P. Mille *La langue française dans les deux Congos*, p. 166 P. F[oncin] *Gabon*, p. 167—168 Martineau *La langue française à la Côte des Somalis*, p. 194—200 A. Salles *La langue français en Indo-Chine*, p. 225—228 Legoupils *La langue française en Nouvelle-Calédonie*, p. 234—236 F. Puaux *La langue française en Océanie*. Vgl. ferner: J. B. Piolet *Les Missions catholiques françaises*. Paris 1901 f passim; H. Bigot *La langue française et l'ame arabe*, in: *Congrès international pour l'extension et la culture de la langue française. Première Session Liége, 10—14 sept. 1905* (Paris, Bruxelles, Genève 1906). *Fortschritte der französischen Sprache in Nordafrika*. in: *Allgemeine Zeitung* 27. Juli 1893 (Kurze Notiz). H. Froidevaux *L'Œuvre scolaire de la France aux colonies* [in: *Les colonies françaises*. Paris 1900. Exposition Universelle de 1900].

[310]) H. Schuchardt *Kreolische Studien* VIII. *Über das Annamito-Französische*. Wien 1888.

[311]) Vgl. oben p. 228 Anm.

[312]) Vgl. C. Guy *l. c.* p. 144. Vgl. dagegen oben p. 230.

[313]) Vgl. Legoupils *l. c.* p. 226 „ . . . un grossier idiome qu'on appelle bichelamar, et qui se compose de français, de quelques termes indigènes, et surtout d'anglais". Dasselbe ist ebenso auf den Neuen Hebriden im Gebrauch, die seit 1887 unter einer Art gemeinsamem engl.-franz. Protektorat stehen. S. J. Silvester in *La langue française dans le Monde* p. 231.

[314]) H. Schuchardt *Zs. f. rom. Phil.* XXXIII (1909), p. 457 f. Von Schuchardt wird eine Abhandlung über die „Romanischen Lehnwörter im Berberischen" vorbereitet. Vgl. *Sitzungsberichte der Kais. Ak. der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Klasse.* 182. Bd. 1. Abhandl.

[315]) H. Schuchardt *Zs. f. rom. Phil.* XXX, p. 459 f.

Auch in solchen überseeischen Ländern, die nicht zum französischen Kolonialbesitz gehören oder gehört haben, ist die französische Sprache heute verbreitet. Die Ausbreitung derselben in den Dienst ihrer Weltpolitik zu stellen, haben die Franzosen meisterhaft verstanden, und sie würden, wenn es hierauf allein ankäme, wohl längst allen Nationen den Rang abgelaufen haben. Als Organ dieser Art politischer Propaganda hat seit den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts im besonderen die Alliance française gedient, auf deren Berichte an dieser Stelle verwiesen sei [316]).

D. BEHRENS.

[316]) *La Langue française dans le Monde* (Paris 1900): p. 118—124 Dr Schneider *La langue française en Perse;* p. 125—127 M. Lacau *La langue fr. en Tripolitaine;* p. 201—204 A. Leclère *La langue fr. en Chine;* p. 204—207 Gaston Rouvier *La France dans la Chine du Nord;* p. 207—208 P. F. *Le Français dans le Sud-Ouest de la Chine;* p. 209—213 E. Bertin *La langue française au Japan;* p. 217—218 de Petit *La langue fr. aux Indes néerlandaises;* p. 220—223 G. B. d'Aunet *La langue fr. en Australie;* p. 237—241 E. Daireaux *La langue fr. dans la République Argentine;* p. 242—244 *La langue fr. en Uruguay et au Paraguay;* p. 245—251 A. Bellessort *L'influence franç. au Chili et sur la côte du Pacifique;* p. 252—256 A. Ricaume *La langue fr. au Brésil;* p. 279—281 L. Albertini *La langue fr. au Mexique;* p. 282—286 R. Doumic *La langue fr. aux Etats-Unis.* — Beachte auch Fr. Z. Lillo *Les chances et les moyens de pénétration du français dans l'Amérique du Sud, particulièrement au Chili,* in: *Congrès international pour l'extension et la culture de la langue française. Prem. session Liège, 10—14 septembre 1905.* Paris, Bruxelles, Genève 1906. A. Métin *Notes et documents sur la langue française et l'enseignement du français hors de France,* ib.

Referate und Rezensionen.

Die Lieder Raouls von Soissons, herausgegeben von Emil Winkler. Halle a. S., Max Niemeyer 1914. IX, 96 S. und 2 Beilagen. 3 Mk.

Von den Liedern Raouls von Soissons war bisher nur etwa die Hälfte irgendwie veröffentlicht, meist in Abdrücken oder Reproduktionen einzelner Hss., in kritischem Text wohl nur in einem vereinzelten Falle; W. gibt nun sämtliche erhaltenen und von ihm als echt befundenen Lieder Raouls, zwölf an der Zahl, erstmalig nach allen Hss. heraus. Er bringt in seinem Buche zunächst eine Einleitung; in deren erstem Abschnitt wird unter der Überschrift „Biographisches" alles, was über den Dichter und seine nicht ganz gewöhnlichen Schicksale bekannt ist, sorgfältig und unter Mitteilung der wichtigsten Zeugnisse zusammengestellt [1]). Es folgen in einem zweiten Abschnitt eine Übersicht der Hss., in denen die Lieder überliefert sind, weiter eine ausführliche Erörterung über die Verfasserfrage und einige Bemerkungen zur Chronologie der Gedichte. Über den letztgenannten Punkt ist nur wenig sicheres zu ermitteln, und gegen W.s Zeitbestimmung, der die Gedichte (soweit sie überhaupt datierbar sind) zwischen 1243 und 1255 ansetzt, ist wohl kaum etwas einzuwenden. Besondere Bedeutung kommt der Attributionsfrage zu, indem dabei einerseits zu der Verfasserschaft eines Thierri de Soissons Stellung zu nehmen war, dem die Hss. K und N einige bzw. alle Lieder, die sonst Raoul zugeschrieben sind, beilegen; und andererseits auch festzustellen war, welche der einzelnen in irgend welchen Hss. Raoul zugeschriebenen Lieder wirklich von ihm herrühren mögen. Was W. über den zweiten dieser Punkte anführt, scheint mir durchaus zuzutreffen, sowohl nach der positiven als nach der negativen Seite hin; ich kann also seine Entscheidung bezüglich der als echt angenommenen wie der als unecht verworfenen Lieder nur gutheißen [2]). In der ersten Frage dagegen scheinen mir die

[1]) Auf S. 4 ist in Anm. 3 statt 1785 natürlich 1185 zu lesen, was bei der Druckfehlerverbesserung am Ende des Buches übersehen worden ist.

[2]) Daß eine gewisse Unsicherheit bestehen bleibt, liegt in der Natur der Sache; übrigens glaube ich weiter unten von anderem Gesichtspunkte aus einiges zur Bestätigung seiner Resultate beibringen zu können.

Dinge nicht ganz so einfach zu liegen, wie W. sie darstellt: zwar glaube auch ich, daß man Thierri de Soissons nicht wohl als Verfasser der zweifelhaften Lieder gelten lassen kann, da diese Persönlichkeit sonst nicht nachweisbar ist[3]), aber die übrigen Gründe W.s scheinen mir nicht zuzutreffen. Er glaubt nämlich die fehlerhafte Attribution in K und N so erklären zu können, daß N (worin sämtliche darin enthaltenen Lieder Raouls dem Thierri zugesprochen sind) von K als Nebenquelle benutzt worden wäre, in der Weise, daß K zwar die vier von ihm unter dem Namen Raouls gebrachten Lieder (= Nr. 7, 9, 10, 12 der Ausgabe W.s) aus seiner gewöhnlichen Vorlage hätte (aus der auch die nächstverwandten Hss. X und P die gleichen vier Lieder geschöpft haben), die vier dem Thierri beigelegten Gedichte (= Nr. 2–4 und 8 bei W.) aber samt der falschen Attribution aus N herübergenommen hätte. Wenn man auch annehmen darf, daß diese letzteren vier Lieder von K in letzter Linie aus einer anderen Vorlage stammen als die ersten vier, da sie an einer ganz anderen, späteren Stelle der Hs. geschlossen zusammenstehen, so bestehen doch m. E. ernste Bedenken, in der Hs. N die Quelle dafür zu sehen; denn einerseits enthält auch die Hs. X wenigstens eins dieser Lieder (Nr. 2), und ebenfalls an späterer Stelle (allerdings ohne jeden Verfassernamen), und andererseits zeigt ein Vergleich der Lesarten von K und N, daß K die besonderen Fehler von N vollständig vermeidet, vielmehr deutlich mit anderen Hss. (darunter X) zusammen gegen N geht[4]). Man wird also zu dem Schlusse geführt, daß schon in der gemeinsamen Vorlage von N und K X P (also in der Hs. ν) die zweite der oben genannten Liederreihen (Nr. 2–4 und 8) dem Thierri zugeschrieben war, und daß dann N weiter auch die ersten vier Lieder (Nr. 7, 9, 10, 12), die in ν noch unter dem Namen Raouls gestanden haben dürften, diesem Thierri beigelegt hat; auf welchem Wege die falsche Attribution in ν zustande gekommen sein mag, das bleibt allerdings dunkel.

Vielleicht ist nicht überflüssig, bei dem Mangel an sonstigen Argumenten zur Verfasserfrage, auf einige inhaltliche Übereinstimmungen und Berührungen im Wortlaut hinzuweisen, die zwischen verschiedenen der für Raoul in Anspruch genommenen

[3]) Ein anderes Bedenken gegen die Annahme eines Dichters dieses Namens wird weiter unten gebracht.

[4]) Z. B. in Nr. 2, V. 14 *toute* N — *toutes* KXVBR, 44 *m'ocit* N — *l'ocit* KXVBR, 53 *seignorage* N — *d'avantage* KXVBR; Strophe III des gleichen Gedichts fehlt in N und X, ist aber in K vorhanden; in Nr. 3, V. 10 *martir* N — *marrir* KV, 27 *mal* N — *mort* KV; in Nr. 4, V. 35 *Quant* N — *Quant Amors* KV, 44 *sorpraigne* N — *soupraigne* KV; in Nr. 8, V. 22 *biauté plus qu'en cent* N — *biautez plus de cent* KV, 25 *l'amors* N — *la mort* KV.

Gedichte bestehen. Bereits W. selbst hat S. 22—23 eine Ähnlichkeit zwischen Nr. 3, Str. VI und Nr. 5, Str. V hervorgehoben. Im folgenden stelle ich einige weitere Gedanken zusammen, die sich in verschiedenen Liedern Raouls, z. T. in ganz ähnlicher Formulierung, finden; so begegnet

in Nr. 3, V. 37 und Nr. 6, V. 18 die Äußerung, daß der Dichter bei aller Hochschätzung der Minne doch dem Paradies einen noch höheren Wert zuerkennen müsse, ein Gedanke, der m. W. nicht als Gemeinplatz der höfischen Lyrik gelten kann [5]);

in Nr. 3, V. 42—43 und Nr. 12, V. 62—63 der Vergleich mit der unter der Asche brennenden Kohle, der an beiden Stellen auch sehr ähnlichen Wortlaut zeigt;

in Nr. 5, V. 37 und Nr. 6, V. 24 das Oxymoron „süßer Feind“, indem an der zweiten Stelle die Dame *douce anemie*, an der ersten ihre Augen *douz anemis* genannt werden;

in Nr. 6, V. 9 und Nr. 8, V. 3—4 sowie Nr. 6, V. 8—9 und Nr. 8, V. 8—9 der Gedanke, daß nur die Liebe dem Dichter die Fähigkeit zum Singen verleiht, während er ohne dieselbe nicht dazu imstande sei; auch hier sind einige wörtliche Berührungen zu finden, z. B. der Reim *raison: chanson*.

Dazu kommt noch eine Reihe von Stellen, die in verschiedenen Liedern wörtlich oder fast wörtlich wiederkehren. So entsprechen sich ziemlich genau

Nr. 2, V. 54—55: Que vous passez de sens et de bonté
Toutes celes de la crestienté

und

Nr. 6, V. 53—54: Devant celi qui passe de bonté
Toutes celles de la crestienté.

Zwei andere Wortfolgen treten sogar jede in drei verschiedenen Gedichten auf:

einerseits

Nr. 2, V. 5: (Car sus toutes) sa grant biauté resplent
Nr. 3, V. 24—25: Fet en mon cuer resplendre | Sa grant biauté . . .
und V. 28: Dame, ou grant biauté resplent
Nr. 12, V. 61: En qui grant biauté resplent;

andererseits

Nr. 5, V. 33: Bouche cortoise et de biaux diz
Nr. 8, V. 37: (Bone et sage,) cortoise et de biaus diz
Nr. 11, V. 49: Bouche cortoise et de biaus diz.

Wenn einzelne solcher Übereinstimmungen, wie ich zugebe, schließlich auch auf Zufall beruhen könnten, so glaube ich doch, daß das Zusammentreffen aller dieser Be-

[5]) Übrigens betont Raoul auch sonst gelegentlich seinen religiösen Standpunkt; vgl. das Geleit von Nr. 2 und die letzte Strophe von Nr. 3. Merkwürdigerweise spricht er aber in Nr. 11, V. 53—55 fast das genaue Gegenteil des oben angeführten Gedankens aus.

rührungen innerhalb so weniger Gedichte (die W. doch aus ganz anderen Erwägungen heraus als Werke Raouls vereinigt hat) nicht anders aufgefaßt werden kann denn als Bestätigung der Verfasserschaft Raouls für die Lieder zweifelhafter Echtheit. Von den durch die angeführten Ähnlichkeiten in so mannigfacher Weise unter sich verbundenen 7 Gedichten[6]) (Nr. 2. 3. 5. 6. 8. 11. 12) ist eins nur anonym überliefert (Nr. 5), zwei gehen unter dem Namen Raouls (Nr. 6 und 12), die übrigen vier sind, soweit sie nicht anonym auftreten, dem Thierri de Soissons zugeschrieben (Nr. 2. 3. 8. 11). — Auch diese Betrachtung lehrt also, daß man die Attribution an Thierri, trotz ihres mehrfachen Auftretens in einer bestimmten Hss.gruppe, als unbegründet ansehen muß, und zwar doch wohl nicht nur für die zuletzt genannten vier Gedichte, sondern prinzipiell[7]).

Zur Textausgabe selbst ist zunächst zu bemerken, daß W. sich um das Verständnis der Lieder offenbar bemüht und auch Sorgfalt auf den Text verwendet hat; leider bleiben hinsichtlich der äußeren Textgestaltung einige Bedenken bestehen, indem W. den diakritischen Zeichen[8]) und der Interpunktion nicht immer die wünschenswerte Aufmerksamkeit geschenkt hat. W. folgt bei der Setzung der Interpunktion im wesentlichen dem neufranzösischen Prinzip, aber doch nicht konsequent genug, so daß die von ihm gesetzten Zeichen (eventuell auch die Nichtsetzung von Zeichen) das Verständnis zuweilen eher erschweren, als fördern[9]). Daß W. die dia-

[6]) Eine weitere Frage wäre, wieweit man aus diesen Berührungen zwischen den genannten Gedichten auf einen engeren zeitlichen Zusammenhang zwischen ihnen, oder wenigstens zwischen einzelnen von ihnen, schließen darf: ich möchte hier nicht dazu Stellung nehmen, erwähne aber, daß W. aus anderen Gründen (vgl. S. 26—27 seiner Ausgabe) die drei Lieder Nr. 3, 5 und 6 in annähernd die gleiche Zeit setzen möchte.

[7]) Daß die Hss.gruppe KXPN auch sonst kein unbegrenztes Vertrauen verdient, ergibt sich aus einer Prüfung der textlichen Überlieferung, die an einer ganzen Reihe von Stellen verderbt ist: vgl. z. B. Nr. 1, V. 23; Nr. 3, V. 44; Nr. 4, V. 22; Nr. 7, V. 34; Nr. 8, V. 39; Nr. 10, V. 9 und 16; Nr. 11, V. 43; Nr. 12, V. 8, 16, 25, 27, 36 (einige dieser Fehler sind auch in v zu finden). — Übrigens ist der Wortlaut der Lieder Raouls auch in den anderen Hss.gruppen mehrfach stärker gestört; es gibt eine Reihe von Fehlern, die offenbar weiter verbreitet waren und bis nahe an das Original hinanfreichen dürften: z. B. Nr. 9, V. 23 und 67 (vielleicht auch V. 19); Nr. 12, V. 67.

[8]) Z. B. fehlt das Trema in *traïson* (Nr. 2, V. 57), *haïr* (Nr. 3, V. 20), *haï* (Nr. 12, V. 52), *oubliër* (Nr. 4, V. 17 und Nr. 10, V. 17); sowie der Akzent in *adés* (Nr. 1, V. 17; Nr. 2, V. 39; und öfter) und *pitiés* (Nr. 7, V. 46).

[9]) So würde ein Komma vor konsekutivem *que*, das ja viele Franzosen zu setzen pflegen, manche Stelle deutlicher gemacht haben (z. B. in Nr. 2, V. 10 und 31; Nr. 11, V. 18; Nr. 12, V. 41): auch am Ende eines Relativsatzes, in Fällen, wo man den Beginn des Nachsatzes nicht auf den ersten Blick erkennt, vermißt man öfter ein Komma (z. B. in Nr. 1, V. 8; Nr. 2,

kritischen Zeichen und die Regelung von *u* und *v*, *i* und *j* usw. auch in den Varianten durchführt, erscheint mir nicht zweckmäßig, zuweilen sogar störend [10]).

Größere Schwächen scheint mir das textkritische Verfahren des Herausgebers aufzuweisen. Daß W. sich bei jedem Gedicht prinzipiell an eine bestimmte Hs. anschließt, der er möglichst weitgehend folgt, dagegen ist natürlich an sich nichts zu sagen, da an manchen Stellen eine sichere Entscheidung zwischen den verschiedenen Lesarten nicht zu treffen ist; jedoch bedauert man, daß die Gründe, die ihn bei der Wahl dieser Grundhss. bestimmt haben, rein sprachlicher Natur gewesen zu sein scheinen (vgl. S. VI der Vorrede), denn das hat zur Folge gehabt, daß nicht nur die verschiedenen Lieder auf der Grundlage verschiedener Hss. gegeben werden [11]), sondern daß auch innerhalb der Lieder selbst diese Grundlage häufig wechselt: um einzelne fehlende Strophen der zuerst gewählten Hs. zu ergänzen, muß W. bei sechs Liedern je zwei, in einem Falle (Nr. 7) sogar drei verschiedene Hss. heranziehen. Das sind aber Übelstände, die den kritischen Wert des so zusammengewürfelten Textes doch etwas herabmindern, die aber bei einer anderen Wahl, wenn auch nicht ganz zu vermeiden, so doch sehr einzuschränken gewesen wären [12]). Noch besser hätte W. allerdings wohl getan, für die Schreibung ruhig bei den gewählten Hss. zu bleiben, dann aber für den Wortlaut andere, lediglich nach textkritischen Gesichtspunkten auszuwählende Hss. zu Grunde zu legen [13]).

Besonders bedenklich aber erscheint mir, daß W. auf jede methodisch auf den Verwandtschaftsverhältnissen der Hss. aufgebaute Textkritik verzichtet hat. Was er zu diesem Punkte auf S. VI bemerkt, kann eine solch völlige Vernachlässigung der Überlieferung seiner Texte m. E. nicht rechtfertigen. Richtig ist, daß in verschiedenen Liedern Raouls einzelne Stellen, einmal (in Nr. 12) auch ein etwas größeres

V. 21; Nr. 11, V. 26), entbehrte es dagegen gern vor manchem *ne* „und, oder", bosonders in den Fällen, wo (wie in Nr. 11, V. 25; Nr. 12, V. 43) kaum ein Mißverständnis (etwa Verwechslung mit der Negation) möglich ist.

[10]) Zu Nr. 8, V. 33 z. B. bieten die Hss. KN bei einem Eigennamen eine offenbar verderbte Lesart, die W. *d'Aneguie* schreibt; man wüßte zur Emendation dieser Entstellung gern die genaue Schreibung der Hss.

[11]) Wenn man von den nur in je einer einzigen Hs. überlieferten Gedichten oder Strophen absieht, so zieht W. neben der Hs. K auch M und N heran.

[12]) Z. B. enthält die Hs. N von den 12 Liedern Raouls 10, K dagegen nur 9; an einzelnen Strophen fehlen in N nur drei, in K dagegen 10.

[13]) Am besten vielleicht V, die einzige Hs., die 11 Lieder enthält und auch ihren Lesarten nach im Ganzen mehr Vertrauen verdienen dürfte als etwa N oder K.

Stück. begegnen, wo das Hss.-Verhältnis oder der Wert der Lesarten unklar bleibt: wenn man natürlich in solchen Fällen, die sich übrigens bei fast jeder textkritischen Arbeit gelegentlich finden, zu keiner sicheren Entscheidung gelangt, so ist das doch kein genügender Grund, daraufhin den textkritischen Wert der Hss.-Stammbäume allgemein zu verneinen und sich lediglich auf innere Kriterien, die oft noch viel unsicherer sind, zu beschränken. Wenn man, wie W., einmal glaubt, auf eine methodische Behandlung der Überlieferung ganz verzichten zu müssen, die betreffende Aufgabe aber trotzdem irgendwie ausführen will, so sollte man wenigstens seinen skeptischen Standpunkt insoweit konsequent beibehalten, daß man irgend eine vorsichtig auszuwählende Hs. ihrem genauen Wortlaut nach (der nur im Interesse glatter Lesbarkeit soweit unbedingt nötig zu emendieren wäre) abdruckt und von den übrigen Hss. rein mechanisch die Varianten beigibt; dann weiß auch der Leser genau, woran er ist. Dieses Prinzip hat W. selbst auf S. VI seines Vorworts ganz ähnlich ausgesprochen, leider aber in der Praxis nicht streng genug durchgeführt: denn er hat bei den meisten der in mehreren Hss. überlieferten Gedichte, soviel ich sehe, oft ohne jeden für ihn zwingenden Grund Lesarten anderer Hss. in seinen auf einer bestimmten Hs. beruhenden Text eingesetzt [13a]). Er hat sogar für richtig gehalten, an verschiedenen (allerdings offensichtlich verderbten) Stellen den Wortlaut auch gegen die gesamte Überlieferung zu emendieren. Bei einer soweit gehenden Textkritik sollte aber die methodische Durcharbeitung der Varianten doch nicht so völlig bei Seite gelassen werden: denn auch bei der Überlieferung unseres Trouvères ist sehr häufig nichts wesentliches gegen die geltende Klassifikation einzuwenden, und wenn sich daraus für die Textherstellung mancherlei ergibt, was zum mindesten als einigermaßen gesichert anzusehen ist, warum sollen diese Resultate der Arbeit nicht zugute kommen?

Was W. S. 19 über die Gruppierung der Hss., die Lieder Raouls enthalten, sagt, gibt nur, übrigens sehr summarisch und nicht vollständig, die Resultate Schwans wieder, ohne daß W. selbst auch nur den Versuch machte, vom Standpunkt seiner Ausgabe aus dazu Stellung zu nehmen. Die ganze Frage wird eben völlig außer Betracht gelassen. Prüft man nun die Lesarten der Gedichte durch,

[13a]) Vgl. Nr. 2, V. 22 und 25; Nr. 3, V. 47; Nr. 7, V. 6, 20, 27; Nr. 8, V. 33; Nr. 10, V. 59; Nr. 11, V. 39 und 60; Nr. 12, V. 75—76. — Daß einige dieser von W. eingesetzten Lesarten auf Grund einer kritischen Betrachtung der Hss.-Verhältnisse als ursprünglich anzusehen sind, kommt in vorliegendem Zusammenhang nicht in Betracht; andere (fast die Hälfte) halte ich für unursprünglich oder zweifelhaft und komme weiter unten auf die Stellen zurück.

so stellt man fest. daß tatsächlich der Stammbaum Schwans in den wesentlichen Punkten auch für unsern Dichter in Geltung bleibt.

Daß zunächst die Hss. KXPN eine engere Gruppe bilden, wird erwiesen (abgesehen von der oben S. 236 besprochenen falschen Attribution) durch den Fehler *corronneir* in Nr. 10, V. 9 (der allerdings auch in C auftritt) und *homme* in Nr. 12, V. 36 (auch in U)[14]; daß weiter V sich zu der genannten Gruppe KXPN stellt, lehren die drei gestörten Reime in Nr. 7, V. 42 (*dedenz*), Nr. 9, V. 65 (*n'atent*) und Nr. 12, V. 25 (*serri*), die allen fünf Hss. gemeinsam, aber zweifellos nicht ursprünglich sind. Ferner gehören B und R_3 zusammen, die in Nr. 2, V. 25 übereinstimmend eine Störung der Zäsur zeigen, während die Lesart in V. 14 (*honnerer*) nicht sicher als Fehler zu erweisen ist. Daß KXPNV und BR_3 ihrerseits wieder zusammen zum Zweig s^{II} gehören, ist auf Grund des in den Liedern Raouls vorliegenden Materials (es kommt nur das einzige Gedicht Nr. 2 in Betracht) nicht zu erweisen; es spricht aber auch nichts gegen diese Aufstellung Schwans, im übrigen ist dieser Punkt für die Praxis der Textherstellung hier völlig unerheblich.

Eine andere Gruppe, s^{I}, wird nach Schwan gebildet von den Hss. MTR_2: auch dieses Resultat findet seine Bestätigung durch gemeinsame Fehler in den Liedern Raouls: in Nr. 7, V. 27 (*sans tristece*) und V. 44 (*rendre*, unkorrekter Reim), sowie in Nr. 10, V. 43 (*bons*). Allerdings scheinen von diesen drei Hss. im einzelnen nicht M und T gegen R_2 (wie Schwan will: dafür läßt sich aus unseren Liedern nichts Beweisendes beibringen[15]), sondern eher T und R_2 gegen M zusammengehören, wie man aus dem Umstande wird entnehmen dürfen, daß in Nr. 7, V. 27, 29 und 31, sowie Nr. 10, V. 2, 15, 20, 27, 31 die beiden Hss. T und R_2 mit ihren Lesarten der ganzen sonstigen Überlieferung allein gegenüberstehen.

Von einem dritten Zweige Schwans, s^{III}, kommen bei unseren Texten die Hss. CUH in Betracht: daß sie auch für Raouls Lieder zusammengehören, ist nicht ganz einwandfrei zu erweisen, wird aber durch den allen dreien gemeinsamen Ausfall der Strophe VI von Nr. 10 und durch die CH eigentümlichen (U fehlt) Lesarten in V. 34, 36, 38 desselben Gedichts immerhin wahrscheinlich gemacht. Ganz

[14]) Wie das Verhältnis der vier Hss. zueinander ist, darüber lehren die Lesarten unserer Lieder nicht viel; ein Fehler in Nr. 12, wo KXP in V. 28 eine Silbe zu wenig haben, scheint die Gruppierung Schwans, KXP gegen N, zu bestätigen.

[15]) Auf einige hierfür in Betracht kommende Stellen in Nr. 10, Str. III und IV ist nicht viel zu geben, da es sich dort um eine nur vorübergehende, sekundäre Gruppierung zu handeln scheint: vgl. darüber unten.

sicher ist aber, daß CU unter sich nahe verwandt sind: vgl. die gemeinsamen Fehler in Nr. 7, V. 38 (gestörter Reim), Nr. 10, V. 4 (der Vers ist um eine Silbe zu lang) und Nr. 12, V. 68 (*Nes*), auch die abweichende Stellung von V. 21—22 in Nr. 9 dürfte kaum ursprünglich sein.

Somit wäre die Gruppierung der bisher genannten Hss. wohl die folgende:

s^{I}: M — T R_2

s^{II}: K X P N — V — B R_3

s^{III}: C U — H

Daß die drei Gruppen s^{I}, s^{II}, s^{III} ihrerseits wieder unabhängig voneinander sind, läßt sich aus unseren Texten der Natur der Sache nach nicht positiv beweisen; immerhin bemerke ich, daß ich in den Liedern Raouls keine Stelle gefunden habe, die für einen Zusammenhang zwischen zweien dieser Gruppen spräche, wie ja auch Schwan keine direkte Verwandtschaft zwischen ihnen erwiesen hat [16]).

Um kein Mittel, ins Klare zu kommen, unbenutzt zu lassen, habe ich auch einen Versuch gemacht, aus der Schallform des Textes etwas über den Wert der Lesarten (und damit über die Stellung der Hss.) zu ermitteln, wobei mich Herr Prof. Franz Saran in Erlangen, dem ich auch an dieser Stelle dafür danke, bereitwilligst mit seinem Rate unterstützt hat. Ich hatte die erste Strophe von Nr. 7 gewählt, die in allen wichtigeren Hss. überliefert ist. Das Gedicht zeigt nach Saran in seinen zehnsilbigen Versen sog. Zickzack-Melodie [17]), mit folgendem Schema für die Hebungen: . • . • . Die Prüfung hat nun ergeben, daß die von je zwei Hss.-gruppen (s^{I}, s^{II}, s^{III}) gebotenen Lesarten sich ausnahmslos auch gut in die Versmelodie einfügten, während die nur in einer einzigen Gruppe überlieferten Varianten nur vereinzelt ein befriedigendes Klangresultat ergaben, meist sogar deutlich

[16]) Allerdings liegen in Nr. 9, V. 23 und 67, sowie in Nr. 12, V. 67 deutliche Fehler vor, die den Gruppen s^{II} und s^{III} gemeinsam sind; da aber in allen Fällen s^{I} nicht zur Verfügung steht, so muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß es sich hier um sehr weit, bis unmittelbar an das Original hinaufreichende Verderbnisse handelt, die also durch die ganze Überlieferung hindurchgehen. Auch mit der Lesart *confession* in Nr. 10, V. 24, die aus *confusion* (MT) entstellt zu sein scheint, ist nichts rechtes anzufangen, da einerseits CU fehlen, andererseits außer H auch R_2 mit KXPNV geht.

[17]) Vgl. über diese Melodietypen Fr. Saran, *Das Hildebrandslied*, Halle a. S. 1915, S. 64—69; über das Verfahren im allgemeinen ebenda S. 46—51.

die normale Tonbewegung des Verses störten[18]. Man wird also nur die Lesarten jener ersteren Art für ursprünglich halten dürfen; ein solcher Sachverhalt aber ist wieder nur denkbar, wenn alle drei Gruppen von Hss. voneinander unabhängig sind. Damit wäre das bereits auf Grund rein philologischer Erwägungen gewonnene Ergebnis noch auf einem ganz anderen Wege bestätigt.

Es wird sich also empfehlen, an der selbständigen Stellung der Gruppe s^{III} festzuhalten. Für die Textherstellung ergibt sich daraus die Folgerung, daß in den Liedern Nr. 7, 9, 10 an den Stellen, wo sich die Gruppen KXPNV und MTR mit verschiedenen Lesarten gegenüberstehen, die Hss. CU (H) die Entscheidung bringen, soweit sie nicht eigene Wege gehen. Auf die Stellung einiger weiterer Hss., die nur in Nr. 12 auftreten, komme ich später zu sprechen. Ebenso will ich hier nicht auf einige Störungen des ursprünglichen Hss.verhältnisses eingehen, die in Nr. 2, 7, 10 und vor allem in Nr. 12 vorliegen; die Richtigkeit des obigen Stammbaums im Ganzen kann durch solche mehr oder weniger vereinzelte Stellen m. E. nicht in Frage gestellt werden. Ich komme weiter unten auf alle diese Störungen zurück.

Ich wende mich nunmehr den einzelnen Gedichten zu, um zu prüfen, ob auf Grundlage der vorstehend besprochenen Hss. klassifikation nicht eine noch weitergehende Emendierung des Textes, als die von W. durchgeführte, möglich ist; auch aus anderen Erwägungen heraus läßt sich der von W. gebotene Text hier und da verbessern.

Nr. 1. Dies Gedicht ist nur in N und V überliefert, man muß also im allgemeinen der zu Grunde gelegten Hs. folgen, wie dies auch W. mit N getan hat.

V. 8. Dieser und der folgende Vers geben einen Sinn nur, wenn man *si s'avance* als Hauptsatz zu dem vorhergehenden Relativsatz ansieht; sollte auch W. diese Auffassung gehabt haben, so hätte er gut getan, ein Komma hinter *Amors* zu setzen.

V. 14. Da W. hinter *monstrance* (V. 13) ein Komma setzt, scheint er das folgende *Que* als „denn" aufzufassen; ich würde dieses *que* lieber als „daß" nehmen und also *monstrance Qu'abessiez sui* zusammenfassen. Dann würde weiter allerdings wohl die Lesart von V (*quant deüsse monter*), mit ihrem deutlichen irrealen Sinn („während ich doch ..... hätte sollen"), besser in den Zusammenhang passen, da der Text von N (*quant je dui amonter*) wohl nur temporal aufgefaßt werden kann.

[18]) In V. 4 *greigneur* (UTV) zu tief, in V. 6 *fist* (KXPNV) zu hoch, in V. 8 *Dont* (KXPNV) zu tief liegend, in V. 9 der Anfang von *loiautez* (MTR) zu hoch. Übrigens ist bei diesen Feststellungen stets auch die Tonlage der benachbarten Senkungen zu berücksichtigen.

V. 21. W. schreibt *Lors m'i toli*, obwohl man nicht recht einsieht, worauf das *i* weisen soll, ebenso auch in der Variante *m'i dut;* auch an allen späteren Stellen des Textes und der Varianten, wo die beiden Buchstaben *mi* zu einem Wort verbunden auftreten und das unbetonte Personalpronomen der 1. Person im Spiel ist, setzt er diesen Apostroph, obwohl in der Mehrzahl der Fälle keine Beziehungswort für das *i* vorhanden ist. Er scheint also nicht an die Nebenform *mi* (statt *me*) gedacht zu haben, die zwar zunächst dem Nord- und Ostfranzösischen angehört[19], sich aber auch sonst finden dürfte, und deren Vorkommen in den Liederhandschriften wegen der vielen Belege, nicht nur in den Liedern Raouls, nicht geleugnet werden kann. Es würde sich also empfehlen, an vorliegender Stelle *mi* zu schreiben.

V. 23. In diesem Verse liegt scheinbar eine epische Zäsur vor (*Contre fortune | des fins amanz grever*); daß dieser Zustand ursprünglich ist, ist sehr unwahrscheinlich, da Raoul solche Nachlässigkeiten sonst streng vermeidet. Man wird *des* in *aus* bessern müssen. Bei zwei anderen Fällen dieser Art, die W.s Text zeigt (Nr. 2, V. 25 und Nr. 10, V. 33), liegt die Änderung ebenfalls auf der Hand; vgl. unten.

V. 28. Der Gebrauch von *ceus*, worunter nach W.s Anmerkung „die von der Liebe gequälten treuen Liebhaber zu verstehen sind" erscheint mir hier etwas befremdlich, da das Beziehungswort, das wohl allein in Betracht käme, schon fünf Verse zurückliegen würde (*fins amanz* in V. 23): die Lesart von V (*deseur touz*) erscheint mir klarer und auch deshalb vorzuziehen, da ich auch das zweite *ceus*, das X in V. 30 hat, glaube beanstanden zu müssen[20]).

V. 30. Wenn die Worte *et por ceus conforter*, wie man doch wohl annehmen muß, noch zu dem Relativsatz, der in V. 29 beginnt, gehören, wäre ein Komma hinter *conforter* der Deutlichkeit halber angebracht gewesen; allerdings scheint mir dann *ceus* in der Bedeutung, die W. dem Worte in der vorher angeführten Anmerkung zu V. 28 zuschreibt, hier keinen Sinn zu geben. Man würde nach dem Zusammenhang erwarten *et por soi conforter*; da die Strophe nur in der einen Hs. X überliefert ist, wird man ohne besondere Bedenken diese Textänderung vornehmen dürfen.

Nr. 2. In KXNV, BR3 überliefert. Störungen des oben festgestellten Hss.verhältnisses scheinen vorzuliegen in V. 13, 22, 39 und 40, wo V sich von den nächstverwandten Hss. trennt und mit R oder mit B oder mit X geht; indessen

[19]) Vgl. Gust. Rydberg, *Zur Geschichte des franz. ə*, Bd. I, S. 573—574.

[20]) Allerdings ist zu bemerken, daß in Nr. 11, V. 7 noch ein ganz ähnliches *touz ceus* auftritt; auch dort enthalten die vorhergehenden Verse kein Beziehungswort für das Demonstrativum.

halte ich wohl für möglich, daß alle diese Berührungen auf Zufall beruhen [21], zumal jeder Fall anders liegt.

V. 1. Statt *plus* (*vaillant*), das W. auf Grund von KN im Text gelassen hat, ist wohl sicher *mieux* zu lesen, da die Hss. XVBR übereinstimmend diese Lesart bieten; das Zusammentreffen von KN würde sich leicht durch zufällige sekundäre Änderung erklären, da *plus sage* vorhergeht.

V. 22. Hier hat W. auf Grund von VB *veillier* in den Text gesetzt, gegen *plorer* von KXNR; da gleich nachher *dormir* folgt, ist doch wahrscheinlicher, daß zwei Hss. unabhängig voneinander des Gegensatzes halber *plorer* in *veillier* geändert haben, als umgekehrt, obwohl auch *plorer* (durch V. 18) nahegelegt war. Auch prinzipiell hätte W. an dieser unsicheren Stelle der zu Grunde gelegten Hs. K folgen müssen. — Übrigens lautet der Vers in V und B sonst ganz verschieden, während KXNR genau gleich lesen.

V. 25. Die in diesem Verse vorliegende überzählige, aber in W.s Text nicht elidierbare *e*-Silbe in der Zäsur (*face* | *vermeillier*, nach RB) zeigt, daß nur die in KV überlieferte Lesart ursprünglich sein kann; der Vers lautet also *Ainz fet ma face ou vermeille ou palir.*

V. 35. Da W. am Ende dieses Verses kein Komma setzt, scheint er anzunehmen, daß der in diesem Verse auftretende Konsekutivsatz noch nicht zu Ende ist, sondern auch noch den Anfang des folgenden Verses umfaßt; da hier aber ein neuer *que*-Satz beginnt, würde damit die Konstruktion des ganzen Satzes recht schwerfällig, auch würde die Inversion (*Et dit chascuns*), die an sich zwar möglich, aber doch keineswegs das Gewöhnliche wäre, hier besonders auffällig sein, da in dem vorhergehenden Verse (*que Deus vous fet* . . .) auch nicht invertiert ist. Man setzt also wohl besser Komma hinter *plesir* und sieht in V. 36 eine freie Fortführung des Relativsatzes von V. 34; über diese Erscheinung, daß ein Relativsatz aufgegeben und anderweitig fortgeführt wird, die altfranzösisch ziemlich häufig ist, vgl. z. B. Tobler, Verm. Beitr. III², S. 15—16; Meyer-Lübke, Romanische Syntax § 656.

V. 43. Da XNVBR übereinstimmend *Qu'a* lesen und, soviel ich sehe, gar kein Bedenken dagegen vorliegt, wird man diese Lesart in den Text nehmen und das von W. im Text gelassene *Car*, das einzig in K überliefert ist, in die Varianten verweisen müssen.

V. 47. Das diesen Vers beginnende *Por ce* wird man als auf das Vorausgehende zurückweisend ansehen müssen und nicht mit dem *Que* am Anfang des folgenden Verses

[21] Besonders *que* statt *qu'en* in V. 39; zu *simple* in V. 40 vgl. V. 10. Auch die beiden übrigen Fälle bieten naheliegende Änderungen.

zusammenfassen dürfen, da *por ce que* „weil“, was ja an sich hier einen guten Sinn gäbe, nie, soweit ich feststellen kann, getrennt wird; ein Komma am Ende von V. 47 würde die hier vertretene Auffassung deutlich gemacht haben, falls auch W. sie teilen sollte.

Nr. 3. Dies Gedicht ist, ebenso wie Nr. 4, 8 und 11, in den drei Hss. KNV überliefert. Da ich keine Stelle finde, die uns berechtigte, an der oben festgestellten Gruppierung (KN gegen V) ernstlich zu zweifeln, so würde man eine gleichzeitig von K und V oder von N und V gebotene Lesart in den Text aufzunehmen haben[22]; nach diesem Grundsatz wäre eine Reihe von Stellen in diesen vier Liedern, wo W. Lesarten der von ihm als Grundlage genommenen Hs. K gegen N und V im Text gelassen hat, zu Gunsten von NV zu ändern. Nur wenn KN gegen V stehen, muß die Entscheidung mehr oder weniger willkürlich bleiben.

In V. 11 möchte ich eher glauben, daß die Lesart von V (*sopirer*) ursprünglich ist, als die von KN (*douloser*), da die Verbindung von *plaindre* (oder *plorer*) und *soupirer* außer in V. 3 dieses selben Gedichtes noch an 4 anderen Stellen[23]) auftritt, also bei Raoul offenbar sehr beliebt war, wogegen *doulouser* nur einmal (in Nr. 7, V. 50) in der Verbindung *dolozer et complaindre* belegt ist. Eine volle Sicherheit kann diese Erwägung natürlich nicht geben.

Ähnlich halte ich in V. 15 die Lesart von V (*Ne*, gegen *Et* von KN) für ursprünglicher, da Raoul zwei von einem negierten Verbum finitum abhängige Infinitive sonst stets mittels *ne* verbindet[24]), nie durch *et*.

V. 14. Die Lesart *ne me* in NV scheint mir nicht nur wegen der besseren Überlieferung, sondern auch darum dem von K gebotenen Wortlaut *ne m'en*, den W. im Text belassen hat, vorzuziehen zu sein, weil ich gar keine rechte Beziehung für das *en* finde.

V. 30. Daß W. hier mit Recht bei der Lesart von KV geblieben ist (*Loee de toute gent*, gegen *Leece* in V) lehrt die Parallele mit Nr. 5, V. 49: *Qu'il ert loez de toute gent.*

V. 36. Das Semikolon am Strophenschluß wäre vielleicht besser in einen Punkt umzuändern: denn, wenn auch der

[22]) Den seltenen Fall ausgenommen, daß zwei nicht näher verwandte Hss. durch Zufall einen naheliegenden Fehler jede unabhängig von der andern begangen hätten. Hierher würde m. E. z. B. die fehlerhafte Lesart von NV in Nr. 4, V. 53 gehören: *du roi de paradis* (statt *d'un rai de paradis*, wie K richtig liest), denn diese Entstellung könnte sehr wohl in mehreren Hss. selbständig auf Grund eines undeutlichen *dū rai* oder gar *roi* einer dialektischen [z. B. burgundischen] Nebenform von *rai*) der Vorlage entstanden sein. In V. 68 des gleichen Gedichtes schreibt N *roie* statt *raie*.

[23]) Vgl. Nr. 1, V. 26; Nr. 4, V. 29; Nr. 9, V. 5; Nr. 10, V. 39.

[24]) Vgl. Nr. 1, V. 6; Nr. 2, V. 29; Nr. 4, V. 6; Nr. 7, V. 12 und 47; Nr. 8, V. 21; Nr. 11, V. 16.

folgende Satz ebenso wie der vorangehende mit *que* „denn" beginnt, so scheint mir doch an dem mit dem Strophenschluß zusammenfallenden Ende des ersten dieser Sätze ein ziemlich starker Gedankeneinschnitt zu sein, und eigentliches Strophenenjambement findet sich sonst in Raouls Gedichten nicht.

V. 46 und 52. Die Interpretation, die W. in der Anmerkung auf S. 88 dem in diesen Versen vorliegenden Satze gibt, ist ganz unmöglich, da *amer* nicht ein persönliches Objekt, das von der Präposition *a* abhängt, bei sich haben kann; wohl aber kann das in V. 50 stehende *proiier* ohne weiteres einen solchen Dativ bei sich haben, und der Sinn der Stelle, wie er m. E. einzig möglich ist, wäre also: (*Je*) *proi a Challon, qui . . . . . taint, que la mere Deu aint* („ich bitte Karl, ... daß er die Mutter Gottes liebe").

V. 47. In diesem Vers hat W. ein *et*, das sowohl in N wie in V vor *marchis* steht (in K fehlt die Strophe) getilgt; m. E. zu Unrecht, denn ich erblicke in diesem doch gut bezeugten *et* einen Beweis dafür, daß der Wortlaut, den dieser Vers in V zeigt, ursprünglich ist (*Duc, conte, prince et marciz*), und nicht der von N (*Dux, contes, princes et marchis*), der um eine Silbe zu lang ist. Der kollektiv gebrauchte Singular hat nichts auffälliges.

Nr. 4. Wegen der Überlieferung vgl. die Bemerkung zu Nr. 3.

V. 7. *bien mestiers* hat, da in N V überliefert, doch viel eher Anspruch, in den Text gesetzt zu werden, als das von W. beibehaltene *grant mestiers* von K; vgl. auch die ähnliche Stelle in Nr. 7, V. 4.

V. 31. Auch hier würde man die von N V gebotene Lesart (*Qu'autres*) nicht so ohne dringende Notwendigkeit zu Gunsten des in K überlieferten *N'autres*, was W. im Text hat, aufgeben; denn wenn man das *que* von N V konsekutiv, als „so daß", faßt, gibt die Stelle m. E. einen befriedigenden Sinn.

V. 54. Da NV hier übereinstimmend *cuers* lesen, würde man gut tun, dies in den Text zu setzen an Stelle des *cors* von K, das auch inhaltlich, wie mir scheint, viel weniger befriedigt.

V. 68. Warum hat W. hier nicht *roie* in *raie* gebessert, da letzteres doch durch den Reim (es ist gebunden mit *gaie* und *retraie*) als die unzweifelhaft ursprüngliche Form erwiesen ist?

V. 70. Der Reim *Deus: assez* wird durch die Anmerkung W.s nicht befriedigend erklärt; daß einem im ganzen sorgfältig reimenden Dichter wie Raoul eine Assonanz untergelaufen sein sollte, wird man nicht ohne zwingende Notwendigkeit annehmen. Offenbar ist *Deus* durch die Form *Des* zu ersetzen, die altfranzösisch (besonders im Reim!)

sehr häufig begegnet; übrigens ist die Strophe nur in N überliefert.

Nr. 5. Nur in V überliefert.

V. 18. Die Worte *si esponnez* sind mir nicht klar; W. hätte gut getan, seine Auffassung der Stelle in einer Anmerkung darzulegen.

V. 29. Ich möchte (trotz W.s Anmerkung zu der Stelle) glauben, daß die Worte *m'i por vous* dieses Verses irgendwie entstellt sind, bin aber leider nicht in der Lage, eine befriedigende Emendation vorzuschlagen.

V. 42. Der „Reim" *fier: envoisié* kann, wie W. selbst bemerkt, nicht ursprünglich sein; eine Emendation ist ihm aber nicht gelungen. Vielleicht könnte man statt *et fier* lesen *en fié* „zu Lehen"; dahinter wäre ein Komma zu setzen. Der Gedanke an das Lehensverhältnis wird auch durch *serve* in V. 44 nahegelegt.

V. 48. Wenn W. die Worte *S'avarice ne li deffent* als Konditionalsatz ansieht (wie ich glaube es tun zu müssen), so wäre ein Komma davor und dahinter angebracht gewesen (wie es auch W. bei dem genau entsprechenden Falle in V. 12 dieses selben Liedes gehalten hat); was dagegen das Komma hinter *gent* in V. 49 soll, ist mir nicht klar, da ich annehme, daß der *que* Satz mit gleichem Subjekt auch in V. 50 noch weiterläuft.

Nr. 6. Bei der „Entfernung der lothringischen Dialekteigentümlichkeiten", die W. bei diesem, wesentlich nur in der Hs. C erhaltenen Gedicht durchgeführt hat, ist er in der Normalisierung etwas zu weit gegangen, denn Formen wie *coens* (V. 1), *sens* „ohne" (V. 12, 13, 30, 31 usw.) sind altfranzösisch auch in der Schriftsprache sehr gewöhnlich, ebenso kommt die Schreibung *c* für anlautendes *s* vor *e* (*ces* = *ses*) auch sonst vor [25]). Dagegen kann die Form *mercit*, die W. mehrfach hat stehen lassen, für die Zeit Raouls nicht als schriftsprachlich gelten; daß Raoul sie nicht kennt, beweist der Reim *merci* : *ami* in Nr. 8, V. 44—45 [26]).

V. 16. Hinter *s'aïe* wäre ein Komma angebracht gewesen, denn in V. 17 ist wohl *Amors* als Subjekt anzusehen, während W.s Interpunktion das Subjekt von V. 16 noch weiter in Geltung bliebe, was aber keinen so guten Sinn gibt.

V. 53. Hier hätte W. das überlieferte *ke* (Nom. Fem. des Relativpronomens) nicht unbedingt durch *ki* zu ersetzen brauchen, da jene Form auch außerhalb des Lothringischen

[25]) Vgl. z. B. den ähnlichen Fall in Nr. 5, V. 14: *Çançois*, den W. nicht angetastet hat.

[26]) *Chevelier*s (statt *chevaliers*) in Nr. 6, V. 11 ist wohl nur Druckfehler; ebenso vielleicht die auffällige Schreibung *cuil* statt *cueil* in Nr. 1, V. 13.

nicht gerade selten ist: vgl. K. de Jong, *Die Relativ- und Interrogativpronomina qui und qualis im Altfranzösischen*, Dissertation, Marburg 1900, S. 34 ff.

Nr. 7. Dieses Gedicht ist überliefert in den Hss. M T R_2. K X P N V. C U. Da auf Grund des oben verteidigten Stammbaumes alle drei Gruppen als unabhängig voneinander anzusehen sind, so wird in jedem Falle durch das Zusammentreffen je zweier dieser Gruppen die Ursprünglichkeit der betr. Lesart dargetan; dementsprechend wäre W.s Text an einer ziemlichen Zahl von Stellen zu ändern. In einer Reihe von Versen scheinen Störungen des ursprünglichen Hss.verhältnisses vorzuliegen. So zunächst in V. 27 und 43. In V. 27 liest C mit M T R *la servent*, während U mit K X P N V *l'ont servie* bietet; in V. 43 trennen sich ebenfalls C und U, indem C mit KXPNV *m'airt* hat, während U mit M T R *m'est* liest. An dieser zweiten Stelle ist wohl der Wortlaut von M T R U richtig, da die Lesart von K X P N V und C in unmittelbarem Zusammenhang steht mit einer Änderung am Schluß des vorhergehenden Verses, die sich schon durch den unkorrekten Reim (*dedenz: plaisanz*) deutlich als nicht ursprünglicher Zustand erkennen läßt[27]); an der zuerst genannten Stelle (V. 27) ist keine sichere Entscheidung möglich, doch wird man auch hier die von U (das überhaupt zuverlässiger als C ist) gestützte Lesart vorziehen, zumal sie auch inhaltlich besser befriedigt. Der von W. gegebene Wortlaut bleibt übrigens so in beiden Fällen bestehen. — Schwieriger ist eine Reihe anderer Stellen zu klären, an denen die Hss. TRCU (M fehlt in der Regel) der Gruppe KXPNV mit gemeinsamen Lesarten gegenüberstehen. Nach den oben angestellten Erwägungen würde man hier eigentlich ohne weiteres den zu zwei verschiedenen Gruppen gehörigen vier Hss. TRCU zu folgen haben; doch fällt auf, daß in dem einzigen Falle, wo auch die Lesart von M vorliegt (V. 30), diese Hs. nicht, wie zu erwarten, mit TR usw., sondern mit KXPNV geht. In diesem Falle spricht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß MKXPNV die richtige Lesart (*adés*) bewahrt haben, wogegen *tos jors* in T R C U sekundär wäre; denn von *adés* macht Raoul einen sehr häufigen Gebrauch, während *toz jorz* nur einmal sicher bei ihm bezeugt ist (Nr. 8, V. 35), in anderen Fällen aber entweder sicher sekundär (so in Nr. 12, V. 24) oder wenigstens stark verdächtig ist (so in 8, V. 15). Man könnte daher geneigt sein, hier

[27]) *qui m'est ou cuer ardans* UTRCU, *qui m'est ou cuer dedenz* KXPNV; vermutlich haben sowohl KXPNV als C das zweimalige *qui m'est* (in V. 42 und 43) beseitigen wollen, indem sie, wohl unabhängig voneinander, an der zweiten Stelle dafür *qui m'art* einsetzten, und da nun KXPNV die Wiederholung *ardans — art* ebenfalls störend empfunden zu haben scheinen, haben sie darum wohl noch weiter *ardans* durch *dedenz* ersetzt.

an eine vorübergehende sekundäre Anlehnung von TR an CU zu denken, und wird das Gleiche auch an den übrigen Stellen, wo M nicht vorliegt, für möglich halten dürfen (es handelt sich um V. 15. 16 und 19), zumal diese Stellen ganz dicht beisammen stehen. Überdies ist in Nr. 10 bei verschiedenen Versen ein ähnliches Auseinandergehen von M und TR zu beobachten, wo ebenfalls die Fehler eher auf Seiten der letzteren zu finden sind. Es dürfte also nicht weiter bedenklich sein, auch an den drei eben genannten Stellen von Nr. 7 der Gruppe KXPNV gegen TRCU zu folgen: genaueres über diese Stelle s. weiter unten.

V. 2 würde man *Por cele rienz* (mit KXPNVCU) vorziehen, da *De cele rienz* (was W. im Text hat) nur in MTR vorliegt; auch die Parallelen mit Nr. 6, V. 2 und mit Nr. 8, V. 3 und 18 sprächen für *por*.

V. 4. Lies *plus grant joie* (KXPNCUR), das wohl sicher ursprünglicher ist als *greigneur joie* von MTV; die Ersetzung der Umschreibung *plus grant* durch den gleichbedeutenden organischen Komparativ kann sehr gut unabhängig an zwei verschiedenen Stellen der Überlieferung eingetreten sein. Vgl. auch oben Anm. 18.

V. 5. Lies *ke tant ri* (KXPNVCU) statt *quant la ri* (MTR).

V. 6. Lies *fait* (MTRCU) statt *fist*, das nur in der Gruppe KXPNV überliefert ist und mir auch für den Sinn keineswegs notwendig erscheint; vgl. auch oben Anm. 18.

V. 9. Lies *Se bone amor* (KXPNVCU) statt *Se loiautez* (MTR); vgl. auch den Wortlaut in V. 26 und 31, sowie oben Anm. 18.

V. 13. *m'i* (statt *mi*) zu schreiben, ist nicht nötig, an der zweiten Stelle sogar kaum zu rechtfertigen; was ist übrigens in dem Satze *et la langue mi loie* Subjekt? Wohl *cuer*?

V. 15. Die in TRCU (M fehlt) vorliegende Lesart *Car* erscheint nach dem in der Vorbemerkung auf S. 249 Gesagten verdächtig (daß sie auch in V auftritt, ist wohl Zufall); auch aus inneren Gründen würde man das von KXPN gebotene *Que* vorziehen. Denn wenn man *Car* beibehielte, müßte man V. 14 (*Tel poor ai que refusez ne soie*) auf das Vorhergehende beziehen, was gar nicht recht in den Zusammenhang paßt; setzt man aber dafür *Que* ein, so würde dies konsekutiv genommen werden können (also *Tel poor* . . . fortführen) und *refusez* fände in V. 15—16 eine durchaus befriedigende Begründung und Erläuterung. W. hat zwar das *Que* im Text (da er hier prinzipiell K folgt), setzt aber davor (am Ende von V. 14) ein Semikolon, sieht es also wohl als gleichbedeutend mit *Car* an, was mir, wie gesagt, hier nicht einleuchtet.

V. 16. Auch an dieser Stelle erscheint es mir nach dem oben (S. 249) bemerkten als durchaus billigenswert, daß man (wie W. wieder aus prinzipiellen Gründen getan hat) nicht die Lesart von TRCU (M fehlt) *biaus euz* in den Text nimmt, sondern auf Grund von KXPNV *verz euz* liest; innere Gründe kommen hier nicht in Frage, da beide Ausdrucksweisen im Bereich der Möglichkeit liegen: die Wendung *biaus euz* kommt bei Raoul noch in Nr. 2, V. 27; Nr. 4, V. 51; Nr. 9, V. 45 vor, während *verz euz* als gesicherter Wortlaut allerdings nur in der Wortfolge *Verz euz rianz* in Nr. 4, V. 62 und Nr. 5, V. 37 vorliegt[28]).

V. 19. Auch hier möchte ich die Lesart von KXPNV *Et puis qu'ensi* der von TRCU (M fehlt) gebotenen *Et se por li* vorziehen, da durch letztere der ganze Satz einen sehr gewundenen Sinn bekommt, während in ersterem Falle alles glatt und klar ist; auch W. liest wieder mit K.

In V. 29, 30, 31 und 35 gehen die Lesarten der drei Gruppen so stark auseinander, daß der ursprüngliche Wortlaut nicht mehr mit voller Sicherheit zu ermitteln ist; daß W. hier einfach der zu Grunde gelegten Hs. M folgt, ist schließlich zu verstehen, obwohl sich gerade gegen einige Lesarten von M stärkere Bedenken erheben.

V. 29 dürfte die Variante *Que moi ne truist* von KXPNV ursprünglich sein, und nicht *Qu'ele me truist* (TR) oder *Qu'en moi truist ja* (M); denn unter allen drei Lesarten ist die erstgenannte die einzige, auf deren Grundlage sich die beiden anderen ohne Mühe erklären lassen, ebenso wie die von CU, die aber ganz offensichtlich verderbt sind.

V. 30. Von den drei Varianten *Je l'amerai* (MT[R]), *Si l'am.* (KXPNV) und *Ains l'am.* (CU), die alle drei gleich gut bezeugt sind, scheint mir die an zweiter Stelle genannte am besten in den Zusammenhang zu passen; statt *tos jors* (TRCU) dürfte, wie schon oben bemerkt, besser *adés* (KXPNVM) in den Text zu setzen sein.

V. 31. Lies *Car* (TRKXPNV) statt *Que* (MCU); anstelle von *le mien cuer* (MTR) scheint mir *tout mon cuer* (CU) aus verschiedenen Gründen den Vorzug zu verdienen, *mon fin cuer* (KXPNV) dagegen noch weniger in Betracht zu kommen.

V. 35. Welche von den drei hier vorliegenden Lesarten (*Quant je reguart*) MTR, *Et quant remir* KXPNV, *Car* [*Que* U] *quant recort* CU) die ursprüngliche ist, dürfte kaum zu entscheiden sein; auch das Heranziehen der ähnlichen Stellen Nr. 9, V. 35 und Nr. 10, V. 23 hilft nicht weiter.

[28]) In Nr. 10, V. 44 dagegen scheint *ses verz euz* von den Hss. KXPNV sekundär eingeführt zu sein.

V. 36. Lies *Autre* (TRKXPNVCU) statt *Qu'autre* (M): im Zusammenhang mit dieser Textänderung würde wohl auch das Komma am Ende von V. 34 durch Semikolon oder Ausrufungszeichen zu ersetzen sein.

V. 37. Auch hier weichen die drei Gruppen in ihrem Wortlaut stärker voneinander ab, indessen kann hier m. E. nur die Lesart von CU (*Joie si fuis*) Anspruch auf Ursprünglichkeit erheben, da nur auf dieser Grundlage die beiden anderen Varianten, *Joie a mes cuers* (MTR) und *Certes si fuz* (KXPNV), zu erklären sind.

V. 41. Wie in V. 13 würde ich auch hier lieber *mi* als *m'i* schreiben.

V. 44. Die ursprüngliche Fassung dieses Verses dürfte gelautet haben *Et quant plus m'art, moins puet l'amor remaindre*, wie das Zusammengehen von KXPNV und CU lehrt; *remaindre* bedeutet hier „aufhören, ein Ende nehmen". Die von W. im Text belassene Lesart von MTR (*rendre*) ergibt überdies mit *taindre, graindre* usw. keinen korrekten Reim[29]).

Nr. 8. Wegen der Überlieferung (KNV) vgl. die Bemerkung zu Nr. 3.

V. 37 schreibt W., im Anschluß an K, *cortoise de biaus diz*, was doch wohl bedeuten würde: „höfisch in Bezug auf schöne Worte" und womit das Lob der *cortoisie* in merkwürdiger Weise eingeschränkt wäre: besser schriebe man *cortoise, de biaus diz*, noch besser aber würde die Lesart von NV (*cortoise et de biaus diz*) in den Text genommen. Vgl. hierzu die beiden oben S. 237 angeführten Parallelen.

V. 39. Der Wortlaut, den alle drei Hss. hier bieten, ist m. E. völlig sinnlos: man muß statt des Nominativs *Deus*, den auch W. beibehalten hat, den Akkusativ *Deu* einsetzen, da dem ganzen Zusammenhange nach nur *champion loëiz* Subjekt sein kann.

V. 40. Der von NV übereinstimmend gebotene Wortlaut *Qui sanz baston et narrez se deffent* ist, als der handschriftlich besser gestützte, dem in K überlieferten, den W. wieder einfach beibehalten hat, vorzuziehen.

Nr. 9. In KXPNV, CU überliefert. Eine Störung der Beziehungen scheint vorzuliegen in V. 7, wo XPNC *sai*, KVU *puis* lesen: man wird annehmen dürfen, daß *puis* hier die ursprüngliche Lesart ist, da Raoul *savoir* mit dem

[29]) Daß bei dieser Änderung das Wort *remaindre* innerhalb dieses Gedichtes zweimal im Reime vorkommt (das zweite Mal in V. 47), ist kein hinreichender Gegengrund; denn solche Wiederholungen des gleichen Reimwortes finden sich mehrfach bei Raoul: in Nr. 1 *fiance* (V. 20 u. 31), Nr. 2 *fin* (66 u. 68); Nr. 6 *mie* (3 u. 10), *vie* (15 u. 21), *partir* (27 u. 32); Nr. 9 *jor* (17 u. 23, an zweiter Stelle allerdings nicht überliefert); Nr. 10 *acointance* (20 u. 31); Nr. 11 *chier* (24 u. 36).

Infinitiv sonst nur im Sinne von „verstehen“ gebraucht[30]), was hier keinen guten Sinn gibt. Der Fehler wäre also bei XPNC, doch liegt es hier wieder sehr nahe, an ein zufälliges Zusammentreffen der Gruppe XPN und der Hs. C zu denken; K müßte dann den ursprünglichen Wortlaut sekundär wiederhergestellt haben.

V. 13. Auch hier würde, wie schon bei verschiedenen früheren Stellen empfohlen, statt *m'i* besser *mi* zu schreiben sein; ebenso in V. 17.

V. 19. Das hier im Reime mit *jor, folor* usw. stehende *cors* hat W. nicht beanstandet, obwohl eine solche Bindung auch als Assonanz eigentlich unmöglich ist. Von den Hss. bietet nur U einen Wortlaut mit korrektem Reim (*colour*), der auch inhaltlich einigermaßen befriedigt und den man darum gern in den Text setzen würde (*La façon et la colour De son ris cler*); indessen muß man stark mit der Möglichkeit rechnen, daß dieser Wortlaut doch nicht original, sondern erst durch eine sekundäre Emendation des Schreibers jener Hs. U gewonnen ist, da das mit U nächstverwandte C zwar auch an der Stelle gebessert hat, aber im ganzen doch ähnlich liest wie die Gruppe KXPNV. Man würde also, wenn man den Wortlaut von U als ursprünglich ansehen wollte, für C die Benutzung einer Nebenquelle aus der Gruppe s^{II} annehmen müssen; da man dies aber nicht ohne zwingende Notwendigkeit tun wird (es liegt in dem Gedicht kein zweiter Fall vor, auch sind die Lesarten von C und KXPNV an jener Stelle keineswegs identisch), so dürfte die andere Annahme vorzuziehen sein, daß nämlich jener Wortlaut mit gestörtem Reim, so wie W. ihn gibt (*La façon de son gent cors Et son ris cler*), nach dem Zeugnis der Hss. bereits einer letzten, der gesamten Überlieferung zu Grunde liegenden Quelle eigentümlich gewesen ist. Was die Lesart des Originals betrifft, so könnte man versuchen, einen korrekten Reim durch anderweite Emendierung des falschen Reimwortes zu erschließen; da läge paläographisch am nächsten *de* (oder *son*) *gent ator* (wozu die ähnlichen Stellen in Nr. 2, V. 40 und Nr. 5, V. 38 zu vergleichen wären), doch fügen sich diese Worte nicht recht in den Zusammenhang. Falls auch keine andere Emendation gelingen sollte, so wäre allerdings die Notwendigkeit gegeben, sich mit dem überlieferten Wortlaut abzufinden; und da wäre darauf hinzuweisen, daß ein ähnlich ungenauer Reim sich noch ein zweites Mal bei Raoul findet, in dem Jeu-parti mit Thibaut von Navarra (bei W. Nr. 13), V. 50—51 (*tenebrors* : *cors*). Auch hier spricht sowohl die Überlieferung als die Schwierigkeit der Emendierung für

[30]) Vgl. Nr. 3, V. 51; Nr. 4, V. 14; Nr. 6, V. 2; Nr. 7, V. 33; Nr. 8, V. 5.

die Ursprünglichkeit dieses Reimes, und so wird man am Ende nicht umhin können, für Raoul eine Aussprache *cors* (mit geschlossenem *o*) anzunehmen, die ich aber nicht anderweitig zu belegen vermag. Dann wäre auch an unserer vorliegenden Stelle wenigstens die Assonanz gerettet.

V. 39. Hier sieht W. die Worte *sai bien*, da er sie in Kommata einschließt, offenbar als eingeschalteten Satz an, was aber in diesem Falle eine ungewöhnliche Ausdrucksweise sein würde (als Beispiele der üblichen Form eingeschalteter Sätze solcher Art vgl. Nr. 4, V. 61 und Nr. 9, V. 48): das Nächstliegende wäre jedenfalls, zu lesen *Et sai bien, ja n'en garrai*, über diese Anreihung eines Objektsatzes ohne formale Subordinierung vgl. Meyer-Lübke, Romanische Syntax §§ 535 und 537. — Entsprechend dürfte auch in V. 66 das Komma vor *certains sui* zu streichen sein.

V. 49. Da in V. 44 *roi* mit *moi* gebunden ist, ist wohl ausgeschlossen, daß hier *roi* mit *j'ai, prierai* im Reime stehen sollte, wie W.s Text es bietet: man hat einfach die Lesart von PC (*sai*) einzusetzen.

V. 51. In der Form, wie W. diesen Vers gibt (nach KXPNV) hat er eine Silbe zu wenig; es muß mit C gelesen werden *bele, ke j'ai* (statt *bele, ou j'ai*). Wegen dieses *que* vgl. Diez, Gramm. III³ S. 379—380 und Meyer-Lübke, Roman. Syntax § 625 [31]).

V. 75—77. Diese Verse möchte ich wesentlich anders auffassen als dies W. tut: er setzt ein Komma hinter *laça*, faßt also wohl *Que* in V. 75 als Relativum und *mon cuer* in V. 77 als Objekt zu *ostagier* auf, was mir sowohl grammatisch (die Wortstellung, *mon cuer* vor *pour moi ostagier*, wäre sehr ungewöhnlich) als inhaltlich („sie hält meinen S i n n fest, um mir mein H e r z als Pfand zu behalten" wäre doch ein sehr gesuchter Gedanke) nicht sehr glücklich erscheint. Ich möchte das *Que* in V. 75 als „denn" nehmen, das Komma hinter *laça* streichen und damit *mon cuer* als Objekt zu den beiden vorangehenden Versen (*Retint et laça*) nehmen, während *moi* nicht Dativ, sondern Objektsakkusativ (natürlich in der betonten Form, vgl. Tobler, Verm. Beitr. V S. 404) des Infinitivs *ostagier* wäre (also: „denn sie hält mein Herz gefangen, um mich als Geisel festzuhalten"). Im Zusammenhang hiermit wäre in V. 79 vor *lessier* dem Sinne nach ein *la* (nicht *le*) zu ergänzen („damit ich sie nicht leicht verlassen kann").

Nr. 10. In MTR₂, KXPNV, CUH überliefert. Wie bei Nr. 7, glaube ich auch in diesem Gedicht W.s Text auf Grund der früher besprochenen Hss.klassifikation an einer

[31]) Das gleiche *que* liegt, allerdings in etwas abweichender Verwendung, vor in Nr. 2, V. 17: *du plus loial amant C'onques Amors poïst joie doner*: entsprechende Fälle s. bei Diez, Gramm. III³ S. 380—381.

ganzen Reihe von Stellen ändern zu müssen: überall nämlich, wo zwei jener drei Gruppen zusammentreffen, wäre die von diesen gebotene Lesart in den Text zu setzen. Bedenken erheben sich bei einigen Versen, wo die vier Hss. TRCH mit einer gemeinsamen Lesart für sich stehen. Zunächst wäre auf V. 5 hinzuweisen: da gehen M und U mit KXPNV zusammen (*Quar*), während TR und CH übereinstimmend (*Qu*) lesen, ohne daß so leicht zu ermitteln wäre, bei welchen Hss. der Fehler liegt. Nun ist ja nicht ausgeschlossen, daß hier ein Zufall im Spiele wäre; doch muß auffallen, daß auch in V. 29. 30. 31 und 33 die Gruppe TRCH sich der Hs. M gegenüberstellt, während KXPNV und U fehlen. In V. 29 möchte man glauben, daß der Wortlaut von M (*Si m'envoit Deus*) ursprünglich ist, da er durch die Parallele mit Nr. 6, V. 56 (*Si m'envoist Deus*) gestützt wird; die Lesart von TRCH (*Si me doinst Deus*) würde also einen diesen vier Hss. gemeinsamen Fehler darstellen [32]). Die Analogie mit den Stellen in Nr. 7, wo TR mit CU zusammengingen, macht wahrscheinlich, daß auch an den eben besprochenen Stellen TR sich von M getrennt und sekundär an CH angeschlossen haben, zumal es sich auch hier in der Hauptsache um dicht beisammenstehende Stellen handelt; irgend eine Sicherheit dürfte allerdings auch diesmal kaum zu gewinnen sein [33]). — Noch schwieriger erscheint die Beurteilung einiger Stellen in Str. III, wo H mit KXPNV zusammen gegen MT(R) geht: man wird hier nicht einfach den Hss. KXPNVH folgen dürfen, da deren Lesarten (*por mort* in V. 22 und *confession* in V. 24) inhaltlich sehr wenig befriedigen und der Wortlaut von MT(R) als der ursprüngliche erscheint (*par moi* in V. 22, *confusion* in V. 24). Wenn man diese inneren Gründe als ausschlaggebend ansehen darf, so hätte H eine Nebenquelle aus der Gruppe s^{II} benutzt. Weiter ist auch die Stellung von R an einigen Stellen getrübt, indem es seinerseits mit H einige Fehler teilt: V. 24 *confession* (auch in KXPNV, gegen *confusion* MT), V. 33 *el siecle* (gegen *el monde* MT), V. 36 *Loez la moy* (auch in C, gegen *Loez le moi* MT); einen vereinzelten Fall dieser Art würde man gut als Zufall hinnehmen können, alle drei zusammen aber kaum, und so wird man wohl für R an diesen Stellen eine Nebenquelle aus der Gruppe s^{III} anzusetzen haben. Dagegen dürfte die Lesart *bele* in V. 23, die R mit KXNV teilt, in R zufällig entstanden sein, da H hier mit MT(P) *douce* liest.

[32]) Hervorgerufen vielleicht durch Anschluß an den kurz vorhergehenden Vers 25: *Ne me doint Deus* . . .

[33]) Eine Änderung des bei W. vorliegenden Wortlauts ist jedenfalls an jenen Stellen nicht nötig, da der Herausgeber prinzipiell der Hs. M folgt; nur zu V. 33 habe ich unten noch etwas zu bemerken.

V. 2. Lies *Vous nos dites* (KXPNVCUH) statt *Vous me disiés* (MTR); ebenso *a grant poissance* (KXPNVCUH) statt *a tel poiss.* (M).

V. 3. Lies *et je l'ai bien ceü* (KXPNVCH) statt *bien l'ai aperceü* (MTR).

V. 4. Lies *n'a* (KXPNVCUH) statt *n'ait* (MTR).

V. 10. Lies *m'a fait* (RKXPNVCH) statt *me fait* (MT).

V. 12. Lies *mon cuer* (KXPNVCH) statt *mon cors* (MTR).

V. 16. Lies *Ou de biauté a si tres grant fuison* (aus den Varianten von KPNVCH rekonstruiert): *truis* (statt *a*), das außer in MTR auffälligerweise auch in H begegnet, scheint mir nicht so gut bezeugt zu sein, zumal der Wortlaut in H (*truis si tres*) wenig ursprünglich klingt.

In V. 17—18 erregt der Reim *oublier : quider* Bedenken; während *oubliër* einfaches *e* als Tonvokal hat und dem entsprechend in Nr. 4, V. 17 mit *amer, penser* etc., und in Nr. 6, V. 35 mit *torner* gebunden ist, liegt bei *quidier* auch in der Sprache unseres Dichters diphthongisches *ie* vor (vgl Nr. 4, V. 34—35 *legier : cuidier* und Nr. 7, V. 6—7 *outrecuidier : desirrier*), und ein solches *ie* wird auch durch den Reim des folgenden Strophenanfangs (*entier : chastoier*), der in vorliegendem Lied stets dem vorhergehenden Strophenschluß entsprechen muß, gefordert. Ich sehe keine Möglichkeit, die Sache befriedigend zu lösen: jedenfalls muß *quidier* geschrieben und der ungenaue Reim mit *oubliër* in den Kauf genommen werden, da eine Emendierung dieses Reimwortes sehr schwierig erscheint.

V. 33. Da *monde* mit seinem überzähligen *e* in der Zäsur, das vor dem folgenden *losengier* nicht elidiert werden kann, den Vers stört, hat man statt dessen *mont* zu schreiben, eine Form, die in Nr. 9, V. 61 auch im Reime bezeugt und also für Raoul gesichert ist. — Die Lesarten von TRH (*Qu'el monde n'a* T, *Qu'el siecle n'a* HR) sind zwar metrisch ohne weiteres korrekt, dürften aber trotzdem nicht ursprünglicher sein als der Wortlaut von M (*Qu'il n'a ou mont*), da zweisilbiges *monde* in T bedenklich ist und die Übereinstimmung zwischen H und R kaum primär sein kann.

Nr. 11. Wegen der Überlieferung (KNV) vgl. die Bemerkung zu Nr. 3.

V. 5 würde im Text wohl lauten müssen: *Et sens fet biens et maus courrir* (nach NV), nicht ... *bien* ..., wie W. im Anschluß an K schreibt. Allerdings ist zu bemerken, daß der Plural *biens* in der hier anzunehmenden Bedeutung „Glück" nicht häufig zu sein scheint; möglich wäre natürlich auch, daß *biens* in N und V erst sekundär, und unabhängig, aus *bien* entstanden ist, in Anlehnung an den folgenden Plural *maus*.

V. 23 ff. Von der hier beginnenden Strophe III sind mir verschiedene Stellen in der von W. gegebenen Fassung nicht klar; ich deute im folgenden einige Möglichkeiten anderer Auffassung an, muß aber sagen, daß auch so noch mich manches nicht befriedigt. Vielleicht liegt auch irgendwo eine Textverderbnis vor.

V. 24 scheint mir das von W. auf Grund von K in den Text gesetzte *la*, das doch nur auf *mort* in V. 23 gehen kann, keinen Sinn zu geben (*la comper si chier*, womit „erkauft" er denn den Tod?). Man könnte mit N V *le* schreiben, dieses *le* würde dann wohl vorausweisend aufzufassen sein und in dem folgenden *Que*-Satz genauer erläutert, während bei *si chier* an *mort* zu denken wäre. Weiter könnte man noch das erste *si* dieses Verses (*si la comper*) in *se* „wenn" ändern (vgl. die Lesart *sel* von V, wofür aber hier des Verses wegen unbedenklich *se le* eingesetzt werden kann, da die Inklinierung ja nicht obligatorisch ist) und erhielte damit einen Konditionalsatz, dessen Nachsatz in V. 29 beginnen würde, eingeleitet durch *Et* (Belege für diesen Gebrauch s. z. B. im Aucassin 8, 9; 14, 23; 18, 10; 20, 12; 34, 4).

V. 26. Da *celi* (Fem.) in der Verwendung als Nominativ kaum zu belegen sein dürfte[34]), wird man besser tun, es nicht (wie W.) als Subjekt zu *ceut* in V. 27 zu nehmen, sondern als Okjekt zu *amer* und *proier* in V. 25; dementsprechend wäre das Komma hinter *proier* zu streichen, dafür aber hinter *vie*, am Ende von V. 26, ein Komma zu setzen.

V. 60. Da W. sich bei dem Text dieses Gedichtes an K anschließt, hätte er die darin überlieferte Form *Tristran* ruhig im Text stehen lassen können und nicht *Tristan* aus N einzusetzen brauchen; jenes ist doch sehr häufig[35]) und könnte sehr wohl die Form des Originals sein.

Nr. 12. Dies Gedicht ist überliefert in 13 Hss.: KXPNVSR3 CUF a, dazu eine Hs. der Stadtbibliothek *Metz* und eine der Bibl. Mazarine (*Maz.*). Das Verhältnis dieser Hss. ist sehr verwirrt und offenbar durch Nebeneinflüsse stark gestört, in einem Maße wie dies selbst bei lyrischen Stücken nur selten vorkommen dürfte. In diesem Falle bin auch ich von der Unmöglichkeit überzeugt, die vorliegenden Hss. mit so weit reichender Sicherheit zu klassifizieren, daß eine vollkommen methodische Bearbeitung unseres Liedes möglich ist. Nun hat allerdings G. Steffens, der in seiner Ausgabe *Die Lieder des Troveors Perrin von Angicourt*, Halle

[34]) Z. B. hat H. Ganzlin, *Die Pronomina demonstrativa im Altfranzösischen*, Dissertation, Greifswald 1888, unter seinen Belegen S. 71—77 keinen einzigen Nominativ.

[35]) Vgl. auch die Variante zu Nr. 15, V. 18.

1905 (Romanische Bibliothek. Nr. 18) S. 287—290 anhangsweise einen kritischen Text unseres Gedichtes mitteilt, ebenda S. 283—286 auch einen Stammbaum der Hss. aufgestellt; dieser scheint mir aber, ebenso wie sein allgemeiner Stammbaum auf S. 114, so mangelhaft begründet zu sein, daß ich Bedenken habe, ihn als textkritische Grundlage anzunehmen [36]). Besonders daß FSR eine Gruppe für sich bilden (zu der vielleicht auch die Hs. *Metz* gehören würde, die in V. 22 einen Fehler mit S gemeinsam hat) und weiter mit CU zusammenzufassen wären, daß ferner Hs. *a* (die in V. 7 einen Fehler mit Hs. *Maz.* zu teilen scheint) sich diesem ganzen Zweige der Überlieferung anschließt, dafür liefern die Varianten des Liedes m. E. keinen hinreichenden Beweis, wenn auch diese Möglichkeiten natürlich keineswegs ausgeschlossen sind [37]). Ganz und gar braucht darum aber keineswegs auf methodisches Vorgehen bei der Text-

[36]) Steffens hat mehrfach den methodischen Fehler gemacht, bei der Klassifizierung der Hss. einfach gewisse gemeinsame Lesarten der Hss. zu Grunde zu legen, ohne darüber hinlänglich im Klaren zu sein, ob diese Lesarten auch wirklich fehlerhaft sind; denn nur in diesem Falle können sie etwas für eine Verwandtschaft der betr. Hss. beweisen. Er scheint anzunehmen, daß eine Lesart, die „besser“ oder „vorzuziehen“ ist, darum ohne weiteres ursprünglich sein müsse; daß man bei der Auswahl der Lesarten für den kritischen Text gelegentlich solche Erwägungen maßgebend sein läßt, wenn keine anderen, methodischeren Gesichtspunkte in Betracht kommen, mag unvermeidlich sein, aber bei Aufstellung von Hss.-stammbäumen sind solche Kriterien viel zu unsicher, man sollte da eigentlich nur mit solchen Varianten arbeiten, von denen man weiß, daß sie bestimmt nicht vom Autor herrühren können. Auch die andere Möglichkeit hat Steffens viel zu wenig in Betracht gezogen, daß gleiche Lesarten, wenn es sich nicht gerade um ganz charakteristische Fehler handelt, leicht unabhängig voneinander entstehen können; gerade bei lyrischen Gedichten, die doch oft ähnliche und naheliegende Gedanken bringen, ist es leicht möglich, daß zwei Schreiber zufällig an eine beliebige andere, gleichwertige Ausdrucksweise oder auch an ein und dieselbe Parallelstelle gedacht und ihre Vorlage in gleicher Richtung umgestaltet haben. (Z. B. setzen in V. 41 unseres Gedichtes verschiedene Hss., die kaum alle miteinander verwandt sein dürften, statt des ursprünglichen *primes* ein gleichbedeutendes *premiers* ein; das gleiche ist bei einem Gedicht von Perrin [bei Steffens Nr. 13, Str. IV, V. 4] der Fall, wo ebenfalls gegen den Stammbaum in zwei Hss. *premiers* statt des ursprünglichen *primes* auftritt.) Man sollte daher bei Varianten, wo eine solche Möglichkeit besteht, lieber vorsichtig sein und ihnen jedenfalls keine selbständige Bedeutung für die Gruppierung der Hss. zu erkennen. Daß man bei Wahrung eines solch vorsichtigen Standpunktes in manchen Fällen, wie auch dem hier vorliegenden, zu keinem abschließenden Resultat kommt, muß eben im Interesse der methodischen Sicherheit in den Kauf genommen werden.

[37]) Möglicherweise würde sich bei einer streng methodischen Durchprüfung der Lesarten doch noch über einen oder den anderen Punkt einige Sicherheit gewinnen lassen; ich habe auch selbst einen Versuch gemacht, mußte aber von dem Unternehmen abstehen, weil sich herausstellte, daß die Variantenangaben bei W. und bei Steffens nicht unwesentlich auseinandergehen, so daß man bei verschiedenen Stellen nicht sicher weiß, wie die Hss. denn nun wirklich lesen.

rekonstruktion verzichtet zu werden: denn von einem erheblichen Teil der Hss. steht fest, daß der Stammbaum Schwans, der sich bei den übrigen Liedern Raouls bewährt hat, auch bei vorliegendem letzten Gedicht als Grundlage angesehen werden muß. Daß KXP auch hier eng verwandt sind, lehren verschiedene Lesarten (bes. V. 29), ebenso daß N seinerseits sich zu dieser Gruppe KXP stellt (vgl. bes. V. 36); auch für die Verwandtschaft von V mit KXPN liegt (in V. 25) ein beweisender gemeinsamer Fehler vor, und ferner zeigen auch CU gemeinsame Fehler (bes. V. 68). Mit diesen Angaben[38]) bereits ist man aber in der Lage, an einer ganzen Reihe von Stellen ein Urteil über den Wert der Lesarten zu gewinnen, besonders da, wo der Gruppe KXP oder KXPN, deren Wortlaut W. prinzipiell im Text beibehalten hat, die überwiegende Mehrzahl der übrigen Hss. (darunter V und *a*) gegenübersteht.

Was ich auf dieser Grundlage oder aus sonstigen Erwägungen zur Besserung des Textes vorzuschlagen habe, ist folgendes.

V. 8. Da *Autresi* nur in der Gruppe KXPN überliefert ist, würde man dafür *Tout aussi* einzusetzen haben, das von V a *Maz.* RS *Metz* CU direkt geboten oder wenigstens gestützt wird.

V. 16. Statt *Et* (KXPN) lies *Mes* (Va RS *Metz* FCU).

V. 29. Der Wortlaut von KXP (*Se vous m'aviez veee*), den W. im Text gelassen hat, ist schon darum sicher nicht ursprünglich, weil *aviez* nur zweisilbig sein kann, dem Siebensilbler also eine Silbe fehlen würde; man wird mit V*a* RS *Metz* C lesen müssen *m'avez refusee.*

V. 33. Statt *S'avrez lor joie* (KXP) wird *S'avez lor joie* (RS *Metz* FU) oder *Et lor joie avez* (NV*a*C) zu lesen sein.

V. 36. In diesem Verse, der in W.s Text im Anschluß an KXPNU lautet *Conques homme ne transsi*, befremdet mich der Akkusativ *homme;* denn daß *transir* hier transitiv gebraucht wäre („nie machte sie einen Menschen mit einem so verzweifelten Tode erstarren“) ist wohl so gut wie ausgeschlossen, nicht nur wegen des wunderlichen Gedankens, sondern auch weil der Dichter in den vorhergehenden Versen dieser Strophe die Dame direkt, in zweiter Person, angeredet hat und nun kaum so plötzlich wechseln und zur dritten übergehen wird[39]). Sieht man aber als Sinn des Verses an

[38]) Die allerdings gelegentlich, besonders in Str. IV und V ihre Gültigkeit z. T. verlieren, da sich KXP und N sowie C und U bisweilen trennen, dafür aber andere Hss. (z. B. U und R, in V. 65; vielleicht auch a und C, besonders in V. 13 und 39) sicher gemeinsame Fehler zeigen.

[39]) Zwar tritt dann in V. 39 doch die dritte Person auf, doch wirkt hier der Wechsel lange nicht so unvermittelt; auch ist fraglich, ob nicht (auf Grund von Va C) die zweite Person einzuführen ist.

„niemals ist ein Mensch eines so verzweifelten Todes gestorben“, so wird man dem Subjekt die alte Nominativform *hom* geben müssen, die Raoul sonst (nämlich Nr. 6, V. 13 und Nr. 10, V. 7) gebraucht und die dort durch den Reim völlig gesichert ist; tatsächlich ist ja *hom* oder *hons* in a RSFC überliefert. Fraglich ist nur, wie man die infolge dieser Änderung nötig werdende weitere Silbe gewinnt. Vom Standpunkt der vorliegenden Lesarten aus würde vielleicht am nächsten liegen, einfach *Quë onques* zu schreiben, weil sich auf dieser Grundlage sowohl der Wortlaut von KXP NU, die eben elidiert und den zweisilbigen Akkusativ (in der Funktion des Nominativs) eingesetzt haben, wie die Zersplitterung der übrigen Hss., die das ursprüngliche *hom* beibehalten, aber den Hiatus hinter *Que* auf verschiedene Weise beseitigt hätten (entweder *Car onques*, wie F und S, oder *C'onques mais* oder *nus*, wie R und a), am einfachsten erklären würde; doch spricht gegen diese Konjektur, daß ein solches nicht elidiertes *que* in Raouls Gedichten sonst nicht zu finden ist[40]), darum wird man vielleicht doch besser eine der beiden letztgenannten Möglichkeiten wählen.

V. 41. *Des lors que primes* ist entschieden besser bezeugt (durch NVRSU, auch C und a helfen stützen) als das von W. im Text belassene *Des primes que je* (nur in KXP).

V. 61. Statt der Lesart von KXP (*En qui grant*) könnte man die von Va (*Ou toute*) oder NUR (*Ou fine*) in den Text setzen wollen; jedoch kaum mit Recht, da ersteres durch die oben (S. 237) angeführte Parallele mit Nr. 2, V. 5 und Nr. 3, V. 28 gestützt wird.

V. 66. Da W. in V. 75 und 76 der Gruppe CUS gegen V folgt, würde er konsequenterweise auch in diesem Verse mit CUS *je ne m'os* lesen müssen, anstelle des nur in V überlieferten *ne me puis;* letzteres würde auch nicht dem Sprachgebrauch Raouls entsprechen, da er einen Hauptsatz, der mit dem Verbum (resp. einem dieses begleitenden Proklitikum) beginnen würde, stets mit dem Personalpronomen einleitet[41]).

Nach diesen 12 Gedichten Raouls teilt W. in einem Anhang noch ein Jeu-parti zwischen Raoul und Thibaut von Navarra mit und schließt vier weitere Lieder an, die er, obwohl sie in einzelnen Hss. Raoul oder Thierri von Soissons zugeschrieben sind, ihm absprechen zu müssen glaubt; auch ich bin überzeugt, daß diese vier (Nr. 14—17) nicht von

[40]) Ausgenommen die Variante aus Hs. C zu Nr. 12, V. 46 *(Ke aillors)*. Nur *ne* findet sich zweimal nicht elidiert, in Nr. 1, V. 6 und Nr. 6, V. 25.

[41]) In den 12 Gedichten Raouls liegen 14 Beispiele vor, aber kein einziger gegenteiliger Fall; nur im Nachsatz kann das Pronomen fehlen (hierfür 2 Fälle, während es in 4 anderen auch da gesetzt ist).

Raoul herrühren, denn sie sind, um von den bereits von W. auf S. 23—25 beigebrachten z. T. sehr triftigen Gründen hier abzusehen, auch in Ausdrucksweise und Stil völlig verschieden von den echten Liedern. Ich verzichte daher darauf, auf diese Stücke des Anhangs näher einzugehen.

Abschließend möchte ich noch einmal auf meine Bedenken gegen das von W. angewandte textkritische Verfahren zurückkommen. Ich gebe zu, daß man, je nach Erfahrungen und Sinnesart, verschiedener Ansicht darüber sein kann, ob in einem bestimmten Falle eine genügend sichere Grundlage für die kritische Durcharbeitung eines Textes gegeben sei, bin aber, wie schon gesagt, der Meinung, daß bei vorliegender Ausgabe die handschriftlichen Verhältnisse einen so extremen Skeptizismus im allgemeinen nicht rechtfertigen. Da ich den oben verteidigten Stammbaum Schwans für eine im ganzen durchaus solide Grundlage halte, muß ich auch glauben, daß die von mir daraufhin vorgeschlagenen Textänderungen den ursprünglichen Wortlaut mit größerer Wahrscheinlichkeit wiedergeben als W.s Lesarten an den beanstandeten Stellen. Nicht zu leugnen ist, daß stellenweise Störungen des Hss.verhältnisses auftreten und Unklarheiten mit sich bringen; in solchen Fällen kann allerdings nicht immer eine hinreichende Sicherheit bei der Entscheidung erreicht werden, trotzdem wird man im Interesse einer methodischen Textkritik darauf bestehen müssen, daß der Versuch einer wenigstens einigermaßen befriedigenden Lösung auch solcher Schwierigkeiten nicht von vornherein unterbleibt.

Göttingen. WALTHER SUCHIER.

Adolf Toblers *Altfranzösisches Wörterbuch.* Mit Unterstützung der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften aus dem Nachlaß herausgegeben von Erhard Lommatzsch. Lieferung 1 und 2. LXV S., 240 Sp. Lex. 8⁰ Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1915.

Als Adolf Tobler, noch halb Student, den Plan faßte, ein altfranzösisches Wörterbuch zu schreiben, da schwebte ihm ein Werk vor, das in erster Linie dazu dienen sollte, die literarischen Denkmäler des Mittelalters zu verstehen, die Mittel an die Hand zu geben, Textverderbnisse zu bessern, den Sprachgebrauch, die von den heutigen abweichenden Bedeutungen und Verwendungen auch denen zu übermitteln, die nicht schon eine Reihe von Texten gelesen hatten. Zu dieser Aufgabe war er wie wenig Andere befähigt. Ein

liebevolles Eingehen in den Text, ein starkes Bedürfnis, ihn bis ins Einzelnste zu verstehen, nicht bei ungefährem Verständnis stehen zu bleiben, die Gabe, dieses Bedürfnis auch befriedigen zu können, und die Ruhe, alles ausreifen zu lassen, vereinigten sich in ihm. Bald gab er, in Rezensionen namentlich, Proben seines Wissens und Könnens auf diesem Gebiete, so daß man mit steigender Spannung das ganze Werk erwartete. Aber es kam nicht. Als dann Godefroy, von Littré mit begreiflicher patriotischer Freude begrüßt, sein Wörterbuch veröffentlichte, da steigerte sich für uns, die wir die großen Schwächen des französischen Werkes sahen, der Wunsch, das Toblersche zu bekommen, noch mehr, und auch einsichtige Franzosen verhehlten sich nicht, daß uns Tobler etwas Wertvolleres bieten könne, ja P. Meyer, dem man ja nicht Voreingenommenheit für deutsche Wissenschaft nachrühmen kann, schrieb anläßlich Toblers Tod: „cette œuvre monumentale qui, à quelque degré d'élaboration qu'elle ait été poussée, ne peut que contribuer au progrès de la science et mettre le sceaux à la réputation d'Adolf Tobler". Aber Tobler schwieg, äußerte sich wohl gelegentlich, dem dringendsten Bedürfnis sei ja durch Godefroy abgeholfen. Mit dem steigenden Alter kam dann wohl die Abnahme einer ohnehin nach dieser Seite hin nie großen Entschlußfähigkeit und so blieben die Zettel in den berühmten Blechkästen, die jeder kannte und wohl oft sehnsüchtig betrachtete, der in Toblers Studierzimmer kam.

So überraschend es auf den ersten Blick ist, daß ein Gelehrter ein Lebenswerk, das er nicht erst in Angriff nimmt, wenn er auf der absteigenden Bahn steht, nicht abschließt, so ist es doch verständlich, sobald man den wissenschaftlichen Gesamttypus in Betracht zieht. Tobler war durchaus der Mann der Einzelforschung. Wer aber ein großes zusammenhängendes Werk, vor allem ein derartiges Wörterbuch schaffen will, muß den Mut des Abbrechens haben, er muß sich oft sagen, daß ein Artikel nicht befriedigt, weil dies und jenes erst durch neues Material aufgeklärt werden kann, ein Material, das sich nicht systematisch suchen läßt, das aber vielleicht doch einmal zum Vorschein kommt, und er darf, wenn er fertig werden will, nicht warten, bis dieser Fall eintritt, sondern muß im vollen Bewußtsein der Mangelhaftigkeit doch eben abschließen. Tobler aber gab nichts aus der Hand, was ihn nicht nach Form und Inhalt gleichmäßig und ganz zufrieden stellte — und er war nicht leicht zufrieden zu stellen. So konnte er Artikel, die ihm lagen und für die er das ihm genügend erscheinende Material besaß, in meisterhafter Weise ausarbeiten, andere ließ er unvollendet oder unangefangen liegen.

Trotzdem werden wir alle der Akademie und noch viel mehr dem Herausgeber dankbar sein, daß sie, was Tobler durch ein Lebensalter hindurch gesammelt hat, allgemein zugänglich machen. In einer sehr interessanten Einleitung gibt Lommatzsch Rechenschaft nicht nur über das, was man alles aus dem Werke lernen kann, sondern vor allem auch über den Zustand der Handschrift. Man kann daraus ermessen, welch gewaltige und entsagensvolle Arbeit er leistet und wie viel eigenes er dazu gibt. Denn man darf nie übersehen, daß das Sammeln des Materials eine so bedeutende Leistung es da, wo es galt, den Sinn festzustellen, auch darstellt, doch, soweit es sich um Denkarbeit handelt, hinter dem Ordnen zurücksteht. Es wäre vielleicht nicht unrecht, das Buch als Tobler-Lommatzsch zu zitieren, wenn man auf solche subjektive Dinge überhaupt Wert legt.

Ich will nun im folgenden versuchen, das Werk zu charakterisieren nach seinen Licht- und Schattenseiten. Tobler hat so gewaltige Verdienste um die romanische, namentlich die altfranzösische Philologie, daß eine kritiklose Lobpreisung oder eine Vogelstraußpolitik seinem Ruhme mehr abträglich als zuträglich wäre; für das heranwachsende Geschlecht aber, das den Mann nicht mehr kennt, nicht weiß, wieviel von dem heutigen Gemeingut ihm zu verdanken ist, bedarf es einer Erklärung, auf daß es nicht bloß die Fehler sieht.

Wir müssen immer daran festhalten, daß wir einen Torso vor uns haben, an dem der Schöpfer noch lange nicht die letzte Hand gelegt hatte. Das ergibt sich nicht nur daraus, daß oft genug die Bedeutungen nicht angemerkt sind, nicht nur da, wo sie sich von selbst verstehen, das ergibt sich auch aus der Art und Weise, wie Arbeiten anderer angeführt werden. So liest man Sp. 22 „*a* mit inf. hist. (vgl. Ebeling, Hist. fz. Synt., S. 75)". Schlägt man nach, so findet man einen älteren Beleg als die bisher angeführten für *de* mit hist. Inf., die Bemerkung gehört also zu *de*, aber T. mochte, als er sie schrieb, *de* nicht soweit ausgearbeitet oder sonst zur Stütze seines Gedächtnisses sie gerade da notiert haben, wo er sie, falls er sie brauchte, wieder finden konnte. Das war für ihn gut — aber für uns andere? Oder zu *adestre* liest man: „J. Jud, Arch. f. n. Spr. CXXII, 174." Nun sagt Jud: „hübsch ist der Nachweis, wie der Ersatz von *destre* durch *droite* ein nach dem Vorbild von *adestre* gebildetes *adroit* nach sich zieht." so daß also die Bemerkung zu *adroit* gehört. Übrigens findet sich in der von Jud gemeinten Arbeit von Fryklund, Les changements de signification des expressions de *droite* et de *gauche* S. 47 nur die Bemerkung „quand *destre* fut supplanté par *droit*, *adestre* a aussi été supplanté par *adroit*, qui prit le sens d'*adestre*. Nun bringt T.

für *adestre* ein Beispiel aus Condé. Fryklund nach Godefroy aus Commines in der Form *adextre*, für *adroit* Tobler, welche aus Chrestien u. a. Die Sache ist also gerade umgekehrt: nach *adroit* wird vorübergehend *adestre* gebildet, als *droit* die Bedeutung von *destre* übernimmt.

Nicht minder willkürlich sind die Angaben der Etymologien, bzw., bei zweifelhaften Fällen, die Hinweise auf die verschiedenen Erklärungsversuche. Bei *ades* heißt es, daß P. Meyer die Diezsche Erklärung zurückgewiesen habe, der gleichzeitigen Försterschen Bemerkung wird ebenso wenig gedacht (Rom. Stud. IV, 88), wie des einzig erwägungswerten Deutungsversuchs Gröbers (ALLG. 6, 377), dafür Zeitlin zitiert, der doch keinen selbständigen Wert hat, auch tatsächlich nichts Neues bringt, Ebeling Z. f. Rom. Phil., XXIV, 525 (*adde ipso*) und G. Paris R. XXX, 125 (n'est guères persuasive). Oder zu *afubler* „S. Marchesini in Stud. fil. rom. ii. 2. wegen *u* s. Ebeling zu Auberée 91". Sofern an letzterer Stelle speziell die frz. Form erkärt wird, ist der Hinweis berechtigt, an der ersten wird nur von italienischen gehandelt und gegen die auf Mussafia zurückgehende, von E. wiederholte Auffassung ein Einwand erhoben, den E. nicht entkräftet. Vor und nach E. sind die Formen oft besprochen worden. Der für den eigenen Gebrauch ja berechtigte Eklektismus birgt die große Gefahr in sich, daß nichtkundige Benutzer leicht zu der Auffassung kommen können, in T.'s Hinweis das letzte oder wichtigste oder einzige zu finden.

Der literarische Text steht im Vordergrund des Interesses für den Verf. Er konnte und wollte sich aber der Tatsache doch nicht ganz verschließen, daß auch die Urkunden wichtiges Sprachgut enthalten. Er scheint aber da wenig selber gesammelt zu haben, begnügt sich vielmehr mit dem, was Carpentier bietet, hat auch nicht das Bedürfnis empfunden, nachzuforschen, ob die Urkunden in neueren Ausgaben vorliegen, die Lesarten durchweg verläßlich sind. Wem ist nun aber mit einem Artikel gedient wie „*adras* s. De Lauriers Glossar Carp. I, 91 c unten"? Wer das Wort findet und nicht versteht, würde, auch wenn es T. ganz übergangen hätte, genau so im Godefroy oder im DC. nachsehen, wie jetzt.

Toblers Gesichtspunkt ist der philologische. Die Bedeutung des Wortes, seine Verwendungstypen innerhalb der Literatur will er darstellen. Die sprachwissenschaftliche Auffassung, die das Aufkommen und Abkommen, die räumliche und zeitliche Ausbreitung kennen lernen will, lag der Zeit, da das Werk entworfen wurde, noch fern, ist auch heute z. T. nicht oder schwer durchführbar, wo die genauere Zeitbestimmung für so viele auch der wichtigsten Texte noch nicht gelungen ist. Aber auch die Anordnung zeigt, daß T. das nicht gewollt hat. Das ist kein Vorwurf. Wer

sprachhistorische Interessen hat, wird sich von Fall zu Fall die Artikel selber umordnen können: einem Philologen wäre mit einem sprachhistorischen Wörterbuche auch nur halb gedient. Es gibt eben zwei verschiedene Betrachtungsweisen, deren jede ihre Berechtigung hat. Eine andere Frage ist, ob sich eine Form finden läßt, die beiden gerecht wird.

Es liegt nahe, Tobler und Godefroy miteinander zu vergleichen. Da muß nun sofort bemerkt werden, daß das Werk des Franzosen durch das des Deutschen nicht überflüssig wird, was rein äußerlich schon daraus erhellt, daß in dem jüngeren des öfteren auf das ältere hingewiesen wird. Godefroy wollte den alten Sprachschatz in möglichster Vollständigkeit buchen, ihm kam es hauptsächlich auf die Menge an, er hat zahlreiche Texte ausgezogen, die entweder nicht gedruckt oder nicht literarischen Inhalts sind. Dadurch bietet er quantitativ mehr, ist also vor allem dem Wortforscher eine reichere Quelle. Aber weder er noch seine Mitarbeiter, oft noch Studenten oder junge Doktoren, die das Zeugnis der Reife nur in ihrem Diplom hatten, besaßen wirkliche Eignung für die Arbeit. G. Paris hat einmal geschrieben: „Je ne connais pas de lecture plus agréable que celle du dictionnaire de M. Godefroy; on y apprend toujours et on s'y amuse souvent“ (R. 15,613). Man kennt Toblers Besprechung (Z. f. Rom. Ph. 5, 117) und die Artikel in der Revue critique, gegen die der Verf. glaubte sich verteidigen zu müssen und zu können. Bei der Benutzung der französischen Artikel muß man immer auf der Hut sein, darf sie nicht ohne weiteres hinnehmen. Tobler ist soweit verläßlich, als das überhaupt von Menschenwerk gesagt werden kann. Qualitativ steht er danach himmelhoch über seinem Vorgänger.

Ich will nun noch einige Artikel besprechen, bei denen ich glaube etwas über das Gebotene hinaus zu kommen.

aaise. Einziges Beispiel: *Chescun amant ses segrés tese S'il veut sa dame fere eese.* T. sieht darin ein Adj., ich würde übersetzen: „Wenn er seiner Dame Angenehmes erweisen will.“ Daß ein Adv. *aaisement* besteht, bedingt noch nicht ein Adjektivum.

aaisement „Weg“: *empirans les chemins et les a. communs.* Es müßte schon eine besondere Art von „Weg“ gemeint sein, die sich von *chemin* unterscheidet. Allein es handelt sich, wie der mit der Urkundensprache besser vertraute Carpentier ganz richtig gesehen hat, um die Übersetzung von mlat. *aisantia* „facultas, quam quis habet utendi in alieno praedio“, daher *aisentiae communes* „Güter zu gemeinsamer Nutznießung“, „Allmend“. Ein weiteres afrz. Beispiel des Wortes in diesem Sinne unter *aisimentum* DC.

abeille. Der Artikel ist unverständlich. Das einzige nach DC. gegebene Beispiel ist den consuet. Turonens. entnommen,

und zwar findet sich da *espare d'arettes, qui sont mouches à miel* und *espare d'abeilles*. Schon der Umstand, daß *mouches à miel* als Erklärung gegeben wird, zeigt, daß der Text nicht mehr der altfranzösischen Zeit angehört, ja man wird gerade hier erst untersuchen müssen, ob nicht ein ganz junger Zusatz vorliegt. Ganz unverständlich ist auch hier die Auswahl der Zitate „Gröber Substrate gibt als lat. apīcula, als vulgär apicula; Forcellini Lex. nur dieses. *Abeille* wäre aus dem Prov. entlehnt nach Brunot Précis S. 62 [cf. Jud. Arch. f. n. Spr. CXXVII 421 und vorher]". Gröbers *apicula* stammt offenbar aus Georges, ist aber, wie noch manche andere Quantitätsangabe des nach anderer Seite hin so verdienstlichen Lexikographen falsch, und sollte nicht weiter geführt werden [1]. Ist für den heute wohl allgemein anerkannten südfranzösischen Ursprung der nfrz. Form ein Zitat zu geben, so wäre Gröber 1884, nicht der in solchen Dingen doch durchaus unselbständige Brunot von 1887 anzuführen. Auch das Zitat von Jud bringt nur insofern mehr als die Handbücher, als es fragend Poitou als Vermittler angibt, womit solange wenig geholfen ist, als nicht die Gründe für die Entlehnung angegeben werden. Das eigentliche nordfranzösische Wort ist bekanntlich *mouche à miel*, das auch Lafontaine verwendet. Aber der Malherbeschen Schule mußte ein solcher Ausdruck ein Greuel sein, den Westfranzosen und den Südländern war *abeille* teils aus der Sprache der Nachbarn, teils aus ihrer eigenen bekannt und da diese Form dem lat. näher, weniger vulgär erschien als *arette*, wurde sie für die gute Sprache vorgezogen.

Ableret. Der einzige Beleg zeigt das Wort im obl. plur. Da es sich um eine Bildung mit dem Suff. *-erez* handelt, ist, bis Gegenbeispiele da sind, afrz. *ablerez* zu schreiben.

Achant, achanteler, achanter. Die Bedeutung dieser Wörter ist nicht so durchsichtig, daß man sie nicht gern angegeben sähe. Unter *achanter* sind zwei Homonyme zusammengeworfen: *achanter toneaus* heißt „Fässer mit Reifen versehen", gehört also zu *chant* „Reifen", das andere bedeutet „auf die Seite drücken", also zu *chant* „Rand", daher von Schiffen „kentern", dann auch „zu Boden drücken", *soi a* „sich herandrängen".

Acie. In dem Gloss. von Walt. bibl. steht *assez* und *arseye*. Tobler verweist auf neumund. *acée* nach Thomas und will danach die zweite alte Form bessern. Aber die heutigen Mundarten gewährleisten auch eine *r*-Form, s. REW. 66. (Steht in T.'s Handschrift wirklich *accegia*?)

Aclasser. Ohne Übersetzung, nach den Belegen ein ausschließlich westfranzösisches Wort, vgl. dazu b-manc. *akyasé* „aclasser, affaisser, écraser" bei Dottin. Afrz. *soi aclasser* wird am besten mit „zusammenkauern wiedergegeben, dann

[1] Leider habe auch ich mich durch Georges täuschen lassen REW.

Subj. vom verfolgten Hirsch „zusammenbrechen“, vom Feuer „ausgehen“. Wäre das Wort nicht so eng begrenzt, so würde ein lat. „acclassare“ zusammenschaaren passen.

Adaignier. Ohne Übersetzung. Von zwei Beispielen abgesehen, ist das Verbum stets verneint, die Bedeutung ist „erhören“ (von Liebesanträgen), das *non adaignier* ist inhaltlich gleichwertig mit *desdaignier*. Dann heißt es wohl auch „sich um jemanden kümmern, auf jemanden Rücksicht nehmen“. Dazu Lütt. *adeñi* „bonneter, faire des sollicitations soumises et réitérées“. Daß eine Gegenbildung zu *desdaignier* vorliegt, wird nicht bezweifelt werden können.

ae. Als einzigstes Beispiel für weiblichesGeschlecht wird SAub. ée : pruvée angeführt. Aber die Metrik des Textes ist derartig vernachlässigt, daß aus einem Reime nichts zu schließen ist. Mehr und sicherere Belege gibt Armbruster, Geschlechtswandel 138, auf den wohl eher hinzuweisen war als auf Rothenberg.

Ael (*avalem,* verschieden von *aiuel*). Der lat. Typus ist mehr als bedenklich, auch gar nicht nötig. Da dem *tieus* ein *tel* entspricht, so lag ein *ael* zu *aieus* doch nahe genug.

Aigrin. Ein Beleg: *acredo : escrim, aigrun.* Ich glaube nicht, daß wir ein Anrecht haben, *escrim* gerade in *aigrin* zu verbessern. Der Schreiber hat offenbar etwas Verkehrtes geschrieben: wieso er zu seinem *esc* statt *aig* kam, läßt sich ohne Einblick in die Handschrift nicht sagen, *im* für *un* ist leichter verständlich. Daß der verschriebenen Form die richtige unmittelbar nachfolgt, zeigt doch wohl, daß der Schreiber selber das erste Wort als einen Fehler betrachtete und nun einfach das richtige folgen ließ, ohne das erste dann zu streichen, was sich ja auch sonst in mittelalterlichen Handschriften findet.

Neben diesen Schlacken findet sich nun aber soviel reines Gold, daß man sich doch aufrichtig freuen kann, das Werk zu besitzen. Wäre es aber nicht möglich, noch wenigstens einen Teil dieser Schlacken zu entfernen? Ich meine, man würde Toblers Gedächtnis kein Unrecht antun, wenn man alle etymologischen Hinweise und alle Verweisungen grammatikalischer Art rundweg streichen würde, es sei denn, Tobler bringe etwas ihm Eigenes, für uns Neues. Und noch einen Wunsch möchte ich äußern. Nicht immer sind die neuesten Ausgaben alter Texte zitiert, nicht immer in Neuausgaben die Vers- oder Seitenzahlen der früheren angegeben. Da ist es mitunter recht schwer, eine Stelle im Zusammenhang zu finden. So zitiert T. den Roman von Mahomet nach der 1831 in 200 Exemplaren gedruckten Ausgabe von F. Michel, die wohl nur in ganz wenigen deutschen Bibliotheken zu finden ist, wogegen eine neue von B. Ziolecki (Oppeln 1887) jedem leicht erreichbar sein kann. Roethe und Schröder

haben bei dem Neudruck der letzten Bände von Grimms deutscher Grammatik „einheitliche Zitate auf Grund der letzten Ausgaben, die Grimm selbst noch benutzt hat“ durchgeführt mit Rücksicht auf „die dringenden Anprüche wissenschaftlicher Brauchbarkeit“. Ich möchte meinen, daß wir bei dem vorliegenden Werke aus denselben Gründen einen Schritt weiter gehen und die neueren Ausgaben berücksichtigen können.

Gerade wir Älteren, die wir Tobler persönlich gekannt, denen seine Freude an möglichster Reinheit auch der äußeren Form so bewußt ist, möchten gerne das Letzte und Größte und Dauerndste, was seine Hand geschaffen hat, möglichst rein sehen, und wenn der Herausgeber seine unendliche Mühe nach dieser Seite hin noch ein klein wenig ausdehnt, da er ja doch und mit Recht nicht einen diplomatischen Abdruck gibt, wird ihm das viel mehr als richtig verstandene Pietät denn als Mangel an Achtung ausgelegt werden.

W. Meyer-Lübke.

Serban, N. *Leopardi et la France. Essai de littérature comparée.* Paris, H. Champion 1913. XVIII, 551 S. 8°.
Serban, N. *Leopardi sentimental. Essai de psychologie Leopardienne suivie du Journal d'Amour, inédit en Français.* 247 S. 8°. Paris, H. Champion 1913.

1. Dieses großangelegte Buch, die Frucht mehrjähriger emsiger Studien, fesselt durch den Reiz und den Reichtum des Inhaltes und nicht minder durch die Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung. Vielleicht hätte der gewaltige Stoff unbeschadet der Vollständigkeit und Gründlichkeit mehr zusammengedrängt werden können. Das Verfahren des Verfassers ist zuweilen etwas umständlich. So ist z. B. eine Äußerung von Bouché-Leclercq über Leopardis Freund Sinner zweimal abgedruckt (S. 270 u. 291), während ein Abdruck und eine Verweisung genügt hätten. Unter dem Titel E d i t i o n s werden die Werke Leopardis angeführt, die in Frankreich im Urtext veröffentlicht wurden, sowie Übersetzungen einzelner Werke, die noch nicht italienisch erschienen waren. In einem besonderen Kapitel werden dann sämtliche französische Übersetzungen der Werke Leopardis in chronologischer Folge, in einem weiteren Kapitel ebenfalls chronologisch die biographischen und kritischen Aufsätze aufgeführt, die in französischer Sprache über ihn erschienen sind. Es kommt nun öfters vor, daß Arbeiten eines und desselben Schriftstellers je nach ihrem Inhalt an verschiedenen Stellen angeführt und besprochen werden (so Ronna Kap. 2 u. 4, Serra ebenda, Turiello Kap. 3 u. 4 u. s. f.). Dies trägt dazu bei, das treffliche Buch weitschichtig zu machen. Einfacher wäre es gewesen, die Arbeiten

jedes Schriftstellers als Ganzes an einer Stelle zu besprechen. Da indessen der Verfasser Wert darauf legt, die Veröffentlichungen nach Gegenständen und Gattungen zu sondern, möchte ich darüber mit ihm nicht rechten.

Der sehr ausführliche Abschnitt über den Schweizer Philologen Sinner (wozu noch Briefe über Sinner kommen) hätte wohl gekürzt werden können.

Der Verfasser schildert im ersten Hauptteil des Buches den Einfluß, den die französische Literatur auf den Bildungsgang und die Gedankenwelt des Dichters geübt hat. Der zweite Hauptteil, *Leopardi en France*, behandelt seine Einwirkung auf die französische Literatur. In beiden Teilen ist es dem Verfasser gelungen, Zusammenhänge in großer Zahl nachzuweisen und zu zeigen, daß Leopardi für die französische Literatur als Gebender und Nehmender von nicht gewöhnlicher Bedeutung ist.

L. ist nach Dante, Boccaccio und Petrarca derjenige italienische Dichter, mit dem sich die französische Literatur und Wissenschaft am meisten beschäftigt haben. Gleichwohl waren für das vorliegende Buch nur wenig Vorarbeiten gegeben. Es kommt hauptsächlich nur das Buch von Sofia Ravasi, *Leopardi et Mme de Staël*, in Betracht [1]). Serban lobt diese Schrift als *étude très sérieuse* und sagt: *L'auteur a fait presque tous les rapprochements qu'on peut établir entre les écrits de Leopardi et ceux de Mme de Staël.* An einer anderen Stelle schwächt er dieses Lob ab: *il y a beaucoup de rapprochements qui lui ont échappé.* Meines Erachtens verdiente das Buch von S. Ravasi eine rückhaltslosere Anerkennung [2]).

Der Bildungsgang des jungen Leopardi wird eingehend besprochen. Der Vater und Erzieher Giacomo's erscheint als eine merkwürdige Persönlichkeit, er hat den Ehrgeiz, als Gelehrter und Dichter zu glänzen, er sammelt eine Bibliothek von 20000 Bänden, ist politisch reaktionär, religiös strenggläubig, dabei furchtsam und ängstlich — *eccedera nella timidità*, wie er selbst von sich sagt. Manche seiner Eigenschaften sind auf den Sohn übergegangen; andere schaffen Gegensätze zwischen Vater und Sohn.

Serban hat die Leopardische Hausbibliothek, die sich noch heute im Herrenhaus zu Recanati befindet, genau durchgesehen. Er fand, daß die meisten Größen der französischen

[1]) Vgl. diese Ztschr. Bd. 41, S. 198 ff.

[2]) Zu den von Ravasi verzeichneten Übereinstimmungen zwischen Corinne XVIII 5 und Leopardis Appressamento della morte canto V möchte ich beifügen: J'étais née avec quelques talents (Corinne) und Misero ingegno non mi diè natura (Leopardi).

Literatur, insbesondere die hervorragenden Schriftsteller vom 16. Jahrhundert an darin vertreten sind[3].

Die Lehrbücher Leopardis waren meist französisch oder aus dem Französischen übersetzt. Die Frühreife des hochbegabten Knaben war geradezu erstaunlich: im Alter von 14—15 Jahren schreibt er schon gelehrte Abhandlungen über die verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände, Naturgeschichte, Astronomie, Physik etc. Wie Serban nachweist, beruhten seine Arbeiten meist auf französischen Quellen; am selbständigsten war er auf dem Gebiet der Philologie, auf die ihn auch seine Begabung besonders hinwies.

Den Stoff zu einem Jugenddrama, *Pompeo in Egitto*, entnahm er zum Teil Rollins römischer Geschichte, und eine Sammlung von 39 Epigrammen, die er als Jüngling herausgab, beruht teilweise auf französischen Vorbildern. Ein Gedicht *In morte di Federico Secondo, Re di Prussia*, aus dem Französischen übersetzt, ist den Epigrammen beigefügt. In der Einleitung der Sammlung, einer Abhandlung über das Epigramm, wird eine Äußerung des Abbé Girard über die Vorzüge der französischen Sprache angeführt: „*La langue française est peut-être celle qui a le plus de disposition à la perfection, son caractère consistant dans la clarté, la pureté, la finesse et la force.*“ Dieses hohe Lob kann der junge Leopardi als „*vero Italiano acceso di zelo per l'onore del linguaggio della sua patria*“ nicht ertragen. Er führt einen Ausspruch Voltaires über die französische Sprache an: „*Cette langue embarassée d'articles, dépourvue d'inversions, pauvre en termes poétiques, stérile en tours hardis, asservie à l'éternelle monotonie et manquant pourtant de rimes dans les sujets nobles.*“ Er rühmt dagegen die Anmut und Ausdrucksfähigkeit der italienischen Sprache und spottet gelegentlich über die Wendungen, die „*tours*“ der Franzosen *che esprimono la cosa, ma freddissimamente e slavatissimamente e annaquatamente*, verwässert und verwaschen. Als abschreckendes Beispiel führt er die Verse von Voltaire an:

Je chante le héros qui régna sur la France
Et par droit de conquête et par droit de naissance.

[3]) In einem von ihm aufgestellten Verzeichnis der französischen Bücher, die sich vor 1827, dem Jahr der endgültigen Trennung Leopardis von seiner Vaterstadt in der Bibliothek befanden, gewahren wir auch einige Werke deutscher Herkunft, so Goethe, Volfango, *Verter* Lettere tradotte dal Tedesco, Venezia 1796 (das Buch hat strenggenommen im Verzeichnis französischer Werke nichts zu tun), Haeffelin (Mitglied der „Kurpfälzischen deutschen Gesellschaft oder Akademie“ in Mannheim) *Discours de l'influence des voyages sur le progrès des arts*, Mannheim 1775, J. Hübner (dessen „*Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie*“ in 36 Auflagen erschienen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurden) *Abrégé de la vieille et nouvelle géographie traduit de l'allemand*, Amsterdam 1735, und einige andere.

„Wie trocken ist diese Poesie! Wie trocken erst die Prosa, die man in Frankreich schreibt!“ In dieser Gereiztheit gegen die französische Sprache und Poesie spricht sich offenbar der Franzosenhaß aus, in dem er erzogen war. Er verzieh es den Franzosen nicht, daß sie die erste Nation der Welt sein wollten. Den stärksten Ausdruck fand diese Gesinnung in der Schrift „An die Italiener, bei der Befreiung des Picenum“. „Jeder Franzose ist hassenswert,“ sagt er da, „denn kein Franzose erkennt die Verbrechen seines Volkes an.“ Bei dem lebhaften Nationalgefühl, das er als *vero Italiano* bekundet, ist es zu verwundern, daß er sich über die Italiener so ungünstig ausläßt, wie dies namentlich in dem *Discorso sullo stato presente dei costumi degli Italiani* geschieht (im J. 1824). Der alte Glaube, so führt er hier aus, ist allmählich untergegangen; er war die Grundlage der sittlichen Anschauungen des Volkes gewesen; nun hält nur noch die Furcht vor der Strafe die Menge in Zucht. In anderen Ländern besteht eine bürgerliche Gesellschaft; in ihrem Schoß hat sich das Ehrgefühl als sittliche Macht entwickelt. In Italien gibt es keine bürgerliche Gesellschaft; an Stelle des Ehrgefühls herrscht ziemlich allgemein ein trostloser Cynismus. Diese Gedanken stimmen so ziemlich mit dem Bilde überein, das Frau v. Staël in Corinne und an anderen Orten von Italien entwirft, doch sind sie wesentlich dunkler gefärbt. Andererseits haben gerade die französischen Schriftsteller, die auf Leopardi Einfluß ausübten, Frau v. Staël, A. L. Thomas und andere die wirklichen oder vermeintlichen Fehler, deren man ihre Nation beschuldigte, die Oberflächlichkeit, Selbstüberhebung, den Mangel an wahrer Anmut und Natürlichkeit keineswegs geschont. Der Comte d'Erfeuil in Corinne ist ein Typus des etwas prahlerischen, stark mit seiner eigenen Person beschäftigten, im Grunde aber gutmütigen Franzosen. Serban sagt: *Il n'est pas aussi chargé que Riccaut de la Marlinière, héros de triste mémoire de Minna von Barnhelm.*

Allmählich milderte sich die Abneigung Leopardis gegen die „Soeur latine“, wie Serban sagt, infolge seiner eifrigen Beschäftigung mit der französischen Sprache und er wurde mit ihr so vertraut, daß er zuweilen in seinem Tagebuch französische Ausdrücke gebraucht, wenn sie ihm bequemer oder bezeichnender dünken als die italienischen, z. B. *saisir, bons mots, bienséance, raillerie, persiflage, nuance*, Wörter, die ja zum Teil auch bei uns Eingang gefunden haben.

Über Leopardis französische Lektüre gibt Serban eine Übersicht auf Grund des Zibaldone, des Tagebuchs, das der Dichter seit 1817 führte. Außer den schon genannten Schriftstellern finden wir Noël et Delaplace (*leçons de littérature et de morale*), Barthélemy, Rousseau, Montesquieu, Lamennais, D'Alembert und andere. Daß Frau v. Staël den größten

Einfluß auf ihn ausübte, hat er selbst mit den Worten anerkannt: *Non credetti di esser filosofo se non dopo lette alcune opere di Mme de Staël.* Wenn der Verfasser sagt (S. 150), „Philosoph" sei im Sinne Leopardis als sentimentaler romantischer Dichter zu verstehen, so scheint mir dies nicht ganz dem Gedanken Leopardis zu entsprechen. Man würde „Philosoph" wohl am besten mit „Denker" wiedergeben.

Sehr lebhaft zogen ihn auch die Schriften von Montesquieu an, besonders *les considérations sur les causes de la grandeur et la décadence des Romains* und der *Essai sur le goût.*

Ob Montesquieus ästhetische Ansichten in der Tat einen so großen Einfluß auf Leopardi ausübten, wie der Vf. annimmt, scheint mir fraglich. Serban sagt, Montesquieu habe Leopardi die Bedeutung des Unredlichen in der Kunst enthüllt. Der *Essai sur le goût* spricht sich über das Infini aus wie folgt: *Comme nous aimons à voir un grand nombre d'objets, nous voudrions étendre notre vue, être en plusieurs lieux, parcourir plus d'espace; enfin notre âme fuit les bornes et elle voudrait, pour ainsi dire, étendre la sphère de sa présence: ainsi c'est un grand plaisir pour elle de porter sa vue au loin.* Und an einer anderen Stelle: *On sera toujours sûr de plaire à l'âme, lorsqu'on lui fera voir beaucoup de choses.* Nun spielt das Infinito, die Unendlichkeit, ja bei Leopardi eine große Rolle — *toutes les poésies de L. attestent le souci qu'il prenait d'éveiller en nous la sensation de l'infini* — aber gerade die angeführten Stellen Montesquieus zeigen uns, daß zwischen ihm und Leopardi ein feiner Unterschied in der Auffassung des Infini besteht. Leopardi, dem Dichter, ist es nicht darum zu tun, viele äußere Dinge zu sehen, seinen Gesichtskreis so weit als möglich auszudehnen; er will die Unendlichkeit nicht schauen, sondern ahnen, träumen:

> Lieb war mir immer dieser kahle Hügel
> Und diese Hecke, die dem Blick so viel
> Vom fernen Horizont zu schau'n verwehrt.
> Und wenn ich sitz' und um mich blicke, träum' ich,
> Endlose Weiten, übermenschlich Schweigen
> Und allertiefste Ruhe herrsche dort,
> Jenseits der niedern Schranke. (Übers. v. P. Heyse).

So schildert L. seine Empfindungen in dem bekannten für ihn so bezeichnenden Gedicht L'infinito. Jenseits des Hages, der ihm die Aussicht versperrt, träumt er sich eine unendliche Welt. Er fühlt als Romantiker und ist darum grundverschieden von Montesquieu, der keine Spur von Romantik in sich hat. Montesquieus Größe liegt überhaupt, wie mir scheint, nicht auf dem Gebiet der Aesthetik; manche seiner Ansichten erscheinen oberflächlich, so z. B., wenn er bei seiner Untersuchung über das Anmutige, le gracieux, sagt, die Wirkung

des Anmutigen beruhe hauptsächlich auf Überraschung: wir seien angenehm überrascht, daß eine Person, ohne schön zu sein, uns gleichwohl gefalle. Dabei läßt er aber die Frage unbeantwortet, weshalb uns diese Person gefällt. Serban's Behauptung erscheint zutreffend, wonach L. in die Anschauungen des französischen Gelehrten seine eigenen Gedanken hineingetragen hat.

J. J. Rousseau übte auf den regen Geist des jungen Leopardi naturgemäß einen starken Eindruck aus, und gerade seine Paradoxa ziehen ihn an, wie *Tout homme qui pense est un être dépravé.* Serban widmet dem Verhältnis zu Rousseau eine eingehende Untersuchung.

Leopardis pessimistische Weltanschauung vertiefte sich immer mehr und fand ihren schärfsten Ausdruck in den operette morali (i. J. 1824—1825), in denen er das Grundthema vom unentrinnbaren menschlichen Unglück auf die mannigfaltigste Weise abwandelt. Nach Serban hat Leopardi auf seinem Wege zur Trostlosigkeit der Lebensanschauung einen Führer gehabt, den wir nicht erwarteten: Friedrich den Großen von Preußen. Wir sind überrascht, den großen König als Lehrmeister des großen italienischen Dichters zu finden, begegnen wir ihm ja doch selten als philosophischem Dichter sowohl in der französischen wie in der deutschen Literatur; den Franzosen ist er zu deutsch, den Deutschen zu französisch. Es wäre zunächst zu prüfen, ob Serban ein Recht hat, Friedrichs literarische Einwirkung auf Leopardi zum französischen Einfluß zu rechnen. Die Frage ist, wie ich glaube, zu bejahen. Sainte-Beuve spricht sich darüber in den Causeries du Lundi III S. 115 in einer anziehenden Abhandlung aus, in der er den König als Schriftsteller und namentlich als Historiker sehr hoch stellt und ihn begrüßt als *„l'un des meilleurs historiens que nous possédions"*. *„Je dis nous,* fährt er fort, *car c'est en français, que Frédéric a écrit, c'est en français qu'il a pensé, c'est aux Français encore qu'il songeait souvent et qu'il s'adressait pour être lu"*. Über die Dichtungen Friedrichs des Großen ist Sainte-Beuve's Urteil allerdings weniger günstig, er sagt, sie seien nicht schlechter als viele andere aus jener Zeit, die man damals für reizend gehalten habe; sein Tadel bezieht sich im Wesentlichen auf die Form: *Son gosier restera toujours rauque et dur et il ne se corrigera jamais. Il dira par exemple sans difficulté:*

> *Les myrtes, les lauriers, soignés dans ces cantons,*
> *Attendent que cueillis par les mains d'Emilie* etc.

Diderot, der Friedrichs Poesie wohlwollend beurteilt und ihren Inhalt lobt, bemerkt dazu: *C'est dommage que l'embouchure de cette belle flûte soit gâtée par quelques grains de sable de Brandebourg.* Friedrich selbst hat von sich gesagt: *J'ai le*

malheur d'aimer les vers et d'en faire souvent de très mauvais. Das hindert natürlich nicht, Friedrich zu den französischen Dichtern zu rechnen. Wenn aber Serban ihn als Anhänger der Encyclopädie ansieht, so würde Friedrich selbst gegen diese Auffassung entschiedene Einsprache erheben: denn er ist mit den Ansichten der als hervorragende Encyclopädisten geltenden Schriftsteller, Helvetius, Holbach, Diderot etc. keineswegs einverstanden, sondern hat sie in seinen Schriften lebhaft bekämpft[4]).

Leopardi lernte Friedrich II. kennen durch die Oeuvres complètes de Frédéric II, die 1790 in Amsterdam in 17 Bänden erschienen waren und sich in der Bibliothek zu Recanati befanden. Serban weist aus dem Zibaldone nach, daß Leopardi vom 8. Dezember bis zum 19. Dezember 1823 beinahe ununterbrochen in diesen Büchern gelesen hat.

Die Ähnlichkeit der Stimmung und der Gedanken beider Dichter ist allerdings zum Teil auffallend. Der pessimistische Grundton tritt besonders in den Gedichten hervor, die der König in der Zeit seiner größten Bedrängnis während des 7jährigen Krieges geschrieben hat. Friedrich sagt im Stoicien (1761):

La terre à mes regards est un amas de boue, Leopardi (in: a se stesso):

Amaro e noia
La vita, altro mai nulla; e fango è il mondo.

Wie die Klage über die infinita vanità del tutto aus Leopardi's Dichtungen vielfach wiederhallt, so klagt der König über die Eitelkeit und Nichtigkeit des Lebens (*Ici bas tout est vanité, tout n'est que vanité*). Die von Serban angeführten Stellen könnten leichtlich vermehrt werden.

Je sais que je suis homme et né pour la souffrance,

heißt es in der Epître à ma soeur de Baireuth.

Der Gedanke, den Friedrich in der Epître à Mr Mitchell (1761) ausspricht:

Ah! quel mortel voudrait dans la nature entière
Renaître et parcourir de nouveau sa carrière!

findet sich wieder in dem Gespräch zwischen einem Kalenderverkäufer und einem Spaziergänger in Leopardis operette morali (1823—24).

Ein gemeinsamer Zug, der bei beiden Dichtern hervortritt (bei Serban nicht ausdrücklich hervorgehoben), ist die

[4]) Vgl. Ed. Zeller, Friedrich der Große als Philosoph. S. 31. Anm. 98ff.

Menschenverachtung. In der Epître chagrine nennt Friedrich die Menschen

Race infâme autant qu'ignorante.
L'être suprême est bon et l'homme est misérable.

Leopardi sagt in den Pensieri Z I, die Welt sei ein Bund der Schurken gegen die ehrlichen Leute; die Schurken seien zahlreicher und mächtiger als die Rechtschaffenen.

Auch den Gedanken, daß die Natur durchaus teilnahmlos gegen die Menschen und ihrerseits dem Verhängnis und dem Zufall unterworfen sei, hat Leopardi von Friedrich II. übernommen und in den Worten ausgesprochen:

dà la colpa a quella
che veramente è rea, che de' mortali
È madre in parto ed in voler matrigna,

— die Natur ist unsere Mutter durch die Geburt, aber durch ihr Wollen eine Stiefmutter. —

Ungeachtet dieser vielfachen Berührungspunkte wäre es wohl nicht richtig, Friedrich II. zu den Pessimisten aus Grundsatz, wie Leopardi, zu zählen. Einige Worte über Friedrich als Dichter mögen daher gestattet sein. Wohl war es ihm heiliger Ernst mit dem Dienste der Musen; aber er hatte „nebenbei" sehr viel Anderes zu tun, sich mit einer Welt von Feinden herumzuschlagen, ein Königreich zu regieren, das deutsche Reich der Zukunft aufzurichten. Große Tatenmenschen dieser Art können keine Pessimisten sein. Die Dichtung war ihm Erholung in schweren Stunden, wo Verstimmungen und Verbitterungen an ihn herantraten, aus ihr schöpfte er Mut und Selbstvertrauen. In seiner Jugend hatte er für Epikur geschwärmt; später findet er in der stoischen Moral seinen Halt im Unglück. In seinem großen Gedicht Le Stoïcien faßt er die Grundsätze zusammen, die er in Marc Aurels Selbstbetrachtungen gefunden; ihren Kern spricht er aus in dem Satze:

Placez dans la vertu le bonheur de votre âme.

Seiner Schwester Amélie ruft er zu:

En souffrant les revers sans en être abattu,
Il faut s'envelopper, ma soeur, dans sa vertu.

Dem Tod sieht der tapfere Mann mutig in's Auge:

D'un regard intrépide envisagez la mort;
C'est notre seul asile et notre dernier port.

Es ist das alte Horazische

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

Die Stimmung seiner Poesie ist nicht völlig trostlos. In „La Fermeté" wird die Nacht des Unglücks, das der Zorn der Götter über die Welt verhängt hat, erhellt durch das tröstende Licht der Hoffnung:

Mais par un reste de clémence
Les dieux placèrent l'espérance
Au fond de ce présent fatal.

Gegen das allgemeine Leid findet er nur eine Abwehr im brüderlichen Zusammenhalten der Menschen:

Nos désastres égaux, nos communes misères,
Hélas, prouvent assez que nous sommes des Frères
Et que par nos secours adoucissant nos maux
Il faut nous entr'aider à porter nos fardeaux.

Zu dieser Erkenntnis hat sich auch Leopardi durchgerungen in seinem letzten großen Gedicht La ginestra. Die Menschheit verbündet sich gegen die feindliche Natur:

Tutti fra se confederati estima
gli uomini e tutti abbraccia
Con vero amor.

Im zweiten Teil des vorliegenden Werkes, Leopardi en France, behandelt der Verfasser die Einwirkung Leopardis auf die französische Literatur, die in Ausgaben seiner Werke, in Frankreich veranstaltet, sowie in Übersetzungen ins Französische und in biographischen und kritischen Aufsätzen französischer Schriftsteller zu Tage tritt. Wenn Serban im Eingang sagt, L. habe aus dem Ausland, d. h. Frankreich, la matière de son inspiration, l'orientation de sa pensée erhalten, so geht diese Behauptung, soweit sie den Dichter L. betrifft, doch wohl etwas zu weit.

Auf die Schilderung des Lebens und der Persönlichkeit des Schweizer Philologen L. v. Sinner, der mit L. nahe befreundet war, glaube ich hier nur kurz eingehen zu sollen. Er hatte sich auf dem Gebiet der griechischen Sprachwissenschaft einen Namen gemacht und bemühte sich nicht ohne Erfolg, L. in die gelehrte Welt insbesondere Deutschlands einzuführen.

Unter den Éditions hat die in Oxford erschienene Ausgabe des Plotinus von Fr. Creuzer, in welche mehrere Anmerkungen von Leopardi aufgenommen wurden, streng genommen ebenso wenig zu tun wie Welckers Rheinisches Museum in Bonn, in dem einige Aufsätze von L. veröffentlicht wurden.

Im Jahre 1841 gab der Verlag von Baudry in Paris die Gedichte Leopardis (i canti di L.) in italienischer Sprache unter der Leitung von A. Ronna heraus. Die Vorliebe für

Italien entsprach einem Zuge der Zeit und hing mit der romantischen Bewegung in der französischen Literatur zusammen. Leopardi selbst dachte damals daran, mit Hilfe Sinners eine Ausgabe seiner Werke in Paris zu veranstalten, aber erst nach seinem Tode erschienen die Canti und 1842 ebenfalls bei Baudry auch die Paralipomeni della Batracomiomachia di G. Leopardi. Bahnbrechend für die Werke des italienischen Dichters war der von L. Sinner angeregte Aufsatz über Leopardi von Sainte-Beuve in der Revue des II Mondes vom 15. Septbr. 1844. Der berühmte Kritiker ist tief in den Geist Leopardis eingedrungen und hat dies auch durch einige Übersetzungen seiner hervorragendsten Dichtungen bewiesen. Freilich behauptet F. A. Aulard, der Leopardis Gedichte und operette morali zuerst vollständig übersetzt hat, Sainte-Beuve sei als Übersetzer Leopardis nicht immer glücklich gewesen: *Partout où Leop. est simple et vrai, il échoue. D'ailleurs mettre en alexandrins les vers lyriques italiens, n'est-ce pas déjà commettre un premier contre-sens?* Der Verf. stimmt dem zu und bezeichnet es als außerordentlich schwierig, die freien Leopardischen Verse in französische Poesie zu übertragen: *Leopardi est d'une concision qui doit faire le désespoir de tout traducteur.* Andererseits wird gerade die Concision von Serban (S. 324) als echt französische Eigenschaft in Anspruch genommen und S. 409 wird berichtet, daß Alfred de Musset sich Leopardi wegen seiner französischen Eigenschaften, der concision und sobriété, verwandt gefühlt habe. Es ist also nicht klar ersichtlich, wie so gerade die Concision Leopardis den französischen Übersetzern soviel Mühe gemacht haben soll.

Schon 1867 hatte Valery Vernier Leopardis Gedichte allein übersetzt; letztmals wurden dieselben in Prosa von Eugène Carré, in Versen von Lacaussade übertragen; diese Übersetzung wird von Serban sehr anerkannt.

In dem Abschnitt *Articles biographiques et critiques* bespricht Serban mehr als 50 Aufsätze, in denen sich Dichter und Kritiker, Universitätsprofessoren, Politiker, Geistliche und Ärzte über Leopardi geäußert haben. Serban zeigt, daß die Teilnahme und Begeisterung der Leser zuerst dem patriotischen Dichter galten. Leopardi erschien als Gesinnungsgenosse Ugo Foscolos, Manzonis und anderer, die für die Einheit und Freiheit Italiens kämpften; seine eigenartige Persönlichkeit wurde wenig beachtet. Das große Publikum wurde erst nach dem Erscheinen der Canti (1841) auf ihn aufmerksam. Sein Leben und sein Leiden erregten Teilnahme, das Geheimnis seines Unglücks wirkte nach Serban's Ausdruck wie ein spannender Roman. Mit Sainte-Beuve sah man in ihm den Menschen und den Dichter, seine philosophische Weltanschauung beschäftigte die Leser nur soweit sie sich in seiner Dichtung kundgibt.

Erst später wurde Leopardi als Philosoph besonders beachtet. J. A. Aulard sucht den Schwerpunkt seiner Bedeutung in seinen philosophischen Gedanken, die in die Theorie der Infelicità ausmünden. In seine Fußstapfen treten A. Dapples, der Philosoph Caro, der Polyhistor Challemel-Lacour, der in der Stuttgarter Zeitschrift Hesperus v. J. 1832 Studien von Notter und Henschel über Leopardi gefunden hatte und zu einem, wie es scheint, ziemlich oberflächlichen Urteil über ihn gelangt war. Er vergleicht Leopardi mit Heine, aber die Ähnlichkeit bestand doch wohl nur darin, daß beide krank und beide Dichter waren, und Heine wenn nicht ein Pessimist, so doch ein Skeptiker war. Näher liegt es, an Schopenhauer zu denken, erinnern doch manche Lehren dieses Philosophen, wie die von dem Bedürfnis und der Langeweile, zwischen denen der Mensch ewig hin- und herpendelt, unmittelbar an Leopardi. Die Ähnlichkeit zwischen beiden Denkern ist manchem aufgefallen. Caro hat beide in einem Artikel der Revue des deux Mondes verglichen und später in einem Buch Le pessimisme au XIX siècle Leopardi, Schopenhauer und Hartmann ausführlich behandelt. M. Turiello hielt es für nötig, die vollkommene gegenseitige Unabhängigkeit von Leopardi und Schopenhauer darzutun. Schopenhauer selbst hat Leopardi genau gekannt und hoch geschätzt.

Die Mehrzahl der Beurteiler folgt Sainte-Beuve, der Leopardi vor allem als Dichter anerkennt. Mit den Ausführungen Serban's stimmt es nicht, daß er (S. 360) zu Sainte-Beuve und dem deutschen Leopardi-Übersetzer P. Heyse auch Caro, dagegen zu Aulard und Dapples auch Bouché-Leclercq stellt. Unter den Schriftstellern, die über L. geschrieben haben, finden wir E. Gebhart, E. Krantz, H. Hauvette u. a. Beachtenswert erschien uns eine Bemerkung von Ch. de Mazade: *Leopardi est de cette race de lutteurs de la vie pour qui tout est sérieux, tout est passion. Les hommes de cette race ne peuvent trouver le bonheur dans le repos.*

Es wäre zu verwundern, wenn nicht auch bei diesem Anlaß Barbey d'Aurévilly als Spaßmacher sich einstellte. Er, der sich bei unserem Goethe langweilte, findet den Italiener Leopardi wenn möglich noch langweiliger. Ein kleiner Trost für uns!

Im fünften Kapitel bespricht der Verf. die Frage, welchen Einfluß Leopardis Dichtung auf die französische Literatur gehabt hat. Er bemerkt, daß dieser Einfluß nicht so bedeutend sei, wie man nach der großen Zahl der Übersetzungen seiner Werke erwarten könnte. Die Erklärung findet er in dem überwiegend positiven, praktisch und gesellig veranlagten Charakter der Franzosen, bei denen Gestalten wie „Obermann," „Adolphe" keine Lebensdauer hätten. Am bekanntesten ist die literarische Beziehung A. de Musset's zu Leopardi ge-

worden, welche der Verfasser in anziehender Weise bespricht. A. de Musset war gewiß kein Pessimist aus Grundsatz; von Grundsätzen kann bei ihm überhaupt weniger die Rede sein als von Stimmungen. Leopardi'sche Stimmungen hat sein leichtbewegliches Gemüt allerdings sehr wohl gekannt; sie klingen aus den Versen:

> *Le seul bien qui me reste au monde*
> *Est d'avoir quelquefois pleuré*

und aus so vielen anderen. Im ganzen aber bewegte sich sein Leben nach jenem abwechselnden Rhythmus, den er einst nach der Biographie seines Bruders Paul in folgenden drolligen Versen wiedergegeben hatte:

> *Hélas! Hélas!*
> *Que de maux sur terre!*
> *Ah! ah! ah! ah!*
> *Que de plaisirs ici bas!*

Er fühlte sich dem italienischen Lyriker wesensverwandt und zeigte sich deshalb auf Anregung der Prinzessin Belgiojoso bereit, einen Aufsatz über Leopardi in die Revue des deux mondes zu schreiben. Der Aufsatz wurde angefangen, aber nicht vollendet. An seiner Stelle verfaßte Musset das Gedicht Après une lecture. Bekanntlich hat dieses Gedicht bei Sainte-Beuve und anderen Kritikern Anstoß erregt. Sainte-Beuve bemerkt dazu: *On peut se demander, après quelle lecture ont été écrits ces vers. Serait-ce après une lecture de Leopardi? Le début de la pièce ne l'indiquerait guère, quoique la fin semble le faire soupçonner.* Er fügt bei: *Les meilleures poésies de M. de Musset sont trop sujettes à ces sortes d'inconhérences. En vérité il semble, à voir cette théorie d'alcôve et de baignoire que Musset n'ait pas fait une seule lecture, mais deux lectures à la fois et qu'il ait commencé avec Crébillon fils la boutade à la Gavarni qu'il couronna par Leopardi.*

Mit Recht führt Serban dagegen aus, daß gerade der Anfang des Gedichtes für die Meinung, die Musset von Leopardi hat, sehr bezeichnend ist:

> *Ton livre est ferme et franc, brave homme, il fait aimer.*

Mit diesen Worten gibt er den starken Eindruck wieder, den A. de Musset nach dem Zeugnis seines Bruders Paul von Leopardi empfangen hat: *Ses vers se distinguent par des qualités françaises, la concision et la sobriété.* Er denkt an den Dichter, der schlicht und ernst auf einsamer Höhe steht mitten im Lärm der Schwätzer, *des bavards qui se font imprimer.* Leopardis Buch versenkt ihn in eine Träumerei: in bunter Folge, ohne Regel ziehen Gedanken über unpersönliche Dinge, die Poesie, den Ruhm, die Schönheit an ihm vorüber, aber es

fehlt in den 18 folgenden Strophen nicht an Beziehungen auf Leopardi. Wir denken an ihn bei der Stelle: *nous autres rimeurs à qui la grande affaire Est de nous consoler en arrangeant des mots;* bei dem Vers: „*Être admiré n'est rien, l'affaire est d'être aimé*“ denken wir daran, daß der Ruhm für Leopardi keinen hohen Wert hatte, daß er aber in der Liebe das höchste menschliche Glück sah und es mit überschwenglichen Worten gepriesen hat.

Pregio non ha, non ha ragion la vita,
Se non per lui (l'amore) per lui, ch'all'uomo è tutto.

Eine Stelle, die Serban nicht hervorgehoben hat, scheint ganz besonders auf Leopardi hinzuweisen:

Devant l'infini joindre des mains tremblantes
Le coeur plain de pitié pour des maux inconnus (str. XIV)

Die Kritik, welche Sainte-Beuve bei dieser wie bei anderen Stellen an Musset geübt hat, ist sonach wohl dadurch veranlaßt, daß er dem Geistesflug des großen Lyrikers nicht folgte.

Die Berührungspunkte, welche zwischen dem pessimistischen Dichter Alfred de Vigny und Leopardi bestehen, sind dem Verfasser nicht entgangen, nähere Beziehungen zwischen beiden Dichtern konnten aber nicht nachgewiesen werden. Über sonstige Bewunderer und Nachahmer Leopardis in Frankreich, als welche Le Fèvre-Deumier, A. Lacaussade und andere dii minorum gentium genannt werden, können wir hinweggehen. Zu den bekanntesten Vertretern des Pessimismus in der neueren französ. Literatur gehört Mme L. Ackermann (von der unter anderem eine Übersetzung des Königs von Thule und eine Elegie „Mehr Licht! Mehr Licht!“ nach Goethes letzten Worten bekannt sind). Serban hat sich eine Besprechung dieser literarischen Erscheinungen in einem besonderen Werk vorbehalten. Es sei deshalb hier nur bemerkt, daß ich ihr Gedicht L'amour et la mort nicht für eine Nachahmung von Amore e morte halte, da es von einem ganz anderen Gedanken ausgeht.

Mit gutem Grund kann der Verfasser am Schlusse seiner Ausführungen darauf hinweisen, daß Leopardi in Frankreich zu verdienten Ehren gelangt ist. In der großen Zahl der Übersetzungen und der kritisch-biographischen Arbeiten, die dem italienischen Dichter gewidmet wurden, sieht er (im Jahre 1913) einen Beweis des geistigen Bandes, das die deux nations soeurs et amies verknüpft, und das sich auch auf anderen Gebieten des Geisteslebens geltend macht. Der Verfasser, der Rumäne ist, sich aber ganz als Franzose fühlt, ist unparteiisch genug, die délicatesse d'âme lobend anzuerkennen, mit der Leopardi den Esprit gaulois, das Erbteil der französischen Literatur, von seiner Poesie ferngehalten hat.

Schließlich seien von den Druckfehlern und sonstigen Versehen wenigstens einige der störendsten berichtigt.

S. 106 Z. 16 v. o.: La plupart des hommes grandissent, littéralement dans les bras de l'erreur: der ital. Urtext hat anstatt littéralement lietamente d. h. sie wachsen fröhlich in den Armen des Irrtums heran.

S. 174 Z. 6: Les plus belles statues des Grecs n'ont presque jamais indiqué le repos. Offenbar muß es heißen indiqué que le repos.

S. 220 Z 9: Statt La connaissance des limites des définitions des choses muß es heißen: des limites et des définitions des choses.

S. 223 Z. 6: Statt Les qualités en ne développant pas muß es heißen: en se développant (sviluppandosi).

S. 251 Z. 8: In Ne vous figurez-vous point muß das zweite vous gestrichen werden.

S. 429 Z. 3 v. u.: In dem angeführten Vers von Deumier Prends-moi dans tes bras afin que je m'endorme fehlt eine Silbe.

An das große Werk Leopardi et la France schließt sich ein weiteres Buch von N. Serban: *Lettres inédites relatives à Giacomo Leopardi*, XXIV, 259 S. Paris. Ed. Champion 1913. Serban hat mit diesem Werk einen weiteren Beweis seines großen Fleißes gegeben. Er hat die Schätze der Nationalbibliothek in Florenz durchforscht und unter vielen Tausenden von Briefen 215 ausgewählt, die sich auf Leopardis Leben und Werke beziehen. Unter den Verfassern finden wir Giordani, Colletta, v. Sinner, Vieusseux, Ranieri. Besonders interessant ist der Briefwechsel von Sinner mit französischen und namentlich deutschen Gelehrten, darunter G. F. Creuzer in Heidelberg, berühmt durch seine „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen“, Karl Thilo in Halle (Patristik), F. H. Bothe in Mannheim, geb. 1771, gest. 1855, Privatgelehrter, Dichter, Philolog und Übersetzer, hat auch Einiges von Leopardi übersetzt. Bemerkenswert ist eine Äußerung Creuzers über Leopardi in einem Brief an Sinner (S. 13): Unter uns bemerke ich auch noch, so viel ich nach Lesung einiger Kapitel urteilen kann, daß es mir scheinen will, als gehe dem Verfasser der naive Sinn ab, womit das durch und durch praktische Altertum aufgefaßt sein will, und die Gabe, die Mythen und die ganze griechische Religion in ihrem Geiste zu verstehen. Aber bewundernswert ist und bleibt die Erscheinung, daß ein 17jähriger Jüngling eine solche Gelehrsamkeit sich erwerben kann und sie mit solchem Verstande bedenkt. — Die Briefe enthalten eine Fülle von Einzelheiten, die wichtig sind für die Geschichte Leopardis und seiner Zeit.

2. Im Avant-Propos sendet der Verfasser in seiner Eigenschaft als Rumäne — Latin d'Orient — der italienischen

Literatur und dem italienischen Volke brüderlichen Gruß und erklärt, wie gerade die edle Gestalt Leopardis mit ihrem rätselvollen Seelenleben ihn unwiderstehlich angezogen habe. Er weist darauf hin, wie viele Geister in Italien und im Ausland sich schon bemüht haben, den Schleier zu lüften, mit dem ein unglückliches Schicksal den Dichter umwob. Der Verfasser selbst hat, wie er versichert, mehr als achthundert wissenschaftliche Arbeiten über Leopardi gelesen und gefunden, daß das Studium seiner Werke durch die lückenhafte und unzusammenhängende Art der Veröffentlichung derselben noch besonders erschwert wird.

Leopardi hat zu Lebzeiten nur die *Canti* und die *operette morali* veröffentlicht. Über die weiteren Veröffentlichungen seiner Werke gibt Serban einen dankenswerten, wenn auch nicht vollständigen Überblick. Bemerkenswert ist es, daß Deutschland bei diesen Veröffentlichungen rühmlich vertreten ist. Adolf Tobler hat im *Jahrbuch für romanische und englische Sprache und Literatur* von 1874 die (16) ungedruckten Briefe, die Leopardi an Christian Karl Josef Frhrn. v. Bunsen schrieb, vollständig veröffentlicht[5]). Bunsen war der Nachfolger Niebuhrs, des berühmten Verfassers der römischen Geschichte, der von 1818 an als preußischer Gesandter in Rom weilte. Niebuhr schätzte Leopardi, der sich ihm durch philologische Arbeiten bekannt gemacht hatte, hoch (er sagte einmal von ihm: er verbindet mit ausgezeichneten Geistesgaben ein nobles Gemüt), und als er im Jahr 1824 Rom verließ, empfahl er ihn dringend seinem Nachfolger Bunsen. Dieser nahm sich denn auch mit warmem Herzen und tatkräftigem Eifer des hochbegabten Dichters und Gelehrten an — er stellte ihm unter anderem eine Summe zur Bestreitung notwendiger Reisekosten großmütig zur Verfügung — aber seine Bemühungen, ihm zu einer geeigneten Anstellung im Kirchenstaat zu verhelfen, hatten keinen Erfolg. Bunsen dachte dann daran, eine Dante-Professur in Berlin für Leopardi zu errichten. Aber dazu konnte sich Leopardi nicht entschließen. „*Come abbandonare la mia famiglia e l'Italia, e come sopportare il clima della Germania?*“ [6]) Die Hochschätzung, die Leopardi für Bunsen empfand, und seine Dankbarkeit für das ihm bewiesene Wohlwollen steigerten sich zu einer geradezu schwärmerischen Freundschaft, und der sonst zurückhaltende Leopardi ist überreich an Versicherungen seiner hohen Verehrung. Er nennt ihn *veneratissimo e prezioso ed incomparabile amico*. „*Segua ad amarmi, como io l'amo, la venero e sono e sarò eternamente tutto suo con tutto l'animo.*“ Er schickt Grüße an Bunsen's Familie. Die zunehmende Herzlichkeit

[5]) S. ebenda S. 240—280.

[6]) S. Leopardi, *Epistolario* II, 88.

ihres Verhältnisses prägt sich in den Briefen darin aus, daß Leopardi sich bei der Anrede an Bunsen des gemütlichen *voi* an Stelle der dritten Person *Ella* bedient, die er in einem Brief an einen Freund „*maledetto spagnolismo*" schilt. Bekanntlich ist Leopardi, obgleich des Deutschen nicht mächtig, zu mehreren hervorragenden Deutschen in nähere Beziehungen getreten. Die letzte Zeit seines Lebens war verklärt durch die innige Freundschaft mit dem Dichter A. von Platen. Auch mit dem Philologen H. W. Schulz (geb. Dresden 1808, gest. als Professor zu Halle 1855) war er nahe befreundet. Er liebte offenbar die Deutschen und hatte Hochachtung vor der deutschen Wissenschaft. In einem Briefe erzählt er, er habe einige gelehrte Deutsche kennen gelernt, deren Unterhaltung ihn etwas gestärkt habe. Im Gespräch zwischen Tristan und einem Freund sagt er, die Wissenschaft habe nur noch in Deutschland eine Heimat. Goethes Werther begeistert ihn, während Byron ihn kalt läßt; von Niebuhrs römischer Geschichte ist er entzückt. Auffallend ist es, wie schon in diesen Briefen seine unglückliche Stimmung gelegentlich durchbricht, er spricht von der *pochissima felicità della mia vita la quale spero e certamente desidero prossima ad estinguersi*[1]).

G. Cugnoni hat 1878—1880 eine große Zahl ungedruckter Werke Leopardis, meist philologische Jugendarbeiten, bei M. Niemeyer in Halle erscheinen lassen unter dem Titel: *Opere inedite di Giacomo Leopardi pubblicate sugli autografi Recanatesi* (2 Bde.).

Serban hebt hervor, daß die Ansichten über die Persönlichkeit und den Charakter Leopardis auffallend auseinandergehen. Nach einigen war er ein Naturschwärmer, nach anderen ging ihm der Sinn für die Schönheit der Natur vollständig ab, nach einigen war sein Sehvermögen, nach anderen sein Gehör mangelhaft. Solche Widersprüche sind einigermaßen erklärlich bei der Eigenart des Dichters. Serban findet mit Recht, daß bei der Schilderung seines Seelenlebens das Gefühl, das bei ihm eine so große Rolle gespielt habe, zu wenig berücksichtigt werde. *Le Sentiment* ist im Sinne des Vf. nichts Anderes als das Sehnen nach Liebe. Giacomo Leopardi hatte schon als Kind ein mächtiges Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden. Seine Mutter, eine Frau von starkem Charakter, hatte die natürliche Liebe zu ihren Angehörigen in einem kaltherzigen fanatischen Buchstabenglauben erstickt; sie gab ihm keine Liebe. Damit fehlte seiner Jugend der Sonnenschein. Der Vater, Monaldo, war ein gefühlvoller, aber schwacher, ängstlicher und wenig verständiger Mann; er liebte seine Kinder zärtlich, aber seine

[1]) S. Tobler *a. a. O.* S. 273.

Liebe war etwas selbstischer Art. Er will sich von seinen Söhnen nicht trennen; er freut sich, wenn sein Giacomo sich als Wunderkind entwickelt, wenn er in zartem Alter sich in dem glühenden Ehrgeiz verzehrt, als gelehrter Schriftsteller zu glänzen; er ahnt nicht die Stürme, die sein anscheinend so stilles Gemüt durchwühlen und das Studium und den literarischen Ruhm in den Hintergrund drängen, er hört nicht den leidenschaftlichen Aufschrei des jungen Herzens: *Ho bisogno d'amore, amore, amore, fuoco, entusiasmo, vita!* und sein Geständnis:

> *Pregio non ha, non ha ragion la vita,*
> *Se non per lui, per lui ch' all'uomo è tutto.*

Wenn Serban bei der eingehenden Erörterung des „*Sentimentalisme*" Leopardis die Ansicht ausspricht, das Gefühl des Dichters sei eigentlich von selbstsüchtigen Beweggründen beherrscht, so tut er ihm, wie ich glaube, Unrecht. Leopardi hatte eine ideale Auffassung von der Liebe; sie war ihm der Inbegriff aller Tugend. Er spricht dies öfters aus, so besonders in dem (französisch geschriebenen) Brief an Jacopssen in Brügge, worin er sagt[8]): *Sans doute ou il ne faudrait pas vivre ou il faudrait toujours sentir, toujours aimer, toujours espérer. Il faudrait que l'amour régnât parmi les hommes, que tous les individus fussent vertueux, c'est-à-dire bienfaisants, généreux, compatissants, sensibles.* Aus seinen Briefen wissen wir, wie innig er seine Geschwister geliebt hat, wie besorgt er für seine Eltern, auch für seine Mutter war, wie herzlich er seinen Freunden zugetan war, und wie er von ihnen geliebt wurde. Wenn der Verf. sagt: *Leop. ignorait les joies du sacrifice et la beauté du dévouement*, so ist dies eine Vermutung, für die kein Beweis gegeben ist. Welches Opfer hätte auch der Dichter bringen sollen, der sein Leben lang mit Not und Elend zu kämpfen hatte?

Unrichtig scheint mir auch die Behauptung, daß L. nur solche Frauen geliebt habe, die nicht nur schön, sondern auch geistig hochstehend und feingebildet waren, wie Geltrude Cassi, Teresa Carniani-Malvezzi, mit der ihn nach Serbans Worten *une amitié tendre et sensible* verband, und der Florentinerin Fanny Targioni Tozzetti. Dadurch würde den ländlichen Schönheiten Silvia und Nerina, in denen L. seine anmutigsten Gestalten geschaffen, der Platz am Herzen des Dichters mit Unrecht verkümmert, und Serban würde sich mit sich selbst in Widerspruch setzen (vgl. S. 83 ff.).

Ein anderer Gedanke aber drängt sich uns bei der Leopardi'schen Liebespoesie auf. Wenn der todkranke Consalvo

[8]) S. *Epistol.* Nr. 183.

die Geliebte vor seinem Tode um einen Kuß bittet und dann beglückt ausruft:

> Jetzt sterb' ich
> Mit meinem Schicksal ausgesöhnt.
> Ich lebte nicht umsonst, mir ward beschieden,
> Zu drücken meinen Mund auf diese Lippen,

wenn der Dichter in *Alla sua donna* die Geliebte als Götterbild schildert und sie unter die Sterne versetzt, wenn in dem Gespräch Torquato Tassos und seines genius familiaris der Genius fragt, was denn eigentlich süßer sei, die geliebte Frau zu sehen oder an sie zu denken, so muß man fragen, ob diese Liebe nicht allzu ideal, allzu übersinnlich ist, um wahr zu sein. Andererseits schildert er z. B. in Aspasia den sinnlichen Reiz, den die Geliebte auf ihn ausübt, mit brennenden Farben. Patrizi und andere italienische Gelehrte glauben bekanntlich bei Leopardi und seiner Familie krankhafte Anlagen gefunden zu haben. Nach seinem eigenen Zeugnis erfreute er sich als Jüngling in den Jahren 1814 bis 1815 eines glücklichen hoffnungsfrohen Zustandes. Wie dieser Zustand ein Ende nahm, erzählt er selbst am ergreifendsten in einem Brief an Giordani vom 2. März 1818: „Durch sieben Jahre wahnsinnigen verzweifelten Studiums habe ich mich zu Grunde gerichtet, und zwar gerade in der Entwicklungszeit, da mein Körper sich hätte festigen sollen [9]). In wieweit dieser pathologische Zustand auf Leopardis pessimistische Weltanschauung einwirkte, kann hier nicht untersucht werden.

Was diesen Pessimismus betrifft, ist Serban der Meinung, daß Leopardi den Tod gefürchtet und geflohen, nicht aber gesucht und herbeigewünscht habe, und daß dies eigentlich der Grund seines Pessimismus sei. Serban erinnert an La Fontaine's Fabel vom Tod und dem Unglücklichen. *O mort, que tu me sembles belle! Viens vite, viens finir ma fortune cruelle!* So ruft der Unglückliche dem Tod zu, aber da der Tod ihm naht, schreit er: *Que vois-je? ôtez-moi cet objet! Qu'il est hideux! que sa rencontre Me cause d'horreur et d'effroi.* Der unglückliche Leopardi hatte sich daran gewöhnt, den Tod als Erlöser von dem schweren Leiden zu betrachten, das ihm das Leben zur Qual machte, und das Todesverlangen, das er z. B. in Briefen an seinen Vater wiederholt ausspricht (schon 1832) war gewiß nicht erheuchelt. Wenn sich gelegentlich Äußerungen bei ihm finden, wie *„La vita è una bella cosa, ma la morte è bruttissima,“* so beweist dies, daß auch er Stimmungen hatte, in denen er dem natürlichen Gefühl des Grauens vor

[9]) Vgl. Zollinger, *Leopardi als Dichter des Weltschmerzes,* Zürich 1912. S. 20. Ein Buch, das zur Einführung in Leopardis Dichtungen vorzüglich geeignet ist.

der Vernichtung des Lebens unterlag; es ist begreiflich, daß eine so weiche, empfindsame Natur manchmal vor der furchtbaren Krankheit, der Cholera, deren Bild wie ein Schreckgespenst vor Europa stand, zurückbebte.

Mit der Ansicht Serbans von der großen Bedeutung, die dem Gefühl in der Psychologie und ganz besonders in der Aesthetik Leopardis zukommt, kann man durchaus einverstanden sein. „Gefühl ist Alles" bei ihm. *Il avait sentimentalisé tous les arts*, wie Serban sagt. Er beschreibt nicht die Scöhnheit der Natur im Einzelnen; er will nur Gefühle, Gedanken, Erinnerungen hervorrufen. Es ist merkwürdig, wie er mit Frau v. Staël übereinstimmt; sie hat gesagt: *Le bonheur est dans le vague*, und das Unbestimmte, Zerfließende, Verschleierte ist auch das Element, in dem sich Leopardis Poesie mit Vorliebe bewegt [10]). Auffallend ist, daß vago im Italienischen geradezu das Anmutige, Liebliche bedeutet. Wenn er sich hierin den Romantikern nähert, so bezieht sich dies auch auf die große Bedeutung, welche die Unendlichkeit für ihn hat, das Infinito, in das der Dichter sich so gern versenkt. *Il naufragar m'è dolce in questo mare.*

Der Abhandlung sind 2 Aufsätze als appendice I und II beigegeben. Der erste, *à propos de la date de la poésie Consalvo*, bringt die Entstehung des Gedichtes Consalvo mit der Leidenschaft des Dichters für Fanny Targioni-Tozzetti in Verbindung und gibt an, Leopardi habe die Bekanntschaft dieser Frau kurz vor Juli 1839 gemacht. Diese Angabe ist unrichtig und beruht wohl auf Druckfehler. Leopardi kam am 10. Mai 1830 nach Florenz; da lernte er Fanny kennen, also etwa 1830—1831.

Der 2. Aufsatz, *sur la date de la deuxième élégie* sagt, diese Elegie sei *publiée pour la première fois dans l'édition faite à Bologne* en 1886. Auch diese Jahreszahl ist offenbar falsch. Bei Mestica heißt es: *Questo frammento è parte della II^da^ della due elegie d'amore stampate dall'autore nel volumetto „Versi del conte G. L."* Bologna 1826.

Den Schluß des Buches von Serban bildet das *Jonrnal d'amour*, die Übersetzung des *Diario d'amore*, das Leopardi im J. 1817 während seines Zusammenseins mit Geltrude Cassi, einer entfernt Verwandten, verfaßt hat. Der Dichter erzählt darin die Geschichte seiner ersten Liebe, die ihn im Alter von 19½ Jahren ergriff und sein erregbares Gemüt in helle Flammen setzte. Es ist ein seltsames Schauspiel: ein durch die Liebe bis zum Wahnsinn erhitzter Jüngling — nach dem Zeugnis seines Bruders Carlo war er so rasend, daß er den Kopf gegen die Wand schlug — bemüht sich mit der Unbefangenheit und Sachlichkeit eines Arztes die Zustände und

[10]) Vgl. hierzu W. Küchler, *Franz. Romantik.* S. 50.

Stimmungen seines Innern in einem genauen Tagebuch förmlich protokollarisch festzustellen und zu verzeichnen. Es liegt nahe, bei diesem Buch an die Graphomanie zu denken, die Professor Patrizi bei dem Vater Leopardis finden wollte, und die sich vielleicht auf den Sohn vererbt hat. Wie eine amtliche Personenbeschreibung klingt es, wenn von Geltrude und ihrem Gatten gesagt wird: Sie ist 26 Jahre alt, hochgewachsen und stattlich, mit starken, aber feinen Gesichtszügen, kohlschwarzen Augen, kastanienbraunen Haaren; er ist 50 Jahre alt, dick, behäbig; Sprache und Benehmen beider entsprechen dem Charakter der Romagna. Vom ersten Abend berichtet er noch sehr zurückhaltend: Ich sah sie, und sie mißfiel mir nicht. Am zweiten Tag aber stellt er seine Eindrücke also fest: unbestimmte Unruhe, Unzufriedenheit, melancholische, sanfte, zärtliche Stimmung, Sehnen nach etwas Unbestimmtem (Schiller's „namenloses Sehnen"). Manchmal haben diese förmlich aktenmäßigen Feststellungen etwas unwillkürlich Komisches. Die bevorstehende Abreise der Angebeteten betrübt ihn nicht, denn wenn sie dageblieben wäre, hätte er einen Tag voll Aufregungen vor sich gehabt. — Das ist der schüchterne Jüngling, der sich nach der Geliebten sehnt, sich aber vor dem Wiedersehen fürchtet. Wenn er von ihr sprechen hört, fühlt er einen physischen Schmerz, den er als Übelkeit, Ekel bezeichnet, ebenso wenn ein heiteres Gespräch geführt wird. *Oimè, se quest' è amor, com 'ei travaglia!* sagt er mit Recht in der Elegie, *„Il primo amore,"* in der er seinen Zustand besingt. Sein Sinn für das Studium ist ganz verschlossen — *ho l'intelletto chiusissimo* (Serban übersetzt unrichtig: *dont mon esprit est pourtant si épris).* Er ist überzeugt, daß die Zeit diesen Liebesanfall, der ihn so plötzlich wie eine Krankheit überfallen hat, heilen wird; er weiß aber nicht, ob er dies wünschen oder ob er das süße Gefühl, das Hangen und Bangen in schwebender Pein festhalten soll; er fühlt, daß sein Geist durch die Liebe doch einen höheren Schwung erhält.

Am 16. Dezember berichtet er, daß zu den früher angeführten Gründen seines verliebten Zustandes *alle ragioni del presente mio stato addotte di sopra* — Serban übersetzt *addotte,* von *addurre,* unrichtig: *adoptées* statt *aléguées* — der für ihn neue Reiz eines ungezwungenen und doch feinen Benehmens kommt.

Am *17.*, nicht am *19.*, Dezember berichtet er, sein „teurer" Schmerz — *il mio caro dolore* — habe ihn verlassen wollen; er ärgert sich darüber, daß das Bild der Geliebten seinem Gedächtnis nur in farblosen Umrissen erscheint, während das Gesicht ihres Gatten, das er durchaus nicht sehen will, glänzend und frisch vor ihm steht. Er wendet sich dem Studium wieder zu im Gedanken, daß er, *divenuto qualche cosa di grande nelle lettere,* von der Geliebten freundlich empfangen werden würde.

Man hat vermutet, daß die Vita nuova, in welcher Dante Alighieri die Geschichte seiner Liebe zu Beatrice beschrieben hat, Leopardi als Vorbild für sein diario d'amore gedient habe. Auch Serban sagt (S. 72), die Nachahmung der Vita nuova sei nicht zu verkennen; er führt aber keine Beweise dafür an. Manche Ähnlichkeiten drängen sich allerdings auf, doch sind sie im wesentlichen äußerlicher Art. Dahin gehört die Verbindung von Poesie und Prosa. Bei Dante wird an die prosaische Erzählung regelmäßig ein Gedicht geknüpft, zu dem die Erzählung Veranlassung gibt. Leopardi besingt seine Liebe zu Geltrude in zwei Elegien, die sich an das diario d'amore anschließen; außerdem sind 4 Entwürfe zu Elegien demselben Gegenstande gewidmet (veröffentlicht in den *Scritti rari inediti* di G. L. dalle carte napoletane, Firenze 1906). Dante pflegt von den Regungen der Liebe als einem *assalire* und einer *battaglia d'amore* zu sprechen (vgl. Vita n. § XIV appresso la *battaglia delli diversi pensieri;* ebenda § XVI: Amore m'*assalia* si forte; quando questa *battaglia d'amore* mi pugnava così. Ebenso spricht Leopardi von einer *battaglia d'amore* (vgl. *Il primo amore: Tornami a mente il di che la battaglia d'amor sentii la prima volta e dissi: Oimè, se quest'è amor, com'ei travaglia!*

Eine Erinnerung an die vita nuova ist es wohl auch, wenn Leopardi in einem Brief aus Pisa vom 23. Febr. 1828 sagt: *Ho qui in Pisa una certa strada deliziosa che io chiamo* Via delle rimembranze; *là vo a passeggiare, quando voglio sognare a occhi aperti* (Epist. II 71); so spricht Dante (vita n. § X) von einem cammino de' sospiri und ebenda § XIV von la camera delle lagrime.

Nach Inhalt und Geist sind aber die beiden Werke voneinander sehr verschieden. Dantes Liebe zu Beatrice ist eine andere als die Leopardis zu Geltrude Cassi. An Beatricen's klarem Himmel toben keine Stürme. Sie ist die distruggitrice di tutti i vizi e reina della virtù, die Königin der Tugend, die alle Laster vernichtet; ihr Verehrer naht ihr mit Ehrfurcht und Demut. Wie eine Ahnung ist in ihr schon die Beatrice der Divina Commedia enthalten, die in göttlicher Schönheit erstrahlt. Der gelehrte und warmherzige Erklärer der Vita Nuova, A. d'Ancona berührt am Schluß seines *Discorso su Beatrice* den Gegensatz zwischen Dante und Leopardi: Jener, dem das Bild höchster Schönheit und Tugend leuchtet, ist tausendmal glücklicher als der arme Leopardi, der, von Zweifel gequält und Verzweiflung im Herzen, das Ideal vergeblich sucht, nach dem sich seine Seele sehnt [11]).

Baden-Baden. W. Haape.

[11]) A. d'Ancona, *La Vita nuova di Dante Alighieri,* Pisa 1884, S. LXXXVIII.

Druck von G. Uschmann, Weimar.

Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Dritter Teil:

Die politischen Theorien.

VIII. Die Liga.

Keiner von denen, die in Bodins Sinn für die Stärkung der Monarchie eingetreten sind, kommt dem Verfasser der „*Six livres de la République*“ an Weite des Blicks und an Tiefe der Gedanken gleich. Im einzelnen steuern sie wohl mancherlei neu bei, aber in der Hauptsache bewegen sie sich doch immer nur um die Kardinalforderung einer starken Monarchie hin und her. An Anhängern und Parteigängern fehlte es Bodin gewiß nicht. Indessen hatten seine Theorien erst noch eine neue starke Krisis zu überwinden, ehe ihnen der Sieg beschieden war. Denn gegen die Ordnung des Staates, wie sie ihm vorschwebte, lehnten sich die Theorien der Liga auf. Die Tatsache, daß Bodin selbst ihr unfreiwilliger Parteigänger war [1]), darf nicht über den tiefen inneren Gegensatz hinwegtäuschen, der zwischen seinen Theorien und denen der Liga waltet.

Die Zeit der Liga ist eine Zeit leidenschaftlichsten Kampfes. Die Flut der Flugschriften, die in den stürmischen Tagen der Reformationskriege nie ganz abgeebbt war, ist wieder in raschem Steigen begriffen. In den Streit greift jetzt auch das Wort des Priesters ein. Mehr noch als früher hallen Kirchen und Kanzeln von den Hetzreden der Priester wieder. „*Il n'estoit pas permis à Paris de se montrer autre que ligueur; les gens de bien y estoient exposés à la perte de leurs vies et de leurs biens, et aux mouvemens d'une populace furieuse et emportée, que les moines, les curez et les prédicateurs excitoient continuellement au sang et au carnage, ne leur preschant autre Evangile*“ [2]). In allen Tonarten werden Haß und

---

[1]) Baudrillart S. 132. Vgl. jetzt auch F. v. Bezold, *Historische Zeitschrift* 113 (1914) S. 261.

[2]) Pierre de Lestoile, *Mémoires et journal. Règne de Henri IV.* in: *Nouvelle Collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France.* 2e série. I. 2 (Paris 1837) S. 5.

Feindschaft gepredigt. Neben der niedrigen, unsinnigen Verleumdung ringt sich der hohe, den Menschen fortreißende Gedanke nur mit Mühe durch. Und als Charles Labitte in seinem Buche „*De la démocratie chez les prédicateurs de la Ligue*" (Paris 1841) zum ersten Mal den gewaltigen Einfluß darzulegen unternahm, den die Tätigkeit der Kanzelredner auf die Gestaltung und Richtung der öffentlichen Meinung und auf die Ausbildung der politischen Ideen der Liga ausgeübt hat, hatte er alle Not, aus der Unmasse von Schmähungen und dem Wirrwarr widerstreitender Meinungen einen gedanklichen Kern loszulösen.

Freilich muß man sich hüten, in den Fehler Labittes zu verfallen und die Theorien der Liga in ihrem Wert allzu hoch anschlagen zu wollen. Nicht als ob die Fragen, um die sich die Erörterungen drehen, nicht geeignet gewesen wären, große Gesichtspunkte zu erschließen. Die Gebundenheit an enge, die Bewegung hemmende Parteidogmen behindert indessen die Freiheit selbständiger Meinungsäußerung. Zudem ist die Fähigkeit oder Neigung zu vorurteilsloser Abwägung der Ansichten anderer nur sehr gering. Die Theorie der Liga lebt zu stark vom Widerspruch und begnügt sich zu einseitig damit, schon früher breitgetretene Argumente mit neuer Leidenschaftlichkeit zu erörtern. Mit Selbstverständlichkeit wird die Feindschaft gegen die Person des Königs verallgemeinert zur Feindschaft gegen die Einrichtung des Königtums überhaupt. In dem Gedanken, daß Heinrich III. der Herrschaft unwürdig sei und die Krone anderen gehöre [3]), schrieb in jenen Tagen ein angesehener Geistlicher zu Toul, François de Rosières, ein Buch, in dem er auf Grund ausführlicher genealogischer Erörterungen für die Thronansprüche der Guisen eintrat [4]), während er gleichzeitig von der Kanzel zu Toul in derben Tiraden gegen den König lospolterte. Mit ihm wetteiferte Guincestre, auch er aus demokratischer Gesinnung ein Feind des Königs, auch er in katholischem Glaubenseifer ein Feind des ketzerischen Heinrich von Navarra. Als Lincestre [5]) stellt ihn die Satyre Ménippée in wenig schmeichelhafter Weise mit Boucher zusammen [6]). Die zeitgenössischen Berichte, die

[3]) Vgl. auch die „*Remontrance à tous bons chrestiens et fideles catholiques, à maintenir la Sainte Union pour la conservation de la Religion Catholique, Apostolique et Romaine en ce Royaume de France, contre les efforts du Tyran, ses complices et Alliés Politiques, Huguenots et autres Hérétiques (1589)*" in: *Mémoires de la Ligue* III S. 520–523.

[4]) *Stemmatum Lotharingiae ac Barri Ducis Tomi, ab Antenore Trojano ad Caroli III. Ducis tempora, in quibus praeterea habes rerum ubique gentium gestarum perutile Compendium chronologicum; auctore Francisco De Rosières, Archidiacono Tullensi.*" 1580. Gegen ihn schrieb Du Plessis-Mornay seinen „*Discours du droit prétendu par ceux de la Maison de Guise à la Couronne de France*" in: *Mémoires de la Ligue* I. S. 7 ff.

[5]) So nennt ihn auch Lestoile I, 2. S. 58 b, S. 147.

[6]) éd. Nodier I. S. 20. II. S. 64.

von der Leidenschaftlichkeit seiner Rede zu erzählen wissen [7]), geben zugleich eine Vorstellung von dem wilden Fanatismus, der damals die Gemüter erfüllte. In der stürmischen Erregung eines mit allen Waffen des Hasses gegen König und Königtum geführten Kampfes gerieten selbst ruhige Naturen ins Wanken, wie der Erzbischof von Bourges, Renaud de Beaune, der, erregten Stimmen seiner Zeit folgend, in einer Anwandlung des Unwillens der Trägheit und Unfähigkeit Heinrichs III. die Schuld an dem Tode der Maria Stuart beimaß und diesen Vorwurf in ein Lob der mit der unglücklichen Königin verwandten Guisen hinüberklingen ließ. Auch der Konflikt, in den damals (Dezember 1587) Heinrich III. mit der Sorbonne, der alten Hüterin königlicher Rechte und kirchlicher Traditionen, geriet, ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit [8]).

Es ist uns heute nicht mehr möglich und kann uns auch füglich gleichgültig sein, allen den kleinen und kleinsten literarischen Fehden nachzugehen, welche geschäftige und gehässige Federn in Bewegung gesetzt haben, und die zahllosen Ränke zu entwirren, deren Herd nur allzu oft an dem Hof selbst zu suchen war. In den zeitgenössischen Berichten steht Wesentliches und Unwesentliches, Wahres und Falsches, in bunter Mischung nebeneinander. Sicher ist indessen, daß die Herzogin von Montpensier bei vielen Gelegenheiten ihre ränkevolle Hand im Spiel gehabt hat. So wird es klar, weshalb Heinrich III. einmal aus seiner Untätigkeit heraustrat und ein Pamphlet gegen sie verfassen ließ [9]), das unter sichtlicher Anlehnung an Rabelais ihre — angebliche — Bibliothek durchmusterte, um von hier aus boshafte Schlüsse auf ihre Gedanken und Lebensgewohnheiten zu ziehen. Das theoretische Gebiet streift die Schrift nur von ferne und zwar nur insofern, als sie der lichtscheuen Ränkesucht der Herzogin die Geradheit königstreuer Gesinnung gegenüberstellt. Wie an andere, die in jener Zeit eine kümmerliche Rolle gespielt, hat auch an sie die Satyre Ménippée die Erinnerung aufbewahrt [10]).

In dem Getümmel des Kampfes hatten nur wenige den Mut, für die Sache des Königs und die Rechte der Monarchie einzutreten. Das tat die unter dem frischen Eindruck von Heinrichs III. Ermordung geschriebene „*Remontrance au peuple françois, qu'il n'est permis à aucun Sujet, sous quelque prétexte que ce soit, se rebeller ni prendre les armes contre son*

[7]) Vgl. Lestoile *l. c.*

[8]) Labitte S. 34.

[9]) „*Bibliothèque de Madame de Montpensier*", vgl. Lestoile, *Registre-Journal de Henri III.* I. 1. S. 241 ff., S. 244 a.

[10]) éd. Nodier I. S. 24, 31, 50, 54, 168; II. S. 102.

Prince Roi, ni attenter contre son Etat" (1589)[11]. Auf Grund der Heiligen Schrift will sie nachweisen, daß es unter keinen Umständen erlaubt sei, die Waffen gegen den König zu erheben, selbst nicht, wenn es sich um die Verteidigung der Religion handele. Auch wenn der Fürst Ketzer wäre, müsse man ihm doch gehorchen, oder man laufe Gefahr, sein Seelenheil zu verlieren. Ähnlich, wenngleich weniger scharf, sprach sich aus der „*Contr'avis à celui de l'avocat Bernard de Dijon, à la Noblesse de Bourgogne, sur ce qui est expédient de faire pour s'opposer à ceux qui sous le masque de Religion veulent transférer la Couronne de France en main estrangere*" (1589)[12].

Zu den Verteidigern der königlichen Rechte gehört auch Edmond Auger. Sein Eifer für das Königtum ging schließlich so weit, daß der Jesuitenorden, dem er als Pater angehörte, seine Entfernung vom Hofe veranlaßte[13].

In Paris wagten es nur drei Geistliche, Benoist, der Curé von Saint-Eustache, Morenne, der von Saint-Méry und Chavagnac, der von Saint-Sulpice, sich der Tyrannei der ligistischen Agitatoren entgegenzustemmen, aber man ließ ihnen kaum noch die Freiheit des Wortes[14].

Auch Claude de Sainctes[15] mußte sich vor der Allmacht der Liga beugen. Bereits im Jahre 1561 hatte er im Auftrag der Katharina von Medici eine gelehrte Streitschrift gegen die kirchliche Toleranz verfaßt: „*Ad edicta veterum principum de licentia sectarum in christiana religione*"[16] und war namentlich in seinem „*Discours sur le saccagement des Eglises Catholiques par les Hérétiques anciens, et les nouveaux Calvinistes, en l'an 1562*" (Paris 1563) gegen die Anhänger der neuen Lehre aufgetreten[17]. Nach seiner Ernennung zum

[11]) In: *Mémoires de La Ligue* IV. S. 115—134. Verfasser ist F. Thomas Beaux-Amis. Die unbequeme Schrift suchten die Katholiken wirkungslos zu machen, indem sie unter dem gleichen Verfassernamen eine Gegenschrift herausgaben. Beaux-Amis hatte schon im Jahre 1572 eine Flugschrift gegen die Kalvinisten geschrieben: „*La Marmite renversée et fondue, de laquelle parlent les Prophètes, où est prouvé que la Secte Calvinique est la vraie Marmite; avec un Sommaire de ses conjurations, causes de sa ruine*", etc. (Paris 1572).

[12]) In: *Mémoires de la Ligue* IV. S. 136—173. Der gleiche Gedanke kehrt, nachdem der Religionswechsel Heinrichs IV. eine neue Lage geschaffen, noch mehrfach wieder: vgl. „*Daemonologie de Sorbonne la Nouvelle*" (in: *Mémoires de la Ligue* V, S. 403—408; vgl. auch Lestoile I. 2. S. 173 a) und „*Discours par lequel il est montré qu'il n'est pas loisible au sujet de médire de son Roi, et encore moins prendre les armes contre Sa Majesté, ou attenter à icelle, pour quelqu'occasion ou prétexte que ce soit. Par M. Claude de Morenne, Curé de Saint-Médéric, à Paris*" (*Mémoires de la Ligue* VI. S. 31—41).

[13]) Labitte S. 58.

[14]) Labitte S. 113. Eine Anspielung auf sie in der Satyre Ménippée, éd. Nodier II. S. 88. Vgl. auch Lestoile, *Journal* I. 2. S. 168.

[15]) Labitte S. 126 ff.

[16]) Paris, Bibl. Nat. Ld. 176/14.

[17]) Weitere Schriften nennt Lelong I. S. 446, Nr. 6505.

Bischof von Evreux war er mit gleicher Schärfe den Umtrieben der Kalvinisten in Kirche und Staat entgegengetreten und hatte wiederholt [18]) die Unantastbarkeit der Person und der Rechte des Königs gepredigt. Da kamen die Tage der Liga. Die Ermordung Heinrichs III. und die Thronkandidatur Heinrichs von Navarra veränderten mit einem Schlage die Sachlage. Aus dem Verehrer des Königtums wurde ein Lobredner der Ermordung Heinrichs III. Seine Ehrfurcht vor dem Königtum war rasch erkaltet, seitdem die Krone in die Hände eines Ketzers überzugehen und damit in ihrem früheren Werte zu verlieren drohte.

Wie Claude de Sainctes gehen auch die anderen Publizisten der Zeit von bestimmten, politisch gegebenen Voraussetzungen aus. Die Liga steht im Kampf gegen das Königtum. Für ihre Theoretiker ist demnach der Gedanke maßgebend, die Macht ihrer Partei, der „*Saincte Union*", auf Kosten der königlichen Gewalt zu heben und infolgedessen das Ansehen des Königs und der Monarchie nach Möglichkeit herabzusetzen. Dazu dient die Hervorkehrung der Rechte des Volkes nicht minder wie die Betonung der Rechte des Papstes gegenüber dem Herrscher. Im Gegensatz dazu treten die Protestanten für die Thronansprüche Heinrichs von Navarra ein und suchen durch die Verteidigung der königlichen Rechte gegen Volk und Papsttum die zukünftige Stellung ihres Thronkandidaten zu stärken.

In den großen Richtlinien dieses doppelten Gegensatzes biegen sich die einzelnen Gedanken hin und her. Jeder der zahlreichen Publizisten liefert seinen kleinen Beitrag zu dem Gesamtbild politischer Theorien. Aber nur wenige treten aus dem ewigen Zirkel traditioneller Gedanken heraus und erheben sich über den Durchschnitt alltäglicher Leistungen.

Die Schriften, die in dem Gründungsjahr der Liga (1585) erschienen sind, gehen nicht durchweg und mit gleicher Tiefe auf Fragen theoretischer Natur ein. Die ligistische wie die antiligistische Publizistik überraschen beide in ihren Anfängen durch eine große Unselbständigkeit der Gedanken. Auch die Ausführungen, mit denen Karl von Bourbon, das Haupt der Liga, in seinem Manifest, der „*Déclaration des causes qui ont mû Monseigneur le Cardinal de Bourbon et les Pairs, Princes, Seigneurs, Villes et Communautés catholiques de ce Royaume de France, de s'opposer à ceux qui par tous moyens s'efforcent de*

[18]) „*Bref Avertissement de M. l'Evêque d'Evreux à ses Diocésains, contre un prétendu Arrest donné à Caën, le 28 Mars dernier, par lequel il appert de l'introduction et établissement en France du Schisme, Hérésie et Tyrannie d'Angleterre: avec ledit Arrest, Sentence du Métropolitain, et Arrest de la Cour donné contre icelui*" (Paris 1591). Vgl. auch Philippe Le Brasseur. *Histoire Civile et Ecclésiastique du Comté d'Evreux* (Paris 1722) S. 353 ff.

subvertir la Religion Catholique et l'Etat [19])", die Berechtigung seines politischen Standpunktes zu erweisen sucht, gehen nicht tief. Aber hier taucht zum ersten Mal jene Ansicht auf, die hinfort zum eisernen Bestand der politischen Weisheit im ligistischen Lager werden sollte, daß die Politik der Hugenotten nur auf Gewinnung der Herrschaft im Staate, auf Umsturz in der Religion und auf Einführung der Ketzerei gerichtet sei. Die Erwiderung, die Du Plessis-Mornay in wuchtiger, stellenweise an Hotmans „*Tygre*" gemahnender Sprache dagegen schrieb [20]), enthüllt, dem Gedankengang der „*Déclaration*" Punkt für Punkt nachgehend, zum ersten Mal das Parteiprogramm der Hugenotten [21]). Für den Augenblick sind es hüben wie drüben nur leere Beteuerungen und Verdächtigungen. Wie rasch sich indessen die Polemik zur Theorie emporarbeitet, erkennt man schon an der „*Brieve response d'un Catholique François, à l'apologie ou défense des Ligueurs et Perturbateurs du repos public, se disant faussement Catholiques unis les uns avec les autres*" [22]). Die direkte Anrede, die in kurzen Sätzen wuchtig einherschreitet, wird hier zu der Form, in der die verfehlte Politik der Liga bloßgelegt und der Nachweis geführt wird, daß sehr wohl zwei Religionen in einem Staate nebeneinander bestehen können. Gegenüber der religiösen Engherzigkeit der Liga greifen die Hugenotten auf die Ideen der Politiker zurück [23]).

Auch die Verteidiger der päpstlichen Hoheitsrechte bringen zunächst nur schwächliche Begründungen ihres Standpunktes zusammen. Sie schleppen sich hilflos in den alten ausge-

[19]) *Mémoires de la Ligue* I. S. 56 ff.

[20]) „*Reponse aux déclarations et protestations de Messieurs de Guise, faites sous le nom de Monsieur le Cardinal de Bourbon, pour justifier leur injuste prise des armes.*" *Mémoires de la Ligue* I. S. 79 ff.

[21]) Weiter schließen sich hier zunächst an: „*Protestation des catholiques, qui n'ont point voulu signer la Ligue*" in: *Mémoires de la Ligue* I. S. 103 ff., „*Le véritable sur la Sainte Ligue*", ib. S. 107 ff., „*Readvis et abjuration d'un Gentilhomme de la Ligue, contenant les causes pour lesquelles il a renoncé à ladite Ligue, et s'en est departi,*" ib. S. 111 ff., „*Déclaration du Roi de Navarre, contre les calomnies publiées contre lui, et Protestation de ceux de la Ligue qui se sont élevés en ce Royaume*" ib. S. 120 ff., „*Response de par Messieurs de Guise à un Avertissement,*" ib. 149 ff., „*Requeste au Roi, et derniere résolution des Princes, Seigneurs, Gentilshommes, Villes et Communautés Catholiques, présentée à la Reine mere de Sa Majesté, le Dimanche neuvieme Juin 1585, pour montrer clairement que leur intention n'est autre que la promotion et avancement de la gloire, honneur de Dieu, et extirpation des Hérésies, sans rien attenter à l'Etat, comme faussement imposent des Hérétiques malsentans de la Foi, et leurs Partisans.*" ib. S. 167 ff.

[22]) *Mémoires de la Ligue* I. S. 340 ff.

[23]) Ähnlich auch die „*Exhortation et remontrance faite d'un commun accord par les François Catholiques et Pacifiques pour la Paix: contenant les commodités de la Paix et les incommodités de la Guerre; où est aussi parlé des causes des Troubles de ce Royaume et du moïen de les pacifier*", in: *Mémoires de la Ligue* II. S. 113—150.

tretenen Geleisen mittelalterlich-kirchlicher Weisheit einher. Zu nennen ist: Alexandre Bozzio oder Besantius, ein Doktor aus Rom[24]), der Verfasser der Schrift „*De l'immunité ecclésiastique et de la puissance royale*“, und Daniel de La Mothe, Bischof von Mende, dessen „*Du droit des papes sur le temporel des rois*“ noch in den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek schlummert[25]). Selbst der gelehrte Kardinal Bellarmin, der streitbarste Theologe seiner Tage, ist nicht viel besser als sie. Seine „*Responsio ad librum Anonymum contra summum Pontificem, cui titulus Aviso piacevole alle bella Italia*“ (1586)[26]) ist ein Inventar aller der Machtansprüche, welche die Päpste das ganze Mittelalter hindurch verfochten hatten. Sie ist zugleich ein Meisterstück scholastischer Spitzfindigkeit und subtiler Zergliederungskunst. Die Beziehungen zwischen König und Papst werden kunstvoll hineingeflochten in die Beziehungen zwischen König und Volk, und diese an sich schon recht bedenkliche Verschlingung zweier verschiedenartiger Prinzipien wieder wird noch mehr kompliziert durch kleinliche und tüftelige Unterscheidungen, die Bellarmin um die Idee der päpstlichen Suprematie kristallisiert.

Die vielverschlungene, gewundene und dabei doch in ihrem Ziel von vornherein so selbstverständliche Argumentation Bellarmins rief sogar im katholischen Lager Mißfallen hervor. Statt dem Papst kurzerhand ein unbeschränktes Recht über die weltlichen Throne einzuräumen, hatte Bellarmin die Befugnisse des Papstes in solche direkter und in solche indirekter Art geschieden und die ersteren auf das kirchliche, die letzteren auf das weltliche Gebiet beschränkt. Ein Absetzungsrecht des Papstes konnte demnach erst dann ernstlich in Frage kommen, wenn kirchliche Interessen bedroht waren. So sehr ein solcher Standpunkt dem besonderen Falle Heinrichs IV. angepaßt sein mochte, er vermochte nicht die Billigung der katholischen Kreise zu erlangen, denen es auf eine prinzipielle, bedingungslose Proklamierung päpstlicher Hoheitsrechte ankommen mußte[27]).

In etwas anderer Form wird der Gedanke, daß der Papst über dem König stehe, in der Schrift „*De justa reipublicae christianae in reges impios et haereticos autoritate*“ (Paris 1590) verfochten. Der Verfasser dieser Schrift, den man in dem aus der Satyre Ménippée bekannten Rose hat sehen wollen[28]),

[24]) Vgl. Perrens, *L'église et l'état en France sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis* I (Paris 1872) S. 91.

[25]) *Manuscr. de Dupuy*, vol. 525, f. 45.

[26]) Verfasser dieser anonymen Schrift ist der in Italien lebende Franzose Nicolas Perrot, der sich auch an Dorats „*Tumulus Caroli IX*“ (1574) beteiligt hatte, vgl. Lelong II. Nr. 18241 und Nicéron, *Mémoires* 31. S. 30.

[27]) Vgl. Perrens *l. c.*

[28]) Vgl. Labitte S. 295 ff.

legt den Nachdruck auf die göttliche Einsetzung des Papsttums, deren sich die Könige nicht rühmen könnten. Aus ihr fließt als höchstes Privileg des Papstes das Recht der Absetzung des Herrschers. Das Volk als solches kann aus eigener Machtvollkommenheit nicht zur Absetzung seines Herrschers schreiten, obwohl es kraft seiner Souveränität über dem König steht. Auch diese Beweisführung, auf die nachmals Boucher zurückgreifen wird [29]), kann auf Neuheit und Selbständigkeit keinen Anspruch erheben. Schleppend und langatmig schleichen die Perioden dahin. Der Leser wird ihnen nur mit wenig Genuß folgen.

Etwas besser schon lesen sich die von gegensätzlichem Standpunkte geschriebenen „*Vindiciae secundum Libertatem Ecclesiae Gallicanae, et Defensio Regii Status Gallo-Francorum sub Henrico IV. Rege*“ (1590). Ihr Verfasser ist der avocat-général des Pariser Parlaments, Louis Servin. Ohne gerade Neues zu bringen, hat Servins Traktat dem Widerspruch gegen die papistische Theorie der Liga die Bahn gebrochen [30]).

Von den theoretischen Leistungen, welche sich die Verteidigung der königlichen Rechte gegenüber den Machtansprüchen des Papstes zum Ziel gesetzt haben, ist an erster Stelle die kleine, bedeutsame Schrift von Pierre Pithou „*Les Libertez de l'Eglise Gallicane*“ (1594) zu nennen. Der Verfasser war aus einer angesehenen Familie entsprossen, die kein Geringerer als Cujas eine Pflanzstätte großer Männer genannt hatte. Nach seinem Übertritt zur Reformation hatte er eine Zeit lang in die Verbannung nach Basel gehen müssen und wäre, wie so mancher andere, beinahe noch ein Opfer der Bartholomäusnacht geworden. Seine spätere Bekehrung zum Katholizismus tat seinem Eifer für die Sache des Königtums gegen Liga und Papsttum keinen Abbruch. In demselben Jahr, in dem er seine „*Libertez de l'Eglise Gallicane*“ schrieb, steuerte er für die Satyre Ménippée die prächtige „*Harangue de Monsieur D'Aubray pour le Tiers-Estat*“ bei.

Mit der Begeisterung, welche die Überzeugung von der Notwendigkeit einer starken, auch in kirchlichen Dingen selbständigen monarchischen Gewalt verleiht, sucht Pithou die Rechte des Königs von denen des Papstes abzugrenzen. Als obersten Grundsatz aller Freiheiten der gallikanischen Kirche stellt er die doppelte Maxime auf, daß der Papst keine Befugnis besitze, in weltlichen Dingen zu befehlen, und daß selbst in kirchlichen Fragen sein Recht als Oberhaupt

[29]) „*Sermons de la simulee conversion ... de Henry de Bourbon*“ S. 129 v° ff.

[30]) Gegen Bellarmin richten sich auch Servins „*Remontrance et Conclusions des Gens du Roi, et Arrêt du Parlement, du 26 Novembre 1610, sur le Livre de Bellarmin, sur la puissance du Pape, sur le temporel des Rois*“ (Paris 1610. Lateinische Ausgabe 1611).

der Kirche durch gewisse, allein für das Gebiet des Königreichs Frankreich gültige Sonderbestimmungen beschränkt sei. Die französischen Könige stehen dem Papst nicht nur durchaus unabhängig gegenüber, sondern haben jederzeit selbständig in die Regelung kirchlicher Angelegenheiten eingegriffen und dem Papst niemals irgend ein Recht, am wenigsten das der Besteuerung, eingeräumt. Der allerchristlichste König erkennt den neugewählten Papst an, ohne damit eine weitere Verpflichtung zu übernehmen, *„seulement se recommande, et le Roïaume que Dieu lui a commis en souveraineté, ensemble l'Eglise Gallicane, aux faveurs de Sa Sainteté."*

Pithous Gedanken finden sich in Guy Coquilles gleichzeitigen Schriften wieder[31]).

Durch eingehende geschichtliche Auseinandersetzungen sucht Coquille die alte und enge Zusammengehörigkeit des französischen Königtums mit dem römischen Stuhl zu erweisen, zugleich aber auch die Festigkeit gebührend hervorzukehren, mit der die französischen Könige den Übergriffen von seiten des Papstes gewehrt haben. In der Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche hat allemal das Wohl des Staates den Ausschlag zu geben. Die eigentliche und tiefste Ursache für den Niedergang der Kirche liegt in den ausgedehnten weltlichen Besitzungen und den damit verknüpften, sich immer und ewig erneuernden weltlichen Machtansprüchen. Ein eifriger Katholik, dem Luther nur ein sündiger Ketzer ist[32]), verschließt er sich nicht der Notwendigkeit kirchlicher Reformen. Er will sie in dem Sinn der alten Kirchenverfassung unter Wahrung der Rechte der französischen Krone durchgeführt wissen. Zu den Freiheiten der gallikanischen Kirche gehört es, daß sie keinen Papst anzuerkennen braucht, der sich nicht dem Konzil unterwirft; ebensowenig braucht sie den Geboten zu gehorchen, die den Konzilien Eintrag tun oder der alten Ordnung der Kirche widerstreiten[33]). Die Erzbischöfe und Bischöfe müssen gegenüber dem päpstlichen Stuhl freie Hand behalten; sie sollen dem französischen Gericht unterstellt werden und dem König den Treueid leisten, zumal schon viele von ihnen weltliche Fürsten in Frankreich sind[34]); ihre Wahl soll den Kapiteln

[31]) *„Traité des libertez de l'Eglise de France et des droits et autorité que la couronne de France a ès affaires de l'Eglise dudit Royaume par bonne et sainte union avec ladite Eglise"* (geschrieben im Jahre 1594). *Œuvres* I. S. 75 ff.; *„Autre traité des libertez de l'Eglise de France, et des droits et autorité que la Couronne de France a ès affaires concernans la Police de l'Eglise dudit Royaume, par bonne et sainte union avec icelle Eglise."* I. S. 109 ff.

[32]) *Œuvres* I. S. 6.

[33]) ib. I. S. 80 b, S. 111, S. 116; vgl. auch I. S. 4.

[34]) ib. I. S. 95.

vorbehalten sein und unter Zustimmung des Volkes erfolgen [35]). Die „*Libertez de l'Eglise Gallicane*" bestehen demnach für Coquille, wie für Pithou, im wesentlichen darin, „*de n'estre pas sujete precisement et absolûment à toutes les Constitutions Papales, sinon autant qu'icelle Eglise de France a trouvé bon de les recevoir, et comme l'Eglise de France unie avec le reste du peuple de France sous un Roi Chef, s'est accordée d'en user*" [36]).

Während Coquilles Arbeiten mit ihrer schwerfälligen Gelehrsamkeit keinen Einfluß auf die Publizistik der Folgezeit auszuüben vermochten, da sie erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts zum ersten Mal vollständig veröffentlicht wurden [37]), hat Pithous kleine temperamentvolle Schrift geradezu programmatische Bedeutung erlangt [38]). Schon Jacques Leschassiers „*De la liberté ancienne et canonique de l'Eglise Gallicane aux Cours souveraines de France*" (Paris 1606) läßt die Spuren seines Einflusses erkennen, der sehr bald noch deutlicher zu Tage tritt. Die katholische Kirche konnte dem mutigen und klugen Verteidiger der gallikanischen Freiheiten nicht verzeihen, und als im Jahre 1639 der Traktat in einer Neuauflage herauskam, wurde seine Verbreitung auf Betreiben der Geistlichkeit und der römischen Kurie durch ein Machtgebot Richelieus untersagt. Aber der allmächtige Kardinal wußte selbst nur zu gut, wie sehr Pithous Gedanken seinen eigenen Grundsätzen entsprachen. Mit der ihm eigenen Taktik scheute er sich nicht, das Buch preiszugeben, um seine Gedanken zu retten. Während er Pithous Schrift verbot, veranlaßte er den ihm ergebenen Präsidenten des Parlaments zu Pau, Petrus de Marca, ein in demselben Geist gehaltenes gelehrtes Werk zu verfassen, das im Jahre 1641 unter dem Titel: „*Petri de Marca, Senatus Navarrensis Praesidis, de Concordia Sacerdotii et Imperii, seu de Libertatibus Ecclesiae Gallicanae Dissertationum Libri quatuor*" herauskam. Vor dem Widerspruch, den dieses Buch auf kirchlicher Seite hervorrief, hat der ängstliche Verfasser der schon ohnehin in manchen Punkten von Pithous Standpunkt abgewichen war, sein Werk widerrufen, ohne damit dem schriftstellerischen Wert seiner Leistung Eintrag zu tun. „Das Werk hat sich trotz der vom Verfasser ausgesprochenen eigenen Verurteilung in großem Ansehen erhalten und gilt noch jetzt als eine der Hauptschriften über den Gegenstand" [39]).

35) ib. I. S. 84.

36) ib. I. S. 99, 100; vgl. auch I. S. 112.

37) Über ihr Schicksal vgl. Lelong I. S. 469, Nr. 6982 und Nicéron 35, S. 8ff.

38) Ich muß hier in Kürze die Ergebnisse späterer Untersuchungen vorausnehmen.

39) R. v. Mohl, *Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften* III (1858). S. 184.

Auch noch später ist Pithous Programmschrift der Ausgangs- und Mittelpunkt der Erörterungen über das Verhältnis von Staat und Kirche geblieben. Von ihm hat selbst der sonst so kirchlich gesinnte Bossuet wertvolle Anregungen entnommen; seine berühmten Quatre Propositions gelegentlich der Versammlung des französischen Klerus im Jahr 1682 geben fast wörtlich Pithousche Sätze wieder. Ihm verdankt auch der Abbé Fleury die besten und wichtigsten der Gedanken, die er in seinem „*Discours sur les Libertés de l'Eglise Gallicane*" (Paris 1724 ff.) niedergelegt hat. Selbst Du Boulays „*Histoire du Droit public Ecclésiastique Français*" (London 1740 ff.), die im übrigen auch aus Coquille schöpft, und ebenso die Arbeiten späterer Theoretiker bis zu André-Marie Dupin [40]) und noch über ihn hinaus lesen sich wie eine den veränderten Zeitverhältnissen angepaßte Erläuterung der Pithouschen Grundsätze. —

Wenn man die weitzersplitterte theoretische Arbeit der Liga an einzelne Namen knüpfen will, so wäre an erster Stelle Jean Boucher, der „*roi de la Ligue, pource qu'au roiaume des aveugles les borgnes sont rois* [41])", zu nennen. Mit dem Scharfblick des Hasses hat auch hier die Satyre Ménippée das Richtige getroffen, wenn sie ihn mit Lincestre und Amilthon zu denjenigen stellt, die in der Prozession der Liga „*faisoyent le premier rang* [42])". Auch D'Aubigné war nicht schonend gegen ihn [43]). Wie kein anderer von den zahlreichen Publizisten und Predigern hat sich Boucher an den Kontroversen der Zeit beteiligt und am meisten von allen Stürmern und Drängern der Liga durch die Macht seines Wortes [44]) Einfluß zu gewinnen gewußt. „*Nobili familia, imprimis eruditus, de cetero ad feritatem et rabiem usque obtrectator et factiosus,*" so charakterisiert ihn De Thou [45]), und ähnlich urteilten Grotius [46]), Bayle [47]) und Voltaire [48]). Kenntnisreich — er hatte eine Zeit lang als Lehrer der alten Sprachen zu Reims gewirkt — und von glühendem Haß gegen Heinrich III. be-

[40]) „*Manuel du droit public ecclésiastique français, contenant les libertés de l'église gallicane.*" Paris 1844.

[41]) Lestoile, *Journal de Henri III.* I. 1. S. 315a (zu Nr. 81).

[42]) éd. Nodier I. S. 20.

[43]) *Tragiques* III. (éd. Lalanne) S. 154. 155:

„*Ils tirent leurs meurtriers, bien fraisés d'un chevaistre.*
„*Boucher, et Pragenat* (= Pigenat), *et le sanglant Incestre*" (= Lincestre).

[44]) Vgl. Lestoile, I, 2. S. 45a.

[45]) LXXXVI. 17.

[46]) *Operum Theologicorum tomus quartus* (Basel 1732) S. 487. 702.

[47]) „*trompette de sédition, et l'esprit le plus mutin et le plus fougueux qui se trouvoit parmi les rebelles.*" *Dictionnaire I.* (1720.) S. 620.

[48]) „*séditieux emporté jusqu'à la démence*" (*Histoire du Parlement de Paris* 34, in: *Œuvres complètes*, 15 [Paris 1878] S. 551).

seelt, stürzte er sich in die Kämpfe der Liga. Seine „*Vie et Faicts notables de Henry de Valois tout au long, sans en rien requérir, où sont contenues les trahisons, perfidies, sacriléges, exactions, cruautés et hontes de cet hypocrite et apostat*“ (1589) stehen an leidenschaftlicher Erregtheit der Sprache und an Gehässigkeit der Verleumdungen und Verdächtigungen, mit denen der unglückliche Träger der Krone überschüttet wird, hinter keinem der zahlreichen Traktate jener Tage, selbst nicht hinter der unflätigen „*Response du P. Dom Bernard à une Lettre que lui a escrite Henri de Valois*“ (1589)[49]) zurück. Wie er und noch so manch anderer[50]) würde auch Boucher vergessen sein, wenn er sich nicht nach seiner kümmerlichen „*Vie*“ zu einer ernsteren Leistung aufgerafft und als erster unter den Publizisten der Zeit den Versuch einer umfassenden theoretischen Begründung und Rechtfertigung des ligistischen Parteiprogramms geliefert hätte. Freilich wimmelt auch diese Schrift, die er „*De justa Henrici tertii abdicatione e Francorum regno, libri quatuor*“ betitelte und in gelehrtem Dünkel lateinisch abfaßte, von gehässigen, stellenweise im Tone der Ciceronischen Apostrophe gehaltenen Ausfällen gegen die Person des Herrschers, aber über dem Ganzen waltet sichtlich das Bestreben, die schwebenden Fragen der Zeit auf dem Wege theoretischer Darlegungen zu klären.

Drei Fragen sind es, in deren Beantwortung sich ihm die Summe politischer Weisheit erschöpft. Haben Kirche oder Volk in Frankreich oder anderwärts das Recht, einen Herrscher seiner Würde zu entsetzen? Darf Heinrich III. abgesetzt

[49]) Der Verfasser, Dom Bernard de Montgaillard, war der Zeit als der „*Petit-Feuillant*“ oder „*Feuillant boiteux*“ bekannt; vgl. auch *Satyre Ménippée* (éd. Nodier) I. S. 22.

[50]) Es genüge Gilbert Génebrard zu nennen. „*Génebrard . . . estoit un moine qui n'eust sceu parler ni escrire un mot, que de sa bouche et de sa plume ne sortist une injure*“ (Lestoile I, 2. S. 158a). Seine Anhänglichkeit an die Sache der Liga wurde ihm im Jahre 1592 mit seiner Ernennung zum Erzbischof von Aix belohnt. Nicéron, der in seinen *Mémoires* 22. S. 1 ff. sein Leben schildert und eine Liste seiner Schriften gibt, sagt von ihm: „*il a fait paraître beaucoup d'aigreur et d'emportement, non seulement contre les Prétendus Reformés, mais encore contre tous ceux qui étaient opposés à la Ligue.*“ Besondere Erwähnung bedürfen hier zwei Schriften: 1. „*De Clericis, praesertim Episcopis, qui participarunt in Divinis scienter et sponte cum Henrico Valesio post Cardinalicidium, T. P. assertio, eiusque illustratio.*“ (Paris 1589.) Französisch unter dem Titel: „*Excommunication des Ecclésiastiques, principalement des Evêques, Abbés et Docteurs qui ont assisté au Service Divin, sciemment et volontairement, avec Henri de Valois, après le massacre du Cardinal de Guise; traduit du Latin d'un Docteur, par J. M. Gourbin.*“ 1589. (Die Schrift blieb nicht unbeantwortet, vgl. Lelong I. S. 486.) 2. „*Gilberti Genebrardi, Archiepiscopi Aquisextiensis, Liber de sacrarum Electionum jure et necessitate ad Ecclesiae Gallicanae redintegrationem.*“ Paris 1593. (Auf Befehl des Parlaments in Paris verbrannt.) Entwürfe zu Predigten enthalten die Handschriften der Pariser Nationalbibliothek ancien fonds français Nr. 3300 und 3301.

werden? Ist zu diesem Zweck die Anwendung von Gewalt erlaubt?

Ohne Bedenken erkennt Boucher dem Papst das Recht zu, über die Fürsten und Völker zu richten. Ein solches Recht erscheint ihm so selbstverständlich, daß er auf eine Herleitung überhaupt verzichtet und sich mit dem Hinweis auf geschichtliche Beispiele begnügt. Auch die Volkssouveränität ist ihm über allen Zweifel erhaben. Das Volk schafft den Herrscher; es behält auch dann noch, nachdem es dem von ihm Erwählten die Regierung übertragen hat, seine Rechte unverkürzt in der Hand und kann selbst über Leben und Tod des Herrschers verfügen.

Nachdem so die Voraussetzung für weitere Deduktionen geschaffen ist, tritt Boucher an die Frage heran, ob Kirche oder Volk Veranlassung haben, von ihrem Absetzungsrecht gegenüber Heinrich III. Gebrauch zu machen. Es wäre verlorene Liebesmühe, wollte man von seiner leidenschaftlichen Natur und der Gehässigkeit seiner Gesinnung Objektivität erwarten. Heinrich III. erscheint ihm als ein Ausbund kirchlicher und weltlicher Laster. Wortbruch, Ketzerei, Simonie, Zauberei, Gottlosigkeit, religiöse Vergehen und Sünden aller Art und Schwere hat er sich zu Schulden kommen lassen. Neben das Register seiner kirchlichen Sünden wird dann das Register seiner weltlichen Schandtaten gestellt. Treulosigkeit, Tyrannei, Vaterlandsverrat, Grausamkeit, Unfähigkeit, Undankbarkeit, Feigheit und Frevel aller Art werden ihm vorgerechnet. Der Schluß, der sich aus allen diesen wenig erquicklichen, mit schneidender Kürze vorgetragenen Betrachtungen ergibt, ist einleuchtend. Heinrich III. muß von der Kirche wie von seinem Volk der Herrschaft entsetzt werden.

Mit dem Gedanken, daß das Volk über dem Herrscher stehe, knüpft Boucher wieder an die demokratischen Ideen der Reformation an. Von Hotman entlehnt er die Betonung des Rechts der Stände auf die Besetzung des Thrones. Sie müßten auch diesmal ihres Amtes walten und über Heinrich III. zu Gericht sitzen, aber ein unerwartetes Ereignis ist dem normalen Gang der irdischen Justiz zuvorgekommen, ein Gesandter des Himmels hat das Werk Davids an Goliath wiederholt: Jacques Clément hat zur Freude aller guten Menschen Heinrich III. ermordet und so ewigen Ruhm geerntet. Boucher wird von der überraschenden Wendung, die die Ereignisse durch die Mordtat Cléments erfahren haben, nicht weiter aus der Fassung gebracht. Hatte er ursprünglich seinen ganzen Gedankengang auf den Nachweis von der Notwendigkeit einer Absetzung Heinrichs III. zugespitzt und diesem Nachweis durch eine ausdrückliche Berufung auf die sittlichen Schäden dieses Königs Nachdruck zu verleihen gesucht, so gibt er nunmehr, nachdem sein anfängliches Ziel durch Cléments

Mordtat plötzlich hinfällig geworden ist, seinen Gedanken eine rasche und unerwartete Wendung und fordert — die Ermordung Heinrichs IV. Die entschuldigenden Redensarten, mit denen diese Schwenkung begreiflich gemacht werden soll, verhüllen schlecht die wahren und ursprünglichen Gedanken. Der Haß gegen Heinrich III. ist der treibende Faktor seiner politischen Gesinnung. Seine Theorie stellt er ganz auf die Forderungen seiner Zeit ein und läßt sich allein von seinem ligistischen Parteieifer leiten. Trotzdem hat seine Schrift ihre unverkennbare Bedeutung für die ganze theoretische Arbeit der Liga. Denn sie hat zum ersten Mal die jungen kalvinistischen Vorstellungen von den Rechten des Volkes mit den alten Lehren päpstlich-kirchlicher Hoheitsrechte verquickt und die Verknüpfung zweier sich innerlich widerstrebender Prinzipien zur Geltung eines politischen Programms erhoben. Aber darin lag von vornherein der Keim zum späteren Verfall. Den inneren Gegensatz, der die demokratischen Anschauungen der Reformation von den Ideen der katholischen Hierarchie trennt, vermochten auch die anderen Publizisten der Liga nicht zu überbrücken. Dazu war weder die pathetische Berufung auf die Rechte des Volkes gegenüber dem Herrscher geeignet, noch die einseitige, übertriebene, allein aus den religiösen Kämpfen der Zeit erklärliche Betonung der streng katholischen Glaubensinteressen. Nur die Leidenschaftlichkeit, mit der der Kampf der Liga gegen die „Tyrannei“ Heinrichs III. und dann gegen die „Ketzerei“ Heinrichs IV. geführt wurde, hat die Geister eine Zeit lang über die Unmöglichkeit einer Verschmelzung jener gegensätzlichen Ideen hinwegtäuschen und neue theoretische Versuche zeitigen können [51]).

Auch in den Streit der folgenden Jahre hat Boucher noch wiederholt entscheidend eingegriffen. Der Übertritt Heinrichs IV. zum Katholizismus gab ihm neue Veranlassung dazu. Statt durch den Schritt des Navarra den Hader um Thron und Religion in einem den Forderungen der Liga genehmen Sinne für erledigt zu halten, suchte er im Gegenteil durch eine Verschärfung des Tones und eine Hineinziehung neuer Argumente den alten Hader wachzuerhalten. In der nächsten Umgebung des Königs ließen sich damals versöhnliche Stimmen vernehmen; es waren die Tage, wo Benoist und Morenne eine Reihe von Sendschreiben veröffentlichten, um die öffentliche Meinung zu Gunsten des neuen Königs zu beeinflussen [52]). Auch auf den Kanzeln wurde ein friedlicherer

[51]) Vgl. auch Weill. *Les théories sur le pouvoir royal en France pendant les guerres de religion.* Paris 1891.

[52]) „*Avertissement de René Benoist, envoyé aux Paroissiens de Saint Eustache à Paris.*“ S. *Dennys en France 1593;* „*Epistre envoyee par M. Claude de Morenne, Curé de Saint Médéric, aux Catholiques de la Ville de Paris.*“ *1593;* „*Discours où il est montré qu'il n'est pas loisible au*

Ton angeschlagen. Da war es wieder Boucher, der als erster das erlöschende Feuer des Hasses gegen Heinrich IV. zu schüren begann. Neun Tage lang, vom 1. bis 9. August 1593, hielt er in Saint-Méry zu Paris eine Reihe von Predigten, die er dann kurz darauf (1594) unter dem Titel: „*Sermons de la simulée conversion et nullité de la pretendue absolution de Henry de Bourbon, Prince de Bearn, à S. Denys en France, le Dimenche 25. Juillet 1593*“ herausgab. Schon der Titel zeigt an, daß er den Schwerpunkt seiner Ausführungen in den Nachweis legt, daß Heinrichs Bekehrung eitel Heuchelei sei und darum als nichtig gelten müsse. Aber wie es seine Art ist, leitet er seine Darlegungen über diesen Punkt auf das persönliche Gebiet hinüber und ergeht sich in wilden und wüsten Schmähungen. Alle Züge von Schlechtigkeit und Verwerflichkeit trägt er zusammen, um statt einer Charakteristik ein Zerrbild seines Feindes zu bieten. Er ist ein „*heretique, un relaps, chef d'heretiques, un sacrilege, un brusleur d'Eglises, un corrupteur de Nonains, un massacreur de Religieux, et de Prestres, un ennemy iuré de l'Eglise, un qui n'a fait en sa vie autre chose, que faire la guerre à l'Eglise, d'espandre le sang des Catholiques . . . un qui de tout temps s'est rebellé contre la patrie, a commis tant d'actes de félonie, introduict les ennemis, en a troublé le repos, et opprimé la religion, par le support de l'heresie, et des heretiques . . .*“ (S. 146). Das Einzige, was vor seinen Augen noch einigermaßen Gnade findet, ist seine soldatische Begabung. Um so mehr aber ist sein Religionswechsel das Ziel seines Spottes. Mit der derben Kraft des Ausdrucks und dem Temperament der Sprache, die noch die leidenschaftliche Bewegung des gesprochenen Wortes nachzittern lassen, schildert er die Bekehrung des Béarnais: „*Quelles gens a on appellez? Quels Theologiens resolus? Quels fermes pilliers de l'Eglise? Et puis quelles conuocations solemnelles? Quelle authorité d'intimer? Quelle permission du S. Siege? Quelle communication au Legat? Aux Estats? A ceux qui y ont interest? Et en un faict de telle importance? Puis quelle forme d'assemblée? Quelles graues et excellentes disputes? Quelles resolutions souueraines? Qu'y a l'on fait et traicté? Quels actes? Quels mémoires? Qui en a esté le secretaire? Et quelle conuersion d'autre s'y est faite? Quel esclarcissement de doubtes? Quel fondement de creance? A il eu seul le S. Esprit? N'est il la venu que pour luy? . . .*“ (S. 112.) „*Quelle cendre? quelle haire? quels ieusnes? quelles larmes? quels souspirs? Quelle nudité de pieds? Quels frapemens de poictrine? Quel visage baissé? Quelle humilité de prieres? Quelle prostration par terre, en signe de peni-*

Sujet de médire de son Roi, et encore moins de prendre les armes contre Sa Majesté, sous quelque pretexte que ce soit, par Claude de Morenne, Curé de Saint-Médéric.“ *1593* (auch in: *Mémoires de la Ligue VI.* S. 31—41). Vgl. dazu Boucher. *Sermons* S. 159 v° ff.

tence? Les gens de guerre embastonnez, les fifres, les tambours sonnans, l'artillerie et escoppetterie, les trompettes et clairons: la grande suitte de Gentils-hommes, les Damoiselles parées: la delicatesse du penitent, appuyé sur le col d'un mignon, pour le grand chemin qu'il y auoit à faire, enuiron de cinquante pas, depuis la porte de l'Abbaye, iusqu'à la porte de l'Eglise; la risée qu'il fit, regardant en hault, avec un bouffon, qui estoit à la fenestre, luy disant, 'en veux tu pas estre?' le ders, l'appuy, les oreillers, les tapis semez de fleurs de lys, l'adoration faite par les Prelats, à celuy qui se deuoit submettre, et s'humilier deuant eux, sont-ce les traicts de penitence? Ou qui en veit iamais de semblable?" (S. 337). Dem Verbrechen des Glaubenswechsels stellt Boucher die Heiligkeit der in sich fest geschlossenen Liga gegenüber. Ihr Geist ist der der Heiligen Kirche; sie ist die Kirche selbst[53]). Sie ist zugleich die unerschütterliche Hüterin der staatlichen Macht und gewinnt als solche eine besondere Bedeutung. Das in ihr verkörperte Recht des Widerstandes der Untertanen gegen die Autorität des Herrschers ist für Boucher, wie schon in seiner Schrift „*De justa Henrici tertii abdicatione*" der Inbegriff aller politischen Weisheit. Im Großen und Ganzen beschränkt er sich darauf, die Gedanken, die er schon in jener Schrift ausgesprochen, zu wiederholen, die göttliche Einsetzung des Königtums in Frage zu ziehen und das Wahlrecht über das Erbrecht der Krone zu stellen. Nur insofern gibt er dem System seiner demokratischen Gedanken eine neue Abrundung, als er hier nach dem traditionellen Seitenhieb gegen Machiavelli, den „*grand Docteur des atheistes*" (S. 10), dem „*Euangeliste de court*" (S. 28) ganz unverhohlen die Gleichstellung des Herrschers mit jedem, auch dem geringsten seiner Untertanen ausspricht: „*Il n'y a rien de moins en l'asme du moindre de tout un peuple qu'en icelle du plus grand monarque.*" Die einzige rechtmäßige Vertretung des Volkes sind die Stände; sie allein haben das höchste Recht im Staate zu beanspruchen. „*Quant aux Estats, ce sont ceux, en qui naturellement et originairement, reside la puissance et majesté publique, qui fait et establit les Roys, qui sont par le droit des Gens, et non de droit diuin, ou de nature . . . La puissance de lier et délier . . . demeurre aux peuples et Estats, qui sont eternellement gardes de souueraineté, iuges des sceptres et des royaumes, pour en estre et l'origine et la source. Comme ceux qui ont fait les Roys, non par necessité ou contrainte, mais par leur franche volonté. Estant en eux de choisir, de plusieurs sortes de gouvernemens, celuy qui leur est le plus utile. Et si bien tel est sur tout, et le plus ordinairement,*

53) „*Car qu'est-ce autre chose la Ligue, que le cœur et les bras de l'Eglise? — Ce que la Ligue pense, dict, faict, respire, n'est autre chose que l'Eglise . . .*" (S. 56).

celuy de Monarchie . . . ne laisse pourtant ceste liberté de demeurer és peuples, pour choisir de leur plain gré, ceste forme de gouuerner. Mesmes pour destituer, et changer les Rois, selon que le cas y eschet. Estant en tout veritable, que c'est des peuples, que sont les Roys et non les Roys des peuples. Veu que le peuple est la base, sur laquelle le Roy pose. Et sans laquelle, il n'a ny bras, ny pied, ny iambe, et tomberoit comme un Colosse, dont le soubassement est fondu" (S. 157 v⁰, 158 r⁰; vgl. auch S. 183 v⁰).

Auch an Bouchers politischen Theorien sind die Jahre des Bürgerkrieges, welche die Ermordung Heinrichs III. von der Thronbesteigung Heinrichs IV. trennen, nicht spurlos vorübergegangen. Seine ganze Gedankenwelt ist und bleibt in dem Haß gegen Heinrich IV. erstarrt. Als im Jahre 1595 Jean Chastel seinen Mordversuch auf Heinrich IV. machte, griff Boucher als einer der ersten zur Feder und schrieb seine „*Apologie pour Jean Chastel*"[54], in der er aufs neue seinem Haß gegen seinen Todfeind Luft macht. Das Zugeständnis an die Hoheit des Herrschers, mit dem er seine Ausführungen einleitet, daß die Person eines Herrschers unverletzlich sei, dient ihm nur dazu, Heinrich IV. in ein möglichst ungünstiges Licht zu rücken. Der Vorteil, den andere ganz naturgemäß aus ihrer Würde als Herrscher schöpfen, kann ihm nicht zu gute kommen, da er ja nur durch Heuchelei zum Throne gelangt ist und damit jeden Rechtes, als König geachtet zu werden, verlustig gegangen ist. Nach wie vor versteift sich Boucher darauf, daß die Monarchie dem Willen des Volkes unterliegt und daß das Wahlrecht dem Erbrecht vorzugehen hat. Das Volk hat die Pflicht, mit den Ketzern aufzuräumen und muß diese Pflicht im Notfall auch gegen seinen Herrscher ausüben. Aus solchen Erwägungen heraus, seine Aufstellungen Schritt für Schritt mit einem umständlichen Apparat gelehrter und gelegentlich sogar scholastisch-spitzfindiger Erörterungen begleitend, gelangt Boucher dazu, Chastels Mordanschlag als eine pflichtgemäße, Gott und den Menschen wohlgefällige große Tat hinzustellen. Mit stets wachsendem Eifer redet er sich in eine an Verzückung grenzende Bewunderung seines Helden hinein. Seine sonst von gehässiger Leidenschaft bewegte Sprache nimmt fast den Schwung lyrischer Begeisterung an.

Bouchers Ideal ist Philipp II. von Spanien, mit dessen politischen Absichten sich eben gerade damals zahlreiche Flugschriften, in günstigem wie in ungünstigem Sinne, beschäftigten[55]. In seinen Landen suchte er schließlich Zuflucht,

---

[54]) 1595. Ins Lateinische übersetzt unter dem Titel „*Jesuita sicarius*" (1611).

[55]) Vgl. „*L'Anti-Espagnol, ou Brief Discours du but où tend Philippe, Roi d'Espagne, se meslant des affaires de France*" 1590; im Jahre 1593

als ihm seit Heinrichs IV. Regierungsantritt der Boden in Frankreich zu heiß wurde. Schon in den Schriften aus der Zeit der Liga hatte er der auswärtigen Politik Philipps II. seine Anerkennung gezollt und sich nicht gescheut, nationale Interessen Frankreichs seinem Fanatismus zu opfern. Mit der Zähigkeit, die eine durch politischen Eifer geschärfte religiöse Leidenschaft zu verleihen pflegt, blieb er ihm auch noch fernerhin treu ergeben. Die *„Oraison funèbre de Philippe II“* [56]), die er dem Andenken Philipps II. widmete, fließt ganz über von Bewunderung für seine Person und Politik. Für die Schattenseiten seines Wesens, für die Schäden seines Systems und die Verbrechen seines gewalttätigen, jede freiheitliche Regung unterdrückenden Regiments hat der geschworene Feind Heinrichs IV. in seinem blinden Haß keinen Blick. In abgöttischer Verehrung für den spanischen König wird er zum Apostel der Gegenreformation, die er — merkwürdig genug — in einem mit der Auffassung seines Helden nicht zu vereinbarenden Sinne zugleich im Namen der zügellosesten Demokratie predigt.

Vor Boucher treten andere zurück. Sie sind uns vielfach nur aus den Erwähnungen Lestoiles bekannt [57]). Allenfalls verdient noch Jean Porthaise, seit 1589 théologal zu Poitiers, hier eine Erwähnung. Der Glaubenswechsel Heinrichs IV. gab auch ihm die Veranlassung zu einer Reihe von Predigten, in denen er nach der Sitte der Zeit Religiöses und Politisches verquickte [58]). Von den neuen Theorien jener Tage ist er nur wenig beeinflußt, viel weniger jedenfalls als etwa Boucher. In wesentlichen Punkten ist seine Denkweise geradezu auf dem engen Standpunkt der mittelalterlichen katholischen Kirche stehengeblieben. Ohne Bedenken proklamiert er die Oberhoheit des Papstes über die weltlichen Herrscher. Der Geistlichkeit spricht er das Recht des Widerstandes gegen die weltliche Obrigkeit, ja sogar das bedingungslose Ab-

veröffentlicht unter dem Titel: *„L'anti-Espagnol, ou Exhortation de ceux de Paris, qui ne se veulent faire Espagnols, à tous les François de leur Parti, de se remettre en l'obéissance du Roi Henri IV. et de se délivrer de la Tyrannie de Castille.“* (Auch in: *Mémoires de la Ligue IV.* S. 211—234). Dazu: *„Response à l'Anti-Espagnol semée ces jours passés à Lyon de la part des Conjurés, qui avoient conspiré de livrer la Ville aux Hérétiques“* 1590; *„Les feux de joie, de Lyon, Orléans, Bourges et autres villes qui se sont remises en l'obéissance du Roi; qui est une Exhortation ... à l'Espagnol“* 1594 (*Mémoires de la Ligue* VI. S. 117 ff.); *„Remontrance aux François“* 1594 (*Mémoires de la Ligue* VI. S. 25—30) Auch Dichtungen gehören hierhin: *„Exil et passeport des Jesuites“* 1595 (*Mémoires de la Ligue* VI. S. 256—260).

56) 1600 (*Bibl. Mazarine* Nr. 24818).

57) Im übrigen vgl. Labitte *l. c.*

58) *„Cinq Sermons du Père Porthaise, Théologal de Poitiers, de l'Ordre de Saint François, sur la simulée Conversion du Roi de Navarre, prononcés en l'Eglise de Poitiers, l'an 1593.“* Paris 1594.

setzungsrecht der Herrscher zu. Dagegen verliert er nur wenig Worte über die Rechte des Volkes und die Befugnisse der Stände. Seine Auffassung vom Wesen des Staates ist klerikal-mittelalterlich, während die Bouchers demokratisch-ligistisch ist. Der Eifer für die Religion rechtfertigt in Porthaises Augen alles, er heiligt selbst den Königsmord und läßt Cléments Tat über alles Lob erhaben erscheinen. Vor seinem religiösen Fanatismus hat sich Heinrich IV. auch durch seinen Glaubenswechsel nicht als wirklicher Katholik ausgewiesen und keinen Anspruch auf den Thron erworben. Porthaise zerbricht sich den Kopf, wem die Krone eigentlich zustehe, und zeigt nicht übel Lust, auf die Lockungen Philipps II. hereinzufallen. An gehässigen, mit den Phrasen von Recht und Religion schlecht umkleideten Angriffen auf den „Béarnais" läßt er es natürlich nicht fehlen, wenngleich er es in dieser Beziehung nicht so weit bringt wie der sich gleich ins Maßlose verlierende Boucher. Sein Stil zeigt stellenweise eine Nachlässigkeit der Ausdrucksweise, die sich, wenigstens soweit das die Predigten betrifft, aus der lässigen Art seiner mündlichen Rede erklären mag[59]. Im übrigen haftet seiner Ausdrucksweise eher etwas Trockenes, manchmal sogar Unbeholfenes an. Aus der Fülle von Zitaten, über die man jeden Augenblick stolpert, vermag sich der Gedanke oft nur mit Mühe durchzuringen. Kräftig, obwohl unbeholfen klingt seine Stimme aus der Tiefe der Provinz, um rasch zu verstummen, als die erregten Gemüter der Zeit in versöhnlicher Gesinnung ihren Frieden mit dem neuen Herrscher zu schließen begannen.

IX. Schluß.

Der gewaltige, stark in die Breite, aber auch stark in die Tiefe gehende Strom der politischen Literatur konnte nicht eingeengt bleiben in dem durchwühlten Bett, in dem er brausend dahinströmte, sondern mußte bald hinüberfluten auf die übrigen Gebiete literarischen Schaffens. Die Ufer, die ihn einschlossen, waren doch viel zu flach, als daß sie ein Übergreifen der stetig anwachsenden Flut hätten verhindern können.

Das menschliche Geistesleben in seinen Tiefen erschütternd, erschafft sich die Reformation neue Mittel und Wege gedanklichen

[59]) Porthaise scheute sich nicht, vor seiner frommen Gemeinde lange Tiraden bretonischen Platts als Hebräisch zum Besten zu geben: „. . . *preschant au mesme lieu, debitoit impudemment à ses Auditeurs de grandes periodes en Bas Breton, son langage maternel, qu'il leur faisoit passer pour de l'Hebreu; mais il fut decouvert par Mr. de Lescalle, qui l'ayant esté oüyr un jour par curiosité, et n'ignorant ny l'Hebreu, ny le Bas Breton, fit connoistre sa fourbe à ceux qui l'avoient mené au sermon de Porthaise*" (Jos. Scaliger, *Scaligerana*, 1695, S. 322).

Austauschs und fügt zu den Gattungen literarischer Betätigung, welche das 16. Jahrhundert aus früheren Perioden überkommen, als neues selbständiges Arbeitsgebiet die politische Literatur hinzu. Aber sie reißt auch die Schranken nieder, welche die einzelnen Literaturzweige getrennt. Der große geistige Kampf der Zeit wird bald auch auf allen anderen Gebieten französischen Schrifttums ausgefochten. Seit dem Eindringen der Reformationsideen hört das Renaissanceideal auf, der Literatur allein Richtung und Inhalt zu geben. Maßgebend wird hinfort statt dessen die Stellung, welche die einzelnen Vertreter zur Reformation einnehmen. Nicht mehr künstlerisch-ästhetische Maßstäbe, sondern religiöse und politische Überzeugungen bestimmen die Gruppierung, welche sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts innerhalb der französischen Literatenwelt vollzieht.

Am unmittelbarsten macht sich das geltend in der Geschichtschreibung, die hauptsächlich unter Plutarchs Anregungen rasch emporblüht und den Stoff, den sie aus der großen Fülle der Zeitereignisse schöpft, bald in der Form von Denkwürdigkeiten, bald in der Form exakter historischer Verarbeitung zur Darstellung bringt. Trotz aller Unparteilichkeit, deren sich einzelne ihrer Vertreter, wie namentlich De Thou befleißigen, fließt sie in deutlich wahrnehmbarer Scheidung in eine katholische und in eine protestantische Richtung auseinander, welche durch die Namen Monluc einer-, und De La Noue andererseits bezeichnet werden.

Auch Montaignes Werk wird sich nicht mehr von der großen geistigen Arbeit und Richtung der Reformation trennen lassen, seitdem Armaingaud Montaigne als Verfasser der wichtigsten und für die Tendenz der ganzen Schrift ausschlaggebenden Partien des *„Contr'un"* nachgewiesen und in dem gelehrten Autor der *„Essais"* einen verschmitzten Feind des Königtums und einen versteckten Freund politischer Reformationsideen aufgedeckt hat [60]). Die Auffassung, welche die Literaturgeschichte bisher von Montaigne vertreten, bedarf nach Armaingauds Enthüllungen einer gründlichen Revision [61]).

Die Wandlung, welche unter der Einwirkung der Reformation in der französischen Literatur vorgeht, gibt sich auch in dem Gegensatz kund, in dem die großen epischen Leistungen des Jahrhunderts zueinander stehen. Ronsards

60) Zuletzt: *„Montaigne pamphlétaire: L'énigme du Contr'un"* (Paris 1910).

61) In der Erwartung, daß Armaingaud, wie angekündigt, den Nachweis seiner These auch mit sprachlichen Argumenten stützen wird, sei hier zur Ergänzung von *„Montaigne pamphlétaire"* S. 35, Anm. 1 vorläufig hingewiesen auf die Stelle bei Lestoile I. 1. S. 74: *„Le nom de mignons commença en ce temps à trotter par la bouche du peuple, auquel ils estoient fort odieux . . ."*

„*Franciade*" ist durchaus in antikem Geist gehalten. Das Fehlen jeder christlichen Inspiration bedeutet keinen geringeren Mangel, als die sich in einer kindlichen und kindischen Nachbildung äußerlicher Stilmittel erschöpfende Imitation Virgils. Die Hugenotten erkannten die Schwäche in Ronsards Werk richtig, als sie der epischen Leistung eines der Ihrigen zujubelten, Du Bartas' „*Sepmaine*". Die Nahahmung der antiken Vorbilder einschränkend, will Du Bartas in christlichem Geiste dichten. Er will auf seine Zeit wirken, indem er ihren Geist zu treffen sucht. Der Erfolg hat seine Berechnung nicht enttäuscht. Während Ronsards „*Franciade*" einer raschen Vergessenheit anheimfiel, erlebte Du Bartas' „*Sepmaine*" in sechs Jahren dreißig Auflagen und wurde ins Lateinische, Italienische, Spanische, Englische, Deutsche, Holländische und Dänische übersetzt.

Du Bartas' „*Sepmaine*" wird überragt von dem großen kraftvollen Epos der französischen Reformation, von D'Aubignés „*Tragiques*".

D'Aubigné ist zweifellos die dichterisch bedeutendste Persönlichkeit, welche die Reformation in Frankreich hervorgebracht hat. Seine ganze Lebensarbeit, als Dichter wie als Geschichtschreiber, als Soldat wie als Diplomat, hat er an die Erreichung politischer Ziele und an die Verwirklichung politischer Ideale gesetzt. Er dichtet nicht um des Dichtens willen — und doch reicht er an poetischer Kraft an Ronsard heran, dessen Auffassung vom Beruf des Dichters freilich ihm zeitlebens fremd geblieben ist; auch als Historiker ist er groß, er steht in seiner Zeit nur noch hinter De Thou zurück [62]) — und doch ist ihm die Geschichtschreibung nicht Selbstzweck. Als Dichter wie als Geschichtschreiber ordnet er sich einer höheren Aufgabe unter, dem Dienst seiner Partei. Zeit seines Lebens ist er ein Mann des 16. Jahrhunderts geblieben; für seinen leidenschaftlichen Parteieifer hatte das 17. Jahrhundert kein Verständnis mehr. Erst die Tage der Revolution sollten wieder Naturen seines Schlages erstehen lassen. Inmitten der Wandlungen, welche seit der Regierung Heinrichs IV. in den Verhältnissen in Frankreich und Europa vorgegangen sind, hat er sich mit Zähigkeit die starre protestantische Gesinnung bewahrt, welche er in den Wirren der Religionskriege betätigt hatte. Auch seine poetischen Anschauungen wurzeln zu tief in jener Zeit, als daß die neuen Bewegungen und Strömungen, welche um die Wende des Jahrhunderts in der Literatur aufkommen, Einfluß auf ihn ausgeübt hätten. Die Reformbestrebungen Malherbes, den er noch um zwei Jahre überlebt hat, sind spurlos an ihm vorübergegangen.

D'Aubignés politischen Ideen kann man nicht immer ge-

[62]) Vgl. jetzt auch Rocheblave, *Agrippa D'Aubigné* (Paris 1910) S. 144.

rade eine große Originalität nachrühmen. Seine Forderungen und Befürchtungen, seine Wünsche und Bedenken sind die seiner Partei, deren Programm er adoptiert und verteidigt. Mit dem Eintreten für seine Partei und ihre Interessen glaubt er die Rechte des Vaterlandes zu wahren. Darum spielt auch die Widerlegung der gegen seine Partei gerichteten Vorwürfe eine große Rolle bei ihm. Er führt sie alle einzeln auf, zergliedert und beantwortet sie [63]). Seine Beweisführung bezweckt zu zeigen, daß die Protestanten in ihrer feindseligen Haltung gegen den König und die Katholiken in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt haben [64]). Die immer und immer sich erneuernden Kriege haben stets den Bruch des einmal mit ihnen geschlossenen Friedens zur Ursache gehabt. Schon äußerlich tritt das darin zutage, daß er jedes seiner Bücher mit einem Friedensschlusse endigen läßt. Seinen Stoff vergewaltigend, strebt er seinem Ziele zu. Dadurch nimmt seine Darstellung etwas Gekünsteltes an, aber es deckt sich diese Anlage seines Geschichtswerkes mit seiner Anschauung von dem Verlauf der geschichtlichen Dinge, welche jeden Neuausbruch der Bürgerkriege auf die Verletzung des bestehenden Religionsfriedens zurückführt und der Friedensliebe der hugenottischen Partei unbeschränkte Anerkennung zollt. Die Liebe zum Frieden übt auf seinen kriegerischen Sinn einen geheimnisvollen Zauber aus, dessen ganze Stärke ihm in den letzten Jahren seines Lebens erst recht wieder zum Bewußtsein gekommen sein mag, als er in dem „*Caducée ou Ange de Paix*“ [65]) mit einem zu seinem starren kriegerischen Sinne wenig harmonierenden Eifer noch einmal, zum letzten Mal, zum Frieden riet.

Die Herstellung und Aufrechterhaltung des Friedens bildet in seinen Augen das ehrlichste Bestreben der Hugenotten und ihrer Führer, einen Beweis ihrer aufrichtigen Liebe zum Vaterland. Es ist ein Gedanke, welcher sich immer und überall durchringt und seinem Geschichtswerk den Charakter einer großangelegten Apologie der hugenottischen Parteibestrebungen gibt. Den Nachdruck seiner Ausführungen legt er auf die Rechtfertigung der Haltung seiner Partei gegenüber dem König und der staatlichen Hoheit. Er greift ein altes Argument wieder auf, wenn er der anfänglichen Enthaltung der Hugenotten von jedem politischen Hervortreten ihre später so gewaltige politische Betätigung gegenüberstellt und diese Wandlung in der Parteistellung der Hugenotten

[63]) Vgl. Réaume, *Notice biographique et littéraire sur Théodore-Agrippa D'Aubigné* (1883) S. 87 ff. Exbrayat, *Agrippa D'Aubigné patriote.* Thèse. Montauban 1888. S. 22 ff.

[64]) Vgl. auch „*Du debvoir mutuel des roys et des subjects.*“ *Œuvres complètes*, éd. Réaume et de Caussade, II. S. 57 ff.

[65]) *Œuvres complètes* II. S. 71—109.

auf die willkürlichen Eingriffe der staatlichen Macht in ihre religiösen Rechte zurückführt. Ohne Zögern spricht er seiner Partei klar und deutlich ein Widerstandsrecht gegen die Staatsgewalt zu für den Fall, daß der Staat in die Religion eingreift und damit die Gewissen der Untertanen vergewaltigt. Als überzeugter Hugenott steht auch er ganz auf dem Boden der Calvinschen Theorie vom Widerstandsrecht der Untertanen gegen die weltliche Obrigkeit. Über dem Dienst des Königs steht ihm der Dienst Gottes.[66]) Seine Pflichten gegen den Staat müssen sich seinen Pflichten gegen die religiöse Sache, in deren Dienst er sich weiß, unterordnen. In dem Widerstreit, in welchen ihn die politischen und religiösen Pflichten führen, sucht er einen Ausgleich zu erzielen, der eigentlich immer nur auf Kosten der politischen Interessen zu erreichen ist. Seiner Religion bleibt er fest und unwandelbar treu; mit großer theologischer Sachkenntnis tritt er für ihre Rechte und Lehrsätze ein, wie in der Fehde gegen den Kardinal Du Perron[67]). Selbst die enge Freundschaft, welche ihn mit Heinrich IV. verband, hat ihn nicht vermocht, dem Beispiel des Königs zu folgen und seine Religion abzuschwören. Die Beharrlichkeit im protestantischen Glauben, welcher andere Rücksichten weichen müssen, faßt er in dem Satz zusammen: „. . . *il n'y a rien dans les bornes du service de Dieu que je ne face avec gayeté de cœur et passion*".[68]) Seine Sympathie wendet er seinem Gesinnungs- und Glaubensgenossen La Trémouille zu. Er lobt die selbstlose Beharrlichkeit, mit welcher er die Rechte der hugenottischen Partei gewahrt und allen Verlockungen widerstanden hat[69]). Im Bunde mit ihm widersetzt er sich der von dem Herzog von Savoyen geleiteten, von dem Papst und dem Kaiser sowie dem König von Spanien unterstützten Unternehmung, welche unter dem Vorwande der Förderung der protestantischen Interessen die Zerstückelung Frankreichs bezweckte[70]). Auch die Einmischung fremder Mächte in die Angelegenheiten des Landes hat er stets nur ungern gesehen, selbst wenn sie der protestantischen Sache Vorteil zu verheißen schien. Um so mehr mißbilligt er Eingriffe fremder Mächte in den Fällen, in welchen die Interessen des Protestantismus durch das Dazwischentreten des Auslandes bedroht sind. Seine Abneigung gegen die Liga wird durch die verräterische Annäherung an Spanien, wie sie die Guisen gesucht haben, zum Haß entflammt. Und wenn er im Jahre

[66]) Vgl. Réaume S. 102 ff. Exbrayat S. 42 ff.

[67]) Vgl. auch E. S. A. Gout, *Agrippa D'Aubigné théologien.* Thèse. Montauban 1883.

[68]) *Œuvres complètes* II. S. 695.

[69]) *Histoire Universelle* S. 623, *Mémoires* S. 103. Vgl. auch Exbrayat S. 43.

[70]) *Histoire Universelle* III. S. 670 ff.

1585 unter dem Drucke der Verhältnisse in Unterhandlungen mit dem spanischen König eintritt, so wagt er einen solchen Schritt nur in dem Bewußtsein, daß Heinrich von Navarra die Seele der Unternehmung ist[71]).

Wir sehen schon jetzt, welche Haltung D'Aubigné gegenüber der Frage nach dem Verhältnis von Recht und Macht eines Herrschers einnimmt. Nicht bloß, daß er mit Calvin und seiner Schule den Gehorsam gegen den Fürsten durch die höhere Rücksicht auf Gott begrenzt glaubt, er zieht auch den Rechten des Fürsten gegenüber seinen Untertanen engere Schranken. In dem Zwiespalt, zwischen dem durch die Tradition geheiligten Königtum und der von radikalen Gemütern geforderten „freieren" republikanischen oder aristokratischen Staatsform zu wählen, entscheidet er sich ohne Bedenken zu Gunsten der Monarchie, und zwar zu Gunsten der Erbmonarchie[72]). In dieser Stellungnahme läßt auch der Umstand keine Änderung eintreten, daß sein persönliches Verhältnis zu Heinrich IV. vorübergehend erkaltete[73]).

Seine Auffassung vom Wesen des Königtums hat D'Aubigné in einer umfangreichen Schrift, *„Du debvoir mutuel des roys et des subjects"*[74]) ausführlich dargelegt. Die Schrift bildet eine Antwort auf die im Eingang aufgeworfenen Fragen: *„Si les traittez, contracts et conventions entre le Prince et ses subjects sont obligatoires de la part du Prince. — Par quels moyens legitimes le Prince peut estre adstrainct à l'observation des conventions et promesses faites à ses subjects. — Quelles cautions et asseurances le peuple peut demander à son Prince pour l'ob-*

71) Exbrayat S. 48.

72) Lotheissen. *Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert* I (1877) S. 113 irrt, wenn er meint, D'Aubigné sei „im Grunde seines Herzens republikanisch gesinnt". (Einige Seiten später sagt übrigens Lotheissen selbst, dieses Urteil einschränkend: „Muß man sich auch hüten, D'Aubigné moderne demokratische Ansichten unterzuschieben, so..." S. 122). Vgl. jetzt auch Rocheblave S. 139: *„Notons qu'il n'est pas républicain."*

73) Exbrayat S. 37, 38.

74) *Œuvres complètes* II. S. 33—69. Natürlich bringt er auch an anderen Stellen seine Meinung zum Ausdruck. Auch bei ihm spielt die seit der Bartholomäusnacht zum stehenden Thema staatstheoretischer Erörterungen gewordene Scheidung des Königtums von der Tyrannis eine große Rolle: vgl. *„Traitté sur les guerres civiles"* II. S. 4 ff. Er billigt nicht den Satz, *„qu'il n'y a nulle deffence legitime des subjects contre les Princes souverains, ni pour matiere de religion, ni pour cause que ce soit"* (ib. S. 22). In der Abhandlung *„Du debvoir mutuel des roys et des subjects"* (II. S. 33—69) schreibt er: *„Ayant dit ces choses en faveur de la Royauté, je serois bien marri qu'elles fussent employees pour la Tirannie et son injuste soustien. Nous devons maintenir l'Estat soubs lequel nous sommes nez et respirons, ennemis de sa decadence et du perilleux changement. En un mot nous devons tout au Roy et rien au Tyran. Or pour mieux cognoistre la Royauté par l'opposition de son contraire qui est la Tyrannie, il faut sçavoir que ceste ci n'est point seulement aux excés et violences qui diffament le regne, mais en l'injuste usage du sceptre, quand il veut posseder ce que le regne ne tient point sous soy"* (S. 55). Vgl. ferner Réaume S. 96 und Exbrayat S. 38, 39.

servation des conventions et promesses. — Si le Prince peut, sans prejudicier à son aucthorité, traicter avec ses subjects des moyens qu'il convient tenir pour mettre à entiere execution ce qui a esté accordé et convenu de part et d'autre, et pour convenir de qualité des cautions qui ont esté promises de la part du dict Prince. — Si les subjects ayans la permission du Prince, se peuvent asseurer (ou continuer la tenuë de l'Assemblee convoquee par le Prince), pour adviser aux moyens legitimes de reparer les contreventions faites aux promesses de leur Prince et renouveler les cautions et asseurances que le Prince leur avoit donnees." Die Beantwortung dieser Fragen, welche die in jenen Tagen am meisten umstrittenen Probleme berühren, kommt fast einer Darlegung seiner gesamten politischen Anschauungsweise gleich. Auf Beispiele aus der Bibel gestützt, dabei stets den Blick auf seine Zeit richtend, führt er aus, daß die Völker ihren Fürsten Gehorsam schulden, daß sie aber die Tyrannei eines Herrschers nicht zu dulden brauchen: „*Nous trouvons dés le premier regne la Tirannie, et aussi tost contre elle des justes oppositions*“[75]). „*Ceux qui mettent en question s'il n'y a aucun refuge juste envers le Prince et aucune deffence juste du juste refus, ceux là font le procés à David*“ etc.[76]). Wenn D'Aubigné dem Herrscher das Recht bestreitet, in die Gewissen hineinzuregieren, so leitet ihn auch hier wieder nur seine echt hugenottische Furcht vor der die Gewissen vergewaltigenden Tyrannei. Bei aller Beharrlichkeit, mit welcher er die Monarchie verteidigt, betont er zugleich die Notwendigkeit der Unterordnung des Fürsten unter die Gesetze des Staates: „. . . *nulles maximes et resolution des Docteurs n'ont exempté nos Princes naturels des loys de nature qui les avoyent fait Princes: au contraire ils les ont prononcees y estre subjects et obligez*“[77]). In scharfen Worten wendet er sich gegen die „*belistres mercenaires, qui ne trouvans pas de quoy s'eschauffer par les voyes communes et honorables, se sont insinuez en la bonne grace des dominateurs, en les voulant (comme ils disoyent) mettre hors de la curatelle des lois.*“ Der Fürst unterliegt den Gesetzen.[78]) Durch den Hinweis auf die Königstreue der Protestanten gibt D'Aubigné seinen Erörterungen einen aktuellen Wert[79]): er läßt sie ausklingen in seiner auf religiöser Überzeugung fußenden Zuversicht auf den endlichen Sieg der protestantischen Sache:

[75]) ib. S. 42. [76]) ib. S. 43. [77]) ib. S. 47. [78]) ib. S. 48.

[79]) „*Je n'ay plus à parler qu'à ceux de qui les doubles feintes descouvrent une veritable lascheté . . . „Je leur demande qui s'acquitte mieux de son debvoir envers le Roy, ou ceux qui apprenent en la parole de Dieu et observent ce qui est deu aux Princes, ou ceux qui estudient en leurs affaires, en la peur de l'exil ou de la mort ou en l'esperance des pensions, ce que leur bouche et leurs plumes doibvent dire et escrire en tordant leurs consciences et leurs coeurs, s'ils en avoyent. Voyons qui d'eux ou de nous s'acquitte mieux de ce debvoir et pourra mieux en respondre devant Dieu*“ (ib. S. 62, 63).

„Nous sommes membres de Christ puis qu'il parfait ses souffrances en ses membres et qu'il veut les continuer en nous; soyent le Ciel et le Monde spectateurs du sang que nous espandons, et s'il faut perir par les flammes, nous jettons nos veuës au chemin qu'elles prenent: elles iront devant et nous aprés, et avec elles de l'air dans les nuës; et en perceant le Ciel, nous volerons où sont desjà nos desirs arrivez, à sçavoir au throne de l'Eternel, pour là prendre place, regner et triompher avec les Anges bienheureux". [80])

Die Zuversicht, mit der D'Aubigné an die Lebenskraft des Protestantismus glaubt [81]), hat im Laufe der Zeit manche starke Erschütterungen erfahren unter dem Einfluß der Wandlungen, welche der Protestantismus in Frankreich wie im übrigen Europa durchgemacht hat. Auch den Fall von La Rochelle hat er noch erlebt. Aber mit der ihm eigenen Starrheit der Gesinnung hat er nicht aufgehört, für die Sache des Protestantismus zu kämpfen. Nichts lag ihm ferner und widersprach so sehr dem Grundzug seines Wesens als der Wankelmut, wie er ihn in der Person des Sieur de Sancy gezeichnet und verspottet hatte. Den Schutz, welchen das Edikt von Nantes den Protestanten gewähren sollte, hat er nicht allzu hoch eingeschätzt; er war einer der ersten, der erste vielleicht, der das vielgefeierte und vielbekrittelte Gesetz in seinem Wert und Unwert richtig erkannt hat [82]).

Auch D'Aubignés Beispiel zeigt, wie aus den Kämpfen des 16. Jahrhunderts die politische Theorie schließlich mit dem Sieg des monarchischen Gedankens hervorging. Zweifellos war an diesem Ergebnis die Entwicklung Schuld, die die politischen Verhältnisse in Frankreich seit der Thronbesteigung Heinrichs IV. genommen hatten. Aber ebenso gewiß ist auch, daß Bodins gewaltige, alle anderen Werke überragende theoretische Leistung daran nicht unbeteiligt war. Für die Sache des nationalen Königtums eintretend, hilft die *„Satyre Ménippée"* das Recht der Monarchie erstreiten. Von den gelehrten Erörterungen der *„Six livres de la République"* laufen manche Fäden hinüber zu dem herzerfrischenden, Leben atmenden Ton, in dem sie die Liga und ihre Pläne dem öffentlichen Gelächter preisgibt und die Stände zum Gegenstand ihres Spottes macht. Was Bodin als Postulat hoher Theorien ausgesprochen, das verkündet sie als Forderung des gesunden bürgerlichen Verstandes. Für Heinrich IV. bedeutete

[80]) ib. S. 69.

[81]) *„. . . . vous verrez que l'esprit de Dieu a tousjours eu sa force, qu'il la communique à son Eglise, et puis qu'il l'honore des triomphes passez: il n'est pas las d'elle, il la tient par la main et la relevera au-dessus de ses ennemis"* (*„Traitté sur les guerres civiles."* *Œuvr. compl.* II. S. 12).

[82]) *Histoire universelle* III. S. 730 ff.; vgl. auch Réaume S. 92.

sie *„une autre bataille d'Ivry, une victoire définitive sur l'opinion.“* [83])

Die Theorien der Liga waren letzten Endes eine wüste Reaktion gegen eine Disziplinierung des Staates in Bodins Sinne gewesen. Seitdem aber Heinrich IV. über die Liga triumphiert, mehren sich die Stimmen, die für die Neuordnung des Staates unter der Hoheit einer starken Monarchie eintreten. Jetzt erst kommt der Augenblick, wo sich Bodins Gedanken — natürlich mit der immer unvermeidlichen Einschränkung — wirklich durchsetzen. Der Absolutismus Richelieus und Ludwigs XIV. wird in einseitigerer und radikalerer Form, als es das Königtum Heinrichs IV. gewesen war, die Verwirklichung des Bodinschen Ideals einer starken nationalen Monarchie.

Keiner von allen denen, die unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. über König und Volk, über Staat und Kirche geschrieben, kann sich an Reichtum und Tiefe der Gedanken mit Bodin messen. Das klassische Zeitalter der französischen Literatur ist trotz alles strahlenden Glanzes eine Periode des Stillstandes. Selten hat die Gestaltung der staatlichen Verhältnisse den politischen Theorien mit gleich zwingender Gewalt die Richtung gewiesen. In die Verherrlichung des absolutistischen Regierungssystems klingen nur schwache Zweifel und Bedenken hinein. Es fehlt der Theorie die schöpferische Kraft, welche sie befähigt, sich über die Verhältnisse zu erheben und neue Bahnen zu erschließen. Unter dem jede freiere Regung lähmenden despotischen Druck hatten die Theoretiker nicht die Möglichkeit, mit ihren Gedanken in die Tiefe zu gehen. Sie waren allein auf die Bewunderung angewiesen und blieben an der glänzenden Oberfläche haften. So trugen ihre Theorien, wie jedes einseitig überspannte, auf Äußerlichkeiten gerichtete Staatsideal, von vornherein den Keim des Verfalles in sich.

Die Kräfte, die zur Zersetzung führen sollten, sind aus dem Rationalismus geflossen, welcher schon früh [84]) in zahlreichen vereinzelten Anzeichen zutage getreten war, aber erst im 18. Jahrhundert im geistigen und literarischen Leben zur Herrschaft gelangte. Hatten die politischen Theoretiker des 16. Jahrhunderts, von religiösen Ideen ausgehend, im Namen der durch die Reformation gebrachten, von katholischer Seite widerstrebend genug hingenommenen geistigen Freiheit die engen Schranken der kirchlichen Theokratie des Mittelalters durchbrochen, so kommen die des 18. Jahrhunderts aus der rationalistischen Sphäre her und gründen ihre Systeme

[83]) Labitte S. 106.

[84]) Vgl. Lechler, *Geschichte des englischen Deismus* (1841). S. 11 ff.

auf die allen Menschen zugänglichen Grundgesetze der Vernunft. Die religiöse Aufklärung wird von der rationalistischen abgelöst. Die Forderung der Gewissensfreiheit, welche das Reformationszeitalter im Namen des Glaubens erhoben und durch den Mund von L'Hospital und Pasquier auch in der Politik verkündet, wiederholt das 18. Jahrhundert im Namen der Vernunft. Auch die Vertragstheorie, an deren geschichtlicher Herleitung sich die „*Vindiciae*" und nach ihnen noch andere [85]) abgemüht hatten, gewinnt mit einem Schlage eine folgenschwere, die gesamte Grundlage und Richtung der politischen Theorie verschiebende neue Bedeutung, seitdem die Naturrechtsschule die historische Deduktion der Vertragstheorie über Bord wirft und ihre Theorien auf die allen Menschen zugänglichen, von ihnen allgemein anerkannten Gesetze der Vernunft gründet und den auf der Basis der natürlichen Vernunft abgeschlossenen Vertrag als die Form der Entstehung des Staates begreifen lehrt.

Das, was das 16. Jahrhundert geleistet hat, wird von dem 18. in neuem Geiste weitergeführt. Beide Jahrhunderte stehen sich näher, als es aus der Ferne scheinen möchte. „Die näher liegenden Veranlassungen, die eigentlich vorbereitenden und bedingenden Momente [in der Herausbildung des Deismus] beginnen mit der Reformation." [86]) Der Rationalismus war überhaupt erst möglich, seitdem die Reformation die Erörterung religiöser Fragen im Namen des Gewissens und der persönlichen Verantwortlichkeit in Fluß gebracht und im Namen des Fortschritts das Recht freier Forschung auf religiösem Gebiete wie auf anderen Gebieten erkämpft hatte. Dem Rationalismus arbeitete die Reformation vor, indem sie der Glaubenseinheit des Katholizismus den Todesstoß versetzte und endgültig mit der dogmatischen Gebundenheit brach, in der die mittelalterliche Kirche alles religiöse Leben festgebannt hatte.

Bei allem vorherrschenden Drang zu religiöser Vertiefung und Verinnerlichung liegt in der Reformation ein starker Einschlag kritisch-verstandesmäßiger Elemente. Erst indem die Reformation nach beiden Seiten hin — nach der religiös-innerlichen wie nach der kritisch-verstandesmäßigen — ihre Wirkung ausübte, hat sie sich in dem vollen Umfang ihres innersten Wesens entfaltet. Während sie durch ihre den Glaubensfragen zugewendete religiöse Grundrichtung den Anstoß zu einer Auffrischung und Vertiefung des religiösen Lebens — und zwar nicht bloß im protestantischen, sondern auch im

[85]) Vgl. Treumann, *Die Monarchomachen.* Heidelberg. Diss., 1895. S. 52ff.

[86]) Lechler S. 16.

katholischen Lager[87]) — gab und so in frommer Betätigung eine rein verinnerlichende stille Arbeit leisten half, deren Würdigung einer Geschichte des religiösen Lebens in Frankreich vorbehalten bleiben muß, ist dem Kritizismus der Reformation eine ungleich geräuschvollere Laufbahn beschieden gewesen. Er hat sich weite Gebiete des geistigen Lebens erobert und in der Form des Freidenkertums eine neue mächtige Weiterbildung erfahren. In dieser letzteren Entwicklung hat die politische Literatur eine entscheidende Rolle gespielt. Denn in ihr ist zum ersten Mal die bewußte Verquickung des Religiösen mit dem Weltlichen in weitestem Umfang zur Tat geworden; in ihr ist zum ersten Mal, außerhalb des engen religiösen Gebietes, der Zweifel dem Autoritätsglauben mutig entgegengetreten. Im 16. Jahrhundert lernte es der Franzose, über Staat und Politik nachzudenken, das menschliche Wollen den gegebenen Bedingungen menschlichen Daseins gegenüberzustellen und so sich an dem großen Gegensatz zu erproben, dessen Lösung das 18. Jahrhundert im Zusammenhang mit anderen allgemeinen Ideen erneut versuchen sollte. Es ist kein Zufall, daß in der markantesten und vielseitigsten Persönlichkeit, welche die politische Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hervorgebracht hat, in Jean Bodin, bereits ein Freidenker steckt. Er, der Sohn einer spanischen Jüdin, schwankt zwischen Reformation und Katholizismus hin und her, setzt sich geflissentlich über alle Religionen hinweg und schreibt in seinem „*Colloquium Heptaplomeres*" das erste deistische Buch Frankreichs.

* * *

In die buntschillernde Gedankenwelt des 16. Jahrhunderts läßt die Beschäftigung mit den politischen Fragen der Zeit manchen belebenden, aber auch manchen wieder rasch ersterbenden Strahl hellen Lichtes fallen. Die politische Literatur ist der Spiegel, der alle jene zahlreichen wichtigen wie nichtigen Ideen in buntester Brechung reflektiert und bis in entfernte Winkel der französischen Literatur hineinwirft. An dem großen Fortschritt, welchen das 16. Jahrhundert auf allen Gebieten geistigen und literarischen Lebens erreicht hat, darf auch die politische Literatur ihren Anteil beanspruchen. Die Nachwirkungen, welche sie hinterlassen, sind begreiflicherweise nicht gleichmäßig stark und nachhaltig gewesen. Neben Bleibendem steht so vieles, was der Augenblick geboren und was nur für den Augenblick Wert hatte. Erst die Folgezeit

87) Vgl. Brunetière, *Histoire de la littérature française classique* II. S. 79 ff.

sollte das Dauernde von dem Vergänglichen unterscheiden lehren. Aber dann sollte es sich auch mit überraschender Deutlichkeit offenbaren, wie die politischen Theorien des 16. Jahrhunderts mitgeholfen hatten, eine feste und sichere Grundlage zu legen, welche, den formenprächtigen, aber ideenarmen Klassizismus überdauernd, den französischen Geist in die Gedankenfrische der Aufklärung hinüberretten konnte und an der Ausgestaltung der Ideenwelt des 18. Jahrhunderts selbst recht wesentlich Anteil zu nehmen befähigt und berufen war.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Satzobjekte und Objektoïde im Französischen.

1. Analyse des Begriffes „Objektoïd“.

Die neueren syntaktischen Arbeiten auf dem Gebiete des romanischen Satz- und Periodenbaues, die, größtenteils aus dem Seminar der Universität Göttingen hervorgegangen, durch ihre systematische Anlage und sorgsame Durchführung im Ausbau der romanischen Syntax einen wesentlichen Fortschritt bedeuten, haben namentlich das Grenzgebiet zwischen den syntaktischen Grundbegriffen „Satz“, „Wortgruppe“ und „Wort“ in ein ganz neues Licht gerückt. Nachdem u. a. schon Erich Müller *Die Vergleichsätze im Frz.* 1900, Bruno Heinrichs *Die Modalsätze im Frz.* 1903, O. Rohte *Die Kausalsätze im Frz.* 1901, C. Busse *Das finale Satzverhältnis in der frz. Sprache* 1905, Jul. Korte *Die beziehungslosen Relativsätze im Frz.* 1910, auch jene Wortgruppen beachtet hatten, welche die Funktionen von Nebensätzen ausüben, ohne durch ein Verbum finitum äußerlich als solche charakterisiert zu sein, haben kürzlich Friedrich Anderten *Der verkürzte Hauptsatz im Frz.* 1912 und August Schmedtper *Die verkürzten Nebensätze im Frz.* 1912 eine zusammenfassende Darstellung des Problems der sogenannten Satzkürzungen zu bieten gesucht. Namentlich ersterem ist es gelungen, unseren Horizont in der Frage: „Was ist ein Satz?“ bedeutend zu erweitern, während Schmedtper eine m. E. schwierigere und in der Prinzipienlehre der rom. Syntax tiefer wurzelnde Seite der gleichen Frage trotz mancher vortrefflicher Einzelleistung nicht mehr völlig zu umspannen vermochte. Das Problem der „verkürzten Nebensätze“ ist nicht bloß nach der Richtung abzugrenzen „was ist noch ein (Neben-) Satz?“ sondern noch in jener zweiten, welche untersucht, ob das Residuum, das aus einer Verkürzung eines Nebensatzes übrig bleibt und das wir als Satz anzusprechen nicht mehr geneigt sind, einen integrierenden Bestandteil des zugehörigen Hauptsatzes bildet, oder aber nach Art der Flickwörter als parenthetischer Einschub zu betrachten ist und mit dem Hauptsatz mithin in loserer Verbindung steht. Im ersten Falle werden die verkürzten Nebensätze in der Regel in sogenannte Satzobjekte übergehen und in der Tat sind die Grenzen zwischen einem *du pain (il n'a pas du pain)* und *de quoi vivre (il n'a pas de quoi vivre) sans doute* und *sans s'en douter, pour moi* und *pour prendre congé* oft so unmerk-

lich, daß es wohl besonders präziser Begriffsdefinitionen zu bedürfen scheint, um das Gebiet des Satzbaues und des Periodenbaues bzw. des „einfachen“ und „zusammengesetzten“ Satzes auseinander zu halten. Im zweiten Falle wird der „verkürzte“ Nebensatz, und bestünde er bloß aus einem Adverb oder einer Konjunktion, seines Satzcharakters nie verlustig gehen.

Dieser Frage ist bisher noch nicht die Aufmerksamkeit zugewendet worden, welche sie m. E. verdient; und ich will zunächst rein formalistisch vorgehen und durch Definitionen diejenigen sprachlichen Ausdrucksmittel, welche als reine Satzobjekte aufgefaßt werden können, von den objektartigen verkürzten Nebensätzen zu unterscheiden suchen. Diese sind es, welche ich als Objektoïde bezeichne. Nach Erledigung der formellen Seite werde ich dann versuchen, eine theoretische Erklärung des Tatbestandes zu bieten, und das „Objektoïd“ als eine eigene Kategorie syntaktischer Ausdrucksmittel dartun, das weder als „Nebensatz“ noch als Objekt genommen werden darf.

Den „Satz“, den man in so vielerlei Weise „auffassen“ kann, ohne daß eine „Definition“ die nächste ausschlösse, will ich in folgendem als einen biologischen Vorgang betrachten, der beim Aussprechen eines Satzes tatsächlich vorliegt. Etwa im Sinne W u n d t s können wir in einem solchen Falle beobachten, d a ß d i e w a n d e r n d e A u f m e r k s a m k e i t e i n e G e s a m t v o r s t e l l u n g i m W e g e e i n e r s p r a c h l i c h e n A u s d r u c k s b e w e g u n g g l i e d e r t. Gefesselt wird die Aufmerksamkeit in der Regel durch einen V o r g a n g (verbale Sätze), den wir bald als A k t i o n (Tätigkeit, Transivitum) bald als S t a t u s (Zustand, Passivum) erfassen. Den sprachlichen Ausdruck hierfür bezeichnet die Syntax als P r ä d i k a t und bedient sich in den idg. Sprachen zu dessen Wiedergabe meist des Verbum finitum. Seltener tritt eine Gliederung einer Gesamtvorstellung ein, ohne daß an einen Vorgang in derselben angeknüpft wird (nominale Sätze): man begnügt sich dann, einzelne Teile einer Gesamtvorstellung zu distinguieren. Die Gesamtvorstellung als solche kann beim Ausdruck durch einen Satz entweder einer besonderen sprachlichen Bezeichnung entbehren (subjektlose Sätze), oder aber durch eine Teilvorstellung, die dem Sprechenden zur Charakterisierung des verbalen Vorganges besonders wichtig erscheint, gewissermaßen „vertreten“: c h a r a k t e r i s i e r t werden (S u b j e k t), während wir alle übrigen Teilvorstellungen, welche geeignet erscheinen, die Natur des zu schildernden Vorganges besser zu verdeutlichen (zu präzisieren), als A d v e r b i e n oder, was m. E. syntaktisch gleichbedeutend ist, als S a t z o b j e k t e bezeichnen. Ein gewisser Unterschied zwischen Adverb und Objekt besteht allerdings; er ist jenem ähnlich, durch den wir Adjektiva von Substantiven unterscheiden, die

wir ja beide unter dem Begriffe „Nomen" zusammenfassen: In den Objekten erkennen wir mit großer Bestimmtheit „abgegrenzte" Teile einer Gesamtvorstellung, während uns in den Adverbien der zwischen Teilvorstellung und Gesamtvorstellung bestehende Zusammenhang deutlicher zum Bewußtsein kommt. Die „Einheit" eines Satzes in einer Rede erscheint uns dadurch gegeben, daß ihr immer nur eine einzige Gesamtvorstellung zu Grunde liegt, die zwar in kontinuierlicher Veränderung begriffen sein kann, insofern sie auch Vorgänge umschließt, die wir aber trotzdem als etwas Einheitliches empfinden, insofern wir auch einen Vorgang als etwas Einheitliches zu erfassen gewohnt sind. Fehlt unserem Verständnis dieses Einheitsbewußtsein, so sprechen wir von einem in Raum und Zeit projizierten „Vorstellungsverlauf" und nennen den sprachlichen Ausdruck desselben eine Satzfolge oder eine Periode. Auch hier spielt wieder die Aufmerksamkeit die Hauptrolle, welche in einem bestimmten Augenblicke immer nur einen einzigen Vorgang zu erfassen befähigt ist. Wir wissen zwar sehr wohl, daß sich viele „Ereignisse" gleichzeitig abspielen können, die unter unserer Bewußtseinsschwelle verharren, bis der gerade dominierende Vorgang die Aufmerksamkeit freigibt. In diesem Augenblicke löst ein neuer Vorgang den verblassenden ab: das ist das biologische Moment, wo der „Satz" zur „Satzfolge" wird.

Diese theoretischen Auseinandersetzungen mußten vorausgeschickt werden, um darzutun, daß es sich bei der Abgrenzung der Objekte von den Objektoïden im Grunde um eine Bewußtseinsfrage handelt. Wenn es z. B. Auc. 8, Z. 5 (ed. Suchier) heißt: *Et li cris liere et la noise et li ceralier et li serjant s'arment et qeurent as portes et as murs por le castel desfendre* ... so liegt ein Vorstellungsverlauf zu Grunde, in dem wir zunächst zwei Vorgänge deutlich unterscheiden: *li cris lieve, — li ceralier ... s'arment;* — der folgende dritte *et qeurent ... as murs* spielt sich in der nämlichen Gesamtvorstellung ab wie der zweite. Denken wir uns den Vorgang 2 und 3 in zeitlicher Sukzession, so werden wir vielleicht trotz dem gemeinsamen Subjekt den sprachlichen Ausdruck der beiden Vorgänge als zwei Sätze erfassen. Denken wir aber das *arment ... et qeurent* als gleichzeitige Ereignisse, also als einen Ausdruck, dem eigentlich ein einziger komplizierter Vorgang zu Grunde liegt, für dessen Wiedergabe sich der Dichter mehrerer Verba bedienen mußte, so werden wir auch nicht anstehen, eine einzige Gesamtvorstellung, die nur in einem Satze zum sprachlichen Ausdruck kommt, festzustellen. Wie steht es nun mit der Wendung: *por le castel desfendre?* Auch hier besteht eine Alternative: — ist unsere Aufmerksamkeit rege genug, einen Vorgang 4 uns zum Be-

wußtsein zu bringen. d. h. eine neue Gesamtvorstellung in uns zu erwecken, von den *cevaliers et serjanz,* die nicht mehr herumlaufen und ihre Waffen anlegen, sondern bereits auf Mauern und Türmen stehen, oder gar schon mit dem anstürmenden Feind im Kampfe liegen, so werden wir die fragliche Wendung wohl auch als einen eigenen Satz, einen wirklichen finalen Nebensatz erfassen, der den Vorstellungsverlauf weiterführt. Haftet aber in unserem Bewußtsein die Vorstellung vom Troubel des Alarms zu fest, so daß in den mit *por* eingeleiteten Worten uns nur zum Bewußtsein kommt, in welchem Interesse sich der Vorgang 2 (bzw. 3) abspielt, als stünde etwa *por la desfense du castel,* so liegt ein einfaches Satzobjekt und zwar eines des Interesses vor. Das *por le castel desfendre* stellt also ein syntaktisches Gebilde dar, das gewissermaßen zwischen Objekt und Nebensatz die Mitte hält, insofern es notwendig weder im einen noch im anderen Sinne verstanden werden muß. Es hält die Mitte zwischen einem verbalen Vorgang und einem nominalen Objekt: und darum bezeichne ich es als ein, in diesem Falle finales, Objektoïd.

Tiefer als die eingangs erwähnten jungen Syntaktiker, welche sich um die Erkenntnis der Objektoïde so manches Verdienst erworben haben, hat der Sohn des hier besonders hochverdienten Leiters des Göttinger Seminars Erwin Stimming in seiner durch den frühen Heldentod ihres Verfassers überaus schmerzlich berührenden Hallenser Dissertation: *Der accusativus c. infinitivo im Frz.* (Bhfte d. *Z. f. r. Ph.* 59) geschürft, der einen zur Erforschung der Objektoïde gerade im Romanischen besonders auffallenden und wichtigen Fall einer vorbildlichen Lösung zugeführt hat. St. geht vom richtigen Gedanken aus, daß der rom. Infinitiv, dessen typische Domäne seit jeher die der Objektoïde war, von seiner bald mehr verbalen, bald mehr nominalen Verwendbarkeit nichts eingebüßt hatte, daß im Gegenteil gerade das Umgangslatein das ursprüngliche Schwanken des Inf. zwischen Verbum finitum und Objekt treuer festhielt als das einer größeren Präzision des Ausdruckes beflissene klassische Latein. weshalb auch der rom. Infinitivgebrauch dem Altlatein syntaktisch vielfach näher steht als jenem Ciceros. Es ist hier wohl nicht der Ort, die sehr weit gehende Theorie, die St. in dieser Hinsicht aufbaut (l. c. p. 70) und die in einer sehr radikalen Ablehnung des klassischen Lateins als Bildungsfaktor des Romanischen gipfelt, zu erörtern. Speziell für den Infinitiv ist aber seine Auffassung des im klass. Latein vorwiegend „verbalen“, im Romanischen wie im Volkslatein häufig „nominalen“, genauer „objektoïden“ Infinitivs vollauf berechtigt. Ist doch ursprünglich der acc. c. inf. aus einem doppelten Objekt (sog. doppeltem Accusativ d. i. Personalobjekt + Infinitivobjekt) dadurch entstanden,

daß das Inf.-Objekt die Funktionen eines Prädikats gegenüber dem Personalobjekt annahm. So wurden die zwei Objekte, die zunächst lediglich einen verbalen Vorgang kausativen Charakters (l. c. p. 7) näher bestimmen sollten, zu einem eigenen, dem kausativen Verbum untergeordneten Nebensatz zusammengeschlossen. Diese überaus einleuchtende Theorie führt St. dann weiter: daß der lt. acc. c. inf. noch verbis dicendi, cogitandi, sentiendi u. a., wo der finale Gehalt des Objektoïds am ehesten verloren gehen mußte, aus einem einfachen Inf.-Objekt, das für das vorliterarische Latein anzunehmen ist, und später durch den acc. c. inf. verdrängt worden ist, hervorgegangen sein muß; wobei etwa Truc. 650 *quaerit patrem, dico esse in urbe* eine Übergangsstufe markieren könnte. Ich meine, daß hier jener Infnitivgebrauch maßgebend war, den auch die rom. Sprachen kennen und den ich als den *suppositiven* Inf. bezeichne. Jeder finale Gedanke beruht auf einer „Annahme“ (Suppositio) einer beabsichtigten Wirkung, so daß die Ausdehnung des Inf.-gebrauchs auf verschiedene „Annahmen“, auch wenn der damit verbundene „Zweck“gedanke des ursprünglich finalen Infinitivs nicht mehr vorhanden ist, gar leicht erklärlich wird, und der finale Inf. selbst allmählich auch rein potentialen (bzw. bei negativen Annahmen sogar irrealen) Sinn annehmend, einem potentialen bzw. irrealen Konjunktiv fast gleich kommen konnte: Cic. ep. 5, 12, 5 *ei dictum est clipeum esse salvum.* Quint. inst. 1, 2, 21 *discipulus audiet multa cottidie probari, multa corrigi.* Solche suppositive Infinitive stellten sich schließlich bes. bei den verbis sentiendi sogar zum Ausdruck reiner Tatsachen ein, übernahmen also geradezu die Funktionen eines Indikativs. So war es der Schritt vom finalen zum suppositiven Infinitiv, der den verbalen Charakter desselben mehr und mehr hervortreten ließ, so daß dem Lateiner eine Subjektsbezeichnung zu dem im Inf. ausgedrückten verbalen Vorgang fast zum Bedürfnis wurde. Mit der Erweiterung des Inf. zum accus. c. inf. begann das Latein einen aktiven und einen passiven Inf. zu unterscheiden, für die es eigene Formen prägte, und ging sogar soweit, perfektische und futurische Aktionsarten anzudeuten, lauter Tatsachen, die St. richtig eingeschätzt hatte. So war das verbale Objektdoïd, das der acc. c. inf. ursprünglich darstellte, einem eigentlichen Nebensatz mit Verbum finitum im Schriftlatein völlig gleichwertig geworden, und wir können nur eine seit dem Altlatein geradlinig eingehaltene syntaktische Entwicklungsrichtung darin erblicken, daß schließlich gerade der suppositive Infinitiv durch den suppositiven (potentialen bzw. irrealen) Konjunktiv eines meist neutralen Relativsatzes oder durch den Indikativ der Tatsächlichkeit ersetzt wurde, d. i. daß der acc. c. inf. sich in den sogenannten „Objektsatz“ verwandelte. Die von Löfstedt Komm. p. 251 besprochenen,

durch *ut* oder *quod* eingeleiteten acc. c. inf. sind nicht Kontaminationen zweier verschiedener syntaktischer Strömungen, sondern viel eher Zeugen eines organischen Überganges vom acc. c. inf. zum reinen Nebensatz. Dieser letzte Gedankengang steht mit Stimmings Auffassung allerdings nicht mehr in Einklang (vgl. z. B. p. 21), der aus dem richtig erkannten „verbalen“ Charakter des lt. acc. c. inf. a contrario einen „nominalen“ der romanischen Konstruktionen ableitet, was zu weit geht, da vielmehr der „objektoïde“ Charakter des rom. Inf. den wahren Gegensatz zum Latein besser feststellt. Es stimmt doppelt wehmütig, daß Stimming selbst an der wissenschaftlichen Diskussion, die er mit glänzenden Gaben und echt deutscher Gründlichkeit eingeleitet hatte, sich nicht mehr beteiligen kann. Unter ähnlichen Voraussetzungen, wie sie St. angenommen, stelle ich mir den Übergang vom lt. acc. c. inf. zum Romanischen doch etwa in folgender Weise vor: Einerseits war es nicht die eigentliche Vulgärsprache, sondern die spätlateinische Sprache der Gebildeten (soweit sie nicht reinen Ciceronianismus nachäffen wollten), die in in konsequenter Fortentwicklung den acc. c. inf. allmählich zum Objektsatz umgestaltete. Anderseits hat allerdings auch eine rein volkstümliche syntaktische Neigung in hervorragender Weise am Untergang des lt. acc. c. inf. mitgewirkt: der zunehmende Gebrauch formaler Hilfsverba zur periphrastischen Wiedergabe verbaler Vorgänge. Wie die spätlat. Häufung der Pronomina, Präpositionen, Konjunktionen, so entsprang auch die zunehmende Verwendung der Auxiliarverba dem Streben nach Sinnfälligkeit, da die älteren lat. Ausdrucksmittel für zahlreiche Aktionsarten (Iterativum, Factitivum, Incohativum, Terminativum, Optativum, Deliberativum) allmählich so abgebraucht wurden, daß ihre Umschreibung durch *ire, coepi, venire, posse, habere, debere,* usw. mit einem finalen Objektoïd (Infinitivobjekt) mehr und mehr in den Vordergrund trat. Derart errang das Infinitivobjekt eine neue hervorragende Bedeutung. Im Periphrasticum dasselbe zu einem acc. c. inf. umzugestalten, lag natürlich kein Anlaß vor, da ein eigener Ausdruck des handelnden Subjektes überflüssig erscheinen mußte. Wohl aber müssen die nunmehr zahlreich auftretenden einfachen Infinitivobjekte auf den alten acc. c. inf. zerstörend eingewirkt haben, da das Unterdrücken einer Subjektsbezeichnung zum Objektoïd, wo angängig auch auf diesen übertragen wurde. Daß das Infinitivobjekt auch im spätesten Latein noch kein „nominales“ war, daß es vielmehr immer noch vom Objektoïd so viel in sich trug, daß es mit rein substantivischen Objekten nicht auf eine Stufe gestellt werden konnte, erschließe ich einerseits aus seiner häufigen Gleichstellung mit dem Gerundium, anderseits aus dem im Romanischen neu auftauchenden Dativ c. inf. Allerdings ist im Verlaufe der romanischen Ent-

wicklung das Objektoïd, das der Infinitiv seit jeher darstellte, mitunter zum reinen Objekt herabgesunken, u. a. durch die zunehmende präpositionale Konstruktion (*j'ai à faire, je suis pour dire* usw.) zum Ausdruck kommt, aus der hervorgeht, daß der präpositionslose Infinitiv mehr und mehr einem Transitivobjekt gleichwertig gefühlt wurde. Ja, selbst die den objektoïden Charakter des Infinitivs verstärkenden Präpositionen konnten ihn vor dem Abblassen zum reinen Objekt nicht immer schützen, wie der Gebrauch von Ausdrücken wie *pourboire, affaire* usw. deutlich dartut. Immerhin hat diese Tendenz selbst in neuester Zeit noch nicht soweit um sich gegriffen, daß der objektoïde Grundzug des Infinitivs in vielen Konstruktionen verloren gegangen wäre. Vielmehr ist auch heute noch das sogen. Infinitivobjekt in seinem Grundwesen nicht reines Objekt, sondern Objektoïd.

2. Das finale Objektoïd.

Wir haben das Wesen des Objektoïds zunächst an einem finalen Infinitiv untersucht und gesehen, wie derselbe nicht bloß okkasionell zwischen Verbum finitum und reinem Objekt schwanken kann, sondern auch in der historischen Entwicklung eine konstante Bedeutungsverschiebung bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung erfahren konnte. Indem ich mich nun daran mache, den ungefähren Begriffsumfang, dessen, was ich als Objektoïd bezeichne, zu skizzieren, hätte ich zunächst auf die Arbeit von C. Busse (l. c. p. 25) zu verweisen, der sich ziemlich eingehend mit dem reinen finalen Infinitiv vornehmlich nach Verben der aktuellen oder der terminierten Bewegung (p. 30) beschäftigt. Der präpositionale Infinitiv (durch *a, de, afin de, por* usw. eingeleitet) hat, wie erwähnt, in den meisten Fällen ebensowenig wie der reine von seinem final-objektoïden Charakter eingebüßt, was u. a. daraus hervorgeht, daß er seit alters ein Transitivobjekt nach sich ziehen kann (*alez sire al muster pur les funz aprester* Karlsr. v. 135) oder sich durch andere Objekterweiterung als Ausdruck für einen „Vorgang" kundgibt (ebenda v. 73 f.: *set c. cameilz merrez dor et de argent trussed, por set aunz en la tere ester a dumurer*). Zum finalen Objektoïd sind aber auch die Infinitive, die von einer unpersönlichen modalen Konstruktion abhängen, zu rechnen, über die uns Hildig Kjellman in seiner umfangreichen Studie: *La construction de l'infinitiv dépendant d'une location impersonelle en français*, Upsala 1913, eingehend informiert hat, insoferne jede dieser Wendungen eine durch Lust- oder Unlustgefühle geleitete Bewertung eines verbalen Vorganges ausdrückt, wodurch sich dieser selbst, als erwünscht oder unerwünscht, der Gruppe der finalen Objektoïde anreiht. Endlich ist der sogenannte „absolute" Infinitiv *or du gaber!*

et dire, que . . . über welchen u. a. Anderten *l. c.* und Karl Haupt *Infinitivsätze im Frz.* in *Marb. Beitr.* XVII handelten, wohl nichts anderes als ein selbständig gebrauchtes finales Objektoïd. Das finale Objektoïd reicht aber über den finalen Infinitiv noch weit hinaus. Zunächst kommt daneben das Gerundium in Betracht, das den Franzosen durch die literarische Stilkunst der Spätlateiner bes. Galliens neben dem immer weiter um sich greifenden volkstümlichen Infinitiv erhalten blieb. Hier hatte schon A. Stimming (*Z. f. r. Ph.* X, 526) in *ainz le soleil colchant* eine dem acc. c. inf. ähnliche satzartige Konstruktion erkannt, die den objektoïden Charakter des Gerundiums auch bei fehlender Subjektsbezeichnung verständlich macht. Immerhin fällt es oft nicht leicht, Infinitiv und Gerundium als Objektoïd und als Objekt auseinanderzuhalten. Zweifellos kennt auch das Französische Infinitive, die als reine „Substantiva" gebraucht werden, so z. B. die häufigen Wendungen des Afrz. *bons mangiers, bons boivres.* Wenn es Mar. de Fr. (Bibl. Norm. VI p. 34 v. 19 ff.) heißt:

od li s'en vienge, si avra
riches sales, qu'el li durra
beles despenses, beals celiers
e bons beivres e bons mangiers

so ist zweifellos nicht der Vorgang des Essens und Trinkens, sondern sind die Speisen bzw. Getränke gemeint. Hingegen ist an den Vorgang selbst zu denken in Yvain v. 590

bien pert, qu'or est apres mangier.

und v. 2180 *Yvains quant il n'est ça renuz*
Qui se vanta apres mangier
Qu'il iroit son cosin vengier.

In beiden Fällen liegen daher temporale Objektoïde vor (worüber später). Wenn nun C. Busse *l. c.* p. 57 als „substantivierten Infinitiv" aus den Mir. N. D. I 274 den Passus zitiert:

Or tost seigneurs, alez le mettre
Ou desert pour mengier aus bestes!

so frägt es sich, ob *mengier* als „Speise" oder final als „passiver" Infinitiv zu verstehen ist. Auch beim aktiven Infinitiv können wir ähnlichen Zweifeln oft nicht entgehen. Man erinnere sich nur der interessanten Stelle Auc. 7. 12 ff.

Nicolete biax esters,
biax venirs et biax alers,
biax deduis et dous parlers,
biax borders et biax jouers,
biax baisiers biax acolers,

wo doch ganz entschieden Vorgänge in der Phantasie Aucassins sich abspielen, weshalb ich auch in diesen Infinitiven,

trotz dem eingeschobenen *deduis*, Objektoïde erblicke, die allerdings der Gruppe der modalen Objektoïde zuzurechnen sein werden. Ein richtiges Substantivum liegt hingegen vor in Auc. 13 v. 5

Or parla, dist son penser.

„sprach seinen Gedanken" (das Resultat seines Denkens nicht den „Vorgang" desselben). Aus diesen Belegen erhellt, daß ein einem Infinitiv zugeselltes Attribut (*biax, son*) den objektoïden Charakter desselben nicht immer aufhebt, und zur Abgrenzung zwischen Objekt und Objektoïd nicht dienlich ist So ist in der ebenfalls von Busse angezogenen Stelle *Saintré 64: cent et soixante escus d'or que je vous donne pour achapter ung gent frisques et fringant cheval de conpaignon pour vostre chevauchier a tous les jours,* das *pour vostre chevauchier* doch wohl finales Objektoïd, da es eher einen iterativen Vorgang andeutet („Reiten") als dessen Resultat („Ritt"). Ein unvoreingenommenes Nachprüfen solcher Grenzfälle wird zunächst ein Bedenken wachrufen: es sind, offen heraus, Spitzfindigkeiten, wenn wir Objekt und Objektoïd in der Weise abzugrenzen suchen, daß wir diese als Ausdruck eines „Vorganges", jene als Nominalbezeichnungen betrachten. Die verbale Natur kann einem Objektoïd zwar zukommen, aber sie ist offenbar nicht das Wesentliche an ihm. Das Charakteristikum am finalen Objektoïd ist seine „finale" — nicht seine verbale Natur, und diese finale Funktion kann ebensowohl durch einen Infinitiv, ein Gerundium als auch durch ein reines Nomen (Substantiv, Adjektiv, Pronomen) zum Ausdruck gebracht werden.

Philipp v. Thaun sagt z. B. in seinem Best. v. 167.

La trace del lëun
mustre incarnatiun
que Deus volt prendre en tere
pur noz anmes cunquere (fin. Objektoïd)

und fährt v. 177 fort

Tant qu'il om fut charnels
e pur nus fut mortels.

Hier ist *pur nus* doch wohl ebenso „final" wie früher das *pur cunquere.* Der Unterschied liegt nur darin, daß im zweiten Falle ein „verbaler Vorgang" wie etwa ein *pur nus salver* nicht zum Ausdruck kommt. Mithin würde ich *pur nus* (das ja von manchen Syntaktikern als „finales Objekt" bezeichnet werden würde) als „n o m i n a l e s F i n a l o b j e k t o ï d" definieren. Dadurch wird die ganze Frage des Objektoïds noch verwickelter. Speziell beim finalen Objektoïd ist es derart noch möglich, ohne syntaktische Tüftelei Objekt und Objektoïd zu differenzieren. Die „Finalität" welche allein dem

f. Objektoïd zukommt, drückt aus, daß zu einer Situation eine Wirkung, die sich daraus ergeben soll, zu denken ist, gehört also in den Komplex der auf Ursache und Wirkung aufgebauten Bestände des Kausalnexus. Der Kausalnexus wiederum ist aber an das Moment der zeitlichen und notwendigen Sukzession gebunden. Als Grenze zwischen finalem Objektoïd jedweder Art und dem nächstverwandten Objekt des Interesses ergibt sich mithin die zeitliche Divergenz zwischen der Gesamtvorstellung und dem Objektoïd, während das reine Objekt des Interesses im zeitlichen Rahmen der Gesamtvorstellung gelegen sein muß. Ein Fall letzterer Art wäre z. B.

et se por lui souffroie paine
bien le me prametoit a randre

(v. 154 Bibl. Norm V Clef d'amors) wo in dem *por lui* zwar das Interesse, nicht aber eine Absicht ausgedrückt wird, während das früher zitierte *pur nus* zwar als Interesseobjekt genommen werden kann, aber infolge des zeitlichen Abstandes wohl viel eher final verstanden werden müßte. Es handelt sich diesfalls einfach darum, ob wir bei der Lektüre der Stelle „kausieren" oder nicht. Das Kausieren selbst ist eine intellektuelle Funktion, keine syntaktische Ausdrucksform, die je nach Bildung und Denkvermögen des Einzelnen den Vorstellungsverlauf häufiger oder seltener begleitet, im sprachlichen Ausdruck aber bald ausführlicher gekennzeichnet, bald kaum angedeutet wird, ja häufig durch das Sprechen zwar wachgerufen wird, ohne daß aber die Sprache irgend einen Anhaltspunkt dafür böte. Auf dieser Grundlage stehend haben wir eine weitere Ausdehnung des Begriffes „Objektoïd" vorzunehmen, das sich auf alle Arten kausaler Verknüpfung zu erstrecken hat: also neben dem finalen Objektoïd haben wir mindestens ein kausales, ein konzessives, konsekutives und ein hypothetisches Objektoïd zu unterscheiden.

3. Das kausale und konzessive Objektoïd.

Beide lassen sich unter einem behandeln, da ja die Konzessivsätze negative Kausalsätze sind. Hatten wir beim finalen Objektoïd das Objekt des Interesses als das Nächstverwandte kennen gelernt, so kommt beim kausalen Objektoïd das sog. Objekt des Mittels oder Werkzeuges (Instrumental) als syntaktischer „Anrainer" in Betracht; und wir werden das k. Objektoïd dort zu suchen haben, wo ein Infinitiv, Gerundium oder ein Nomen in der Form eines Instrumentals auftritt, aber kausal verstanden werden muß. Neben dem eigentlichen Instrumental werden wir natürlich auch des nahe verwandten Komitativs zu gedenken haben.

Marie d. Fr. Bibl. Norm. III p. 116 v. 75 ff.

La suffrance mult lur greva,
mes li vaslez se purpensa,
que mielz en volt les mals sufrir
que trop haster e dunc faillir:
mult fu pur li amer destreiz.

ebenda p. 4 v. 47: *m'entremis des lais assembler*
par rime faire e raconter.

ebenda p. 147 v. 43: *e lur aveirs entrechangier*
e par geter e par lancier

Rol. 2839: *Al duel qu'il ad s'en est turnez plurant*
par les degrez jus del palais desçant

Eneas v. 93 ff.: *Juno ki ert del cel deesse*
esteit vers els molt felonesse
. . . .
por lui haeit tot le pais.

ebenda 1775: *A enviz faz la departie,*
nen est par mei, nel cuidiez mie.

Aus diesen Beispielen ergibt sich, daß der kausale Infinitiv mit Transitivobjekt (*pur rime faire, pur li aimer*) oder selbständig auftreten kann. Das Gerundium als kausales Objektoïd ist bei A. Stimming (Z. f. r. Ph. X p. 529 *qu'od preiere e qu'od suen donant . . . trait a sei*) belegt. — oder es wäre auf das bei Godefroy V 570/2 verzeichnete: *e ob icest cens rendant chascun an, ge et les meies chouses somez tenu a garir la maison et la place desus dites* zu verweisen. Daß die nominalen Objektoïde *al duel, por lui, por mei* kausal zu denken sind und keine einfachen Komitative oder Instrumentale darstellen, läßt sich wieder nicht „beweisen", scheint mir aber selbstverständlich. Schmedtper bietet a. a. O. p. 89 ff. eine Reihe durch *comme* eingeleiteter kausaler Objektoïde, außerdem konzessive Objektoïde (p. 94 ff.), neben denen ich noch die mit *por* eingeleiteten hervorheben möchte (vgl. Johannsen, *Der Ausdruck des Concessivverhältnisses im Afrz.* Kiel 1884. p. 60 ff.), da hier eine offenbar unerwünschte Folge zur Negierung einer Ursache dient. Über rein nominale Objektoïde konzessiven Charakters handelt auch Friedrich Brüss *Der Ausdruck des Konzessivverhältnisses im Mittel- und Neufranzösischen.* Göttingen 1906 p. 106 ff.:

Ah! Rodrigue, il est vrai quoique ton ennemie
Je ne puis te blâmer d'avoir fui l'infamie.

4. Das hypothetische Objektoïd.

Die sogenannten „verkürzten" hypothetischen Sätze sind eine so bekannte und vielfach besprochene Erscheinung, daß ich auf eine eingehende Behandlung dieser Objektoïde in diesem

Rahmen verzichten kann. Das Wesen der Hypothese ist das kausale „Annehmen“. d. h. das Feststellen von Ursache und Wirkung außerhalb der uns durch die Wahrnehmung unmittelbar erschließbaren Tatsachenwelt, weshalb das hypothetische Objektoïd keinerlei Berührungspunkte mit irgend einer Art von Satzobjekten (die ja „Tatsachen“ ausdrücken) besitzt und von diesen ohne weiteres zu unterscheiden ist. Niemand zweifelt, daß ein: *n'en avoit nule mauvaise se bone non* einen rudimentären Periodenbau darstellt, wie auch das nfrz. *si non* einen solchen andeutet.

Eine gewisse Schwierigkeit bieten präpositional konstruierte Nomina, welche „ausgenommen“ bedeuten:

Rol. 5: *murs ne citet n'i est remes a fraindre*
fors Saraguce k'est en une montagne.

fors Saraguce kann auch „hypothetisch“ (*se Saraguce non*) verstanden werden und solche Auffassung scheint mir berechtigt, wenn das „Ausgenommene“ den Charakter einer „Annahme“ trägt:

Erec 109: *Je ne ving ça por autre afaire*
fors por vos conpeignie a feire,

wo eine Absicht, also jedenfalls kein Tatbestand der unmittelbaren Gegenwart, sondern eine für die Zukunft angenommene Wirkung vorliegt. Hingegen stellt in

Cligès 441: *An la nef ou li rois passa,*
vaslez ne pucele n'antra
fors Alixandre solement

fors A. zwar ein Objektoïd dar, doch trägt dasselbe keinen hypothetischen, sondern einen positiven (negativ-konsekutiven) Charakter. Immerhin leitet auch hier das hypothetische Objektoïd nicht zu irgend einem Objekt, sondern zum konsekutiven Objektoïd über.

Gleich der vollständigen hypothetischen Periode sind auch die hypothetischen Objektoïde in solche „allgemein gültiger Annahmen“ (der sog. reale Fall der hypothet. Periode) oder nicht allgemein gültiger Annahmen, die im positiven Falle als „potential“, im negativen als „irreal“ bezeichnet werden, zu unterscheiden. Diese drei Kategorien sind ja nicht bloß der hypothetischen Periode eigentümlich, obschon sie an ihr am leichtesten ins Auge fallen (da dieselbe ausschließlich Annahmen ausdrückt), sondern lassen sich überall dort feststellen, wo der Modus des Konjunkivs Anwendung findet, denn dieser ist im Nebensatze das vornehmlichste Ausdrucksmittel für „Annahmen“. Die hypothetischen Objektoïde gehören im Frz. fast ausschließlich in die Gruppe „irrealer“ Annahmen. Verbindungen, wie wir sie im Deutschen besitzen: „Wenn

richtig, muß die Rechnung stimmen" scheint das Afrz. nicht zu kennen. Nur Wendungen wie *quant et nous, quant et quant le comte de Montgommery,* zu denen Godefroy unter *quant*[2] Beispiele anführt, könnten hier zu bedenken sein, denen sich durch *quant même* eingeleitete Objektoïde anschließen (*une maladie quant même victorieuse*), die zu einer nach Schmedtper (p. 97) konzessiv-hypothetischen Kategorie „verkürzter Nebensätze" überleiten.

5. Das konsekutive Objektoïd.

Das konsekutive Objektoïd unterscheidet sich vom finalen dadurch, daß es die Wirkung gleich der Ursache als Tatsache hinstellt, — es unterscheidet sich vom kausalen, indem es zu einer Ursache eine Wirkung feststellt, während das kausale Obj. den umgekehrten Weg von der Wirkung zur Ursache einschlägt, — endlich vom hpyothetischen Objektoïd durch den Ausschluß einer Annahme, — ausgenommen wenn das konsekutive Objektoïd negativ ist, wo allerdings die Feststellung einer nicht eingetretenen Folge nur so geschehen kann, daß die „Annahme" einer solchen im konsekutiven Objektoïd abgelehnt wird. Gleichwie der vollständige Konsekutivsatz dem Modal- bezw. Vergleichssatze nahe steht, bestehen weiterhin auch Berührungspunkte zwischen dem konsekutiven Objektoïd und den sog. „verkürzten" Vergleichs- und Modalsätzen, von denen es sich aber durch die zwischen Hauptsatz und Objektoïd eingeschaltete Sukzession unterscheidet. Diesen mannigfaltigen Berührungspunkten des konsekutiven Objektoïds entsprechen natürlich ebensoviele Ausdrucksformen.

So kann

Rol. 1069 *tuit sunt a mort livret*
oder 3894 *a tun plaisir te durrai mun aveir*

konsekutiv verstanden werden, obwohl es hier wohl näher liegt, den Gedanken der Sukzession auszuschalten und das *a mort, a tun plaisir* lediglich als begleitende Umstände zu nehmen (vgl. noch *a gret, a sun talent a vostre comant,* H. Schwarz, *Gebrauch der Präpositionen a und en,* Greifswald 1913). Eher könnte

Rol. 3889 *Grant sunt li colp as helmes detrenchier*

konsekutiv (statt final!) gedeutet werden. Fraglich konsekutiv scheinen mir auch Wendungen wie *par mon esciant* (Boeve, Bibl. Norm. VII v. 17) *dunt pas se repanti par le men ascient,* wo die Bedeutung „gemäß meinem Wissen" allerdings „so daß ich es weiß" heißen kann. In solchen Fällen ist es das Objekt des Mittels, das in das kausale Verhältnis übersetzt den Gedanken einer Folge erweckt. Deutlicher ist ein konsekutives Objektoïd erkennbar, wenn ein Infinitiv oder Nomen

(gleich dem Konsekutivsatz) durch einen Vergleich im Kausalnexus zum Ausdruck einer Folgeerscheinung dient (also entsprechend dem *si . . . que, tant* (*tel*) *. . . que* (*comme*) usw.)

Cligès 3224: *que ja tant n'iert de male part*
Cligés, s'il set que ele l'aint
et que tel vie por lui maint
Con de garder son pucelage.

Zu den hier einschlägigen Wendungen wie *que trop, que nus plus* vgl. Schmedtper p. 101. Wohl am auffälligsten sind aber die negativen, konsekutiven Objektoïde. Die frz. vollständigen Konsekutivsätze können in zweierlei Weise negiert werden: entweder wird Haupt- und Nebensatz negiert, woraus sich dann für das konsekutive Verhältnis selbst eine Bejahung ergibt (also ein Fall, daß im romanischen Periodenbau das lat. Prinzip der Aufhebung der Negation durch Doppelung fortlebt), oder aber das konsekutive Verhältnis selbst wird durch ein *por poi que . . . ne, sans que . . . ne* in Abrede gestellt. Eingehender hat sich u. a. Br. Heinrichs p. 61 mit diesen Konstruktionen beschäftigt, die hier nur in der Richtung zu vervollständigen sind, daß die Grenze zwischen *sans* als konsek. Konjunktion und *sans* als Präposition festzustellen ist. Heinrichs hat dargetan, daß *sans faillier* die gleichen Funktionen eines Nebensatzes ausübt wie *sans qu'il faille.* Gilt das gleiche von folgendem Satz?

Senz tuz parjures me purrïez guerpir.
(Chanç. Guill. v. 306 Bibl. Norm. VIII)

Wenn reale Gegenstände durch *sans* eingeleitet sind, werden wir diese wohl als Teile der im Hauptsatz vorliegenden Gesamtvorstellung, mithin als reine Objekte anzusprechen haben.

Vgl. ebenda v. 389 *Gent senz seignur sunt malement bailli.*

Ich glaube nicht, daß *senz seignur* zur Gesamtvorstellung in anderen Beziehungen steht, als z. B. ein *nesun seignur.* Es fragt sich nun, ob wir obiges *senz seignur* als attributive Erweiterung zu *gent* nehmen sollen (in diesem Falle hätten wir mit einem attributiven oder relativen Objektoïd zu rechnen, das etwa einem *gent qui n'a seignur* gleichkäme) oder ob das Objektoïd auf das Verbum zu beziehen ist, wo wir es dann als eine besondere Art von Objekten anzusehen hätten. Im vorliegenden Beispiel würde ich mich eher für die erste Auffassung entscheiden, während Marie de Fr. Bibl. N. III p. 85 v. 313

plusurs des femmes del lignage
c'est veritez senz nes sunt nees,
e si viveient esnasees

die zweite Auffassung vertreten mag. Oder läge hier ein „beziehungloses“ relatives Objektoïd vor?

Den Übergang vom reinen „Antikomitativ“, wie man das mit *sans* eingeleitete Objekt nennen könnte, zum negativ konsekutiven Objektoïd stellt etwa dar: Marie de Fr. III d. 26 v. 527:

> *la dame entent que veir li dit*
> *e li otreie senz respit*
> *l'amur de li et il la baise.*

Denkt man sich *senz respit* als Streckentatsache (Vorgang), so liegt wohl ein konsekutives Objektoïd vor, während dieses konsekutive Moment weniger zum Bewußtsein kommt, wenn *respit* als rein nominale Punkttatsache verstanden wird. Wir geraten auf diesem Wege freilich in die gleichen Schwierigkeiten, welche bereits beim finalen Objektoïd erörtert worden sind.

6. Das vergleichende Objektoïd.

Bei der Erörterung des konsekutiven Objektoïds mußte auch ein „vergleichendes“ und ein „relatives“ Objektoïd ins Auge gefaßt werden, so daß wir füglich den (bereits ausgesprochenen) Satz aufstellen können: alle sogenannten verkürzten Nebensätze sind syntaktische Objektoïde. Das Gebiet der Objektoïde erstreckt sich aber nicht auf die eigentlichen verkürzten Nebensätze allein, sondern reicht wesentlich weiter. Sämtliche Nebensätze, ‚verkürzte‘ wie ‚unverkürzte‘, lassen sich auf drei Ausdrucksprinzipien zurückführen: auf Beifügungen zum Hauptsatze im Wege des „Assoziierens“ (Relativsätze nebst Objekts- bezw. sog. Subjekts- und Prädikatssätzen) auf solche im Wege des „Vergleichens“ (Vergleichssätze, Modal-, Temporal- und Lokalsätze) und solche im Wege des „Schließens“ (konsekutive, kausal- konzessive, finale und hpyothetische Sätze). Das Wesentliche, das allen Nebensätzen zukommt, ist mithin das Beifügen von Vorstellungselementen, die in einer einheitlichen Gesamtvorstellung eigentlich nicht mehr enthalten sind, die mithin den Rahmen einer solchen überschreiten. Dabei verhalten sich die drei zum Beifügen führenden intellektuellen Funktionen in verschiedener Weise: das „Schließen“ kann überhaupt nur dann zustande kommen, wenn ein Vorstellungsverlauf vorliegt. Dieser Vorstellungsverlauf erhält dadurch kausalen Charakter, daß wir von der Notwendigkeit der Aufeinanderfolge eben dieser Vorstellungen überzeugt werden. Das „Vergleichen“ geschieht in der Regel ebenfalls zwischen mehreren Vorstellungen, die nicht mehr vom Rahmen einer Gesamtvorstellung umspannt werden, indem das Verglichene meist als „Annahme“ zu dem zu Vergleichenden gesellt wird. Allerdings können auch innerhalb einer einzigen Gesamtvorstellung Vergleiche gezogen

werden. wohin wir z. B. die Gradation zu rechnen haben. Auch in solchen Fällen muß aber mindestens ein „Messen" im Vergleiche enthalten sein. das ich mir ohne einen, wenn auch unausgesprochenen Maßstab nicht denken kann. Dieser Maßstab tritt aber seinerseits wieder als „Annahme" neben das verglichene Objekt. sodaß man wohl sagen kann, daß jedes Vergleichen ein Annehmen ist, sei es daß das Comparatum eine besondere Vorstellung beinhaltet. sei es daß Comparandum und Comparatum der gleichen Vorstellung angehören. aber durch den Vergleich im Wege einer Annahme herausgehoben werden, sei es daß ein bloßes Messen stattfindet. Das Unterscheiden findet zwar in der Regel innerhalb einer einzigen Gesamtvorstellung statt: es ist das. was die Logiker und Psychologen als das „Urteilen" bezeichnen. Jedoch kann auch in einem Vorstellungsverlaufe „unterschieden" werden, ohne daß die einzelnen Gesamtvorstellungen. die einander ablösen. durch Vergleiche und Schlüsse untereinander in engere Relation gebracht werden („ein Mann. welcher sehr alt war, und viel gesehen hatte. sprach zu den Jungen"). Wenn nun die Objektoïde eine besondere Klasse syntaktischer Gebilde darstellen, werden wir dem entsprechend neben den schließenden auch vergleichende und assoziierende Objektoïde voraussetzen dürfen. Was zunächst das vergleichende Objektoïd betrifft. so haben wir zwei Arten zu beobachten. Entweder enthält es. wie oben erwähnt. eine im Vergleichswege herangezogene Annahme:

Auc. 388: *si le menerent u palais a grant honeur si come fille de roi.*

Jv. 3524: *coroit come pors aorsez*
qui ne prent garde ou il fiere.

(vergleichendes Objektoïd nebst Relativ- und Lokalsatz) oder aber eine Tatsache:

Rol. 2178: *noz compaignuns que oumes tant chiers*

wodurch dann das Vergleichsobjektoïd den Charakter eines „modalen" Objektoïds annimmt. wie ja im gleichen Falle ein Vergleichssatz zum reinen Modalsatz wird. der sich vom Konsekutivsatz nur durch das Fehlen des Momentes Notwendigkeit und der Sukzession unterscheidet. Über die Objektoïde des Vergleiches hat Schmedpter ausführlich gehandelt. der sowohl Infinitivsätze als rein nominale Wortgruppen in dieser Funktion reichlich nachweist (p. 48 ff.). Das „Beifügen" tritt in den eigentlich vergleichenden Objektoïden deutlicher zutage als in den modalen Objektoïden. Indessen werden Annahmen auch dann getroffen. wenn im verkürzten Vergleichssatz ein tatsächlicher Umstand ausgedrückt wird. Wenn es z. B. heißt *J'ai voulu que tu puisses parvenir à une situation plus haute que la mienne* (Schmedtper p. 55). so ist *que la mienne* allerdings der Ausdruck

eines tatsächlichen Umstandes; die Annahme enthält aber hier der Hauptsatz (bzw. Objektsatz) selbst. Schwierigkeiten stellen der Feststellung eines objektoïden Charakters Adverbien und Adjektiva als Vergleichsgegenstand entgegen: *tant large que lee, tant do uxque bon, par autre vie que la droite, plus tôt que plus tard, elle eust este trop plus que longue* (Schmedtper p. 70), *En la grant presse mil colps i fiert e plus* (Rol. 2090), *Quant plus nel virent* (Chanç. d. G. 515), *Ja fereie que fols* (*quam follis* nicht „relativ" wie Schmedper p. 29 denkt), *ne plus ne mains*, Cliges v. 42 usw. Soweit Annahmen vorliegen (*que la droite*), ist die objektoïde Natur dieser Wendungen gegeben. Insoferne sich dieselben der einfachen Gradation nähern (*plus grant que petit, mil colps . . . e plus*) hören sie auf, wirkliche Objektoïde zu sein: das verglichene Adjektiv geht in ein graduiertes über, oder die „Ungleichheit" (als Gegensatz von Gleichheit) verblaßt zum Ausdruck einer bloßen Verschiedenheit. Wir stehen eben hier an einem Punkte, wo das Vergleichen und das Unterscheiden sich berühren. Endlich ist die Scheidelinie zwischen dem modalen Objektoïd und einem einfachen Transitivobjekt oft kaum erkennbar. Man vergleiche nur Wendungen wie *saludent comme sennior* mit der sog. Konstruktion des doppelten Akkusativs. Wie schon Tobler V. B. I² 104, hervorgehoben hatte, dient *comme* in solchen Fällen nicht mehr dem Vergleiche, sondern dem Ausdrucke der Gemäßheit. Besonders wenn ein Infinitiv von *comme* eingeleitet wird, sind Grenzfälle vom vergleichenden Objektoïd zum finalen Objektoïd gegeben (Schmedtper p. 92), da der finale Grundcharakter des Infinitivs nur zu leicht vom reinen Vergleichen zum Schließen anleitet. Und das mag auch die Ursache dafür sein, daß gerade beim modalen Objektoïd neben dem Infinitiv das Gerundium, dem das finale Moment nicht innewohnte, sich so kräftig zu behaupten wußte: *a connissant de l'ajorner le commencerent a loër* (A. Stimming Z. f. r. Ph. X 534).

7. Das temporale Objektoïd.

Die temporalen Objektoïde bilden eigentlich nur eine Unterabteilung der vergleichenden Objektoïde, insofern ja auch die vollständigen Temporalsätze durchwegs Momente des Vergleichens bezüglich des Zeitpunktes eines Vorganges enthalten, welche entweder Gleichheit oder Ungleichheit des zeitlichen Momentes ergeben. Allerdings überwiegt in unserem Denken das Bewußtsein der Sukzession der Vorgänge so sehr, daß der vergleichende Inhalt der Zeitsätze oft ganz verblaßt und selbst bei formellem Ausdruck einer Zeitgleichheit uns eine Konstatierung einer Vorgangssukzession näher liegt:

Karlsr. 195: *ore sailt sus en peez, unkes plus sain ne fud*
ore veit li patriarches, deus i fait vertut.

Dieses syntaktische Abblassen des vergleichenden Momentes, das für die vollständigen Temporalsätze mitunter auffällig wird, trifft aber nicht mehr für die temporalen Objektoïde zu, bei denen das Vergleichen stärker ausgeprägt wird: eine Wendung *en revenant* oder *a prime sonnant* scheint, mir wenigstens, die zeitliche Gleichzeitigkeit mit dem Vorgange des Hauptsatzes stärker zu betonen als *quant il revient* oder *or sonne prime.* Dadurch nähert sich das temporale Objektoïd noch stärker dem modalen Objektoïd als der Temporalsatz dem Modalsatz.

Rol. 2283: *en cel tirer li quens s'aperçut alques*
kann in beiden Richtungen gedeutet werden: „In dem Umstande, daß der Sarazene daran zerrte" und „im Augenblicke, daß . . ."

Das temporale Objektoïd der Nachzeitigkeit (Erec v. 285 *apres soper*) und noch mehr das der Vorzeitigkeit (Pass. 120 *evan orar sols en anez,* Cleom. 10737 *mourоir vent ains l'aube esclaircie,* vgl. Lerch p. 42) können zum Hauptsatze im Verhältnis der „Annahme" stehen. Zuletzt hat sich Eugen Lerch *Praedicat. Participia für Verbalsubstantiva im Frz.* Beihefte zur *Z. f. r. Ph.* 42 mit diesen Objektoïden beschäftigt und in Anschluß an Toblers Aufsatz: Praepositionen des Zeitverhältnisses vor Substantiven mit praedikativen Partizipien (V. B. I² p. 113 ff.) den, wie ich sagen würde, „objektoïden" Charakter solcher Wendungen hervorgehoben und zu analysieren gesucht. Ob er aber im Rechte ist, „daß Zeitbestimmungen logisch nur durch zeitliche Vorgänge gegeben werden, also stets Objektoïde sind und daß es überhaupt keine eigentlichen Zeitobjekte gebe? Ich halte derzeit solche Thesen für verfrüht: ein *al comencier* und *al comencement* sind in Bildung und Entwicklungsgeschichte doch zu verschieden, als daß sie in Bedeutung und syntaktischer Funktion identifiziert werden dürften. Da müßten doch erst gründliche Untersuchungen darüber angestellt werden. Mir scheint, so lange nichts weiteres als gegenteilige Behauptungen vorliegen, eine Wendung wie das *al tens ancienor* am Beginne des Alexiusliedes einen so wesentlichen Bestandteil der dortigen Gesamtvorstellung zu bilden und gleichzeitig sogar keinen verbalen Vorgang zu enthalten, daß ich im Gegensatz zu Lerch die Existenz reiner Temporalobjekte, die vom temporalen Objektoïd verschieden sind, für wohl begründet halte. Letztere stellen allerdings wirkliche, vom Hauptsatze differenzierte Vorgänge dar, so daß nur von temporalen Objektoïden verbaler Natur gesprochen werden kann. Nominale Objektoïde, welche sich nicht durch den vergleichenden Charakter als Beifügungen

erweisen, sondern reine Tatsachen enthalten, könnten nach dieser Analyse allerdings nicht existieren, sondern müßten als Temporalobjekte bezeichnet werden. Hingegen enthalten die von Schmedtper p. 106 angeführten Fälle (*mais on aura mon cœur avant que ce portrait*) dilemmatische Vergleiche und sind allerdings Objektoïde.

8. Das relative Objektoïd.

Auch in der relativen Konstruktion kann ich einen objektoïden Charakter einer relativen Beifügung, die keinen vollen Nebensatz beinhaltet, nur dann feststellen, wenn die betreffende Wortgruppe sinngemäß einen verbalen Vorgang zum Ausdruck bringt. Hierher gehören die bekannten Infinitivkonstruktionen mit *que* (*que faire* etc.)

Veng. Ray. v. 365: *Venes! de li n'aves que faire*
(vgl. Schmedtper p. 73)

sodann, unter Auslassung des Verbums

Marie de Fr. III v. 23: *Frere, fet il, merveilles vei*
en tur tun col, mes ne sai quei.
(Schmedtper p. 27)

wogegen die Konstruktionen *avoir de quoi* geradezu als Objekte des Mittels, jene mit dem Infinitiv (*avoir de quoi vivre*) besser als finale Objektoïde zu fassen sind. Die Wendungen *qui mieux mieux, qui ainz ainz,* halte ich für Ellipsen. Nicht unerhebliche Schwierigkeiten bieten jene Konstruktionen mit *que,* wo statt eines Infinitivs ein Adjektiv oder Substantiv beigefügt erscheint (*faire que sages*), in denen teilweise ebenfalls geradezu elliptische (nicht „verkürzte!") Relativsätze fortleben mögen:

Pass. 7.: *per tot ovrat que verus deus*
per tot sustint qued huom charnels,

wo in beiden *que*-Sätzen das Prädikat des Hauptsatzes (*uevre sustient*) zu ergänzen ist. Es könnte aber obiges *que* (trotz dem Auslautsdental) auch geradezu mit vergleichendem lat. *quam* gleichgesetzt werden und ist dieses gerade in Wendungen wie *faire que sages, yo fereie que fols* (p. 25), das einem lat. *facere* (*tam*) *quam sapidus* (bzw. *sapiens*) entspricht, in dieser Weise zu denken, da im Spätlatein für das Zurücktreten von *tam* gegenüber vergleichendem *quam* Belege vorhanden sind (Löfstedt, *Komment.* p. 325, Goelzer, *Lat. de S. Avit* p. 335 n. 3, Müller-Marquardt, *Vita Wandrag.* p. 227). Es haben also hier elliptische Relativsätze und vergleichende Objektoïde zum gleichen Resultat konvergiert. Auf keinen Fall kann hier von „verkürzten" Relativsätzen oder relativen

Objektoïden gesprochen werden, vielmehr ist, entgegen Schmedtper zur älteren Auffassung, daß sie Vergleiche enthalten, im großen ganzen zurückzugreifen. Daß daneben gleichgeformte elliptische Relativsätze vorliegen können, soll, wie bereits gesagt, nicht geleugnet werden. Zu warnen ist aber vor dem Gedanken, daß „elliptischer Relativsatz“ und „verkürzter“ Relativsatz bzw. relatives Objektoïd dasselbe wären, oder daß Objektoïde durch Ellipse aus vollen Nebensätzen entstünden. Der Ausdruck Ellipse ist nur insoweit in der Syntax berechtigt, als mit Bestimmtheit angegeben werden kann, welche Worte elliptisch unterdrückt werden, wie dies im obigen Beispiel tatsächlich der Fall ist, wie dies bei Grußformeln (dtsch z. B. Morgen! Diener!) und namentlich in der Wechselrede bei elliptischen Antworten überaus häufig zutrifft. Unstatthaft scheint mir der Begriff der Ellipse in jenen Fällen, wo im sprachlichen Ausdruck etwas zu „fehlen“ scheint, ohne daß der zu ergänzende Wortlaut feststellbar wäre. So glaube ich nicht, daß mit „ausgelassenen“ Relativsätzen, Konsekutivsätzen, Kausalsätzen, hypothetischen Sätzen operiert werden dürfe, wie dies seit Tobler in der romanischen Syntax allenthalben üblich ist, wenn der strenge Begriff der Ellipse nicht mehr anwendbar ist. Anwendbar erscheint er mir z. B. in *Si plorerent n'i ot celui* (zuletzt Schmedtper 41), nicht aber in den „fehlenden“ Vergleichssätzen: *quant li rei l'ad entendu, si dolent en sa vie ne fu. Ore salt sus en piez, onques plus sains ne fut* (die vielmehr einfache Gradationen enthalten, denen durchaus nichts „fehlt“), in den „fehlenden“ Bedingungssätzen, die zwar eine einfache Annahme ausdrücken, welche aber in eine hypothetische Schlußfolgerung zu verwandeln durchaus überflüssig ist (*ja avuec vos einsi n'irai* „Annahme!“), vgl. Schmedtper 113) usw. Daraus würde für den Begriff des Objektoïds die wichtige Tatsache resultieren, daß unter den sogenannten unvollständigen Nebensätzen zwei Gruppen zu unterscheiden sind: „verkürzte“ Nebensätze, die zu den Objektoïden gehören, und elliptische Nebensätze, die mit den Objektoïden nichts zu tun haben. Jene könnte man als den vollständigen Ausdruck eines rudimentären Gedankens bezeichnen, diesen als den rudimentären Ausdruck eines vollkommenen Gedankens.

9. Die Theorie vom Objektoïd.

Nachdem es uns in den bisherigen Ausführungen gelungen ist, eine erkleckliche und vielgestaltige Menge syntaktischer Ausdrucksmittel unter dem einheitlichen Begriffe des „Objektoïds“ zu vereinen, für welche die Syntax bisher keine Stelle und keine rechten Erklärungen anzugeben wußte, möge zu den Eingangs aufgeworfenen Fragen zurückgekehrt werden.

Allenthaben fanden wir die Objektoïde in so unmerklichem Übergange zu den Satzobjekten, nirgends ließ sich ein parenthetischer Charakter derselben gegenüber dem Hauptsatze feststellen, so daß wir sie mit den Satzteilen enger verwandt erkennen müssen denn mit eigentlichen Nebensätzen. Dennoch sind die Objektoïde selbst keine Teile eines einfachen Satzes, da sie nicht im Rahmen einer einheitlichen Gesamtvorstellung liegen, sondern charakteristischerweise einen Vorstellungsverlauf andeuten. Gerade darin lag ja das Kriterium, durch welches wir Objekt und Objektoïd zu unterscheiden vermochten. Der „bestimmtere" oder „vollkommenere" Ausdruck für einen Vorstellungsverlauf ist allerdings eine Satzverbindung, welche sich bald als einfache Satzreihe, bald als sogenannte Periode oder Periodenreihe dem Syntaktiker präsentiert. Die Objektoïde sind aber andererseits keine Sätze, sondern eher Satzteile: — wie sollen wir ihre seltsame Zwitterstellung deuten? Eine Antwort liegt eigentlich außerhalb der Syntax. Da ich es aber schon vorher unternommen hatte. die syntaktischen Grundbegriffe bis auf ihre psychologischen Grundlagen zurückzuleiten, kann ich nicht ermangeln, die vorerst umschriebene Theorie vom „Satz" und seinen Teilen durch eine Theorie der Objektoïde zu ergänzen. Mein Ausgangspunkt ist natürlich nicht die Gesamtvorstellung, sondern der Vorstellungsverlauf, der allerdings aus einer Folge einzelner Gesamtvorstellungen besteht. Der Vorstellungsverlauf wird begleitet von einer vielgestaltigen intellektuellen Tätigkeit, die ich in dreifacher Weise klassifizieren konnte, als das reine Assoziieren, als das Vergleichen und als das Schließen. Diese intellektuelle Tätigkeit, welche wohl nichts anderes als der Ausdruck dessen ist, was wir „Aufmerksamkeit" nennen, stellt zwischen den einzelnen Vorstellungen Verbindungen her. Sie führt uns dazu, daß wir einerseits eine einheitliche Gesamtvorstellung in Teile zerlegen können, andererseits fernliegende Vorstellungen mit den augenblicklich vorhandenen verknüpfen. Durch sie kommt Leben in die Vorstellungsmassen, indem der Rahmen der einzelnen Vorstellung zu oszillieren beginnt, durch Analyse sich bald verengt, durch synthetisches Heranziehen neuer Vorstellungselemente erweitert. Diese Vorgänge, die sich in unserer Vorstellungswelt abspielen, sind, wie gesagt, Produkte unserer Aufmerksamkeit (vielleicht auch noch anderer Faktoren, wie z. B. der Erinnerung) und stellen zu dem sprachlichen Ausdruck gewissermaßen Begleiterscheinungen dar. Der sprachliche Ausdruck selbst hat sich aber den psychischen Vorgängen im Verlaufe der Zeit so fein angepaßt, daß er in einer modernen Kultursprache, wie hier im Französischen, den psychischen Vorgängen außerordentlich schmiegsam zu folgen vermag. Er bringt nicht bloß die einzelnen Gesamtvorstellungen selbst zum Ausdruck (bzw. die Art, wie

eine die andere ablöst!), sondern er deutet auch das Oszillieren der Vorstellungsgrenzen mehr oder weniger genau an: dem Ausdruck der Vorstellungsanalyse dienen die Satzobjekte, jenem der Synthese die Objektoïde. Allerdings ist die Vorstellungssynthese, welche die Objektoïde zum Ausdruck bringen, keine vollständige: durch sie werden von éiner Vorstellung zu neuen Vorstellungen Brücken geschlagen, ohne daß die neuen Vorstellungen selbst in ihrem vollen Umfange zum Bewußtsein kämen. Letzteres kann beim Sprechen erst dann der Fall sein, wenn die neu eintretende Vorstellung durch einen eigenen Satz (sei er Haupt- oder Nebensatz) analysiert wird und der abzulösenden an die Seite tritt. Gegenüber dem Periodenbau stellt mithin der Gebrauch der Objektoïde ein unvollständiges, ein unklares Denken dar, das die gebotenen gedanklichen Möglichkeiten nicht erschöpft. Die Objektoïde sind in der Tat, wie am Schlusse des 8. Abschnittes gesagt werden konnte, der sprachliche Ausdruck rudimentärer Gedanken.

In diesem Rahmen wird die Untersuchung von Erwin Stimming, welche ich als die bedeutendste Vorarbeit in der Frage der Objektoïde bezeichnen konnte, dereinst vielleicht eine tiefere Bedeutung erlangen, die uns zu recht weitführenden Perspektiven leiten mag. Noch wissen wir ja nicht (dürfen es aber vermuten), ob die Römer den Gebrauch von Objektoïden aus indogermanischer Zeit übernommen haben. Stimming hat uns aber belehrt, daß die lat. Schrift- und Kultursprache zu einer klareren Ausdrucksweise — ja zu klarerem, bestimmterem Denken vorwärtsschritt, indem sie die Objektoïde großenteils zu Nebensätzen, d. i. die Gedankenrudimente in volle Gedanken auszubauen bemüht war. Erst als in der gewissenlosen Geld- und Machtgier des sinkenden Roms auch die römische Kultur verfiel, keimen und sprossen die unklaren Objektoïde aus der Niederung der Volkssprache neu empor und wuchern wie nie zuvor. Und später kämpft die französische Kultursprache einen erbitterten Kampf gegen die Objektoïde, die sie immer wieder in Nebensätze oder in reine Objekte zu wandeln bemüht ist. Und immer wieder werden die Anläufe zu einem klaren „klassischen" Denken durch Perioden der Vorliebe für Schwulst und Unklarheit, die neben der Freude an unbestimmter Ausdrucksweise (d. i. Anspielung, Doppelsinn, Personifikation, Alegorismus, Symbolismus) gerade auch die Objektoïde zu bevorzugen scheinen, unterbrochen. Haben wir nicht vor Ausbruch des Weltkrieges eine solche Zeit durchlebt? Aus dem Studium der Objektoïde in ihrer historischen Entwicklung werden wir vielleicht noch viel für die Stilgeschichte zu lernen haben.

Karl R. v. Ettmayer.

Beiträge zur französischen Lautgeschichte.

I. Zur *u-ü*-Frage.

„Der einzige Weg, auf dem wir zu einer Lösung kommen können, ist der, daß wir vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten, dann wird uns vielleicht das Unbekannte bekannt werden.“

Diese goldenen Worte, die Meyer-Lübke in Bd. 44, S. 4 dieser Zeitschrift gegen aprioristische Überlegungen ohne positive Grundlage in der Frage nach den Ursachen des Wandels von *u* > *ü* niederschrieb, werden durch die letzte Untersuchung des Meisters über denselben Gegenstand (in Bd. 44 d. Z. S. 75 ff.) gewissermaßen beleuchtet. Meyer-Lübke geht den Spuren des Wandels in den französischen Mundarten, namentlich des Ostens nach und sucht eine relative Zeitbestimmung für den Übergang zu gewinnen. Die Gründe sind so überzeugend, daß hier nur auf das Ergebnis der Untersuchung hingewiesen werden möge: 1. Der Wandel von *u* > *ü* ist in östlichen Mundarten, und zwar in dem deutsch-französischen Grenzgebiet von der Wallonie bis in die französische Schweiz jünger als der Schwund des intervokalischen *t*. 2. Die Palatalisierung des *u* ist jünger als die Nasalierung von *ụn* > *õ* bzw. der Übergang von *ọn* > *un* in nördlichen und östlichen Mundarten. 3. Auch in Zentralfrankreich ist der Übergang von *u* > *ü* jünger als der Wandel von *k* in palataler Umgebung zu *i*.

Namentlich die zuletzt angeführte Zeitbestimmung ist für das Verständnis des Wandels von *u* > *ü* von größter Wichtigkeit. *Legume* > *lëun; securu* > *sëur, exsucare* > *essuer* neben *legame* > *leiien, pacare* > *paiier* zeigen, daß *u* anläßlich des Überganges von *g* < *k* und des primären *g* zu *i* noch in der Velarreihe stand.

Das methodisch Wertvolle dieser jüngsten Untersuchung Meyer-Lübkes liegt darin, daß wieder einmal der Forschung, die sich bereits in unfruchtbare Diskussionen zu verlieren drohte, neue Wege gewiesen werden. Gleichzeitig wird aber der Wandel von *u* > *ü* in eine so späte Periode des Galloromanischen verlegt, daß die Frage, ob für diesen Wandel das Gallische verantwortlich zu machen ist, gegenstandslos geworden ist. „Es ergibt sich also . . . . daß der Wandel

von *u* zu *ü* zu den spätesten Umgestaltungen im urfranzösischen Vokalismus gehört" (S. 80).

Folgt man M.-L. auf der Bahn, die er hier eröffnet hat, so lassen sich vielleicht noch andere Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung der Palatalisierung des *ū* gewinnen.

Die intervokalischen tonlosen Verschlußlaute der niederdeutschen Lehnwörter bleiben im Französischen erhalten, dagegen geht *ū* dieser Wörter in *ü* über; vgl. aus dem gleichen Begriffskreis nddt. *hunn* „Mastkorb" zu frz. *hune* gegen nddt. *scōta* „Segelleinen", af. *escọte,* nf. *écoute.* Daraus ergibt sich, daß der Übergang von *t > d* älter ist als die Palatalisierung des *ū.* Es war also *strata* zur Zeit der Aufnahme von *scōta* wohl schon zu *estrade, estrede* geworden, so daß das *t* in *scọta* wie *t* < lat. *tt* behandelt wurde. Wenn wir uns die Ergebnisse der Untersuchung J. Juds über die Wege, die Lehnwörter bei der Aufnahme in eine Sprache zurücklegen (ZRPh. 38, S. 1 ff.), zu Nutze machen, so gilt diese letztere Zeitbestimmung wohl in erster Linie für die nördlichen Grenzmundarten, bringt also weniger Neues als eine Bestätigung der eingangs erwähnten Untersuchung Meyer-Lübkes. Allerdings darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß bei der Wiedergabe des ndd. *ụ* durch *ü* auch Lautsubstitution vorliegen könnte.

Im Folgenden soll nun versucht werden, den Zusammenhang zwischen dem Übergang von *u > ü* und den Veränderungen der altfrz. *u*-Diphthonge näher festzustellen.

Zunächst ist es jedenfalls auffällig, daß auf dem größten Teil des nordfranzösischen Sprachgebietes primäres *ou* < *ọ̄* weder mit *ǫu* < *ǫl* Kons. noch mit *ọu* < *ọl* Kons. zusammenfällt. Eine Ausnahme machen das Normannische und ursprünglich die anschließenden westlichen Mundarten, dann der Südosten von Nordfrankreich, wo *ọu* < *ọ̄* mit *ọu* < *ọl* als *u, o* zusammenfallen. Da sich der Übergang von *l* Kons. zu *u* Kons. vielleicht schon im 7., wahrscheinlich im 8. Jahrhundert wenigstens dialektisch vollzogen hat (s. die Belege bei Meyer-Lübke, *Frz. Gr.* S. 134), muß *ọu* < *ọ* schon in jener Zeit kein reiner *o-u*-Diphthong gewesen sein. Die Aussprache war also damals wohl bereits *oü,* während das neue *ou* reiner velarer Diphthong war.

oü war wohl auch die Vorstufe des späteren *eu,* das seit dem 11. Jahrhundert belegt ist. Daß die Schrift trotz der geänderten Aussprache *oü* für lat. *ọ̄* bei der Schreibung *ou* verharrte, ist nur selbstverständlich, da ja nach dem Übergang von *u* < *ü* in der Sprache kein *ụ*-Laut vorhanden war. Andererseits wird es nun aber erklärlich, warum bis in spätaltfranzösische Zeit hinein die historische Schreibung *l* Kons. für *u* Kons. erhalten bleibt. Ein *aut, mout* wäre als *aüt, moüt* gelesen worden, wie *flour* als *floür, flöür.* Dadurch erklärt es sich auch, warum die umgekehrte Schreibweise *o l* Kons. für

ou Kons. sich nur dort findet, wo *ou* < *ọ̄* den Übergang zu *ö* nicht aufweist. Vgl. außer dem *nevuld* des Rolandsliedes in der altburgundischen Übersetzung des Bernhard v. Clairvaux *tolte, toltes* = *toute, toutes* (s. Kesselring, Die betonten Vokale im Altlothringischen, Diss. Halle 1890); in den Proverbia Salomonis von Samson von Nantuil (Diss. S. Hilgers. Halle 1910) *coltivolt* Imperfekt zu *coltiver* V. 11428; *tolz-touz* 1766, 9732. Der Text ist normannisch, in England geschrieben. In den letzten beiden Fällen dürfte *ol* Graphie für monophthongisches *ụ* darstellen.

Dieser Übergang von *ou* > *oü* muß nun im engsten Zusammenhang mit der allgemeinen Palatalisierung des *ụ* stehen. Bei unabhängiger phonetischer Weiterentwicklung des Diphthongen würde man zweierlei erwarten dürfen, entweder Übergang zu *au*, oder Monophthongierung zu *ụ, ọ*. Beides ist auch unter anderen Umständen eingetreten. Der Vergleich des Überganges von *ou* > *eu* mit dem von *ei* > *oi* stimmt zeitlich und örtlich nicht und ist auch phonetisch von ganz anderer Art.

Wir werden also annehmen dürfen, daß anläßlich des Übergangs von *ụ* > *ü* auch das *u* des Diphthongen *ou* < *ọ̄* ergriffen wurde. Nur so verstehen wir, warum *ou* in af. *rouvre, oitouvre, Louvre* u. ä. s. M.-L. Franz. Gr. S. 81 Sonderentwicklung zeigt. Die Palatalisierung des *u* > *ü* scheint aufgehalten worden zu sein, wenn *u* von velaren Lauten eingeschlossen war. Einen ähnlichen Einfluß von *v* auf die Entwicklung von *ü* beobachtet Gauchat im Neuenburgischen: *avu, vu, bu* neben *krü, sü* etc. (ZfSL. 25, S. 123) und wird im Folgenden noch erwähnt werden (S. 346). Diese Palatalisierung des *u* findet sich aber weder bei sekundärem *ou* noch bei *au* < *a* + *l*. *ou*[2] wird entweder *u, o* oder *au, au* bleibt oder wird zu *o*. Aus einer Zwischenstufe *aü* wäre wohl *ö* oder *ü* entstanden, wie in den Fällen *maturus, sabucus, habutu,* über die Meyer-Lübke l. c. S. 78 f. gehandelt hat.

Betrachten wir aber die Diphthonge *oü* < *ọ̄*, *ou* < *ọ l* und *au* < *a l* nebeneinander, so vollzieht sich die Weiterentwicklung gleichmäßig: der erste Bestandteil des Diphthongs wird an den zweiten assimiliert, die so angeglichenen Vokale verschmelzen.

Damit ist für Zentralfrankreich ein terminus ad quem für die Palatalisierung des *ū* gefunden. Der Wandel von *u* < *ü* ist älter als die Vokalisierung des velaren *l* vor Konsonanten.

Da der Übergang von *l* + Kons. zu *u* + Kons. wie erwähnt, wahrscheinlich im 8. Jahrhundert vollzogen war, die Diphthongierung der gedehnten *e*- und *o*-Laute aus mehreren Gründen nicht vor das 6. Jahrhundert zu verlegen ist, kommt für den Übergang von *u* > *ü* das 7. Jahrhundert in Betracht.

Ausgangspunkt des Wandels war aus den im früheren angegegebenen Gründen wohl Zentralfrankreich oder die Pikardie.

Mit dieser Zeitbestimmung scheint nun die Entwicklung von *rŏta* zu *roue*, die Meyer-Lübke l. c. S. 77 bespricht, in Widerspruch zu stehen. Da *ruede* über *ruee* zu *rọe* wird, schließt M.-L., daß zur Zeit der Vereinfachung von *uee* zu *ue u* noch nicht als *ü* gesprochen wurde. Das ist gewiß richtig, aber richtig für das *u* des Diphthongen *ue*, nicht für sonstiges *ū*. Dies wird uns durch das Verhalten der Mundarten klar gemacht.

Zunächst ist im Franzischen *ọe* in *roe* < *ruede* mit *oe* > *aua*, nicht mit *oe, ue* < *ǫ̆* zusammengefallen. Da, wie im Folgenden gezeigt werden wird, in den Mundarten, welche die Form *roue* haben *ue, oe* < *ǫ̆* auf dem *e* betont war, bei dem Zusammentreffen von *uee* der Akzent aber auf den 1. Vokal überging, wie ja auch *iée* zu *íe* wird, versteht man den Zusammenfall von *rọe* < *ruede* mit *bọe* < *baua*, auch wenn man annimmt, daß zur Zeit der Reduzierung das Triphthongen *uée* > *úe o* < *au* noch offen war. Später ist es bekanntlich geschlossen worden, wie neben dem modernen Übergang zu *u* eine von Förster, Rom. Stud. III, S. 185 angeführte Assonanz bei dem Pikarden Adenet zeigt.

Die Dialekte des Ostens und z. T. die des Westens gehen jedoch andere Wege. Im Osten scheint die älteste Schicht durch einen Typus *ru* mit velarem *u* vertreten zu sein, der in der Wallonie beginnt, die ganze Ostgrenze entlang Spuren hinterlassen hat (die Punkte 181, 170, 87, 85, 33 des A. L. Fr.) und sich im Südostfranzösischen wieder fortsetzt. Wir finden uns also auf dem gleichen Gebiete, für welches M.-L. die velare Lautung für *ū* noch zur Zeit des Schwundes von intervokalischem *t* wahrscheinlich gemacht hat. Da hier in dem Triphthongen *iei* Vereinfachung zu *ei* eintrat (*leit* < *lectus*), werden wir auch in dem nach Schwund des *t* in *rŏta* entstehenden Triphthongen eine ähnliche Reduzierung zu erwarten haben. Diese Vereinfachung muß aber noch auf der Stufe *uo* < *ǫ̆* eingetreten sein. Wie die Form *fou* dieser Mundarten vermutlich aus **fuou* < *fŏcu* entstand, so wurde *ruoe* > *roe*, weiter südlich *ruoa* > *roa*.

Heute ist die im Osten am weitesten verbreitete Form *rö*, die auch hier wieder mit *nö, nöi̯* < *nŏcte* reimt. Hier ist nun eine Vorstufe, die einen *ü*-Diphthong enthielt, kaum abzulehnen. Die eigentlich lothringische Form ist *rö, röi.* Das vereinzelt vorkommende *riöi* (173, 171 des A. L. Fr.), *riö* (57) findet sich nur dort, wo auch *bŏve* zu *biö* wird, während sonst dafür den Haupttypus lot. *bü*, älter *büe, buef* darstellt. Die Typen *biö, riöi, niöi* einerseits, *bü, rö,* (*röi*), *nö* (*nöi*) andererseits vereinigen sich unter einer Grundform *büe, rüee, nüeit,* die sich verschieden weiter entwickelten, je nachdem der Akzent auf dem *ü* lag oder auf das *e* (*ö*)

überging. Es ist nun kein Zufall — und darin liegt die Erklärung des ganzen *röta*-Problems, — daß die *riö, biö*-Formen in dem berüchtigten Durchbruchsgebiet der Maas sich finden, in dem seit der ältesten Zeit zentralfranzösische Sprachformen weiterdrangen. Es ist nun vermutlich die literarische Betonung des Diphthongen *ué* hier eingedrungen, hat aber die ursprüngliche Lautform *üö* nicht verdrängt, sondern nur die Akzentverschiebung zur Folge gehabt; doch wurde in dem Bestreben, die literarische Aussprache nachzuahmen, zwar die vorbildliche Sprachform nicht vollständig erreicht, aber die heimische Aussprache aufgegeben. Aus *üö* entwickelte sich später *iö* wie zentralfranzösisch *üèu* in *locus* zu *liö* wurde.

Nun verstehen wir auch, warum im Zentrum Frankreichs, in dem der Wandel von *u* > *ü* früher eingetreten ist als im Osten, *u* in *uę* < *ǫ* velar bleibt, während es gleichzeitig im Osten palatal wird.

Der Diphthong *ue* wird nur dort zu *üe*, wo der 1. Bestandteil, das *u*, betont war. Was von Horning als ein wichtiges Lautgesetz des Wallonischen und Lothringischen angegeben wird (Frz. Stud. V. 4 S. 54), daß *u* im Hiatus nicht zu *ü*, sondern zu halbvokalischem *w* wird, trifft für eine frühere Periode für ganz Frankreich zu.

Die Probe darauf ist leicht zu machen[1]). Die Reime *ue* : *ę, ẹ,* die eine Betonung *ué* voraussetzen, finden sich nur außerhalb des *üe*-Gebietes, d. h. dort, wo für diesen Diphthongen die Schreibung *oe* die Regel ist. Tobler zitiert in der Parabel vom echten Ring (S. 24 der Einleitung) aus westpikardischen (R. de Ham) bzw. normannischen Texten die Reime *goucet : esm(o)et; quierent-moerent; pres : oęs;* Förster, Rom. Stud. III, S. 176. A. im französischen Ogier I, S. 364 *cherroel, escoel* in einer *ę*-Triade. Im Eneas (s. Bibl. norm. III) *cuens : Volcens* 5093; *muert : requiert; requierent-muerent* 9431. Der Normanne Guillaume le Clerc reimt im Bestiaire (ed. Reinsch, Altfrz. Bibl. 14. S. 40) *eus : doeus,* zeigt also die spätere Entwicklung der Diphthongen von *oę* zu *oe* an. Das Anglonormannische endlich wandelt *ue* > *oe, ẹ* s. Suchier, Boeve de Haumtone, S. 10 der Einleitung.

Es ist also, soweit mein Material erschließen läßt, *oé* auf Zentrum, Nordwesten und Westen beschränkt. Wenn die Vegetius-Versifikation des Priorat von Besançon (Diss. Wendelborn, Bonn 1887) Reime wie *trueve : crieve, muevent : lievent, trueve : lieve,* aufweist, so dürften unreine Reime von *üe : ie* vor-

[1]) Leider sind mir die Dissertationen von A. Schreiber, Der geschlossene ọ-Laut im Afrz. Straßburg 1888; und M. Strauch, Lat. ŏ in der normannischen Mundart. Halle 1881, nicht zugänglich. Von einer Polemik gegen E. Matzke, Über die Aussprache des af. *ue* von lat. ŏ Z. R. Ph. 20, S. 7 ff., glaube ich hier absehen zu dürfen. Daselbst die frühere Literatur über das Problem.

liegen. da wir uns hier in dem Gebiet befinden, in dem af. *pied* > *pi, buef* > *bü* wird. vielleicht auch Übergang von *üe* > *ie,* wie Wendelborn will.

Wir können nun geradezu den umgekehrten Schluß ziehen. daß dort, wo in den mittelalterlichen Denkmälern die Schreibung *ue* für *ǭ* konsequent erscheint, der Diphthong *üe* lautete, während die Schreibung *oe* neben *ue* ein gesprochenes *ué* darstellt.

So stellt sich der ganze Westen einschließlich der Normandie und der Ile-de-France mit *ué* dem Osten mit Pikardie und Wallonie mit *üe, úe* gegenüber[1]).

Eine Sonderstellung in der Schreibung nehmen zwei Gruppen von Wörtern ein: 1. solche mit *ue* vor Nasalen, 2. mit *ue* in labialer Umgebung. In beiden Fällen findet sich vielfach hier *oe* geschrieben, während sonst *ue* durchgeführt ist. Es scheint also anläßlich des Überganges von *u* > *ü* sowohl *u* in labialer Umgebung wie vor Nasalen sich der Palatisierung in gewissen Dialekten zu entziehen, vgl. auch S. 343. So steht bei Chrétien (außer im direkten Anlaut) *boens* neben *buens*. Die gleiche Tatsache wird für die westliche Champagne (Provins) wie die nordöstliche Champagne angegeben (Kraus). Für die Beeinflussung durch labiale Laute ist die Liste von *oe*-Schreibungen im Burgundischen neben sonstigem *ue* kennzeichnend, die Goerlich. Frz. Stud. VII. 1, S. 80 gibt: *noef, poent, poet, moet, proere, avoec. avoec* neben gewöhnlichem *ue* beobachtet auch Neumann l. c. für das Pikardische.

Halten wir also daran fest, daß das Gesetz. daß vortoniges *u̯* im Hiatus halbvokalisch war und daher nicht wie

---

[1]) In den südwestlichen Dialekten (Goerlich, Frz. Stud. III, S. 41—170) scheint *ö* ursprünglich nicht zu diphthongieren, wenn es nicht vor einem aus *e* enstandenen *u* steht. Hier wird *ǭ* zu *ue* und *ueu* wird zu *eu* reduziert. Neben erhaltenem *ǫ* tritt dann *oe* auf (wie *ie* aus der Literatursprache, s. Goerlich S. 19), im 16. Jhdt. ist für dieses *oe* die Aussprache *ö* gesichert. Im Nordwesten ist die Stufe *oe* belegt (s. Goerlich, Franz. Studien V, 3). Die Weiterentwicklung ist durch die Schreibungen *soeur, noeuf* (Bretagne), nie *sueur* wie in Burgund gekennzeichnet. Es wird hier also *ǫ* > *oé* > *oö* > *ö*. Über *oé* im Normannischen siehe die auf S. 345 angeführten Reime mit *ẹ*. Für Maine vgl. Drevin, Die frz. Sprachelemente etc. Diss. Halle. 1912. S. 148. Darnach ist *oe* seit dem 11. Jhdt. nachgewiesen. Für die übrigen Dialekte ist die Schreibung *ue* die Regel. Für die Champagne vgl. Gottschalk, Über die Sprache von Provins im 13. Jhdt. Diss. Halle 1893. S. 13: Neben *ue* wiederholtes *ueu*, = *üö* in *nueuves, sueur, jeune*. Für Chrétien vgl. Förster, Rom. Bibl. 13[2] S. 34. Einl. (Erec) und Cligès S. 77. Einltg. Für die nordöstl. Champagne vgl. Kraus, Beiträge zur Kenntnis der Mundart der nö. Champagne. Diss. Gießen 1901. S. 19. Zur Picardie vgl. Neumann, Zur Laut- und Flexionslehre des Altfrz. Bonn 1878, S. 47f. Für Lothringen vgl. z. B. in den Büchern der Makkabäer (ed. Goerlich, Rom. Bibl. 2), S. 18 Einl. Im Lyoner Yzopet, ed. Förster, Altfrz. Bibl. 5. S. 25 E.; im Lothringer Psalter, ed. Apfelstedt, s. S. 24, E. Im Burgundischen siehe Goerlich, Frz. Studien VII, 1. Auch hier treten seit dem 13. Jhdt. die Schreibungen *ueu* = *üö* auf.

volles *u* zu *ü* wurde, ehemals für ganz Frankreich Geltung hatte, so gewinnen wir aus dem Verhalten der Wörter frz. *éternuer* und *écuelle* < lat. *sternūtare, scūtella* den folgenden wertvollen Fingerzeig für die Zeit des *u* > *ü*-Wandels. Da afrz. *escuele* heute auf dem größten Teil des frz. Sprachgebietes mit *ü* erscheint, ergibt sich, daß zur Zeit des Schwundes des intervokalischen *d*[2] hier *ü* schon gesprochen wurde. Es waren also nebeneinander

I. mūru, escūtella, cō̯r
II. mur, escudelle, cuor
III. mür, escüdelle, kuẹ́r, bzw. küer
IV. mür, escüelle, kuẹr bzw. küer.

Wo nun heute in *écuelle* das Hiatus *u* velar gesprochen wird, ist anzunehmen, daß der Schwund des intervokalischen *t* früher eingetreten ist als der Übergang von *u* zu *ü*. Dies ist zunächst begreiflicherweise in der Wallonie der Fall (Typus *sikual*), dann wieder längs der ganzen Ostgrenze (177, 166, 156, 171, 87, 86, 78, 76 des A. L. Fr.), in der frz. Schweiz und sonst im Südostfrz., wo *ū* z. T. noch heute, z. T. das ganze Mittelalter hindurch velar war, siehe Philipon, Romania 40. S. 1 ff. Daß *ū* in *eku̯el* dieser Dialekte nicht etwa eine Rückbildung aus früherem *ü* darstellt, zeigt das Verhalten der benachbarten westlichen Dialekte, die *üe* in *écuelle* wie *üe* < *ō̯* in *ü* übergehen lassen [1]).

Manches bleibt noch zu untersuchen, so die Frage, ob im Pikardischen der Diphthong *üe* nicht im späteren Altfranzösischen auf dem 2. Bestandteile betont wurde, wohl unter dem Einfluß der zentralen literarischen Betonung. Es dürfte sich ferner ergeben, daß die Lautgruppe *ueu* < *ō̯* + *u*[2] dort zu *eu* wurde, wo das 1. *u* velar blieb, dagegen *iö* ergab, wo es palatalisiert wurde. Es fehlt mir ferner für das eigentliche Franzische die Möglichkeit, zu entscheiden, ob hier *u̯ẹ́* wie im Westen über *oẹ̯, oö, öö* oder wie in der Pikardie, über sekundäres *üẹ̯́, üö* zu *ö* wurde.

Sehen wir also ab von der Sonderentwicklung der nordöstlichen und östlichen Dialekte, in denen sich der Übergang von *u* > *ü* z. T. gar nicht, z. T. erst dann vollzog, als intervokalisches *t* gefallen war, so gewinnen wir für die Zeitbestimmung innerhalb der zentralen Dialekte die folgenden Anhaltspunkte:

Der Palatalisierung des *u̯* geht voran 1. die Diphthongierung der *e, o*-Laute, 2. der Übergang von intervokalischem

[1]) Ich verkenne nicht, daß die Gleichstellung des *u* in af. *escuele* und *nuef* nur bedingt richtig ist, da *ue* in *escuele* ursprünglich zweisilbig, in *nuef* stets einsilbig war. Das Beweisende ist die geographische Übereinstimmung des Gebietes, in dem frz. *écuelle* mit *u* erscheint, mit dem Gebiet, in dem die Erhaltung des velaren *u* in historischer Zeit nachgewiesen ist.

k zu *i*, wenn ihm ein palataler Vokal nachfolgte, 3. der Übergang von *t* > *d*; (das Letztere gilt wenigstens für das Normannische). Nachher vollzog sich 1. die Vokalisierung des velaren *l*, 2. der Schwund des sekundären, aus lat. *t* entstandenen *d*.

In jeder Beziehung trifft nun zeitlich der Übergang von *a* zu *e* mit dem von *u* > *ü* zusammen:

1. Die Diphthongierung des *ę* fällt vor den Übergang von *a* > *ę*, da dieses nicht mehr zu *ie* wird. (Etwas anderes ist der Übergang dieses sekundären *ę̄* in *ie*, wenn ein *u* folgt oder ein palataler Konsonant vorhergeht, über *ie* für sonstiges *a* in gewissen normannischen Handschriften s. Förster, ZfSL. I. S. 88. A.).

2. *plaie*, *paie* etc. beweisen, daß *k* > *i* früher eintritt als *a* > *e*.

3. Der Übergang von *a* > *e* ist älter als die Vokalisierung des *l* vor Kons., vgl. af. *tieus, pieus* < *talis, palus*. Sonst wäre *taus, paus* mit *fagus, Pictavus* etc. gegangen.

Es handelt sich also bei dem Übergang von *ụ* > *ü* nicht um eine vereinzelte Erscheinung der französischen Sprachgeschichte, sondern um eine allgemeine Tendenz der Sprache. Zur Zeit des fraglichen Überganges besaß das Französische in freier Stellung die folgenden Vokale:

ị < lat. *ī*; *ụ* < lat. *ū*; *ạ* < lat. *ă*, *ā*. Daneben die Diphthonge *ię́* bzw. *íe*; *uǫ́* bzw. *úo*; *ei*, *ou*. Auf welcher Stufe lat. *au* angelangt war, läßt sich kaum bestimmen. Nach Meyer-Lübke, Franz. Gr. S. 66 war es *åo*, also ein Laut, der einem gedehnten offenen *ǫ* voraussichtlich bereits nahe kam.

Die 3 einfachen Vokale sind nun gleichmäßig palatalisiert worden, soweit dies bei ihrer Natur noch möglich war. Daher wird *a* > *ę*, *u* > *ü*.

Zweierlei muß bei dieser Gleichstellung und Entwicklung von *ạ* und *u* berücksichtigt werden. 1. Die Tatsache, daß der Wandel von *a* > *e* an den Ton und die Stellung des Vokals am Ende einer Silbenartikulation gebunden war, während *u* > *ü* allgemein durchgeführt wird. Das Letztere ist ja der Grund, warum man für diesen Wandel durchaus vorromanische Lautgewohnheit verantwortlich machen wollte. 2. Die Verschiedenheit im heutigen Verbreitungsgebiet der beiden Lautwandlungen. Das Letztere kann die Folge der 1. Tatsache sein. Außerdem sind wir derzeit über die Wege und die Art der Ausbreitung eines Lautwandels noch so wenig unterrichtet, daß daraus gegen die gleichmäßigen Anfänge beider Lautveränderungen kaum ein Einwand erhoben werden darf. Daß nun zwar jedes vokalische *ụ* von dem Wandel zu *ü* ergriffen wurde, aber nur freies betontes *a* wird uns verständlich, wenn wir uns vor Augen halten, daß das Französische zwar zwei qualitativ verschiedene *a*-Laute, aber nur ein *ụ* besessen hat. Der Unterschied der beiden *a* zeigt sich im

Provenzalischen nicht nur in der Weiterentwicklung, sondern es wurde von den provenzalischen Grammatikern als *a* larg und *a* estreit streng geschieden, s. Stengel S. 45. Diese Scheidung der beiden *a* in ein velares und ein palatales geht offenbar in eine frühere Periode zurück und hängt mit der Dehnung der Vokale in freier Stellung zusammen.

Dagegen besaß das Galloromanische nach dem Übergang von *ŭ* > *ọ* nur einen geschlossenen *u*-Laut, wie es nur ein *i* besaß. Es ist daher verständlich, daß der Wandel von *u* > *ü*, wenn er auch ursprünglich nur an den Ton gebunden war, jedes *ụ* ergriff, während *e* nur für palatales *a* eintrat, da ja der 2. *a*-Laut von dem 1. ebenso geschieden war, wie *ŭ* = *ọ* von *ụ* = *ū*. Palatal aber war eben, wie die Verhältnisse des Provenzalischen lehren, nur freies, und daher gelängtes, betontes *a*.

Anders lagen die Verhältnisse bei dem Übergang von *ē* > *ei*, und *ō* > *ou*. Hier liegt eine wirkliche Diphthongierung vor, die ihrerseits wieder Vokaldehnung voraussetzt. Daher ist die Beschränkung des Wandels auf die tonstarken Silben selbstverständlich. Andererseits sehen wir aber, wie innerhalb der späteren Entwicklung des Französischen Lautveränderungen ohne Rücksicht auf die Tonverhältnisse sich durchsetzen, wenn nur vor wie unter dem Ton die gleiche Lautform zugrunde liegt. Sekundäres *au* < *a* + *l* wird ebenso gleichmäßig *o* wie *ei* > *oi* wird.

Es hat also die Palatalisierung des *u* jedes *ụ* ergriffen, wenn es wirklich vokalisch war, s. oben. Nun verstehen wir auch die Sonderentwicklung einiger weniger Wörter mit *ū* vor dem Tone, die den Wandel zu *ü* nicht aufweisen: Es sind dies af. *stroment-instrumentum* „Gerichtsurkunde“, das zwar nicht Erbwort, aber altes Lehnwort sein muß; dann *froment-frumentum;* dann das ebenfalls lehnwörtliche *onir-unire.* In allen drei Fällen ist *ū* hier vor Nasal, es war also in Zentralfrankreich *ū* in diesem Fall von oralem *ū* bereits geschieden, wie in den nördlichen und östlichen Mundarten jedes, auch betontes *ū* + Nasal s. S. 346. Eine Ausnahme macht *jūmentum* > *jument.* Hier war der anlautende Palatal von Einfluß; zu berücksichtigen ist ferner, daß af. sowohl im Osten wie Westen das nach Meyer-Lübke, Einf. § 110 zu erwartende *jement* belegt ist, das neuerdings (vgl. *chalumeau, alumelle* etc.) wieder zu *jument* werden konnte. Warum *ostil,* af. *oustil* und af. *frouchier-fructificare* Abweichung zeigen, bleibt noch zu untersuchen.

Innsbruck. ERNST GAMILLSCHEG.

Zur u-ü-Frage.

III. Die Dunum-Namen.

In seiner kritischen Besprechung von Ascolis Annahmen keltischen Einschlages im Französischen schreibt Thurneysen (Keltorom. S. 10): „Am häufigsten ist gall. *ū* belegt in *-dūnum* befestigte Anhöhe, Burg als zweitem Element vieler Ortsnamen, ir. *dún,* kymr. *din.* Und dieses *-dūnum* wird in einem ausgedehnten galloromanischen Gebiete behandelt, als ob es *-dōnum* lautete, vgl. *Laon, Lyon* aus *Lugudunum, Yverdon* aus *Eburodunum* usw. Nun ist sehr wohl begreiflich, daß *uno* dialektisch zu *ono,* bzw. *on* werden konnte; aber von *-üno* zu *on* erscheint mir der Weg zu weit. Dazu kommt, daß die Griechen niemals δυνον für δοῦνον schreiben.“ Damit ist der Weg für die richtige Beurteilung gewiesen, nur die eine Frage läßt Thurneysen offen, ob dieser örtlich begrenzte Übergang von *uno* zu *ono* gallisch oder französisch sei, doch dürfte er schon darum das letztere stillschweigend voraussetzen, weil, wenn es sich um gallischen Wandel handeln würde, daraus ein Grund gegen die Annahme der *ü*-Aussprache im Gallischen nicht folgen würde. Übrigens käme man, wollte man für das Gallische *on* aber *tü* annehmen, wie heute im Lyonesischen *tü* und *Lyon* nebeneinanderstehen, mit der schriftlichen Überlieferuug in arge Schwierigkeiten. — Im Anschluß daran äußert sich dann Gröber (ALLG. 3, 516): „Die Ausweichungen in *on* erklären sich auf doppelte Weise. 1. Auf francoprovenzalischem Sprachgebiete, wozu die Schweiz gehört, wird auch lat. *unus* zu *on,* demgemäß sind *Yverdon, Moudon, Sion* (*Sidonensis* schon in alten Handschriften des Fredegar VI, 44) lautlich richtig entwickelt. In Frankreich dagegen, wo lat. *u* = *ü,* ist 2. die *on*-Form eine Folge von Suffixtausch, dem auch Eigennamen nicht entgehen. Er liegt deutlich vor Augen, wenn aus *Seudunum : Suin* (Saône-et-Loire), aus *Sindunum : Senuc* (Ardennes) wird: . . . . *Lugdunum* selbst findet dadurch, daß es auch *Laudun* (Gard) und *Lauzun* (Lot-et-Garonne) wurde, und daß *Laon* noch im 12. Jahrh. *Loün* (in Benoits Reimchronik in sicherem Reime mit *ü*) lautet, hinreichende Bestätigung. *Lyon, Laon* müssen daher *on* gegen *un* eingetauscht haben . . . . Es mögen Namen wie *Mougon* = *Mediconnum* oder *Arlon* = *Orolaunum* maßgebend geworden sein.“ Auf den Gröberschen Stand-

punkt stellt sich Oestberg (les voyelles vélaires accentuées S. 64) ohne jede Einschränkung, ja er bringt als eine Bestätigung „*dunum,* quand il forme seul un nom de lieu, n'offre rien d'étonnant dans son développement; 2. les anciennes formes et les nouvelles ont longtemps coexisté. (*Lugudunu,* qui a abouti a *Laon* se présente déjà au VIIe siècle sous la forme de *Lugdono:* d'un autre coté, nous voyons encore au XII siècle *Loün, Leün* en rime et en assonance avec *u* long)".

Etwas weiter noch geht Goidanich (ZRPh. Beiheft 5, 46). Er sagt zunächst ganz richtig, daß die Entwicklung von *dunu* zu *don* der von *unu* zu *on* entspreche und fügt ebenfalls mit Recht den Gröberschen Beispielen aus der Schweiz noch *Lyon* hinzu, nimmt aber Anstoß an *Laon, Nouan.* „Che *Laon* continui un *Lugdunum* in quei paraggi non c'è neanche l'ombra della prova, perchè di un *Lugdunum* in quei paraggi non s'ha notizia. Che si tratti invece di un composto di *-magus* e *Luco, Lugo,* o *Luto-?* . . . Insuperabili difficoltà però offre *Nouan* ad essere riconnesso a *Noviodunum;* perchè l'*ã* non può continuare non solo un *-un* ma neppure un *on.*" Mit Bezug auf die griechische Schreibung mit ου äußert er sich dahin, daß die griechischen Schriftsteller auf keine Quellen zurückgehen, die älter sind als die Eroberung Galliens, daß die Römer gallisches *ü* durch *u* wiedergegeben haben und daß diese sozusagen offizielle Wiedergabe von den Griechen übernommen worden sei. Von anderen Einwänden abgesehen ist auch hier der eine zu erheben, daß, wer nicht die historische Entstehung, sondern die akustische Wirkung des *ü* in Betracht zieht, nie darauf verfallen wird, *u* als Ersatzlaut für *ü* anzunehmen. Wenn die älteren Römer griech. υ als *u* wiedergeben, so ist das bekanntlich geschehen, weil der Übergang des alten *u* zu *ü* sich in der Magna Graecia zur Zeit der ersten Berührungen von Griechen und Römern noch nicht vollzogen hatte. — Endlich E. Jacoby (Zur Geschichte des Wandels von lat. *u* zu *ü* S. 15) meint: die keltischen Ortsnamen auf *-dunum* scheinen zwar die Aussprache *u,* nicht *ü,* bis ins IX. Jahrh. zu sichern, da sie griech. δουνον, lat. *-donum* transkribiert werden. Da aber heute in ein und derselben Gegend *-don* und *-dun* nebeneinander vorkommen, so muß wohl mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß schon vorromanisch *-donum* neben *-dunum* stand." Also statt Suffixwechsels gallische Verschiedenheit, für die ein Grund nicht gegeben wird.

Es läßt sich nun nicht in Abrede stellen, daß, wenn auch die Annahme von Suffixverschiebungen bei den Ortsnamen nicht ohne weiteres abzulehnen ist, ihr doch gewisse Schwierigkeiten entgegenstehen, oder besser gesagt, daß sie von Fall zu Fall erklärt und womöglich begründet werden muß. Es verlohnt sich daher, noch einmal die einzelnen Beispiele zu untersuchen und dabei auch die Frage aufzuwerfen, ob nicht

mitunter diese Namen einen älteren Sprachzustand bewahrt haben als der übrige Wortschatz.

Wie Thurneysen angedeutet, Gröber und Oestberg ausgeführt haben, steht zunächst im südostfranzösischen Sprachgebiete, dem auch Lyon angehört, *o* aus *dunu* in voller Übereinstimmung mit *unu, luna* usw. und umgekehrt zeigt ganz Südfrankreich und Katalanien nur *u*, vgl. *Laudun* (Gard), *Lauzun* (Lot-et-Garonne), *Monlezun* (Gers), *Montlauzún* (Lot), *Dissolu* (Lot), *Issaudun* (Creuse, Indre), *Verdun* (Ariège, Aude, Aveyron, Dordogne, Tarn, Tarn-et-Garonne) usw.; *Besalu, Navardun, Salardu, Verdu.* Weiter stimmt ein *Verdon* in Pas-de-Calais durchaus dazu, daß hier *prune* als *pron* erscheint, wie E. Jacoby a. a. O. S. 21 und Karte 1 zeigt.

In anderen Fällen ist die Grundlage mehr als zweifelhaft. Holder hat 1, 1376 die *dunum*-Namen zusammengestellt, die seine Sammlung enthält. Die Zahl ist sehr groß, doch haben sich auch einige *durum* darunter eingefunden. Aber auch im Reste sind manche zu streichen. „*Crotalodunum* saec. 12 *Craaldunum,* nach D'Arbois de Jubainville *Crodon* dép. Marne" schreibt er 1, 1176. Nach Longnons Dict. topogr. de la Marne heißt der Ort 1162 *Crahadon,* 1175 *Craaldunum,* d. h. das *dunum* ist eine Latinisierung des 12. Jahrh., nicht die älteste Form, eine Latinisierung, die natürlich keinen Anspruch darauf hat, ein sicherer Zeuge für die gallische Zeit zu sein. In der Tat hat auch Longnon in der Einleitung, S. IV ff., wo er von den gallischen Namen spricht, *Crodon* nicht angeführt. Oder *Auton* (Eure-et-Loire) begegnet zuerst 1157 in der Schreibung *Augustodum,* so daß wir wiederum nicht wissen können, was hinter dem *-on* steckt und kein Recht haben, ein zum Sprachcharakter der Gegend nicht passendes *Augustodunum* zu erschließen. Ich wüßte nicht, was gegen ein *Augostomagus* einzuwenden wäre. Noch schlimmer steht es um *Uxeloup* (Nièvre), das *Uxellodunum* darstellen soll. Die alten Belege lauten: *Usilo* 1243, *Usello* 1269, *Ussullo* 1297, *Ussellum* 1344, also keine Spur von *-dunum,* sondern vermutlich *Uxellavum.* Auch ein *Nyon* in Nièvre erscheint 1337 zuerst als *Nyo,* womit man in demselben dép. *Nioult,* 1406 *Nyo* und *Nioux,* 1408 *Niou* vergleichen kann. Das *Nyon* ist danach entweder eine Umdeutung oder *Noviomagus.* Auch *Laons* (Eure-et-Loire) ist zweifelhaft, da der Ort 1228 als *Laon,* 1250 als *Leon,* erst 1300 als *Laudunum* erscheint. Schwieriger ist *Chalons* (Mayenne), schon 710 als *Caladunne* belegt, doch kommt hier noch etwas in Betracht. Die *dunum*-Namen sind Zusammensetzungen, der Fugenvokal muß nach einem allen indogermanischen Sprachen eigenen, auch im Keltischen erhaltenen Gesetze *o* sein, auch wenn das erste Wort der Zusammensetzung ein ā-Stamm ist (vgl. *Brivodurum* neben *brivā* und ZRPh. 33, 437). Man müßte also

Calodunum erwarten, womit wiederum die französische Form nicht vereinbar ist. Somit wird *Calatone* vorliegen. Ebenso kann *Cerron*, wenn es dasselbe ist wie *vico Cervedone* in der vita Germani des Fortunatus, nur ein *Cerratone* darstellen. Wenn auch *Cerdidunum* 843 Gallia christ. 4, 47 eben diesen Ort bezeichnet, so ist der Beleg wiederum zu spät, als daß er Beweiskraft hätte. Ebenso unberechtigt ist *Curtiodunum* für heutiges *Courson* (Yonne), nicht nur weil der älteste Beleg aus dem 6. Jahrh. *Curcedonus* lautet, sondern vor allem, weil ein *dunum*-Namen mit lat. *Curtius* ganz vereinzelt steht und weil aus *Curtiodunum* zunächst *Coursdun* und weiter *Coudun* zu erwarten wäre. Nicht besser steht es endlich um *Torréon*, das nur im Mittelalter als *Torvedonensis* ager und *Tolvedunum* überliefert ist und mit *Brancion* angeblich aus *Brancidunum*. So wird es sich in den meisten anderen Fällen verhalten: es liegen nicht alte *-dunum*-Namen, sondern falsche Schlüsse mittelalterlicher und noch öfter heutiger Gelehrter vor. Nur drei bedürfen noch einer Besprechung. *Gourdan* soll mit *Crodunum* bei Cicero pro Fonteio identisch sein. Aber die Lesart ist nicht sicher, Mommsen liest *Segoduni*. *Nouan* (Loir-et-Cher) soll das *Noviodunum* der Bituriges Cubii bei Caesar, Bell. Gall. 7. 12, 2 sein, aber unter den sehr zahlreichen *Noviodunum, Noviomagus, Novioritus, Noviientum*-Namen wäre es der einzige, in welchem das *i* gar keine Spur hinterlassen hätte: also wiederum eine doppelte lautliche Schwierigkeit.

Eine Stelle für sich nimmt *Laon* ein. Zwar daß auch hier *Lugudunum* zugrunde liegt, wird gegenüber den bei Holder Altkelt. Sprachschatz. 2. 342, 42 zusammengestellten Belegen wohl auch Goidanich nicht mehr in Zweifel ziehen wollen. Aber es ist bemerkenswert, daß Benoît in der Normannenchronik nicht nur stets *Leun* schreibt, wo ja nur das *e* auf ein *ü* schließen läßt (oben Bd. 44 [1], 19), sondern daß er den Namen mit *comun* 13379 und mit *nesun* 26181 bindet. Ferner steht *Laun* in *ü*-Assonanzen im Aiol 3401, 3418, in Elie de Saint Gille 798, 839, 865 und in den Narbonnensern. In letzterem Epos begegnet *Laon* nun allerdings auch in einer *on*-Reihe und das ist sonst allgemeine Regel, z. B. Floovent, Anseïs von Karthago, Doon von Nanteuil usw. Ob dem *lugduno*, das Holder a. a. O. 343, 11 aus dem Jahre 614 belegt, viel Wert zuzuschreiben ist, läßt sich schwer sagen. Aber das eine ist sicher, daß nicht nur der gelehrte normannische Geschichtschreiber *Laün* verwendet, sondern daß die *ü*-Form auch der epischen Überlieferung nicht unbekannt ist. Daß daran das Bewußtsein des lateinischen Namens, das natürlich gelehrter Überlieferung angehören müßte, schuld sei, scheint mir wenig wahrscheinlich, vielmehr möchte ich die Erklärung im Folgenden suchen.

Laon liegt jetzt wenig südlich des *prone*-Gebietes. Hätten wir nun heute *Laun* und im Mittelalter beide Formen, so würde ich nicht anstehen, daraus zu schließen, daß dieses afrz. *Laon* für einst größere Ausdehnung des *pron*-Gebietes spreche und ich würde das heutige *Laon* als letzten Zeugen älterer Verhältnisse betrachten. Allein dieser Auffassung widersetzt sich das historische Verhältnis der beiden Formen. *Laun, Leun* ist alt, *Laon* ist jung. Daher denke ich, daß die *pron*-Bevölkerung auch *Laon,* die *prün*-Bevölkerung auch *Leün* gesagt haben wird. daß diese Doppelheit sich in unseren mittelalterlichen Texten widerspiegelt. daß dann aber bei der Namengebung nicht die Form der Bewohner der Stadt. sondern die der Landbevölkerung, die den Namen vielleicht öfter gebrauchte, durchgedrungen ist. Das Verhältnis zwischen *Laon* und *Lugudunum* wäre danach dasselbe wie das zwischen *Chieti* und *Teate.* Ascoli hat mit Recht hervorgehoben, daß das *e* sich nicht durch Einfluß des *i* erklären läßt, und die Annahme, daß die sprachliche Form des Ortsnamens uns über die Lautentwicklung aufkläre dadurch zu bestätigen geglaubt, daß er auf das benachbarte Bucchianico hinwies, wo man *čirkė* (cercare), *méle* sage (AGlItal. 2, 445). Allein aus den Proben bei Papanti und noch deutlicher aus Finamore, Novelle popolari abruzzesi 2, 27 ff. ersieht man, daß die Stadt *a* behält. so daß auch hier der Vokalismus der umgebenden Landbevölkerung maßgebend geworden ist.

IV. PLUMA im ü-Gebiete.

Schon in dem früheren Aufsatz habe ich daranf hingewiesen. daß in weiterem Umfange als man früher glaubte, im *ü*-Gebiete *u* vor *m* bleibt, und in der Arbeit von Jacoby zeigt sich das noch deutlicher. Die daselbst gemachten Angaben können durch Blatt *peler* des AL noch vervollständigt werden. Da zumeist nur *pluma* das *u* zeigt, *bruma* dagegen nicht, so meint die Verf., nachdem sie erst ganz richtig sich dahin geäußert hat, daß *pluma* „allein eine sonst ausgestorbene Sprachform bewahrt" habe (S. 43). „die Formen, welche heute noch *u* vor Nasal im Süden zeigen, sind fast ausschließlich *pluma* und Ableitungen. Es liegt also hier eher ein wortgeschichtliches Problem vor, das ich nicht zu lösen weiß."

Die Zahl der einschlägigen Wörter ist ja freilich gering: *coutume, écume, brume* kommen wohl allein in Betracht, da *enclume* im Süden den Typus *incugine* fortsetzt. Es wird sich also fragen, ob im *plomo*-Gebiete *eskümo* verschleppt ist. bzw. sich über ein anderes Wort gelagert hat oder ob *plomo* gewandert ist. Für die erstere Annahme ist vielleicht Folgendes anzuführen. Neben *skuma* zeigt Karte 448 noch drei andere Wörter: *grame* im Südwesten. auch von Lespy-

Raynaud und sogar von Lespy verzeichnet, also wohl verbreiteter als es nach Edmonts Angaben scheinen möchte, und auch in das Baskische gedrungen: soul. *grama* „Schaum", vielleicht auch *grama* „Alge" in San Sebastian, wenn dies letztere nicht *gramen* ist. Für die weitere Verbreitung des vermutlich gallischen *grama* s. REW. 2294. Ein zweites Wort ist *grümo* auf im ganzen zusammenhängendem Gebiete in Aveyron und Lozère, durch zwischengeschobenes *écume* getrennt in 76, in alter Zeit bisher nicht belegt, am Westrand dieses *grümo* auch *brümo*. Der Gedanke liegt nahe, daß dieses *grümo*[1]) eine Vermischung von *grama* und *skuma* sei, daß also *escümo* hier sekundär ist, *brümo* ist schwieriger. Ich habe friaul. *brume* „Sahne" neben gleichbedeutendem grödn. *brama* durch Einfluß von *spuma* oder *bruma* erklärt, aber wie verhält sich *brama* zu komask., engad. *grama*? Die geographische Lagerung macht es wahrscheinlicher, daß grödn. *brama* aus dem Zusammenstoß von *bruma* und *grama* entstanden sei. Immerhin kann man wohl auch dies prov. *brüma* als einen mittelbaren Zeugen für *grama* und also für die Unursprünglichkeit von *skuma* anführen. Endlich ist noch ein dritter Ausdruck zu nennen, *rumo* 801 (Puy-de-Dôme) und daran anschließend auf nordfranz. Gebiet *rum, romin* (Allier). Da ein vereinzeltes *grum* 803 daneben steht, könnte man wieder an *grama* denken, doch ist der Schwund des *g* nicht verständlich. Dazu kommt nun aber weiter *rom* 901 „crasse".

Während also stofflich in Südfrankreich die *écume*-Karte eine gewisse Mannigfaltigkeit zeigt, erscheint *pluma* als einziger Ausdruck, und daß die Mannigfaltigkeit bei jenem nicht das spätere ist, folgt daraus, daß der Ausdruck, der hauptsächlich neben *ekümo* steht, vorrömischen Ursprungs ist.

Gern möchte man nun auch wissen, woher *rumo* stammt. Geht man von der Bedeutung „crasse" aus und nimmt man an, daß auch hier *u* vor *m* für *ü* stehe, so bietet sich schweiz. *rume* „die Kruste, die sich beim Kochen von Mehlspeisen, Kartoffeln, Brei, auch Gemüse, Milch, Butter, Suppe am Boden und unteren Teil der Seitenwände des Kochgeschirres bildet", dann unter anderem „Schorf am Munde" (Idiotik. 6, 915). Das Hauptbedenken, das ich dagegen habe, ist daß das seit 1650 belegte Wort spezifisch schweizerisch ist und weder in den anderen deutschen Mundarten noch in den anderen germanischen Sprachen eine Anknüpfung hat. Das weist doch wohl darauf hin, daß es eine junge Bildung ist

[1]) Aber *grümo* „Träne" in Cantal hat *gremo* neben sich, geht also auf *lacrima* zurück. Und ob *grumé* 836, *grumel* 852, *grumus* 824, dann mit Umstellung unter Einfluß von *murvus* auch *gurmus* 847, *gurmurya* 857, *gurmus* 778, hier neben *grümo* für *morve* hierhergehören, ist zum mindestens fraglich.

und wenn man nun an „Scharre" denkt, das z. T. dieselbe Bedeutung hat, so wird man an eine Ableitung von *rume* „ausräumen" denken dürfen, das auch bedeutet „ab-, ausscharren, was sich vom Brei an der Pfanne ansetzt" (a. a. O. 918). Ist das *o*, *u* in *rumo* alt, so handelt es sich vielleicht um irgend einen Zusammenhang mit ahd. *roum*, nhd. *rahm*. Das Wort hat also aus der lautgeschichtlichen Betrachtung auszuscheiden.

Mit Bezug auf lat. *bruma* ist zunächst zu beachten, daß Vertreter davon ganz selten sind. In zahlreichen Fällen scheint der Begriff ganz zu fehlen, namentlich im östlichen Teile des provenzalischen Sprachgebietes, gerade in der *pluma*-Region, während allerdings der Westen eine zusammenhängende *bruma*-Masse aufweist. Daraus ergibt sich, daß dort ein *brumo* durch die Reichssprache beeinflußt sein kann, wogegen hier die Gewähr, daß man die bodenständigen Formen noch antrifft, größer ist. Allerdings nur größer. Denn wenn auf der Karte *brume* in 781 (Haute-Garonne) *brümo*, auf der Karte *nuages* dagegen *brumos* angegeben wird, so sieht man deutlich den Einfluß des reichssprachl. *brume*, wobei es natürlich ganz gleichgültig bleibt, ob dieser Einfluß allgemein oder individuell, ob er dauernd ist oder ob er sich nur augenblicklich bemerkbar macht.

Danach stellt sich bei einer kritischen Beurteilung der bis jetzt zur Verfügung stehenden Materialien die Sache folgendermaßen dar.

Gar keine Spur von *pluma* zeigen Provence mit Comtat und Comté. Altes *pluma*-Gebiet sind der westliche Teil von Languedoc, Guyenne, Auvergne, d. h. die Departements Hérault, Aveyron, Lot mit Einschluß der jenseits der Grenze liegenden Punkte 733, 628, Cantal.

Eine zweite Gruppe knüpft an das katalanische Roussillon an, erscheint also in Aude, greift westlich noch in Hautes-Pyrénées, nördlich in Haute-Garonne und Garonne hinein, ist aber nur durch *brumo* vertreten, doch ist aus Tarn-et-Garonne ein *ploma* aus dem XV. Jahrh. nachgewiesen (Jacoby, S. 40) und damit ergibt sich die Möglichkeit, natürlich aber nicht die Notwendigkeit eines einstigen Zusammenhanges der beiden Zonen. Das Bild nämlich, das man aus den heutigen Resten bekommt, ist das, daß die Irruption von *plümo* nicht von dem südöstlichen und auch nicht von dem westlichen *ü*-Gebiet gekommen ist, sondern von Narbonne aus. Hier und in Marseille sowie im ganzen Westen ist die Artikulation des *u* vor *m* dieselbe gewesen wie vor allen anderen Konsonanten, so daß es denn auch wie in allen anderen Stellen zu *ü* wurde. Im ganzen Hinterlande und in Dauphiné usw. dagegen muß die Verknüpfung mit dem labialen Nasal eine derartig enge gewesen sein, daß wohl infolge von Dissimi-

lation das *u* vor *m* offener gesprochen worden und infolgedessen blieb. Dieses *om*-Gebiet ging dann weiter über in das *on*-Gebiet, wo die Artikulation der Nasale eine derartige war, daß sie sich nicht mit der des *u* und *i* vereinigen ließ, daher dann diese zu *o*, *e* wurden. Auffällig bleibt, daß auf dem *uma*-Gebiete die Vertreter von *fumus* nur mit *ü* vorzukommen scheinen.

Aus den Zusammenstellungen von E. Jacoby erhellt, was bisher nicht bemerkt worden war, daß auch Westfrankreich *pyom* kennt. Es sind vier ziemlich auseinanderliegende Punkte in Morbihan, Loire-Inférieure, Ille-et-Vilaine und Mayenne. Zwischen diesen *pyom* steht aber mehrfach *plüm*, d. h., wie die Bewahrung des *l* deutlich zeigt, reichssprachliche Formen. Dazu kommen noch zwei Gemeinden im Dep. Mayenne: Cigné nahe bei P. 349 und Assé-le-Béranger weiter südlich bei Dottin, Glossaire du Bas-Maine und Bazouges-la-Pérouse im nördlichen Ille-et-Vilaine bei Dottin-Langouet, Glosaire de Pléchatel. Das *pyom* ist hier von *pyöm* umgeben, und man wird doch die Frage aufzuwerfen haben, ob nicht entsprechend der bei diesen gemischten Lauten vielfach vorkommenden Entrundung auch eine Entpalatalisierung möglich sei. Rein theoretisch läßt sich das kaum vertreten, denn nicht nur ist akustisch der Unterschied zwischen *i* und *ü* geringer als zwischen *u* und *ü*, auch artikulatorisch ist der erste Wandel insofern näher liegend, als bei ihm von der kombinierten Artikulation des *ü* der vordere Teil, die Lippentätigkeit, unterbleibt, und das scheint im Ganzen dem Sprachmechanismus zu entsprechen. Ich wüßte denn auch im Romanischen nirgends einen Fall von spontaner Rückkehr von *ü* zu *u*. Zwar hat Gamillscheg gezeigt, daß in der Umgegend von Lusern, deren italienischer Dialekt heute *u* spricht, einst *ü* gesprochen wurde, wie dies deutlich erhellt aus *baül* „Koffer“, *müfa* „Modergeruch“, *destrügere* „zerstören“ u. a. (ZRPh., Beih. 43, 17), allein hier handelt es sich darum, daß die ursprünglich lombardische Mundart mehr und mehr venezianisiert wird. In unserem Falle müßte außerdem erklärt werden, warum eine solche Entpalatalisierung nur bei *öm* stattgefunden hat, da die Nasalierung allein nach dem, was wir sonst von den Nasalen wissen, nicht schuld sein kann.

W. Meyer-Lübke.

—

Vom Papagei.

Et dominamini universis animantibus. Auf frühesten Stufen sehen wir den Menschen das Tier nicht nur jagen und berauben, sondern auch lediglich zu seinem Vergnügen in Gefangenschaft halten. Mächtigen Herrschern steht es an, mit fremdem Getier zu prunken, zunächst den großen Vierfüßlern: auch der fremde Vogel kam über den fürstlichen Garten, den Pallast der Herrin. Als frühester nächst dem Pfauen und als vornehmster erscheint der Papagei, doch erst in etwas vorgerückter Zeit. Recht wohl möglich, daß mit dem Wörterbuch βιτταχος des Ktesias auf ihn zu beziehen ist, doch weiß der in Persien lebende griechische Arzt nur, daß ein bemerkenswerter Vogel des Namens in Indien existiert. Aristoteles erwähnt ihn in seiner Naturgeschichte nicht, was dort VIII. 12 über ψιτταχη steht, gehört zu den Erweiterungen, handelt allerdings von dem sprechenden, das ist dem gezähmten Vogel.

Plinius und Apulejus beschreiben als *psittacus* genau bestimmt und meist richtig verstanden den Halsbandsittich, *Palaeornis torquatus, Perruche à collier,* der in Indien und Abessinien bis zur Nordgrenze der Papageien häufig ist. Dem Abendland blieb die gelehrte Kenntnis aus Isidor: *Indiae littoribus gignitur colore viridi torque puniceo . . articulata verba exprimit;* daher in althochdeutschen Glossen der angepaßte *psitich.* Der Vogel selbst war, man darf sagen notwendig, dem frühen Mittelalter unbekannt, in dem orientalischen Papageienmotiv, das die gotischen und fränkischen Kunstschmiede annehmen, und das man weiterhin auf den fremden Seidenstoffen fand, hat man zweifellos Falken gesehen. Noch als man im 12. Jh. die orientalische Rahmenerzählung von den Sieben weisen Meistern übernimmt, wird darin der betrogene Papagei zur Elster. Bald aber nach Mitte des 12. Jh. erklärt sich der sg. Münchener Brut 3917 Ovids *volucres canorae* mit *Li rossinous i notoit lais Sons i cantoit li papegais:* was freilich mehr für Schätzung als Kenntnis spricht[1]); wenig

[1]) Als Sänger auch Donei des Amanz 465, R. Ren. XVII, 3, vgl. auch Sone d'Ausay. Zu Godefroy, Papegai außerdem noch Comptes de l'Argenterie p. 192, Guerre de Metz p. 362, zwei Belege aus Ronsard bei Littré. Zu den provenzalischen Belegen bei Rayn. ein weiterer bei Levy unter Maimon.

später könnten, falls die Überlieferung richtig ist, die *oisels d'Espagne* hierher bezogen werden, welche im Thomas-Tristan 2585 unter anderen wertvollen Dingen ein Schiff bringt. Demnächst zeigt *papejai* gegen 1200 bei Renaud de Beaujeu Identifizierung der zweiten Worthälfte mit dem Namen des Hähers, ebenso engl. *popinjay,* schon im 13. Jh. im Donei des Amanz mit dem nasalen Einschub; im Ganzen überwog die Explosive. Das Wort lebt franz. bis ins 16. Jh., ist im 15. noch stark genug, um deutsches *papegan* umzugestalten. Übereinstimmend ist das Provenzalische mit *papagai,* das Altspanische (Juan Ruiz 1615) mit *papagayo;* zum Spanischen vielleicht schon in der zweiten Hälfte des 12. Jh., die hebräische Übersetzung des Buchs Kusari. Die italienische Form *pappagallo* (vgl. Ducange s. v. *papagallus*) dringt schon Perceval 1777 in Nordfrankreich ein, wohl über Marseille, so Mainet 3, 3 [1]), bei Guill. de Lorris, Florence, Blancheflor 289 usw. [2]), *papegaus, papegaut* dauert neben *papegai.* Der Anschein, als ob dieser Gleichklang der Wortausgänge mit den Namen der bekanntesten bunten Vögel eine „volksetsymologische" Meinung habe, wird noch verstärkt durch *papemor,* das bei Renaud de Beaujeu als Name eines exotischen Vogels neben Papagei steht, Papsthahn, Papsthäher, etwa wie Kaiseradler, dann von der Farbe auch Papstmohr. Indessen wäre das nicht nur, wie Diez angemerkt hat, ziemlich sinnlos, es wäre auch die Art der Zusammensetzung unromanisch: *papejai* ist nicht durch den Hähernamen hervorgerufen, sondern entsprang orthographischer Verkennung des neuen Wortes, die durch *geai* höchstens begünstigt wurde, für *-gal* tritt *-jal* nicht ein weil es aufgenommen ist, als *g* überwiegend oder nur mehr die Explosive meinte. Ganz eigenartig ist wieder der mittelhochdeutsche Wortausgang, *papegân* seit Anfang des 13. Jh.

Verdelet heißt der Vogel im Renard le nouvel wie Gresset's Ver-vert, *grün sam ein gras* sieht ihn Konrad von Würzburg; wenn auf Stoffen die Farbe auch rein dekorativ sein kann (*brodée a papegaux d'or* Invent. Charles V), auch dort erscheint naturalistisch gemeint das Grün, vgl. Duc. s. v. *citacus,* Michel, Recherches I, 124, Suolahti, Vogelnamen S. 2; und wenn auch im 16. Jh. neue Arten mannigfaltigster Fiederung bekannt werden, bleibt immer noch charakteristisch das Adjektiv „sittichgrün". Das würde zur Artbestimmung nicht ausreichen, bei der Mehrzahl der rund 450 Arten überwiegt die grüne Färbung, die indische

[1]) Um 1200, weil die Fragmente Aspremont kennen, das ich gegen 1180 stellen möchte: Suchier allerdings 1. Hälfte des 12. Jh.

[2]) Zu Godefroy noch Renart XVII, 3, Jugement d'Amor 289, Tournoiem. Antecr. 672, Gossouin 123, Cy nous dit Ro. 16, 568, Thomas v. Saluzzo Ro. 21, 72, den Chevalier an Papagau, Rechnung von 1393 bei Gay, Dict. Archéol. s. v. Gobelet.

Palaeornis Alexandri ist sogar, wie der Name sagt, voreinst auf die Farbe hin unterstellt und dem Aristoteles unterschoben worden. Indessen die natürlichen und die Verkehrsbedingungen hatten sich seit Römerzeiten nicht entscheidend geändert. Gottfried von Straßburg 10999 bezeugt es direkt „*gestreichet als ein papegâi*“: wie am Schluß der Periode 1505 Jean Lemaires Amant verd mit dem roten Halsband: wenn auch einmal ein anderer hereingekommen sein sollte, wie der karmesinrote der Maria von Burgund im Amant verd, der Papagei des Mittelalters wie der Alten war der Halsbandsittich. Man könnte einwenden, daß in *Cele part sont li papegais Qui ne sont pas plus grant que jais*, aus Gautier dè Mes bei Godefroy, vgl. Gossouin S. 123, der um ein gutes Drittel vergriffene Vergleich auf eine große Art hinweise: aber Apulejus vergleicht ganz ebenso die Taube, es ist die leuchtende Farbe, welche im Gedächtnis die Dimension steigert.

Neugriechischem παπαγάλλος entspricht arabisch-syrisch (Botros al Bistani und Lammens) *babagâl;* in Algier *bâbâgî* (Marcel) und *babagâyû* (Cherbonneau, Marcel): Ägypten und Algier (Bocthor, Lammens, Marcel) *babagân;* türkisch *pabagân.* In Byzanz wird literarisch selbstverständlich ψίτταχος festgehalten, neugriechisch ist παπαγάλλος; im 16. Jh. nennt Manuel Malaxos aus Nauplia παπαγάς, neben τουρακίτο, das Ducange mit *perroquet* identifiziert. Die literarische arabische Form ist *babagâ* (Birûnî, cit. v. Lammens, Ibn Khallikân, cit. v. Dozy). Lammens, Remarques, belegt es schon im 10. Jh. bei Masûdi. Bei Paulus Cassel, Der grüne Papagei, Berlin 1888 S. 39 wird anscheinend als ältestes arabisches Vorkommen überraschendes *babagai* mit varia lectio *papagai* aus Jehuda Halewi's Buch Kusari III, 5 genannt: eine nicht nur formale Verwirrung des Tatbestandes, daß die Formen nicht dem arabischen Original angehören, sondern Varianten der hebräischen Übersetzung sind, also an das Westromanische angelehnt. Zu behalten bleibt, daß ein arabisch schreibender kastilischer Jude in der ersten Hälfte des 12. Jh. ermahnt, die Gebote nicht zu sprechen wie ein Star oder Papagei, Chazarî ed. Hirschfeld, S. 146, 12. Persisch gilt *tûtî,* man kennt dort heute das arabisch-türkische wie umgekehrt das persische Wort, beides aber hin und her unzweideutig fremdwörtlich.

Das arabische Wort (aus Ducange auch das mittelgriechische) hat schon Ménage neben den romanischen genannt, vorsichtigerweise ohne es an erste Stelle zu rücken. Andere waren angesichts der geographischen Wahrscheinlichkeit weniger zurückhaltend, bis Diez (1853) zu bedenken gab, daß *babagâ* in der Sprache keine Wurzel habe und erst spät vorzukommen scheine, sowie daß die Vertretung des arab. *b* durch rom. *p* mindestens ungewöhnlich sei. Engelmann

im Glossaire des mots espagnols nahm daher das Wort nicht auf [1]. Dozy, der den Lautwandel in zwei spanischen Fällen vorfand und Diez' Einwand unterschätzte, setzte es in der Neuausgabe ein, ihm folgen, um jene zu nennen, die sich den Fall mehr oder weniger überlegt haben, Devic [2], P. Cassel [3]) und Lammens [4]. Der letztere vermutet Herkunft der italienischen Form aus der vulgärarabischen auf *âl*, wir haben gesehen, daß die Übereinstimmung der vulgären mit romanischem und mittelhochdeutschem Wortausgang noch weiter geht. Um indessen diesen Punkt zunächst zu erledigen: nordafrikanisches *-ayu* kommt fraglos aus dem Spanischen und damit ist im Zusammenhang mit Geographie und Chronologie auch *-âl* als italienisch präjudiziert. Diesen arabisch unverständlichen Ausgängen gegenüber erscheint *-ân* für *-â* als ein naheliegender Ausgangsersatz: aber wenn wir ihn fünfhundert Jahre zurückdatieren wollten, bliebe immer die Frage, wie ihn gerade das Mittelhochdeutsche überkommen hätte. Der Schluß, daß, wenn *p* aus *b* spanisch ist, die romanischen Formen aus Spanien gekommen sein müssen, ist nirgend gezogen worden. Die Kenntnis des Vogels ist in Spanien einige Jahrzehnte früher nachgewiesen als in Frankreich und damit scheint sich die oben angeführte Tristan-Stelle zu verbinden. Indessen, diese ist sachlich bedenklich, obwohl beide Hss. die *oisels d'Espagne* bieten, sie haben auch sonst gemeinsame Fehler, und neben Seidenstoffen, Gefäßen von Tours, Weinen von Poitou wäre ein bedeutender Handelsgegenstand zu erwarten [5]. Den spanisch-portugiesischen Lautvorgang habe ich Zts. f. rom. Phil. 32. 34 berührt; von den dort genannten Fällen ist Eguilaz entnommenes *petrera* zu streichen, es ist überall das italienische Lehnwort. Das Schiff *patache* und die Münze *pataca* gehören nachweislich erst dem 16. Jh. an; *paparaz* für *abaraz* in Portugal läßt vermuten, daß dort das Läusekraut selbst, *piolheira*, als Tierarznei mehr gebraucht werde als sein Samen; neben der Melonenart pg. *pateca* stand früher auch *albodega*, *albudieca* wie sp. *albudega*: einige Jahre älter als 1500 sind nur *pato* und *alpargate* festgestellt, ersteres

[1]) Defreméry, der Diez nicht kannte, rügte in seiner Rezension das Fehlen des Wortes. Er wird daraufhin fortlaufend als Erfinder der arabischen Etymologie zitiert, zu der er nichts beigetragen hat.

[2]) Im Supplément zu Littré.

[3]) Der grüne Papagei, Berlin 1888. Er meint, der Wechsel des Anlauts verhalte sich wie unser „papelen" neben „babbelen".

[4]) Remarques sur les mots français dérivés de l'Arabe, Beyrouth 1890.

[5]) Ich kann als spanisch-arabische Exportartikel in Frankreich (Chron. Fontan.) und Italien (Anastasius, Amatus) nur Seidenstoffe, Decken, Teppiche feststellen, vgl. bei Fr. Michel, Rech., I. 292; im Epos tritt Cartagena als Ausfuhrstelle hervor. Pferde und Maultiere im Epos sind anzunehmen, Waffen, spez. Helme und Halsberge fraglich.

zu mehreren Synonymen hinzutretend, letzteres eine maurische Fußbekleidung. Die Worte sind sehr verschiedener Art, ein und das andere gehört vielleicht überhaupt nicht in den Zusammenhang, aber einstweilen erscheinen sie als eine zeitlich eng begrenzte ganz späte Entlehnungsgruppe mit vermutlich gleichartigem Lautvorgang. Dieser mag darin bestehen, daß die halb romanisierten südspanischen Mauren die spanische Stimmlose hatten nachsprechen lernen, welche sie in einer beträchtlichen Zahl von Lehnworten nach Marokko hinübergebracht haben, und daß dabei einzelnes arabisches mitgezogen wurde. Weiter zurück ist altspanisch keine Spur davon nachgewiesen, die Lehnworte, die Ortsnamen und die Wiedergabe der Eigennamen haben stets b = b, die arabischen wie die französischen und provenzalischen. Von dort kann also die abendländische Tenuis nicht kommen, auch wenn man die Tristan-Stelle gelten lassen will. So bleibt schließlich als wahrscheinlicher Vorläufer der romanischen Formen die byzantinische, trotz ihrer späten Buchung, und obwohl auch sie nicht genau übereinstimmt. Gerade die mittelhochdeutsche allerdings würde sich an ein vom arabischen *-ā* nahegelegtes παπαγᾶς, -ᾶν anschließen, das in Venedig wie in Genua ohne weiteres nachgesprochen werden konnte. *-allo* erinnert an ἀμιρᾶς, ᾶδος > *amiral*, doch Zeit und Verbreitung sind verschieden. Auch die Endung *ai* wird nicht deutlicher als bei der älteren Betrachtungsart, aber entscheidend ist das konsonantische Knochengerüst.

Über das Prioritätsverhältnis zwischen Arabisch und Byzantinisch sagt uns der Laut nichts, da regelmäßig wie fremdes *b* durch byz. *p*, so arabisch fremdes *p* durch *b* ersetzt wird. An sich besteht trotz des Fehlens eines alten Beleges die Möglichkeit, daß im Griechischen das literarische Wort durch das irgendwie neu gebildete oder überkommene vulgäre ersetzt war, ehe die Araber die Wege zu den tropischen Ländern besetzten; die Überlieferung aber weist auf das Arabische, die Glanzzeit des Islam, eben jene des Orangengartens des Kalifen Alqâhir, in welchem man mit dem Getier aus allen Ländern auch die Papageien fand. Wenn man auch daraus wieder auf Sittiche in byzantinischen Lustgärten zurückschließen dürfte, da es am Ende doch dabei bleiben dürfte daß mit Ausnahme ihrer Dichtung alles gesteigerte Genießen jeder Form, was man eben Kultur nennt, den Arabern von den Griechen gekommen ist. Den weiteren Ursprung des Namens mußte man zunächst in den Herkunftsländern zu suchen geneigt sein. Wenn sich dabei in Indien gar nichts fand, lag das wohl ein wenig an der lautlichen Fragestellung: das Petersburger Wörterbuch bietet *pippakâ* „ein bestimmter (lies: unbestimmter) Vogel“, und vermutlich identisch *pippika*, „ein bestimmtes Tier, vielleicht

ein Vogel; von guter Vorbedeutung": die immerhin zu erwähnen sind. Arabische Neuschöpfung nimmt Cassel a. a. O. an von *babb* „Stammeln der Kinder" aus: ich glaube nicht, daß die Semitisten die Wortbildung gelten lassen werden und selbst der Sinn ist nicht überzeugend, der Papagei stammelt nicht. Anders Devic: anscheinend *une onomatopée faite sur le cri de l'oiseau, comme ara et cacatoès.* Mir selbst war schon in meiner Studentenzeit die musikalische Ähnlichkeit zwischen *babagâ* und dem malaischen *kâkatû(wa)* aufgefallen, zu denen noch der neuseeländische *kakapo,* Eulenpapagei hinzutritt. Nur möchte ich darin nicht sowohl den natürlichen Schrei vermuten als Silbenfolgen, die der Vogel besonders leicht und deutlich nachspricht, die sich bilden, wie zuerst der Vogel den Menschen und dann dieser den Vogel nachzuahmen sucht. Ich hätte mich darüber gerne einmal mit einem verständigen Halsbandsittich auseinandergesetzt: nachdem ich über 40 Jahre nicht dazu gekommen bin, muß wohl ein anderer sehen, ob auf diesem Wege zu einem sicheren Ergebnis zu kommen ist. Es würde sich nicht darum handeln, ob der Vogel die Laute leicht nachspricht, das kann er, sondern ob er sie besonders leicht spricht. Man könnte sich dann ein als deutliches Klingwort lebensfähiges griechisches παπαγᾶ denken, das in dem von Boerio verzeichneten venezianischen *papagà* vorläge, mit Angleichung des ungewöhnlichen Wortausganges auf die formal nahestehenden Namen sachlich nicht unpassender Vögel, zu venez. *papagàl,* daraus *papagallo,* und zu *papagai* geführt hätte. Um noch einmal zusammenzufassen: wahrscheinlich ist, daß die abendländischen Formen aus der griechischen kommen, diese aus der arabischen, sicher, daß die abendländischen und insbesondere die französischen nicht unmittelbar aus der arabischen kommen, daß sie mit den Kreuzzügen nichts zu tun haben. Entsprechend den von mir auf der Baseler Philologenversammlung von 1907 für die älteren Orientalismen im Französischen gegebenen Nachweisen.

Die neue Benennung, welche im Französischen des 16. Jahrhunderts den älteren Namen verdrängt hat, erscheint zuerst bei dem Französisch schreibenden Piemontesen Thomas von Saluzzo als *paroquet,* ausdrücklich als Synonym des Vorgängers: die spätere gelehrte Scheidungsmache ist historisch nicht begründet. Italienisch hat das Auftreten von *parrochetto* (seit etwa 1600) eine ausgeprägt fremdwörtliche Art. Ableitung von *parrochus* ist sachlich unverständlich, von span. *periquito* geschichtlich unmöglich, die ital. und franz. Koseform von „Petrus" formal ausgeschlossen. Das von Malaxos als gleichbedeutend mit ψιττακός und παπαγάς genannte τουρακέτος ist allerdings stark verdächtig, Korruptel für παροκετος zu sein, wie Ducange angenommen hat, aber es könnte auch etwas mehr sein. Zu beachten, daß auch hier eine dreisilbige und

leicht nachzusprechende Lautfolge vorliegt, ein Gesichtspunkt unter den mit kakatu und babaga auch perroquet fällt. Gar nichts damit zu tun hat der meist einbezogene Name des Zwergpapageis, spanisch *perico*, „Peterchen“, der im 18. Jh. auftritt, im 19. die Nebenform *periquito* erhält, die nach Portugal übergeht, französisch in dem Dict. Trevoux und erweiterten Richelet als *perrique*, während die Akademie 1740 *perruche* aufnimmt (*il y a des païs ou l'on l'appelle Perruche*, Rich.). Wahrscheinlich steht in der Mitte ein vom Dict. gén. angeführtes *perriche*, das den Stubenvogel den *caniche, lérriche, babiche* annäherte, während die Akademie ihrer Eigenart entsprechend das schlecht gewußte Wort an *autruche, perruque* und *parrochetto* anklingen ließ. Das von Cassel a. a. O. S. 41 verfochtene arab. *beraks* von einem unbestimmten bunten oder grünen Vogel ist leerer Einfall.

Da sie etwas erzählt, mag hier auch noch der Anwendung des Vogelnamens auf das Segel gedacht sein. *Perroquet* vom Bramsegel, an der oberen Verlängerung des Mastes, weist Jal seit 1525 nach. Es dürfte von dem *p. volant* auszugehen sein, der nicht fest war, vom Deck aus aufgezogen wurde. Der Vogel war kein eigentlicher Handelsartikel, die Neigung der Reisenden und besonders der Matrosen, etwas Lebendes und Seltsames mitzuführen, brachte ihn auf das Schiff, wo er also einzeln auftrat und wo man ihm erlauben mochte, sich frei zu bewegen und zu klettern. Oder wo der Papagei des Kapitäns entwischte und im Verlauf der Jagd von der höchsten Mastspitze heruntergeholt wurde. Mit bewußter Fortsetzung des Bildes ist dann für das noch höhere und kleinere Kreuzbramsegel *perruche* eingestellt worden, neben das unterscheidend weiterhin noch der *cacatois* getreten ist. *Et chaçoit autreci devant lui come li venz fait le papegaut* im Prosa-Artur wage ich nicht hierher zu ziehen, auch nicht wie Godefroy mit *girouette* zu übersetzen. Historisch sind in dem durchmessenen Bereich der Papagei der Königin Isabella, dessen Käfig 1387 eine grüne Decke bekommt und 1393 angestrichen wird, der karmesinrote der Maria von Burgund, und der grüne Liebhaber Margaretens von Oestreich. Der Literaturgeschichte gehört der „Amant verd“ dessen liebenswürdige Eigenschaften in Becker's „Jean Lemaire“ eine warme Würdigung gefunden haben; 1325 eine Metzer Satyre, der Sermont le Pappegay, von dem Bouteillier, Guerre de M. p. 326 ein größeres Bruchstück mitteilt. Im selben Jahrhundert werden die aves der Novelle „Audi, vide, tace“ zu Papageien Im Cy nous dit und bei Thomas von Saluzzo. An ältester Stelle im 13. Jh., des Amant verd nicht unwürdig, die provenzalische Papageiennovelle. Allenfalls hierherzurechnen auch noch der Chevalier au Papegaut und der Beiname der Sängerin im Sone. Dieser

soll stimmen zu der Schilderung „*Cantans estoït et envoisie Et de biau parler afaitie Et son cors netement gardoit. A ces hautes cours se tenoit.*“ Besonders auch zu Letzterem, nur die Reichen erwarben den kostbaren Vogel, der Zoll, der für ihn im Petit Thalamus von Montpellier angesetzt ist, weist auf den Wert von zwei Pferden. Zugleich bleibt doch bemerkenswert, daß es sich lohnte, ihn in einen Tarif aufzunehmen.

Baist.

Frz. ***habiller*** — prov. ***avol*** — frz. ***billet.***

Wie relativ wenig noch für die Erforschung der meistbearbeiteten romanischen Sprache geleistet ist, zeigt die Tatsache, daß für ein so oft gebrauchtes und einfach aussehendes Wort wie *habiller* die Ursprungsfrage noch nicht gelöst ist.

REW s. v. habitus „Kleidung“ heißt es:

„[Frz. *habit.* — Ablt.: frz. *habillier* (> ital. *abbigliare*).“ Das klingt bestechend und läßt doch Zweifel zu. Vor allem müßte man in diesem Falle fälschliche *-ll*-Schreibung (wie in *Bastille* für *bastie,* Meyer-Lübke, *Hist. Gr. de Franz.,* S. 36) annehmen, die eben dies Werk S. 159 erst ab 1687 in der „petite bourgeoisie“ von Paris belegt, während das Verb *(h)abiller* schon altfrz. (seit dem 13.—14. Jh.) reichlich und immer mit *-ll*-Schreibung belegt ist.

Andere Forscher haben denn auch andere Ansichten ausgesprochen: die Bibliographie des Wortes findet sich in Toblers *Afrz. Wb.* s. v. *abillier.* Aus ihr möchte ich vor allem die Bemerkung G. Paris (*Mélanges lingu.* S. 305) anläßlich der Besprechung von Darmesteter's *Vie des mots* anführen: „C'est ainsi encore qu'il a parfaitement reconnu que le sens de ‚vêtir‘ dans *habiller* n'est que secondaire, et dérive du sens de ‚préparer, arranger‘, en sorte que ce mot n'a rien à faire avec *habit*“, wozu die Anmerkung: „L'auteur paraît d'ailleurs être dans l'erreur au sujet de l'étymologie proprement dite du mot, qu'il semble (comme Littré, *Études et glanures,* p. 34) rattacher à *habilis.* La forme ancienne est *abillier,* en regard duquel on a *desbillier.* Le mot paraît vouloir dire, à l'origine, ‚préparer un arbre en bille‘, c'est-à-dire l'étêter, l'ébrancher et l'équarrir.“ Ganz ähnlich äußert sich G. Paris in einer Sitzung der Société de Linguistique in Paris, wie uns Bréal, *Essai de Sémantique* S. 302 mitteilt (bei Tobler nicht angeführt): er spricht von der „confusion qui s'est faite dans les esprits entre *habit* et *habillé:* ce dernier, qui devrait s'écrire *abillé,* est une expression métaphorique dont la signification est ‚apprêté, arrangé‘. Elle a été d'abord employée en parlant du bois. Nous disons encore aujourd'hui: *du bois en bille.* Le souvenir de l'ancien sens s'est conservé dans quelques locutions, telles que: *habiller un poulet, le voilà bien habillé!*“ Dict. gén. bekennt sich zu Littré-Darmesteter's Ansicht,

ohne G. Paris' Stimme zu verschweigen: „Origine incertaine. Semble tiré du lat. *habilis*, habile, par l'intermédiaire du bas lat. *habiliare*, pour *habilitare*. Qqns. y voient un composé de *à* et de *bille* 1 [= „Holzklotz"]. En tout cas, le sens II [„bekleiden"] s'est développé sous l'influence de *habit*."

Was geht aus den angeführten Ansichten hervor? Sicher ist, daß *habiller* nicht ursprünglich „bekleiden", sondern „ausrüsten" geheißen hat, wie denn auch Tobler nur „ausrüsten" übersetzt, wenn sich gleich bei ihm schon Beispiele wie *la ou l'espousee s'abille* finden. Daß *habiller* nur sekundär zur Bedeutung „bekleiden" gekommen ist, zeigt auch seine heutige Bedeutungssphäre gegenüber *vêtir*: Sachs-Villatte sagt s. v. *habiller*: „*se vêtir*, c'est couvrir son corps pour en cacher la nudité ou pour le mettre à l'abri des intempéries des saisons: *s'habiller* réveille, de plus, une idée de parure." Lafaye, *Dict. de synonymes* sagt ähnlich s. v. *vêtu*: „*vêtu* ou *revêtu*, on est couvert: *habillé*, on est ajusté ou mis de telle *façon*" und als Beispiele: „les femmes en sont venues à *s'habiller* sans se *vêtir*", „un homme bien *vêtu* peut être mal *habillé*", wozu man noch *le déshabillé* fügen könnte, das nur ein „Négligé", nicht absolute Nacktheit bedeutet, sowie *c'est plus habillé*, das sieht stattlicher, feiner aus, in der Sprache der Modeschneider endlich die argotische Ausdrucksweise *comique habillé* „c'est à dire comiques en habit de ville" im Gegensatz zu *les comiques vêtus „de costumes bouffons"*, wie Delvau erklärt (S.-Vill. Suppl.). So ist also in frz. *habiller* noch immer die Bedeutung des Sich-Herrichtens erhalten [1]). Dazu kommen die vielen technischen Verwendungen des Wortes, die auf die

[1]) Mit Unrecht ereifert sich also Littré in seinem von G. Paris zitierten, *Pathologie verbale* betitelten Aufsatz: „Ici, comme dans plusieurs autres cas, il y a lieu de regretter qu'*habiller*, prenant le sens de vêtir, puisque ainsi le voulait l'usage, n'ait pas conservé à côté son acception propre. *Habiller*, signifiant *vêtir*, est un néologisme assez ingénieux, mais peu utile en présence de *vêtir*, et nuisible par ce qu'il a produit la désuétude de la vraie signification." Gegen die in diesem Aufsatz herrschende Entwicklungsfeindlichkeit kann gerade das Paar *habiller-vêtir* Protest einlegen, indem es zeigt, wie eine vorgeschrittene Kultur, der das Kleid nicht bloß Körperschutz, sondern auch Körperschmuck ist, diese beiden Funktionen sprachlich zu sondern strebt. Den Rückgang von *vêtir*, den Gilliéron vielleicht aus der Unsicherheit der Sprecher in den Präsensformen (*je vêts* oder *je vêtis!*), oder dem Zusammenfall mit *je vais* erklären würde, und die Verdrängung durch *habiller* schildert sehr anschaulich Clédat *Rev. d. phil. franç.* 27, 8: „Ce verbe [*vêtir*] ne s'emploie plus guère qu'au participe passé: bien ou mal vêtu. Les exemples ‚son valet de chambre l'a vêtu, il sait bien se vêtir', donnés par Littré, ne sont plus de la langue actuelle. On remplace ordinairement *vêtir*, suivant les cas, par *habiller* ou par *revêtir* . . . Toutefois *habiller* comporte, dans son étymologie, une idée d'adaptation qui a permis à Marivaux à l'opposer à *vêtir*: ‚Il n'en porte que l'habit, sa figure en est vêtue, et point habillée, pour ainsi dire' . . . Mais c'est là une opposition toute littéraire . . . Si *vêtir* était resté dans la langue courante, il aurait pris vraisemblablement la conjugaison inchoative . . . Cette forme ce trouve déjà chez des Portes, où elle est blâmée par Malherbe."

Grundbedeutung „herrichten" zurückgehen und bei Sachs-Villatte eingesehen werden mögen (vgl. außer G. Paris' *habiller un poulet* noch *(r)habilleur* „rebouteur", also der „die Knochen einrichtet" und *rhabiller* „remettre en état" Dict. gén.). Den sekundären Charakter des Wortes bezeugt drittens die Karte *vêtir* des Atlas linguistique, auf der *habiller* das Zentrum, *vêtir* die konservativen Randpartien einnimmt und von dem radial von Paris ausströmenden Modewort *habiller* verdrängt wird: in 841. 822. 945 wird *vêtir* als veraltet neben *habiller* angeführt, in 255 nimmt es entsprechend der ursprünglichen „den Körper bedecken" (vgl. die Wiedergabe durch *musser* und *courrir* in 484 derselben Karte) die Bedeutung „mettre sa chemise" an. Daß ein Wort für „herrichten" zu „kleiden" gelangt, bezeugt die Karte selbst, indem *apprêter* in 427 Ersatz von *vêtir* wird.

Endlich beweisen auch noch das Altprov. mit *abilhar*, „habiller, équiper", davon *abilhamen* (Levy), das Altbearn. mit *abilhar* „arranger, réparer" (Ducamin Mél. Chabaneau 298 *mau abilhat* „en mauvais état" und Millardet, Recueil de textes etc. S. 253) und vielleicht das Katal. mit katal. *abillar*, *abillament* (in beiden Bedeutungen belegt im Diccionari Aguiló aus dem im 15. Jh. geschriebenen Ritterroman Tirant lo Blanch, also vielleicht Gallizismus? Die Belege bei Labernia kann ich nicht datieren! Vogel schreibt *habillar*, also mit einem frz. *h*) gegen die Ableitung von *habitus*. Übrigens hat auch it. *abbigliare*, das bei Meyer-Lübke als Entlehnung aus dem Frz. erscheint, in alter Zeit (Petrocchi unter dem Strich und Tommaseo-Bellini) „rimettere, in sesto, in buon termine, addobbare, guarnire" bedeutet. Romanelli *Lingua e dialetti* S. 104 verzeichnet es unter „verbi dialettali e barbarici", auf einer Stufe mit *far toletta*: „*abbigliarsi* per *vestirsi* semplicemente: giacchè significa ‚vestirsi con lusso e con eleganza'" — also genau mit der „feinen" Nuance entlehnter Modewörter. Ebenso bedeuten die Gallizismen ptg. *abilhar* (Cándido de Figueiredo) und galleg. *abillar* (Wb. der gallegischen Akademie) „ataviar, adornar". Das Sekundäre der Entwicklung zu „Kleidung" hat schon Carpentier s. v. *abilhamentum* erkannt.

Da somit Meyer-Lübkes Etymologie aufgegeben werden muß, prüfen wir die Gaston Paris'sche. Vor allem sei bemerkt, daß die ursprüngliche Bedeutung „préparer un arbre en bille" nirgends im Altfrz. belegt ist: *habiller un arbre* „en écourter les branches, les racines, avant de le planter" bei Littré *Et. e glan.* 35 kann von „arranger" ausgehen. *Habillot* „morceau de bois qui sert à accoupler entre elles les diverses parties dont se compose un train de bois flotté" wird vom Dict. gén. erst 1765 belegt, kann übrigens auch von *habiller* „arranger" aus oder durch Einmischung von *bille* „Holzpflock" erklärt werden. Für Gaston Paris spricht aber

vielleicht die Analogie von *fagoter* „Reisigbündel machen“ zu „sich herausstaffieren“, besser könnte noch von der Bedeutung *bille* „Packstock“ ausgegangen werden, die im Altprov. schwach (*bilhador* „Packträger“ bei Levy), im Neuprov. (vgl. Mistral und Atlaskarte *câble*) und auch im Frz. (Dict. gén.) reichlich belegt ist. Aital. *bilia*, über das REW 9394 spricht, gehört wohl nicht als „vulgärlat. für *bilica* zu *bilicare* 1103“, sondern hierher, wenn auch der lautliche Einwand, den Pieri gegen die Zusammenstellung mit frz. *bille* (warum nicht **biglia?*) erhebt, bestehen bleibt; der semantische fällt dahin nach dem über *biller* Gesagten. Man könnte ferner an die Parallele von *trousser* denken (zu *thyrsus* „Packstock“, aber vgl. die Einwände REW 8725), das ja auch zur Bedeutung „arranger“ gekommen ist. *Abiller* wäre also „mit dem Packstock festmachen“ > „fertigmachen“ (altfrz. *prêt et habillé*), von wo aus einerseits „ankleiden“, andererseits (vgl. *trousser bagage, trousser son sac et ses quilles* Courrier de Vaugelas VI 66, *plier bagage*) „abfahren“ im Sinne von „weggehen“: so erklärte sich auch die von Tobler s. v. *abiller* angeführte Bedeutung „herbeilaufen“ und Godefroys Artikel *billier* „s'enfuir“ (den er mit Unrecht mit dem *biller* ‚jouer aux billes‘ zusammenschweißte). Man beachte, daß bei letzterem *allez biller* oft neben einfachem Imperativ *billez* steht: „gehen Sie sich packen“ kann man sich neben „packen Sie sich!“ ganz gut vorstellen. (Ein *alez briller*, das Lommatzsch mir aus Toblers *Afrz. Wb.* gütigst mitteilt, zeigt, daß die urspr. Bedeutung nicht mehr verstanden wurde). Als Einwand gegen diese Etymologie bleibt bestehen, daß *trousser* „arranger“ allein eben nicht zur Bedeutung „habiller“, sondern zu „relever (les jupes etc.)“ gelangt ist, ferner daß altfrz. die Bedeutung „packen“ bei *abiller* gar nicht, bei *trousser* sehr üppig belegt ist. Allerdings bringt Philipot *Le style et la langue de Noël Du Fail* s. v. *contrebiller* ein *biller* ‚zusammenschnüren‘ aus Du Fail bei, belegen Verrier-Onillon ein anjou. *biller* ‚lier les gerbes‘, *bille* ‚morceau de bois conique, long de 40 centimètres environ, avec lequel on serre le lien des gerbes‘, dieselbe Bedeutung hat *bille* auch in der Saintonge (Jônain) und ähnlich steht im Neuprov. dem Subst. *biho* ein Verb. *bihá* zur Seite (Mistral). Das von G. Paris angeführte *desbiller* (vgl. hierzu *Archiv* 123, 427) kann garnichts beweisen, sofern es einfach „déshabiller“ heißt (vgl. noch auf K. 678 [*ôte ton habit*] die Antwort *débil te* in P. 281 und bei Juret, *Patois de Pierrecourt: debeyi,* ebenso im Pikard. und in Friedrichsdorf, vgl. Marmier S. 113) und durch Präfixhypostasierung entstanden ist wie *desbrier* aus *abrier*, oder *pouiller, empouiller* aus *dépouiller* (Thomas, *Nouv. Ess.* 320 und Atlaskarte *vêtir*), mit dem übrigens auch *biller* auf derselben Karte, nicht allzu fern vom *pouiller*-Typus, zu vergleichen ist (vielleicht auch Einsfluß des *b*-Anlauts des lokalen Vertreters

von *vêtir*[2]). Immerhin heißt *débiller* auch „Pferde ausspannen, die Schiffe ziehen", geht also von ‚ausschirren' aus. Eine gute Parallele bietet aber rum. *a plecà* = plicare [tendas] (Meyer-Lübke bei Puscariu *Et. Wb.* S. 117) zu *biller* ‚packen' > ‚weggehen'.

Die Schwierigkeit bei der Littré'schen Ableitung von einem **habiliare*[3]) liegt offenbar in der lautlichen Entwicklung: **mirabiliare* gibt *merveillier, stabilire > establir,* so müßte

[2]) In Westfrankreich scheint die Neubildung *vêtre* (zum Partizip *vêtu*) statt *vêtir* nur zögernd vor sich gegangen zu sein: jedenfalls ist die mundartliche Vielfältigkeit junger Worte im Westen auffallend: *pouiller, biller, rober, nipper, apprêter, graé* [= *gréer,* vgl. *Table* S. 217]. Vielleicht hat zur Zeit des Schwankens zwischen inkohativer und nicht-inkohativer Flexion (Nyrop, *Gramm. hist.* II, S. 55) den Sprechern vollkommenes Aufgeben des Verbs in einzelnen Gegenden sich empfohlen. Die im Südosten in *Rom. Gramm.* II, S. 153 belegten *vêtre*-Formen kommen auf dem Atlas nicht zum Ausdruck.

[3]) Auch der Artikel über das Stammwort *habilis* (REW 3960) läßt einige Kritik zu: er lautet; „(Prov., katal. *a(v)ol* „schlecht", „elend", Z R Ph. VIII. 122 ist begrifflich nicht erklärt, ADVOLUS Diez. Wb. 514, auch formell schwierig). — + DEBILIS 2491: katal. *davol.*" Vor allem müßte kat. *davol* in die Klammer einbezogen werden, da es doch eine Kontamination des unbekannten Etymons von prov. *avol,* nicht von *habilis* mit *debilis* darstellen soll. Ferner vermisse ich als Vertreter von *habilis* altfrz. *able* „geschickt, günstig" (Tobler), das in neuengl. *able* „fähig, geschickt" (Brüll, *Untergegangene u. veraltete Worte d. Frz. im heutigen Engl.*, S. 2), in der wallonischen Ableitung *radabler* „réparer, rajuster" (Sigart und *Bull. d. dict. gén. d. l. langue wall.* 1907, S. 79) erhalten ist. Den Bedeutungsübergang von prov. *avol* (aus *habilis* „geschickt") zu „schlecht" suchte ich *Arch. f. neu. Spr.* 1911, S. 156 durch Hinweis auf Worte wie engl. *crafty* „kräftig" > „schlau" und dtsch. *schlau* (zu *schlagen*, vgl. *verschlagen*) zu stützen: von der Geschicklichkeit aus kommt man zu geistiger Gewandtheit, dann zu Ränke, Gemeinheit, Schlechtigkeit etc. (umgekehrt wird *astutus* „listig" zu „wohlwollend", Pirson, *La langue des inscr.* S. 277). Allerdings müßte noch in Betracht gezogen werden, daß bask. *aul* „schwach" heißt (De Azkue s. v. *aul*). So haben wir denn *habilis* bald in der Bdtg. „fähig", bald in der Bdtg. „schwach" (daraus „schlecht", vgl. kat. *dolen* „schlecht"). Da würden wir denn zu der Erklärung greifen, die Schuchardt *Bask. u. Rom.*, S. 33 und 52 für ähnliche „Gegensinne" gegeben hat: bask. *kupera* „zart, empfindlich, wehleidig" ~ altspan. *cobrado* „gut, tapfer" wird dort von einem Mittelbegriff aus erklärt: „Die Bedeutungsdifferenzierung geht von *(re)cuperatus* „rekonvaleszent" aus; die einen nahmen es als „noch schwach", die andern als „schon wieder stark"." Aber kann *habilis* nach einer Krankheit ein „schon Starker" wie ein „noch Schwacher" gewesen sein? Endlich könnte man von *inhabilis* mit abgefallenem (oder besser gesagt: als Verstärkungs-*in-* wie in *incolumis, indebilis, inreprobus* gefaßtem) *in-* wie bei den romanischen Vertretern von *insulsus, insanies, ingluvies* etc.) ausgehen, müßte allerdings dann voraussetzen, daß von jeher in Nordfrankreich nur *habilis* (> afrz. *able* „geschickt"), in Südfrankreich-Provence-Katalonien nur *inhabilis* gelebt habe, da das Nebeneinanderbestehen beider Wörter die Vorsilbe erhalten hätte. Solche Fälle von doppelsinnigen *in-* (intensive und verneinende Bdtg.) stützt Bellezza *Riv. d. fil.* 42, 305 ff., nach *Idg. Jahrb.* 5, 163 zu urteilen, durch zahlreiche Parallelen. Einer dieser Wege wird wohl zum Ziele führen. Welcher? Das ist die Frage! — Hentschke's Erklärung *Zeitschr.* 8, 122 „leicht zu haben" > „wertlos" hat gegen sich, daß *habilis* im Lat. nicht eigentlich „leicht zu haben", sondern nur „leicht zu handhaben" bedeutet.

**habili(a)re* entweder **aveiller* oder **ablir* ergeben. Im Falle gelehrter Entwicklung aber müßte es in Analogie nach *humilier abilier* heißen. Wir haben allerdings Fälle, in denen *habile* im Altfrz. mit *-ille* geschrieben und auch gereimt wird (so Th. fr. I p. 300 *habille* von *habiller*) und diese Aussprache hat sich auch dialektisch gehalten: wall. *abei* „prompt, agile"; adv. „vite!", morvan *ebij* id. (vgl. Pfeiffer *Ein Problem der rom. Wortforsch.* S. 26). Dann könnte *habiller* eine dialektische, innerfranzösische Bildung sein. Es gibt aber noch einen Weg, falls man von *habilis* ausgehen will: Angleichung von **habiliare* „herrichten" an das gleichbedeutende **apticulare* (REW 564[4]), > afrz. *a(r)tillier,* das auch zu den Bedeutungen „ausrüsten", „putzen", it. *attillarsi* „sich elegant kleiden" (woraus der ungarische *Atilla* abgeleitet ist). Thomas *Rom.* 40, 105 zweifelt allerdings wegen der Kürze des *i* an *apticulare,* immerhin ergibt sich die Möglichkeit des Einflusses von *atiller* auf *habiller.* Man beachte, daß *habiliter* im Afrz. u. a. „s'armer en guerre", „garnir de ce qui est nécessaire" bedeutet, vereinzeltes und spätes *habillonner* „rendre propre à une chose, disposer" wird dagegen nicht, wie Ducange will, hierher, sondern zu *bille, billon* gehören (es handelt sich um Brennholz). Bei Ducange ist denn auch s. v. *habilimentum* „apparatus belli" (> afrz. *habillement de guerre*) *s'habilleter* „armis se instruere" zitiert. In dem anglolateinischen Beleg s. v. *habilamentum* erscheint dies Wort neben *artillaria* (*exceptis semper armaturis, artillariis et omnibus aliis hernesiis et Habilamentis guerrarum*[5]) und bei Tobler ist eine Glosse Carpentiers: *abillier : habilitare* erwähnt. Tobler belegt auch für *abiliter* die Bedeutung „sich anlegen" (mit Fragezeichen); ist „ein Kleid anlegen" gemeint?[6]) Die Entwicklung von

[4]) Neben *abillements* haben wir auch in der Bedeutung „Geräte" *outillements* und *artillements,* über die Pfeiffer, *Ein Problem der romanischen Wortforschung* S. 4 und 33 manches Ungereimte schreibt. Aber den Bedeutungsübergang „Gerät" > „Kriegs- oder Schiff-Ausrüstung", „Kleidung" belegt er reichlich S. 74 ff. — Deutsch *aufgetakelt,* das in der Übertragung auf die Kleidungsart an obzitiertes *gréer* erinnert, betont immerhin das Auffallende derselben.

[5]) Rum. *ateià* „sich schmücken", das Meyer-Lübke a. a. O. nicht mit *apticulare* verbunden wissen will, stellt Puscariu *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1913 S. 112 zu *stilus destiliare,* in dem *dis*|*tiliare* abgeteilt worden und nun **attiliare* (wie *attacher* nach *estacher*) gebildet worden wäre. Dabei wird als Grundbedeutung „mit Stielen (> Nadeln) versehen" > „putzen" aufgestellt. Aber *stilus* heißt im Romanischen nur „Stil" und „Stiel", nicht "Nadel"!

[6]) Ist die Etymologie *habiliare* + *-īculare* richtig, so muß selbstverständlich *(a)biller* „(herbei)laufen" fernbleiben. Dann wäre es mit *bille* „Kugel" zusammenzustellen, wie auch Moisy *biller du pied* als „jouer aux jambes" erklärt. Das Wort lebt noch mundartlich fort, so vielleicht lothr. *bihi* „se dit des animaux qui prennent la fuite en levant la queue", das auch an frz. *billarder* erinnert [vgl. aber jetzt REW-Wortverzeichnis]. Gehört zu letzterem auch ein *bilâ,* „marcher, partir, sortir, monter, escalder", im Argot der savoy-

„ausrüsten, herrichten“ zu „bekleiden, anziehen“, die bei *habiliare* > *habiller* angenommen wird, ist dieselbe wie bei den schon erwähnten *apprêter* und *gréer* [= REW 3739.

ischen Schornsteinfeger (*Rev. d. phil. franç.* 26, 80, vgl. auch Constantin-Désormeaux in ihrem *Dict. savoyard*)? Ginge man von der auf weitem Gebiet erhaltenen Bdtg. „schnell“ aus (vgl. oben), so wäre *(a)biller* natürlich leicht erklärt: vgl. berry *habiler* „se hâter“ (Chambure). Aber die Geschichte von *bille*, *billard* ist ja noch lange nicht geklärt (vgl. REW s. vv. *bikkil* und *retorta*). Bei dieser Gelegenheit sei angemerkt, daß die Geschichte des Wortes *billet* noch umstritten ist. Während nämlich REW 1385 s. v. *bulla* neben ital. *bulla, bulletino*, frz. *bulletin* auch frz. *billet* figuriert und alle diese Wörter aus „Kapsel an Diplomen“ > „Diplom, Erlaß“ erklärt werden, wie annähernd schon Diez („gesiegeltes Blättchen“), Skeat, Dict. gén. und am zögerndsten Littré und New English Dict.*) annahmen, schreibt G. Baist in Kluges *Etym. Wb. d. deutschen Spr.* s. v. *Bill:* „(mit Unbill nicht verwandt) aus gleichbed. engl. *bill*, das aus gleichbed. anglonormannisch *bille*, eigentl. ‚zylinderförmiges Stück Holz‘ dann ‚aufgerollte Urkunde‘ (frz. dafür *rôle* s. *Rodel*) beruht; ein gleichbed. frz. **bille* steckt in der Verkleinerungsform *Billett.*“ Die Diez-Littré-Dict. gén.-REW-Deutung ist leicht als irrig zu erweisen: *ü* entwickelt sich afrz. nicht zu *i* und *ll* nicht zu *j* (ein vereinzeltes *buille* bei Garnier de Pont St. Maxence beweist nichts) und ferner haben wir altprov. *bilheta*, weiblichen Geschlechts wie afrz. *billette* „lettre de sauf conduit“, „pancarte clouée à un poteau, dans les endroits où il y a à payer péage“, in ersterer Bdtg. bei God. ab 1389, in letzterer ab 1456 belegt, womit das Femininum als ältere Form dem erst im 16. Jh. (im Latein der Kanzlei schon im 15. Jh.) erscheinenden *billet* gegenüber gesichert ist. Dieses *billette* lebt heute noch in Savoyen (Constantin-Désormeaux). Ein *billot* des 14. Jh. leitet Littré richtig von *bille* „Holzklotz“ ab: „la pancarte du péage, ainsi dite du pieu, du billot auquel elle était attachée“, dann hätte er logischerweise s. v. *bill* nicht Einfluß von *bille* „Holzklotz“ auf *bulla* annehmen sollen. Aber wenigstens sieht Littré die Unmöglichkeit der lautlichen Vereinigung von *bulla* und **bilia*. Da, wie man gesehen hat, die ältere Bedeutung des *billette* Geleit„schreiben“ ist wie die des heutigen *billet* (auch prov. *bilheta* hat nur diesen Sinn), so wird man annehmen, die Bdtg. „Anschlagtafel“ sei jünger und habe gar nichts mit dem „Pflock“ zu tun, an den die Tafel genagelt ist. Trotzdem bleibt *billet* Ableitung von *bille* „Holzpflock“. Wie nämlich die anglonorm. Beispiele von *bille* (vom 13. Jh. an, also älter als *billette*, bei God. und Du Cange) „ordonnance, requête“ lehren, ist tatsächlich der von Baist angedeutete Bedeutungsübergang anzunehmen, um so mehr als engl. *bill* (zuerst in einem anglolat. Text von 1272 belegt) auch durch diese Etymologie erklärt wird. Daß *bulle* „Bulle“ (urspr. also „Siegel“) und *bille* „Bill“ (urspr. „Rolle“) inhaltlich das Gleiche bezeichnen, ist eine andere Sache (übrigens erst relativ spät tritt Verwechselung ein, so wird erst 1450 *bill* von der päpstlichen Bulle gebraucht). Auch im Deutschen konkurrieren dann *Billett-* und *Bolletin*-Formen (Kluge). Brandstetter *Die Lehnwörter der Luzerner Mundart* S. 27 sagt richtig: „*bolête* . . . < ital. bolletta und *bilét* . . . < franz. billet haben in der L[uzerner] M[undart] die gleiche Bedeutung ‚Fahrkarte‘, es sind aber wohl etymologisch verschiedene Wörter.“ Wollte man von Godefroy's und Littré's Deutung s. v. *billette*, resp. *billot* „la pancarte du péage, ainsi dite du pieu, du billot auquel elle était

*) Dieses sagt richtig: „*bulla* was probably pronounced with *ü*, passing into Eng. *y, i;* though no direct evidence of this has been found.“ Merkwürdigerweise weiß Wattenbach, Schriftwesen im Mittelalter S. 123, auch nichts anderes zu sagen als: „Von *bulla* ist deminutiv gebildet franz. *bulete, buletin, billet*“ . . .

urspr. = „zurüsten") der Karte. Auch *équipage*, mit dem altfrz. *abillement* oft wiedergegeben werden muß, neigt zur Bedeutung „Kleidung", wie der Satz in Molières *Am. méd.* III, 3 zeigt: Clitandre en *habit* de médecin: „Eh! bien, Lisette, que dis-tu de mon *équipage?* Crois-tu qu'avec cet *habit* je puisse duper le bonhomme?" *Habit* wäre hier mit „Anzug", *équipage* mit „Aufzug" zu übersetzen! Nicht ganz dasselbe wie die vorstehenden Zeilen sollen wohl Herzog's Worte *Ltbl.* 1900 Sp. 65 besagen, der nach Verurteilung der *à* + *bille*-Etymologie bemerkt: „In dem heutigen Wort dürften allerdings zwei Wörter zusammengeschmolzen sein, das eine eine Ableitung von *habile*, das zweite von *abi* (*habit*) nach der Proportion *peri(z) : peril'er* = *abi(z) : abil'er* etc. gebildet." Man muß dann wohl für afrz. *abiller* Ableitung von *habilis* annehmen, in dem *habit* sich eingenistet hat: denn eine plötzliche Neubildung *habit* ∼ *habiller* wird nicht plausibel sein, da ein semantisch so nahestehendes *abiller* „herrichten" schon bestand. Jene Proportion kann höchstens die Bedeutungsentwicklung zu „bekleiden" unterstützt haben. Also nicht zwei Wörter sind verschmolzen, sondern ein Wort ist dem anderen ins Gehege gekommen und hat daher seine Bedeutung umgemodelt: *habiller*, mit *habit* nach dem Schema *peri(l)* ∼ *periller* in Zusammenhang gebracht, entwickelte aus „herrichten" die Bedeutung „bekleiden".

Somit wäre die etymologische Zusammenstellung von *habit* und *habiller*, die heute wohl jeder Franzose unwillkürlich vollzieht, historisch ebensowenig berechtigt wie die von *poser* und *position*, wo das eine von *pausare*, das andere von *ponere* kommt, oder von *recouvrer* (> *recuperare*) und *couvrir*, von *consommer* und *consumer*, oder endlich — ein mir von Prof. Herzog zitiertes Beispiel — die heutige Beziehung von *modern* zu *Mode*, während es urspr. zu lt. *modo* „jetzt" gehörte. Wir haben es also mit einem Fall von „pathologie verbale", von einer durch zufällig konvergierende Lautentwicklung bedingten semantischen Sippenbildung zu tun und — merkwürdig! — gerade von unserem Worte hat Bréal schon den Gilliéron'schen Terminus gebraucht in Erwiderung gegen einen „Pathologie du langage" betitelten Artikel Littré's, welch letzterer allerdings unter „Sprachleiden" nur „Sprachentwicklungen" verstand. A. a. O. sagt nämlich Bréal: „Le seul cas où il puisse être légitimement parlé de pathologie, c'est le cas où un mot est employé par pour un autre, soit à cause d'une ressemblance de son, soit erreur

attachée" ausgehen, so böte sich Parallelentwicklung mit altfrz. *estiquette* (zu d. *stecken*), das urspr. „marque fixée à un pieu", dann „écriteau, billet" heißt und heute in englisch *ticket* und dem entlehnten frz. *ticket* ein Konkurrent des frz. *billet* geworden ist: aber da *bille* in den ältesten Belegen mit „cédule" gleichgestellt wird, können wir die beiden Wörter nur wegen ihres gemeinsamen Ursprungs aus der Kanzleisprache vergleichen.

par suite de quelque autre accident" [folgen die obzitierten Worte über die Konfusion zwischen *habit* und *habiller*]. Auch Gilliérons Wort vom „accident phonétique" ist also hier wohl vorgeahnt! So ist es denn kein Wunder, wenn auf K. *ton habit, changer d'habit, habit neuf* die Typen *habillement, habillage* vorkommen. Nur Flaubert ist so naiv, *habiller un lapin* „préparer un l." als sekundäre Bedeutungsentwicklung und *habiller* „bekleiden" als das Frühere anzunehmen: „Notre mot se comprend parfaitement lorsqu'on a vu aux étaux de Paris la toilette sous laquelle on présente, aux regards des passants, les veaux et les bœufs non encore dépecés." Hier ist einmal das kulinarische Weltzentrum Paris wenig von Einfluß gewesen und die „Toilette" der Schlachttiere sowie der Gerichte (*pommes de terre en robe de chambre* und dgl.) ist „modern" gegenüber den *habillemens de guerre*, den kriegerischen Geräten des Mittelalters.

* * *

Der in dieser Form 1916 eingereichte Artikel (vgl. auch meine Bemerkung GGA. 1917 S. 440) wurde nun durch Morf, *Berl. Sitzgsber.* 1917 S. 499 überholt, der in aller Kürze die erste der von mir vermuteten Erklärungen — und zwar die heute von mir für wahrscheinlicher gehaltene — bietet [7]).

[7] Morf schrieb mir, daß er an die von Tobler angenommene und von mir a. a. O. übernommene Bedtg. von afrz. *abiller* „herbeilaufen" nicht glaube und auch hier „ausrüsten" übersetze: die Stelle (aus Guill. Guiart) lautet: *Par devers Tybaut de Cepoi En reveissiez abiller Maint cent charchié [et] maint millier.* Morf faßt auch *habit* urspr. als „geistliches Gewand", vgl. Godefroy und das Sprichwort *l'habit ne fait pas le moine*: diesen feierlichen Charakter des Gewandes sehe ich noch heute in der Bedeutung *habit* „Frack, Abendanzug", aber auch in der italienischen Unterscheidung zwischen *vestito* und *abito*: Romanelli l. c. S. 142 Anm. belehrt uns darüber: „Quello nel Lazio è sempre da uomo, questo da donna, e in alcuni casi, signorilmente, da uomo". Mit dem Übergang des *habit* in weltliches Milieu war die Möglichkeit der Beziehung zu *abiller* gegeben.

Wien. LEO SPITZER.

Span. *dibujar* „zeichnen“ = afrz. *deboissier*.

REW Nr. 1430 s. v. *buxus* „Buchsbaum“ heißt es:

„(Prov. *deboisar* „zeichnen“. katal. *debuixar* (> span. *dibujar*, portg. *debuxar*) Cuervo. Dicc. ist formell auffällig. da *de-* nicht recht verständlich ist).“

Cuervo gibt a. a. O. unter Vorbehalt folgende Erklärung: „Esta voz tenía en cast. ant. un sentido más lato. pues se usaba como sinónimo de *pintar*, y su forma apoya la conjetura de Covarrubias. acogida en el Dicc. Autor.. de que es compuesto de *boj* (port. *buxo*, cat. *boix*, prov. *bois*). por lo frecuente que era la pintura en tablas de esta madera; en tal supuesta. la formación sería remedo de *depingere*, *describere*, y sobre todo de verbos como *deaurare*, *decolorare*, *deflorare*, tan comunes en la baja latinidad. Ducange trae *debuxare*“ [in der Bedtg. *delineare*]. Zehn Jahre vor Cuervo hat übrigens schon Suchier in seinen *Denkmälern prov. Lit. u. Spr.* im Glossar s. v. *deboyssar* dieselben Wörter zusammengestellt und als Etymologie angegeben: „Von lat. *buxum* ‚Schrifttafel‘.“

Ich möchte in den folgenden Zeilen die Wahrheit der Cuervo'schen Annahme erhärten. Vor allem sei bemerkt. daß die altspanische Bedeutung des Wortes nicht nur „malen“, sondern auch „ausmeißeln“ ist. wie Cuervos Beispiele aus dem 13. Jh. zeigen: *E en todos las labores puso y él pilares de marmol, e mandólo cobrir de oro e de plata e fizolos todos debuxados* (Crón. gen.). wo es sich doch offenbar um Skulpturen. nicht um polychrome Statuen in der Art unseres Klinger handelt. ebenso *Eso mesmo decimos que serie si alguno debuxasse ó entallase para sí en piedra ó en madero ajeno* (Part.). Dieselbe Verbindung mit dem Verbum *entalhar* „schnitzen“ findet sich im Aprov.: siehe Levy. Suppl.-Wb. s. v. *de(s)boisar*, der „aushauen, meißeln“ übersetzt. Die Übersetzung Raynouards (II. 241) „ôter du bois. dégrossir. représenter, sculpter“ scheint von der Etymologie frz. *bois* „Holz“ auszugehen. wie denn das Wort auch unter *bosc* „bois“ erscheint: aber dann müßte es prov. **desboscar* heißen. wie wir ja *emboscar* auch tatsächlich belegt finden. Aber mit „sculpter“ hat Raynouard zweifellos das Richtige getroffen.

Von Cuervo und Meyer-Lübke wird nun aber nicht erwähnt. daß es ein altfrz. *debo(u)issier* gibt. von dem Godefroy schreibt: „exprime l'idée d'ôter du bois. de dégrossir. d'ébaucher,

et celle de travailler artistement, mais sans que nous puissions fixer le genre et le mérite particulier de ce travail. Probablement le sens premier est sculpter, et ce qu'on a dit d'abord du bois s'est ensuite appliqué, par extension, à des matières très variées", wo wir schon wegen des *s*-Lauts (vgl. *déboiser* „entforsten") die pseudoetymologische Übersetzung „ôter du bois" nicht anerkennen werden, aber die Angabe, die urspr. Bedeutung sei „meißeln", festhalten müssen: in den Belegen ist wieder *deboissier* neben *entaillier* gestellt: es handelt sich um Pfeiler aus Elfenbein u. dgl. und das *sotilment debouissié* würden wir mit „fein ziseliert" (beachte *a cisel bien entaillié!*) wiedergeben. Wenn allerdings auch Beispiele mit *deboissier* neben *peindre* vorkommen, so hat sich wie im Altspan. und Altprov. die Bedeutung schon zu „darstellen" (im allgemeinen) verschoben. So sagt denn auch Förster in der Anm. zum Karrenritter (V. 5843, große Ausg.) *deboissent:* „,bilden' (vom Bildhauer), ,malen' — später in übertragenem geistigen Sinn ,beschreiben'; s. *deboisse* im Renartsuppl. Chabaille's, welche Stelle Godefroy irrig unter *deboiser* (sic!) setzt und falsch erklärt" und im Wörterbuch zu Chrestiens Werken wird die Etymologie *debuxare* festgehalten. Lommatzsch teilt mir die Renartsuppl.-Stelle aus Toblers Materialien mit: *En maint endroit pense et deboise* (: *angoisse*) *Coument se porroit consillier*, also ,sich ausmalen, nachdenken'".

Schlagen wir nun bei God. das Wort *bouis* „buis" (nach REW s. v. *buxus* ist diese mittelfrz. Form entlehnt aus prov. *bois*) auf: da finden sich folgende Belege: „Le *buix* est ung arbre qui est toujours vert, et pour la legiereté de sa matiere est apt a faire des tables pour escrire car, quant il est bien poly ou tiré, on y forme des lettres et si l'en defface l'en legierement" (a. 1360), *„ung petit benoistier de bouys* ouvré à ymages, et au devant a une ymage de Notre Dame de Pitié" (a. 1471), auf das Schnitzen von Gefäßen aus Buchsbaumholz weist auch der Bedeutungswandel „vase à boire, en buis" (ebenda), vgl. noch die Ausführungen Hehn's, *Kulturpflanzen und Haustiere*[8], S. 134 u. 603, Schrader's *Reallexikon* s. v. *Buchsbaum*, Kluge s. v. *Büchse* und über frz. *boussole*, ital. *bossola* „Kompaß" vgl. *Romania* V, 170. Schon Georges nennt s. v. *buxus* die Bedeutung „aus Buchsbaumholz bereitete Gegenstände, so Flöte, Kreisel, Kamm, Schreibtafel", und Ähnliches liest man bei Ducange, der mit „diptychum" übersetzt. Vor allem aber sei erwähnt, was De Lespinasse-Bonnardot in ihrer Ausgabe des *Livre des métiers* von Étienne Boileau (Hist. gén. d. Paris XII) S. LII mit Bezug auf Titre LXVIII S. 140 des *Livre* zu berichten wissen: „Les Tabletiers faisaient des tables ,à escrire ou a pourtraire', c'est-à-dire de petits carnets composés de minces plaquettes de bois dur, d'ivoire ou de corne, que nos ancêtres portaient suspendus à la ceinture . . . Toutes les

feuilles d'une table devaient être d'un même bois. Le plus commun était la *faune*, le hêtre, ensuite le buis ... On les enduisait d'une couche de cire sur laquelle on écrivait avec un stylet; les statuts défendent de „mettre suif avec cire“.“ Wattenbach, *Schriftwesen im Mittelalter* (1871) S. 373 erwähnt außer diesem Beleg noch einen italienischen, nach dem Ambrogio Traversari um 1430 an Francesco Barbaro um *tabellas buxeas, quales fiunt apud vos venustissimas cum stylo* und 1432 um Nachsendung seiner *tabellae buxeae* schreibt, ferner erwähnt Wattenbach S. 65 auch 12 in der Berliner Bibliothek befindliche Buchsbaumtäfelchen „mit sehr sauber ausgeführten Bleistiftzeichnungen eines niederrheinischen Künstlers aus dem 15. Jahrhundert.“ Es kann also kein Zweifel in sachlicher Beziehung darüber bestehen, daß die Etymologie **debuxare* (von *buxus* „Buchsbaum“) im urspr. Sinne von „aus Holz schnitzen“ möglich ist. Nun fragt sich noch, ob der von Meyer-Lübke eingewendete formelle Grund, die Unerklärbarkeit des Präfixes *de-*, zu Recht besteht.

De-buxare könnte, wie Cuervo meint, sich nach *depingere* (vgl. aprov. *depenher, depintar*, afz. *dépeindre*), *describere, designare* (> ital. *disegnare* „zeichnen“!), *delineare* (mit dem es bei Ducange glossiert wird) gerichtet haben, ähnlich wie wir nach *abschreiben, abbilden, abkonterfeien* ein *abknipsen, abkodaken* etc. bilden; weniger kämen Fälle wie *deaurare* in Betracht. *Debuxare* hieße dann „auf (oder: aus) Buchsbaumholz darstellen“, d. h. entweder in Schnitzarbeit oder mit Malerei auf Buchsholztafeln. Gerne gebe ich zu, daß ein ganz gleichgeartetes Beispiel in den Materialsammlungen bei Cooper und Paucker nicht zu finden war. Aprov. *desboisar* ist wohl sekundäre Vertauschung von *de-* und *dis-*, wie sie im *Archiv f. lat. Lex.* XI, 358 und XV, 124, *Rom. Gramm.* II, 572 besprochen wird (vgl. noch ptg. *debulhar* statt *desbulhar* aus lt. *spoliari*, Gonçalvez Viana, *Apostilas* etc. I, S. 360).

In diesem Zusammenhang sei auf frz. *boësse* „Meißel zum Ausputzen des Stichels“, „Kratzbürste“, hingewiesen, das nach Thomas *Essais d. phil. franç.* S. 313 (= *Rom.* 26, 429) aus *gratte-boësse* gekürzt ist, welches seinerseits aus prov. *grato-bouisso* entlehnt sei. Thomas nimmt für den zweiten Teil Zusammenhang mit *bouissá* „kehren“ an: es handle sich um zwei Imperative, gewissermaßen: „kratze-kehre!“. Gade, *Urspr. u. Bdtg. d. ... Handwerkzeugnahmen im Franz.* S. 24 scheint anders zu denken: nach zweifelnder Anführung der Etymologie *bouis* = lt. *buxum* fährt er nämlich fort: „Ursprünglich war *gratte-boësse* oder prov. *grato-bouisso* also ein Kratzeisen des Holzarbeiters und ging dann in ähnlicher Verwendung in das Gewerbe des Graveurs, Ciseleurs über.“ Er geht also nicht von *bouissá* „kehren“, sondern von prov. *bouisso* (= frz. *buis* „Glättholz“) aus, gewissermaßen: „Kratze“, „Glättholz“.

(Mit Gade braucht man allerdings nicht anzunehmen, daß das ungebräuchliche *-isse* durch *-esse* ersetzt wäre: das Suffix *-esse* ist ja durchaus abstrakt). Dann könnte aber **debuxare* urspr. „abglätten", „alles Nicht-Glatte herunterschneiden" mit dem *de-* „herunter" wie in *dēfalcare*, *decīdere*, *dēlimare*, bedeutet haben. Der Präfixwandel von *de-* zu *des-* wäre mit span. *desfalcar* aus dem erwähnten lat. Wort *dēfalcare* zu vergleichen. Afrz. *esbochier* „dégrossir du bois" wird von Gade S. 35 irrtümlich von *buxus* abgeleitet, während nördliche *esboquier*-Formen sowie die Bedeutung für Ableitung von *bosc-* (> frz. *bois*) sprechen. Nisard, *De quelques parisianismes populaires* S. 34 erwähnt *donner le bouis* im 18. Jahrh. im Sinne von „achever, perfectionner, donner la façon" und erklärt dies aus *bouis* „Glättholz"[1]). Ob aber dieselbe Redensart in der Bedeutung „faire un compliment, louer, flatter" nicht eine zweideutige Ausdrucksweise ist, die urspr. an afrz. *boisier* „betrügen" (= REW s. v. 1006) anknüpft? Jedenfalls gehört dahin das von Nisard ebenfalls hierhergezogene *rebouiser* im Sinne von „tromper, mettre dedans" (vgl. bei God. *reboisier* „tromper, devenir lâche"). *Rebouiser* im Sinn von „tancer, rabrouer, brutaliser" vergleicht sich mit frz. *étriller* „striegeln" > „mißhandeln, prügeln" und stammt von *bouis* im Sinne von „fouet" (vgl. Rolland S. 244, ferner Sainéan, *L'argot ancien* S. 186 und *Les sources de l'argot ancien* S. 293 s. v. *bouiser* „fouetter"). Daß bei *donner le bouis* „schmeicheln" an den primitiven Brauch des Maigrußes an das Mädchen (*buis de mai*) zu denken wäre, wofür bei Rolland, *Flore pop.*, und bei Mannhardt, *Wald- und Feldkulte*, viele Belege zu finden sind, erscheint mir weniger wahrscheinlich.

Vor allem kommt aber für **debuxare* formell wie semantisch das Vorbild von *dedolare* „aushauen, ausmeißeln" in Betracht. Anläßlich seiner Etymologie (griech. δέλτος „Schreibtafel" zu lat. *dolare*) bemerkt W. Schulze *Z. f. vergl. Spr.* 45, S. 235: „Was Hieronymus epist. 8, 1 (I. 32₃ Hilberg) über das älteste Schreibmaterial der Italiker sagt: *ante chartae et membranarum usum aut in d e d o l a t i s e x l i g n o c o d i c e l l i s aut in corticibus arborum mutua epistularum adloquia missitabant; unde et portitores eorum tabellarios et scriptores a libris arborum librarios vocavere*, soll zwar nach Absicht des Autors nur die lateinischen Wörter erläutern, liest sich aber zugleich wie eine ungewollte Rechtfertigung des Etymologen, der zuerst δέλτος

[1]) Von der Bedeutung „Glanz" aus argotfrz. *rebouiser* „regarder". Sainéan zitiert als Parallele *reluit* „oeuil", vgl. auch Tallgrens Beispiele *Neuphil. Mitt.* 1912 S. 21 und 1914 S. 91. Das *ribouis* „soulier" des Kriegsargots, das Sainéan *L'argot des tranchées* S. 160 belegt, aber nicht erklärt (vgl. auch Sachs-Villatte Suppl.), gehört ebenfalls zu *rebouiser*. Hierher wohl auch *bouif* ‚Schuster' im Soldatenfranzösisch (Barbusse *Le feu* S. 22), vgl. deutsche komische Schusternamen wie *Knieriem*, vom Werkzeug her.

zu *dolare* in Beziehung gesetzt hat.“ Vgl. noch *rasculum crystallo dedolatum* bei Apulejus met. 6, 13 — da das *rasculum* oft aus Buchs war (siehe Godefroy und noch Uhlands *Schenk von Limburg: Es hing ihm an der Seiten Ein Trinkgefäß von Buchs*), so konnte es statt *rasculum buxo dedolatum* leicht *rasculum debuxatum* heißen. Das *de-* in *dedolare, defustare* etc. ist nach E. Thomas *Studien z. lat. u. griech. Sprachgesch.* S. 9 perfektiv.

Span. *dibujar* hat Meyer-Lübke mit Recht als Entlehnung aus dem Katal. gefaßt; da span. *boj* nach Maßgabe seines Auslauts aus katal. *box* entlehnt sein muß, so bleibt für das abgeleitete altspan. *debujar* auch nichts anderes übrig: aus altspan. *debujar* wurde später *dibujar*, wohl nicht, wie Cuervo, *Apuntaciones críticas* etc. S. 571 meint, als Reaktion gegen das volkstümliche *e* in *revir*, sondern entsprechend dem volkstümlichen Wandel von *e* zu *i*, wie ihn Wagner, *Beitr. z. Kenntnis des Judenspan.* S. 92 kennzeichnet (vgl. *difunto, diputado*).

Zum Schlusse wäre noch dem Einwand zu begegnen, daß Levy im *Petit dict. desboisar* mit *ǫ* annimmt. Aber keine der angeführten Stellen zeigt *ǫ*, ja überhaupt das Wort im Reim, während fürs Altfranz. durch die in Förster-Breuers Chrestien-Wörterbuch angeführten Stellen (Reim *deboisse* — *connoisse*, vgl. oben den Reim mit *angoisse*) *ọ*-Vokal gesichert ist.

Wien. LEO SPITZER.

Referate und Rezensionen.

Zwei altfranzösische Dichtungen. *La Chastelaine de Saint Gille. Du Chevalier au barisel.* Neu hersg. mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar von O. Schultz-Gora. 3. verbess. und erweiterte Auflage. Halle a. S.: Niemeyer 1916.

Daß sich so bald nach dem Erscheinen der zweiten Auflage (1911) das Bedürfnis nach einer neuen Auflage des vorliegenden Werkes herausstellte, beweist am besten, wie gut es seinem Zweck entspricht: die Studierenden werden an der Hand zweier geschickt gewählter kleiner Texte durch Einleitungen, Anmerkungen und Glossar zu gründlichem Verständnis des Altfranzösischen angeleitet und erhalten eine klare Vorstellung von den an die Erklärung eines alten Textes zu stellenden Anforderungen in literarischer, grammatischer und stilistischer Hinsicht. Die neue Auflage ist diesem Ziele durch Aufnahme des ganzen Variantenapparates der zweiten Dichtung — die erste ist nur in einer Handschrift überliefert — noch ein gutes Stück nähergekommen. Erst jetzt wird die Frage des Handschriftenverhältnisses, die bei diesem Gedichte nicht ganz einfach zu beantworten ist, gründlich geprüft und etwa auch bei Seminarübungen erörtert werden können. Zweifellos geht ja keine der vier Handschriften direkt auf das Original zurück: an mehreren Stellen hat der Herausgeber, der A soweit als möglich folgt, sich genötigt gesehen, den Wortlaut aus mehreren Handschriften zu kombinieren, und wie hier so ist auch an anderen Stellen die Vermutung, daß keine der Handschriften Ursprüngliches biete, unabweisbar. Zumeist gehen BCD zusammen gegen A, nicht selten aber auch AB gegen CD. Da jede Gruppe gelegentlich unzweifelhaft Falsches bietet, so entsteht die Frage, ob der Herausgeber da, wo jede Gruppe eine mögliche Lesung hat, A(B) oder (B)CD folgen soll. Eine Prüfung der Lücken, die einerseits BCD im Verhältnis zu A, andererseits A(B) gegen (B)CD bietet, führte mich Bd. XXXIX[2] 160ff. dieser Zeitschrift zu dem Resultat, daß BCD im ganzen die vertrauenswertere Überlieferung bieten, da das, was A mehr als die übrigen Hss. hat, m. E. viel leichter als Zutat begriffen werden kann, als das bei (B)CD Fehlende als Streichung. Daß der Herausgeber sich in dieser Frage meiner Ansicht im ganzen

nicht angeschlossen hat, verdenke ich ihm nicht, gebe aber, da er in der Annahme des von B C D Gebotenen in der neuen Auflage weiter als bisher gegangen ist, die Hoffnung nicht auf, daß er sich später meinem Standpunkt noch mehr als jetzt schon geschehen ist, nähern wird. Jedenfalls begrüße ich es als Erfolg meiner Darlegungen, daß die Einleitung der neuen Auflage den Satz, daß „A im Großen und Ganzen dem Originale am nächsten kommen dürfte“, gestrichen hat. Ich würde es, wie die Dinge liegen, nur als Forderung ausgleichender Gerechtigkeit ansehen, wenn das jetzt nur in den Varianten zu findende Plus an Versen, welches (B) C D bieten, in der nächsten Auflage in den Text mitaufgenommen würde. Und im Zusammenhange damit bringe ich dann gleich noch einen weiteren Wunsch für die gewiß bald zu erwartende neue Auflage vor, der sich bei Erfüllung dieses ersten zum Teil von selbst ergäbe: die Aufnahme des Wortschatzes der Varia lectio in das Glossar, wie W. Foerster sie dankenswerterweise in seinem Wörterbuch zu Chrestien durchgeführt hat. Der Umfang des Buches würde dadurch wenig zunehmen, die Studierenden aber würden ganz wesentlich gefördert werden, wenn sie auf diese Weise zu wirklicher Kritik der Textgestaltung befähigt würden, während der Variantenapparat ihrem Verständnis jetzt großenteils verschlossen bleibt; nebenher spränge auch für die wissenschaftliche Forschung gewiß ein Gewinn heraus.

Endlich ein dritter Wunsch für eine neue Auflage: es geht aus der V. L. nicht immer mit Sicherheit und Leichtigkeit hervor, wie die abweichenden Hss. lesen. Vor allem den Studierenden dürften an nicht ganz wenigen Stellen Schwierigkeiten erwachsen. So lautet V. 5 *Pres de la marche sor la mer;* dazu die V. L. *de la m.* C D. Deutlicher wäre *sor] de C D.* Zu 192 *por dieu, quar l'apelés avant* ist als V. L. angeführt: *cor* D. Sogar der an die Benutzung des Variantenapparates Gewöhnte wird nicht sofort herausfinden, daß gemeint ist: *quar] cor* D: zu 205 *S'i penssez bien! Qui vous desfant?* lautet die V. L.: *q̄ v.* B. *que le vous desfent* D. Daraus wird nicht klar, wie D liest: entweder fehlt ihm *bien,* oder es hat eine Silbe zu viel. In letzterem Falle wäre der Zusatz (+ 1) nötig. 270 lautet zu *vous me samblez ou fols ou yvres* die V. L. *vous* (*v vous C*) *estes v sos* (*fos C v yvres* B C D. Danach müßten B und D je eine Silbe zu wenig haben, in welchem Falle ein (— 1) erwünscht wäre, um Zweifel auszuschließen; so z. B. auch für 348, wo die angeführte Lesart von B nur 7 Silben zählt. Jedenfalls dürfte es sich empfehlen, im Interesse der Studierenden hier lieber zu viel als zu wenig zu tun.

Ich gehe noch auf ein paar Einzelheiten ein, die mir bei erneuter Lektüre des Textes aufgefallen sind.

V. 9 wird von dem Schlosse des Ritters gerühmt *qu'il ne cremoit ne roi ne conte. Criemre* heißt hier „zu fürchten haben", vgl. Chlyon 3776 *Li chastiaus ne cremoit asaut De mangonel ne de perriere.* S. die Anmerkung zu V. 404 über den Sinn von *avoir doutance.*

V. 26 heißt es von dem Ritter *trop ert en lui granz li descors.* Vgl. Julian 3593, wo der Heilige wörtlich übereinstimmend von sich sagt, nachdem er seine Eltern erschlagen: *En moi est si grans li descors Que j'ai perdu et arme et cors Se Ihesucrist n'en a pité.* „Nichtübereinstimmung", wie das Glossar übersetzt, kann *descors* an dieser Stelle unmöglich heißen, der Sinn muß vielmehr „Sünde, Vergehen" sein, eine Bedeutung, die auch für unsere Stelle angemessen ist. Leider stehen mir weitere Belege nicht zur Verfügung.

V. 28 vom Ritter heißt es *il retenoit les pelerins.* Statt „zurückhalten, festhalten" scheint mir die Bedeutung „gefangen nehmen" treffender: vgl. Chlyon 3278 *et la* (sc. *en un fort recet) fu retenuz li cuens.*

Die Verse 31—36 sind m. E. in keiner Hs. richtig überliefert. Sie lauten bei Sch-G.:

Il n'espargnoit ne clerc ne moine
renclus n'ermite ne chanoine;
et les nonnains et les convers
qui plus erent a Dieu aers,
ceus fesoit il a honte vivre,
quant il les tenoit a delivre.

Der Verfasser des Gedichtes geht, nachdem er geschildert, wie der Ritter gegen die männlichen Angehörigen des geistlichen Standes sich versündigt, dazu über, sein Verhalten zu den weiblichen zu tadeln. Es scheint mir daher nicht zweifelhaft, daß V. 33 die Hs. A mit *converses* statt *convers* und dementsprechend V. 34 *aherses* statt *aers* im Recht gegen BCD ist. Dazu stimmt nun freilich nicht *ceus* in V. 34. Ich vermute, daß im Original stand: *et les nonnains et les converses com plus erent a Dieu aerses plus fesoit il a honte vivre.* Damit erhält V. 35 den ihm zukommenden, offenbar nur auf weibliche Wesen berechneten Sinn.

V. 54 *Toz les maus penssoit c'om puet faire En diz, en fez et en penssez, Toz les ot en lui amassez.* Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß der Dichter gesagt habe: *Toz les maus pensoit c'om puet faire en pensez.* Unvergleichlich besser lesen BCD: *Pensez* (Imperativ) *tous les maus c'on puist faire: En diz* etc.

V. 58 haben BCD statt *ainz de ses maus ne fu cessanz* mit *c'ainc d. s. m. n. f. restans* (zu *restanc* ermüdet) eine beachtenswerte Lesart, der ich als lectio difficilior den Vorzug geben würde.

V. 72. Der Ritter befiehlt seinen Köchen am Fastentage, ihm Wildpret aufzutragen: *Li keu furent tuit esbahi Si respondent triste et mari: „Nous ferons vo volenté, sire, mes vous poez assez miex dire.“* Der letzte Vers (*mes v. p. a. m. d.*) ist mit seiner Inhaltsleere nicht haltbar, wenn man die sehr verständige Lesart von BCD dagegen hält: *Li keu . . respondent triste et mari Com cil qui ne l'osent desdire: „Nous ferons vo volenté sire.“* Bemerkenswert ist, daß D, der auch sonst allein das Ursprüngliche bewahrt, statt *esbahi* — *esmari* liest, das sich bei der unverkennbaren Vorliebe des Dichters für reiche Reime als Reimwort auf *mari* empfiehlt.

V. 95. Daß Christus im Altfranz. geradezu „Schöpfer“ genannt werde, bezweifelt die Anm. mit Unrecht. Littré zitiert aus *Thom. le mart.: Car plus criement asez le terrien seignur Que il ne funt Jesu le puissant creatur.*

V. 76 ist sehr unwahrscheinlich, daß die Ritter ihren Herren, den sie später noch ganz ehrerbietig behandeln, *lerres* anreden. Auch hier scheint D mit *sire* allein das Richtige erhalten zu haben.

V. 150 *tant vont* (sc. der Ritter mit seinen Begleitern zum Eremiten) *le droit chemin ferré;* statt *ferré* lesen BD *hanté,* C weicht ab, so daß *ferré* nur durch A gestützt ist. Daß der Weg zum Einsiedler „gepflastert“ war, ist nicht von Belang, wohl aber, daß er, weil der Eremit wegen seiner Heiligkeit weit und breit berühmt war, „viel betreten“ war.

V. 165 haben BCD mit *porcoi li* (statt *le*) *proieroie* das Bessere, da das Pronomen auf den Dativ *Dieu* (V. 163) *si proierez viaus Dieu merci*) hinweist.

V. 198. *Adont s'en vait tout apoiant li foibles hom a I. baston.* Über den Sinn von *tout* wird man nicht hinreichend belehrt, wenn man im Glossar die Bedeutung „ganz“ für diese Stelle findet (die V. 647 gleichlautend wiederkehrt). *Tout* hat in Verbindung mit dem Gerundium — sei es mit sei es ohne *en* — gerade wie vor adverbialen Bestimmungen die Aufgabe, die Intensität des Ausdruckes zu verstärken. Wie es zu übersetzen sei, läßt sich nicht allgemeingültig beantworten, sondern ergibt sich aus den jedesmaligen besonderen Umständen. Man hat jeweils einen Ausdruck zu wählen, der den einfachen ohne *tot* an Kraft übertrifft. Chlyon 436 *que volentiers m'an repantisse tot maintenant se je poïsse* wird man etwa sagen „unmittelbar darauf“ — gegen unverstärktes *maintenant* „alsbald“: ebenda 2781 *et ses enuiz tot ades croist:* „fort und fort“ gegen einfaches *ades* „immer“; ebenda 4914 *que tot veant mes iauz l'ocist* „vor meinen sehenden Augen“ gegen *veant mes ialz* „vor meinen Augen“. Oder aus unserem Denkmal V. 234 *lors descendi tout par anui* „aus reinem Verdruß“, „lediglich aus Ärger“, eine Übersetzung, die in der Lesart von BCD *par tres fin anui* (aus sehr aufrichtigem,

echtem Ärger) eine erwünschte Bestätigung findet. Natürlich ist oft auch „ganz“ am Platze: Barisel 467 *et tout a pié ne finerai;* vgl. *et les dameiseles les sirent tot a pié* (Marques de Rome 49d 3). Vor dem Gerundium weist *tout* nachdrücklich auf die verbale Tätigkeit hin, so daß an unserer Stelle (V. 198) *tout apoiant* etwa durch „sich schwer und dauernd stützend“ wiederzugeben wäre. Daß *tout* vor dem mit *en* verbundenen Gerundium konzessive Bedeutung haben kann, ist von *tout* selbst völlig unabhängig, welches auch hier nur die Aufgabe hat, nachdrücklicher auf die Gleichzeitigkeit der Tätigkeit des Hauptverbs mit der des Gerundiums hinzuweisen, als das ohne *tout* geschehen könnte. Haas bemerkt Franz. Syntax § 325 richtig, daß die konzessive Bedeutung auch bei dem einfachen Gerundium mit *en* zu beobachten ist: *Il ne le croira pas encor en l'ayant veu* (Mol.). Wenn er hinzufügt, dies sei jedoch nicht häufig, während die Verbindung mit *tout* die konzessive Bedeutung häufig aufweise, so ist damit eine äußerlich zutreffende Umschreibung, aber nicht eine in das Wesen der Erscheinung eindringende Erklärung gegeben. Das Gerundium mit *en* bezeichnet überall — wie Haas nicht verkennt — die Gleichzeitigkeit der beiden verbalen Tätigkeiten; je nachdem nun diese Tätigkeiten einander als Ursache und Wirkung bedingen oder als einander widerstrebend sich auszuschließen scheinen, oder auch ohne innere Beziehung zu einander bestehen, erhält das Gerundium den S c h e i n einer kausalen, konzessiven oder rein zeitlichen Bestimmung des Hauptverbums, während es tatsächlich immer nur Gleichzeitigkeit zum Ausdruck bringt. Es liegt aber auf der Hand, daß der nachdrückliche Hinweis auf die Gleichzeitigkeit da am nötigsten ist, wo dieselbe infolge der einander widerstrebenden Bedeutungen beider Verba am wenigsten glaublich scheinen möchte: gleichzeitiges Sehen und Nichtglauben scheinen sich auszuschließen, so daß *il ne le croira pas encor en l'ayant veu* nicht überzeugen könnte; deshalb fühlt der Redende in ähnlichen Fällen das Bedürfnis, den Hinweis auf die Gleichzeitigkeit durch *tout* zu verstärken. Hieraus allein ergibt sich der Schein, daß *tout* mit *en* und dem Gerundium zum Ausdruck eines konzessiven Verhältnisses dienen kann.

V. 394 *nous* ist auffällig und verdiente eine Anmerkung. Man erwartet *moi.* Das Verspaar 393/4 könnte sehr wohl dem Original fremd sein. Es ist auffällig, daß dem Ritter, der soeben erklärt hat: *je n'en ferai rien,* erwidert wird: *Si ferez, se dieu plest et vous. Nous* ist ungerechtfertigt, weil die Begleiter des Ritters oder irgend eine dritte Person nicht zugegen ist.

V. 425 wird hoffentlich eine spätere Auflage die wesentlich bessere Lesung von BCD statt der mangelhaften von A bringen. Der Ritter geht mit dem Fäßchen zur Quelle:

A la fontaine en est venus, dedenz la fontaine le boute, mes ainz dedenz n'en entra goute. So A. Statt *dedenz la fontaine le boute* lesen B C D *le baril tout de plain i boute*, und das empfiehlt sich, weil *la fontaine* zu wiederholen keinerlei Anlaß vorliegt, während vom Fäßchen in den fünf vorhergehenden Versen nicht mehr die Rede war, so daß seine Nennung sehr angebracht, um nicht zu sagen nötig ist. A hatte in seiner Vorlage anscheinend einen in seinem ersten Teil lückenhaften oder unleserlichen Vers 425, den er mühsam aus dem vorangehenden, der ihm *fontaine,* und dem folgenden, der ihm *dedenz* ergab, flickte.

V. 532 ff. der Ritter versucht an jedem Wasser, das er auf seinem Wege trifft, vergeblich sein Faß zu füllen: *et toz jors alume et esprent. Sa grant ire trop le demeine bien pres de demie semaine C'ainc de mengier ne li sovint.* An dieser Stelle scheint wieder einmal D allein das Richtige erhalten zu haben, wenn er liest *et toz jors alume et esprent Sa grant ire et tant le demeine . . . c'ainc d. m. n. l. s.* Das *que* vor *ainc* (V. 535) verlangt ein vorangehendes demonstratives Adverb, das nur D mit *tant* bietet.

V. 542/3 sind wieder alle Hss. im Unrecht, denn es ist ausgeschlossen, daß der Dichter gesagt habe: *por une povre hiraudie qui mout estoit povre et cincheuse.*

V. 577 ist die Lesart von B C D besser. Das *si* am Anfang des Verses ist nicht nur im Hinblick auf die vielen (6) *si* V. 574/5, die es nur wiederholt, völlig überflüssig, es ist auch im Hinblick auf *si que* V. 579 störend.

Die Verse 631—644 wiederholen nur, wie die Anm. zu 633 ausführt, früher bereits Gesagtes. Man wird annehmen dürfen, daß das Original diese Verse, obgleich sie in allen Hss. überliefert sind, nicht aufwies.

V. 650 das Aussehen des Ritters war so *qu'a grant paine le conëust Nus kom qui tant vëu l'ëust.* Sehr bemerkenswert liest D abweichend von allen Hss. *que t. v. l.* „unter der Bedingung, daß er ihn noch so oft gesehen hätte“; s. Tobler V. B. I[2] 121.

V. 702 Druckfehler in der V. L.?

V. 727/8 die Reime dieses Verspaares (*grant ire: prist a dire*) begegnen schon 24 Verse später (751/2) genau wieder. Diese Dürftigkeit kann man dem Dichter nicht zutrauen. CD dagegen lesen 727/8 *qui encore ert trestout en s'ire, par mautalent li dist: biaus sire,* eine Version, die sich auch durch die Homonymität der Reimwörter, die der Dichter ja liebte, empfiehlt.

In der Version der Vie des pères wird V. 192 *de tote uitaille auilliez* statt *uitaille — uitance,* V. 265 statt *il — li* zu lesen sein.

Alfred Schulze.

Martino, Pierre: *Le roman réaliste sous le second empire.* Paris. Hachette et Cie. 1913. 311 S. Fr. 3.50.

Betrachtet man die Entwicklung des französischen Romans im XIX. Jh. von sehr hoher Warte, so sieht man sie ungefähr einen Kreislauf beschreiben. Von der Romantik geht sie aus, leitet in den Realismus und vom Realismus über den Naturalismus wieder zurück in Romantik, zum mindesten im Werk dessen, der als Haupt- und Wortführer der naturalistischen Gruppe gelten kann (Zolas *Trois Villes* und *Quatre évangiles*). Am Eingang der Romantik selbst steht ein durchaus realistischer Grundsatz: mehr Naturwahrheit. Aber der muß so ziemlich ganz auf dem Papier bleiben. Denn mit der egozentrischen Kunstauffassung der Romantik sind gerade die entscheidenden Forderungen unvereinbar, die der Realismus an den Künstler stellt (Hingabe an das Objekt, geduldiger Fleiß im Beobachten, bescheidenes Zurückdrängen der eigenen Persönlichkeit). Immerhin bedeutet der Nachdruck, mit dem die Romantik die Wichtigkeit der couleur locale betont, schon einen Versuch, der Literatur mehr Wirklichkeitsgehalt einzuflößen, dem Fabulieren der dichterischen Einbildungskraft durch Studium des Lebens eine sichere Unterlage zu geben. So kommt es denn zunächst im romantischen Roman zu einem ganz äußerlichen Realismus, der sich kaum anders als in der treuen und malerischen Wiedergabe von Schauplatz, von Kostüm und Physiognomie der handelnden Menschen offenbart. Dieser Oberflächenrealismus wird notwendig etwas treuer und eindringlicher da, wo sich der Roman von der Vergangenheitsschilderung (wie in *Han d'Islande* oder *Notre-Dame de Paris*) zur Gegenwartschilderung wendet (wie in Dumas' *Monte-Christo,* in Sue oder Balzac). Der Dichter braucht sich hier nicht mehr auf seine Phantasie zu verlassen, ja er darf es gar nicht mehr tun, er muß wohl oder übel mehr nach dem lebenden Modell arbeiten, da die Leser jederzeit die Wahrheit seiner Romane in Bezug auf Kostüm und Ähnliches nachprüfen können. Bei Balzac, der diesen Oberflächenrealismus in einem Maß, mit einer Vollendung verwertet, daß ihn die Naturalisten später kaum mehr überbieten werden, gesellt sich dazu auch schon innerer, psychologischer Realismus. Trotzdem bleibt sein Werk im tiefsten Wesen romantisch, da es Balzac nie gelungen ist, den Romantiker, der ihm in Gehirn und Brust saß, zu überwinden. Bei Flaubert erscheint zum ersten Male in Frankreich die Scheidung zwischen Romantik und Realismus reinlich vollzogen (d. h. natürlich nur in seinem Werk, nicht in seiner Persönlichkeit): *Madame Bovary* ist der erste realistische Roman der französischen Literatur: vielleicht steckt auch darin noch etwas Romantik, aber dann so verdünnt, daß erst eine peinlich genaue Analyse sie feststellen kann.

Martinos Buch will den wichtigsten, aber bisher noch nie gründlich erforschten Abschnitt aus der Übergangszeit vom romantischen zum realistischen Roman und zugleich die Vorbereitung des Naturalismus darstellen. Als zeitlichen Rahmen wählt er die Dauer des zweiten Kaiserreiches; sicher mit Recht, denn mit dem Staatsstreich fällt ungefähr zusammen Balzacs Tod, das Aufkommen Champfleurys und der Erfolg von Murgers ersten Romanen, und kurz vor dem Zusammenbruch des Napoleonischen Thrones beginnt Zola die Arbeit an seinen *Rougon-Macquarts,* nachdem er vorher schon in *Thérèse Raquin* und *Madeleine Férat* Proben eines wissenschaftlich, besonders naturwissenschaftlich und medizinisch gerichteten Realismus gegeben hatte. Mit großer Umsicht und guter Sachkenntnis verfolgt Martino die Entwicklung der beiden Jahrzehnte. Sein Buch enthält viel Interessantes und Neues, weniger Neues (wie sich von selbst versteht) in den Kapiteln über Flaubert, die Goncourts und Zola als in denen über Champfleury oder Duranty oder Feydau. Auch die verschiedenen Einflüsse werden gewürdigt, die von Stendhal und Balzac und (was unerläßlich war) die Anregungen, die von Courbet ausgingen. Die zwei *La campagne réaliste* überschriebenen Kapitel verschaffen einen trefflichen Überblick über die Strömungen und Gegenströmungen, die miteinander rangen, über die mancherlei Widerstände, auf die der Realismus stieß und die kräftigen Rückhalt an ein paar überstrengen Gesetzen und deren übereifriger Anwendung durch allzu zimperliche oder allzu willfährige Richter fanden.

Im einleitenden Kapitel untersucht Martino die Ursprünge des Realismus, den er in seinem Anfangsstadium so definiert, wie es die zeitgenössische Kritik tat: *„la peinture des mondes spéciaux et des demi-mondes.“* Das ist richtig (trifft übrigens zum größten Teil auch für den späteren Realismus und vor allem für den Naturalismus zu). Und ebenso richtig ist, wie Martino diesen Grundzug einerseits aus der romantischen Theorie des Grotesken, anderseits aus dem Bohème-Leben der Schriftsteller ableitet: wenn Champfleury oder Murger die Wirklichkeit malen, die sie am genauesten kennen und am besten zu beobachten Gelegenheit haben, so kann nichts anderes entstehen als ein Bild von Schmutz und Elend in den dunklen, übelriechenden Winkeln der menschlichen Gesellschaft, wo hungrige Künstler Wand an Wand neben Bettlern, Dirnen, seltsamen, unheimlichen Gestalten und Gesindel jeder Art hausen. Nur ist der Zusammenhang mit der Romantik noch enger, als Martino ihn aufzufassen scheint. Der Realismus knüpft in gewissen Dingen unmittelbar an das romantische Drama und den romantischen Roman an. Er schildert häufig dieselben Milieus und dieselben Typen, versetzt sie aber aus der Vergangenheit in die Gegenwart, wählt z. B.,

wenn er uns die Häuslichkeit eines Henkers schildern will, nicht mehr das Norwegen des XVII. Jh. als Schauplatz, oder wenn er den lichtscheuen Auswurf der Großstadt schildern will, nicht mehr das Paris des Mittelalters, sondern das moderne Paris. Das ist es ja auch, was Champfleury immer als den entscheidenden Charakter des Realismus hervorhebt: die Wahl moderner Stoffe, für die Balzac mit dem Beispiel vorangegangen war.

Ein anderer Zusammenhang, den Martino wohl erkannt, aber vernachlässigt hat, hätte ungleich stärker herausgearbeitet werden sollen: der Weg von der Romantik zum Realismus und Naturalismus führt über den Feuilleton- und Kolportage-Roman, über den Schauer- und Kriminal-Roman, und darum vermißt man mit Überraschung verschiedene Namen, zum mindesten die von Sue und Gaboriau, bei denen sich so bezeichnend Afterromantik mit Realistik, daneben (ähnlich wie in den *Misérables*) mit sozialen Tendenzen verwebt. Gaboriau hätte überhaupt schon längst eine eingehende Untersuchung verdient, nicht seines persönlichen Wertes wegen, aber als Mitmensch sozusagen, weil gerade unbedeutende Schriftsteller seines Schlages, die nur für den Markt arbeitend in den Randbezirken der Literatur vegetieren, oft unerwartet viel Licht auf die Bewegung ihrer Zeit werfen. Wenn man z. B. sehen will, wie Balzac nachwirkt, wie seine Art oder seine Unart weitergesponnen und vergröbert wird, kann man kaum einen lehrreicheren Text wählen als Gaboriaus *Esclaves de Paris* von 1869. Ebenso würde man wünschen, Martino möchte sein Kapitel über Zolas Anfänge nicht mit *Thérèse Raquin* beginnen, sondern mit den *Mystères de Marseille*, von denen er zwar spricht, aber nur, um sie als recht unerheblich bei Seite zu schieben. Unerheblich ist der Roman an sich gewiß; aber trotzdem wichtig, sobald man ihn entwicklungsgeschichlich betrachtet. Denn abgesehen davon, wie Zola sich hier für seine Erzählung schon dokumentiert, abgesehen davon, wie manches darin schon von ferne den größeren Zola ankündigt, zeigt diese „*basse production*", wie Zola selbst sich ausdrückt, eben recht deutlich, in was für einer Literatur der Naturalismus wurzelt.

Dresden. H. Heiss.

Aug. Dupouy: *France et Allemagne. Littératures comparées.* Paris, Paul Delaplane, 1913. 3 fr. 50. 300 S.

Herr Dupouy ist ein ehrlicher Mann. Er bekennt im Vorwort (S. VI), daß er bei seiner Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen französischem und deutschem Schrifttum gewillt ist, den Franzosen hervorzukehren. Hier stock'

ich schon. Nach deutscher Anschauung ist es unvereinbar mit dem Geiste wahrer Wissenschaft, absichtlich einen einseitigen Standpunkt einzunehmen. Welchen Wert können vergleichende wissenschaftliche Forschungen haben, wenn der Forscher betont, daß er den einen Teil begünstigen wolle? Man sollte meinen, daß auch ein Franzose, der die Wahrheit sucht, mit Mißtrauen an ein solches Werk herangehen wird. Und es ist bezeichnend, daß der Verfasser das nicht fühlt. Er führt zu seiner Rechtfertigung die beiden Werke seiner Vorgänger auf demselben Gebiete an, Rossel und Süpfle, von denen der erste zu schweizerisch neutral (!), der zweite auf Kosten der französischen Schriftsteller zu deutsch sei. Dupouy bringt nicht den Schatten eines Beweises für diese Behauptung, er führt nicht einmal die Titel, geschweige denn eine Stelle aus den beiden Werken an, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß er sie nicht ausgiebig benutzt hätte.

Wir können bei Süpfle nichts von den patriotischen Vorurteilen finden, die Dupouy ihm leichter Hand vorwirft. Im Gegenteil, seine „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich“ ist so sachlich und vorsichtig wie möglich. Er ist sich, wie jeder Deutsche, bewußt, daß das deutsche Schrifttum dem französischen weit mehr verdankt als dieses dem deutschen. Die deutsche Literatur ist so reich an Eigenem, daß ihr die Anregungen, die sie aus der Fremde empfangen hat, sicherlich nicht als Armutszeugnis ausgelegt werden können. Aber der Deutsche war von jeher bestrebt, Welt und Völker geistig zu umfassen. Der Franzose beschränkte sich dagegen stets auf sich selbst. Seine Kenntnis des Auslandes, seine Fähigkeit, uns zu verstehen, ist gering. Dupouy sagt es an einer Stelle selbst: „Jules Lemaître dit: „*L'influence de la littérature allemande est nulle, et pour cause*“ (*cette cause, c'est apparemment l'ignorance de la langue*)“ (S. 249). Dupouy hätte, wenn er eine Kritik seiner Vorgänger liefern wollte, nicht verschweigen dürfen, daß das Buch des französischen Schweizers Virgile Rossel „*Histoire des relations littéraires entre la France et l'Allemagne*“ in dem Teile, der den deutschen Einfluß auf Frankreich behandelt, nicht viel mehr ist als ein unvollständiger Auszug aus Süpfles fleißigem und gewissenhaftem Werk. Dupouy tadelt, daß Süpfle (und daher auch Rossel) nur das 17. und 18. Jahrhundert ausführlich behandle, aber große Lücken in der Romantik aufweise und die zeitgenössische Literatur fast gar nicht berücksichtige. Er selbst erledigt viel wortreicher auf 300 Seiten eine weit über doppelt so große Aufgabe, denn er behandelt auch die viel reichere Geschichte des französischen Einflusses auf Deutschland, die Süpfles zwei Bände nicht mit umfassen, die aber von Deutschen oft genug behandelt worden ist. Davon kommen auf die ersten 14 Jahrhunderte, vom Einfall

der Franken bis zu Gottsched und Klopstock, ganze 15 Seiten. Man denke, die ganze reiche Blütezeit der Volks- und Ritter-Epik und -Lyrik, die einen einzigen großen Kranz von Kultureinflüssen bedeutet, wird auf 9 Seiten abgetan!

Der Inhalt dieses ersten Abschnittes ist dementsprechend. Alles wird nur mit einigen oberflächlichen, oft sehr bestreitbaren Bemerkungen gestreift. Das Rolandslied ist französisch, denn es feiert u. a. besonders die Liebe zur Pflicht und zur Zucht (*discipline*)! Wir könnten vielleicht mit mehr Recht behaupten, daß es gerade dadurch seinen germanischen (fränkischen) Grundzug beweist. Wolfram von Eschenbach hat im Parzival bekanntlich aus einer französischen Abenteurererzählung ein Lebensbild von tiefer seelischer Entwicklung gemacht. Man hat das Epos darum mit Recht den mittelalterlichen Faust genannt. Dupouy aber bemerkt wegwerfend: „*Peut-être Wolfram d'Eschenbach ajoute-t-il à ses modèles un peu de métaphysique et de symbolisme allemands.*" Seine Kenntnis des Werkes beschränkt sich offenbar auf Wagners Umdichtung. Er nennt vom Minnesang nur Walther von der Vogelweide, wobei sein Ausdruck „*Poésie d'imitation*" eine erstaunliche Unkenntnis verrät. Über unser gewaltiges Nibelungenlied fällt er nur das verächtliche Urteil: „*tumultueuse épopée.*" Sein Mangel soll es sein, daß es in seiner überlieferten Form 200 Jahre jünger ist als das Rolandslied, „*et il y paraît.*" Inwiefern, wird nicht gesagt. Auf das Nibelungenlied folgt dann — bei Dupouy — unmittelbar Brants Narrenschiff und Luthers Reformation, die eigentlich auch von den Franzosen abgeguckt ist: „*La Réforme, qui avait commencé par être française, fut germanisée par Luther.*"

Nein, Herr Dupouy, das ist leichtfertiges Geschwätz, keine Wissenschaft. Gewiß, Sie haben sich bemüht, „Franzose zu sein", aber sicherlich nur im schlechtesten Sinne des Wortes, d. h. oberflächlich sind Sie gewesen.

Und wir kennen auch den Grund. Für die ganze Zeit vor Goethe fehlen Herrn Dupouy die Kenntnisse. Sein Versprechen, „*de ne rien affirmer qu'à bon escient*" (S. V), trifft zum mindesten für das erste Kapitel nicht zu. Auch von der Zeit Gottscheds, die Süpfle so ausgezeichnet schildert, und die doch recht viel Stoff für Dupouys Aufgabe liefern könnte, weiß er nicht allzu viel. Er geht darum mit sichtlicher Eile auf den Sturm und Drang über, und von da an ist er im Bilde. Goethe, Frau von Staël, die Romantik, Boerne, Heine, Taine und Renan und wieder Goethe, Schopenhauer, Wagner und Nietzsche, das sind die Kreise, die das Buch leidlich beherrscht. Hier zeigt sich eine ins einzelne gehende Belesenheit und wirkliches Verständnis. Freilich der gewollte französische Standpunkt verwirrt den Eindruck ein wenig. Die deutschen Einflüsse werden ausführlich festgestellt,

aber nachträglich durch den Hinweis auf die Verschiedenheiten, die doch selbstverständlich vorhanden sind, aber zum Thema des Buches nicht gehören, immer wieder geleugnet. Auch vermissen wir Deutschen häufig den Kern, das Eindringen in den Geist der Werke. Wir werden zu oft nur mit dem literarischen Drum und Dran abgespeist. Die Bemerkungen der Schriftsteller in Briefen und Vorreden über die Deutschen können uns den Hinweis auf die oft unbewußten Einflüsse, auf den Geist, die Seele der Werke nicht ersetzen. Zwischendurch stören leicht hingeworfene Bemerkungen über kleinere Geister, die dem Verfasser augenscheinlich weniger bekannt sind. Wieland ist nicht ohne weiteres mit dem Wort „*voltairien*" zu bezeichnen. Goethes Königsleutnant hieß in der Geschichte nicht Thorane, sondern Thoranc. Es ist viel zu viel behauptet, daß Gessner deshalb in Frankreich Erfolg hatte, weil er „kaum" ein Deutscher gewesen sei. Die Verstümmelung von Namen wie Wölfenbuttel (36) und Wolfennbüttel (280), Wittemberg (285), Bringen statt Bingen (94) und Justinus Koerner, wie es statt Kerner im Text (163) regelmäßig heißt, mag auf Rechnung des Setzers gehen. Aber wenn man den Deutschen so wenig zugestehen will wie Dupouy, so sollte man doch wenigstens nicht sagen: „*pharisaïsme, assez fréquent outre-Rhin, qui consiste à nous laisser ce que nous avons de frivole, et à revendiquer ce que nous avons de sérieux*" (47).

Frau von Staël muß entschuldigt werden, daß sie Deutschland lobte. Das sei nur „*coquetterie*" gewesen. „*En exaltant l'Allemagne, c'est son travail et sa découverte qu'elle exalte*" (48).

Die schroffe Kritik, die Wilhelm Schlegel als Fortsetzer Lessings an den französischen Klassikern übte, kann sich Dupouy nur dadurch erklären, daß Schlegel sich entweder durch Molières Spott getroffen fühlte, oder daß er schrieb, um Frau von Staël zu überzeugen (59). Später wird als Erklärung seine Gegnerschaft gegen die Nachahmer der Franzosen, Iffland und Kotzebue, und schließlich sein Patriotismus angeführt. Sachliche Gründe, den natürlichen Gegensatz der romantischen Gefühlsmenschen gegen die reine Formkunst der französischen Klassiker, scheint der Franzose gar nicht erst zu suchen.

Goethes umfassende Bildung wird mehrfach (60, 266) viel zu eng als „*à demi française*" bezeichnet. Kleist „*se suicide pour être aimé*" (61). Wie leichtfertig geht hier der Franzose über die Tragödie einer großen, aber zerrissenen Menschenseele hinweg. Er verurteilt die „Hermannsschlacht", „*que Kleist a bizarrement nourrie de ses colères d'officier prussien contre la France*" (64). Man sollte meinen, daß auch ein Franzose den Schmerz eines Deutschen über das vom Feinde geknechtete Vaterland begreifen könnte. Er behauptet für

diese Zeit: „*à la gallophobie allemande répond la germanophilie française*“ (65). Das ist wohl das einzige Mal in der Geschichte. Sonst war es leider bis heutigentags stets umgekehrt.

Daß Hugos „*Burgraves*“ trotz der Absicht des Dichters sehr wenig deutsch geraten sind (81), ist längst bekannt. Aber der Grund ist, daß Hugo kein Deutsch verstand und von der deutschen Dichtung nur das wenige kannte, was ihm durch französisch zurechtgestutzte Bearbeitungen zugänglich war.

Es ist doch wohl zuviel behauptet, daß die Dramatiker des Ostens und Nordens, z. B. Schiller und Ibsen, die in Frankreich heimische Kunst der Vorbereitung nicht verstünden (80). Daß der Zuschauer im Anfang des Stückes oft nicht über alle Einzelheiten unterrichtet wird, ist eins der hervorragenden Kunstmittel Ibsens, durch das er Spannung zu erregen weiß. Mag sein, daß dies dem Franzosen, dem die Klarheit um jeden Preis über alles geht, nicht zusagt.

Emile Deschamps verfaßt nach Goethe eine „*Ballade du roi de Thulé*“. Dupouys Bemerkung (86): „*un lied, dans le français de 1825, devient toujours une ballade,*“ beweist nur, daß er den Begriff des Wortes Lied nicht recht erfaßt hat. Derselbe Irrtum findet sich S. 93 und 97, wo z. B. auch Lenore, der Wilde Jäger, der Erlkönig als „lieds“ bezeichnet werden.

Quinet erklärt die Philosophie der Deutschen als „*fille de notre Révolution*“. „*Opinion soutenable*“ meint Dupouy dazu (121) und nennt gleich darauf Kant (!), Fichte und Hegel. Die Philosophie dieser beiden ruht bekanntlich auf der Kants; daß Kants Philosophie bei Ausbruch der französischen Revolution längst fertig durchdacht und zum weitaus größten Teil veröffentlicht war, scheint Herr Dupouy ebenso wenig zu wissen wie Edgar Quinet.

Deutschland war in Frankreich nur beliebt als Land der Dichter und Träumer. Sobald es auch auf der Erde, statt nur im Reiche der Geister, sein Recht suchte, machte es sich verhaßt. Es ist heute ungemein lehrreich zu lesen, wie man ihm schon damals verübelte, was jetzt Engländern und Franzosen als hinreichender Grund erscheint, den Weltkrieg gegen Deutschland zu entzünden (120): „*En une page étrangement prophétique, daté d'octobre 1831, il* (d. h. Quinet) *signale à ses compatriotes engoués de l'aérienne Allemagne la transformation qui s'opère dans leur pays de prédilection, le passage des idées aux faits sous la dictature de la Prusse, la poursuite de l'unité germanique au profit de ce peuple 'aride et dressé aux affaires', et la sourde ruée teutonne ,au meurtre du vieux royaume de France'.*“ Und eine Seite weiter heißt es: „*L'Allemagne est en train de manquer à sa vocation. . . Elle*

n'a 'plus de rêves, plus de fantômes sur ses balcons, plus de systèmes, plus de poèmes . .' l'insensée, qui oublie la réalité supérieure de la poésie, sa mission, sa pérennité! La science n'est plus qu'une machine de destruction."

Auch ein Geist wie Taine, ursprünglich ein begeisterter Verehrer der deutschen Philosophie und besonders Hegels, dem er viel verdankt, wendet sich 1870 schroff von Deutschland ab, und es ist vergeblich, zu behaupten (195), daß der Krieg dabei keine Rolle gespielt habe.

Wie klein und falsch ist das Wort des Dichters Moréas über Goethe: „*C'est le plus grand des Allemands, c'est-à-dire le moins Allemand.*" Es ist immerhin anzuerkennen, daß sogar Dupouy dieses Wort nicht ganz billigt (227). Doch an anderer Stelle (163) unterstützt er Blaze de Bury's Meinung, der Schiller selbst so überzeugt widersprochen hat: Schiller sei „*plus poète*" als Goethe.

Nietzsche ist in Frankreich genau so mißverstanden worden wie von den „Vielzuvielen" in Deutschland. Dupouy weist (245) mit Recht die Auffassung zurück, daß er das Nachgeben gegen eigene Schwächen, den Egoismus und Zynismus gepredigt habe, wie es nach den Romanen verschiedener Französinnen scheint. Von den vielgestaltigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit Wagner und Nietzsche weiß das Buch nichts zu berichten, obwohl die Vorrede tadelt, daß Süpfle die zeitgenössische Literatur nicht berücksichtigt habe.

Der Verfasser gibt am Schluß kurze Lebensbeschreibungen der in seinem Buche genannten deutschen Schriftsteller. Diese Übersicht ist für viele französische Leser gewiß nützlich. Für uns trägt sie zu sehr das Gepräge irgend eines kleinen Konversationslexikons. Man kann zwischen groß und klein zu wenig unterscheiden. Wichtige Namen fehlen, wie schon im Text. Manches darin ist anfechtbar. Fichte als Schüler Spinozas, Maximilian Harden als glühender Alldeutscher, Lessing, der sich in Wolfennbüttel (!) besonders mit Theologie beschäftigt, Conrad Ferdinand Meyer, der sehr von französischem Geiste durchdrungen sein soll, Mommsenn (!), der sich 1870 durch franzosenfeindliche Haltung auszeichnete, Raabe, der noch als Lebender und nur als Humorist genannt wird: das alles sind Dinge, die das Wissen des Verfassers als Stückwerk kennzeichnen.

Das Buch bringt nichts Neues, prunkt mit großer, aber einseitiger Belesenheit, tastet überall geistreich und beweglich, aber ohne klare Richtlinien auf der Oberfläche herum, nimmt einseitig Stellung zu seiner Aufgabe und verrät vielfach Mangel an Gewissenhaftigkeit.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Soblik, Paul: *Werther und René.* Greifswalder Doktorarbeit 1916. 80 S.

Die Arbeit erscheint mit einer Erweiterung als 15. Heft von Thuraus *„Romanischem Museum“.* Sie sucht die Streitfrage zu lösen, die sich über das Verhältnis der beiden im Titel genannten Werke erhoben hat. Die einen behaupten, daß „René“ nichts weiter als ein französischer „Werther“ sei, und erheben zum Teil gegen Chateaubriand sogar den Vorwurf der unselbständigen Entlehnung. Die anderen leugnen jede Gemeinschaft zwischen beiden Werken. Daneben werden Ansichten vertreten, die sich auf der mittleren Linie bewegen. Soblik kommt auf Grund eingehender Kenntnis der Quellen und der Schriften über beide Werke, vor allem aber durch gründlichen Vergleich der sachlichen Leitgedanken und der gefühlsmäßigen Bestandteile beider Romane zu dem Ergebnis, daß beide durchaus eigene Schöpfungen ihrer Verfasser sind.

Die Abhandlung empfiehlt sich durch wohltuende Klarheit. Stellenweise, so besonders in der Einleitung, ist das Bedürfnis nach Klarheit bis zu überflüssiger Breite getrieben. Es wäre wohl nicht durchaus nötig gewesen, alle rein logisch sich ergebenden Möglichkeiten einer Beziehung zwischen den beiden Romanen und zwischen ihren Hauptgestalten aufzuführen, da verschiedene dieser Möglichkeiten für den Kenner der Werke von vornherein ohne weiteres ausscheiden. Der Beweis für den Eigenwert der Schöpfung Chateaubriands wird besonders auf zwei Wegen geführt. Erstens beruht die geringfügige Handlung im „René“ wie im „Werther“ auf eigenen Erlebnissen des Dichters, und zweitens ist die Wesensart des Helden im Grunde von der Werthers durchaus verschieden. Werther ist ein von seinen überschwänglichen Gefühlen widerstandslos beherrschter, aber von Haus aus nicht unglücklicher Mensch, den erst die Verhältnisse ins Unglück treiben. René dagegen läßt sich mehr von seiner Phantasie beherrschen, und sein Gefühlsleben ist von vornherein krankhaft und grundlos weltschmerzlich. Die Ähnlichkeiten zwischen beiden Werken und ihren Helden sind ganz allgemein, in allen Besonderheiten gehen sie weit auseinander. So kann von einer Entlehnung keine Rede sein.

Es scheint, als habe trotz unparteiischster logischer Erörterung aller Möglichkeiten die Voraussicht auf dieses unzweifelhaft richtige Endergebnis oder auch der Widerspruch gegen übertriebene Behauptungen der Literaturgeschichtschreiber dem Verfasser von Anfang an die Feder geführt. Die Ähnlichkeit zwischen beiden Werken, die manche Beurteiler veranlaßt hat, „René“ den französischen „Werther“ zu nennen, besteht meines Erachtens in dem allgemeinen Stimmungsgehalt, der mir bei Soblik nicht ganz zu seinem Rechte zu kommen scheint. Beide Romane gehören einer

geschichtlichen Richtung an, die man bei uns mit Empfindsamkeit, Weltschmerz, bei den Franzosen mit Werthérisme, mal du siècle, auch Byronisme usw. zu bezeichnen pflegt. Diese Strömung geht von Rousseau, Richardson, Ossian und Goethe über Byron bis zu den deutschen und französischen Romantikern, ja schließlich bis zum Pessimismus und der Décadence des „fin du siècle“ im neunzehnten Jahrhundert. Werther und René sind die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung für ihre Zeit; aber auch fast alle Helden der Romantik, der Chatterton Vignys und sämtliche Helden der Byronschen und Hugoschen Dramen gehören ihr an. Die verschiedene Zeitrichtung bedingte allein schon, abgesehen von der großen Verschiedenheit der Dichter, deren Wesen sich in ihren Werken spiegelt, den Unterschiend zwischen René und Werther. Es scheint mir, daß der Verfasser, wenn er Werthers krankhafte Anlage so schroff in Abrede stellt, zwischen Krankheit und Gesundheit allzu strenge logische Unterschiede macht, die weder das Leben noch die Psychiatrie anerkennen kann. Die Grenzen sind hier fließend, und man kann nie genau angeben, wo die Gesundheit aufhört und die Krankheit anfängt. Die reine Schwarz-weiß-Logik versagt, wo das naturwissenschaftliche Denken beginnt. Goethe selbst hat die Werther-Krankheit — auch diesen Ausdruck verwirft der Verfasser — durchgemacht, aber er überwand sie rasch, weil er zu gesund war, um an ihr zugrunde zu gehen. Sein Werther dagegen leidet an einer krankhaft zu nennenden Schwäche, sein Gefühl überwiegt zu maßlos alle anderen seelischen Kräfte, und an diesem Mangel an seelischem Gleichgewicht, der ihn zum Ertragen jeder stärkeren Belastungsprobe des Lebens unfähig macht, nicht an seiner Größe, wie Soblik Seite 46 sagt, muß er zugrunde gehen. Die Tragik seines Geschickes beruht für uns darin, daß wir erkennen müssen, wie alle großen Anlagen des Geistes und Herzens ihn nicht vor den vernichtenden Folgen seiner krankhaften Schwäche bewahren können, wie ein groß und edel angelegtes Wesen sich durch sein an sich wundervoll reiches Gefühlsleben selbst zerstören muß.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

—

Druck von G. Uschmann, Weimar.

Aufklärung und Revolution in Frankreich.
Eine literarhistorische Studie.

„... des maniaques d'idées abstraites, malades de logique, toujours prêts à sacrifier les autres et eux-mêmes à un de leurs syllogismes. Ils parlaient constamment de liberté, et personne n'était moins fait pour la comprendre et pour la supporter. Nulle part, des caractères plus froidement, plus atrocement despotiques, par passion intellectuelle, ou par passion de vouloir toujours avoir raison."

Romain Rolland, *Jean-Christophe à Paris. La Foire sur la Place.* S. 202, 203.

I.

Die Literatur des 18. Jahrhunderts in Frankreich ist schon wiederholt zum Gegenstand zusammenfassender Darstellung gemacht worden. Auf deutscher Seite behauptet Hettners prächtiges Buch [1]) einen Ehrenplatz, während sich auf französischer Seite unter den Neueren Faguet [2]), Petit de Julleville [3]), Lanson [4]) und Brunetière [5]) den Vorrang streitig machen mögen. Daß solche zusammenfassenden Darstellungen gerade neuerdings wieder unternommen werden, hat seinen hauptsächlichsten Grund in dem immer fühlbarer werdenden Orientierungsbedürfnis, dem die rüstig fortschreitende Forschung Rechnung zu tragen strebt. In keiner Periode der fran-

[1]) Hermann Hettner, *Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.* II. *Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert.* Jetzt 7. (von Heinrich Morf besorgte) Auflage, 1913.

[2]) Emile Faguet, *Dix-huitième siècle. Etudes littéraires.* 7e éd. 1890.

[3]) *Histoire de la langue et de la littérature française.* VI. Band (*XVIIIe siècle*). 1898.

[4]) *Histoire de la littérature française.* 7e éd. 1902. — *Origines et premières manifestations de l'esprit philosophique dans la littérature française de 1675 à 1748.* In: *Revue des cours et conférences.* 16e année. I. S. 289—298, 450—460, 601—613, 721—734; II. S. 1—15, 145—156, 241—254, 409—422, 481—493, 625—637, 738—752, 817—829. — *Formation et développement de l'esprit philosophique du XVIIIe siècle.* In: *Revue des cours et conférences.* 17e année. I. S. 357—365, 499—508; II. S. 65—75, 211—218, 309—320, 433 ff., 549 ff., 657 ff., 713 ff., 796 ff., 843 ff.; 18e année. I. S. 22—32, 106—115, 257 ff., 534 ff., 734 ff.; II. S. 241—250.

[5]) Ferdinand Brunetière, *Etudes sur le XVIIIe siècle.* 1911, und *Histoire de la littérature française classique.* III. *Le dix-huitième siècle.* 1912.

zösischen Literatur stoßen gleich viel Wissensgebiete der verschiedensten Art zusammen. Der Erforscher der Literatur des 18. Jahrhunderts darf nicht mehr Philologe und Literarhistoriker allein sein, sondern muß zum Philosophen, Historiker, Nationalökonomen und Naturforscher werden und muß die sich stets erweiternden und ergänzenden Ergebnisse auf allen diesen Forschungsgebieten für die Kenntnis der Literaturbewegung verwerten.

Das Gesamtbild, das sich auf diese Weise ergibt, ist in seiner Beleuchtung im ganzen wie in seinen einzelnen Zügen immer noch viel umstritten und muß füglich auch umstritten bleiben, so lange die Ansichten maßgebender Stellen über Methode, über Wege und Ziele der Forschung gerade in grundsätzlich wichtigen Fragen noch weit auseinandergehen. Am schroffsten und in seiner Art klassisch [6]) ist der Gegensatz zwischen Faguet und Lanson. Faguet ist Psychologe, Lanson Historiker. Faguet verfährt wesentlich analysierend, schöpft die Schriftsteller inhaltlich aus und sucht in erster Linie ihre Gedankenwelt darzutun. Lanson geht wesentlich genetisch zu Werke und sucht aus den Beziehungen der Literaten des 18. Jahrhunderts zu früheren Perioden wie zu den Verhältnissen und Bedingungen ihres eigenen Zeitalters einen objektiven Standpunkt der Beurteilung zu gewinnen.

Vorurteilslosigkeit kann man Faguet nicht nachrühmen. Sein Urteil über die Literatur des 18. Jahrhunderts lautet von vornherein wegwerfend [7]). Das 18. Jahrhundert ist ihm eine Zeit des Niederganges auf allen Gebieten. Für ihn macht er neben der „diminution progressive de l'idée de patrie“, die sich aus der „absence presque absolue de vie politique en France depuis Louis XIV jusqu'à la Révolution“ erkläre, die „extinction brusque de l'idée chrétienne“ verantwortlich. Die „idée chrétienne“ hinwiederum ist ein Opfer des „esprit scientifique“ des 18. Jahrhunderts geworden, der nach seiner Ansicht hauptsächlich durch die Aufhebung des Edikts von Nantes ins Leben gerufen worden ist.

Schon in diesen Grundurteilen zeigt sich der Fehler der Faguetschen Art. An sich richtige Gedanken vergröbert er zu Ungunsten des 18. Jahrhunderts. Denn auch das 17. Jahrhundert hat seinen „esprit scientifique“, sein „libertinage“ gehabt, oder welchen Namen man sonst noch den Gegenströmungen gegen den herrschenden klassischen Geist jener Zeit geben will. Das hat schon F. Lotheissen [8])

[6]) Vgl. Carl Becker, *Zur Evolution der modernen französischen Kritik. Germanisch-romanische Monatsschrift* IV (1902) S. 495–504.

[7]) *XVIIIe siècle* (1890). *Avant-propos* S. VI, VII.

[8]) *Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert* (1878 ff.); besonders II. S. 442 ff.

zur Genüge dargelegt, das hat auch Lanson wiederholt[9]) deutlich gemacht, und Brunetière[10]) hat es gleichfalls gewußt. Der Bruch zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert ist durchaus nicht so schroff und unvermittelt gewesen[11]), wie Faguet in seinem starren Drang nach scharfer und sauberer Periodisierung glauben machen will.

Auch andere Urteile Faguets kranken daran, daß in ihnen eine halbe Wahrheit liegt. Das gilt besonders von dem Satz: „[Le XVIIIe siècle] manquait de tradition, et n'en voulait point“[12]). Der letzte Teil dieses Satzes ist richtiger als der erste. Das 18. Jahrhundert knüpft allerdings doch an Früheres an, wenngleich dies nicht in demselben Maße wie bei anderen Perioden der Fall sein mag. Besonders eng sind seine Beziehungen zu dem 16. Jahrhundert. Kürzlich hoffe ich gezeigt zu haben[13]), daß der aufklärerische Gedanke der Reformation das älteste und stärkste Element in der nationalen Tradition darstellt und als solches dem vielerörterten englischen Einfluß auf die französische Aufklärungsliteratur zur Seite tritt. Wenn die Beziehungen zwischen Aufklärung und Reformation nicht enger sind, als sie tatsächlich sind, so trägt die Hauptschuld daran die von Faguet so hochgeschätzte klassische Literaturperiode selbst, die, verglichen mit dem geistigen Aufschwung des 16. Jahrhunderts, in ihrer gedanklichen Leistung eine Zeit des Stillstandes und der Reaktion gewesen ist.

Noch schwerer wiegt, daß Faguet die Aufklärungsliteratur auch insofern schief beurteilt, als er die Beziehungen und Wechselwirkungen, welche zwischen der Literatur und den Zeitumständen walten, über Gebühr außer acht läßt. Die Frage, wie die Philosophen auf ihre Zeitgenossen eingewirkt, wie sie ihre Gedanken, Forderungen und Schlagwörter bei den Menschen ihrer Tage anzubringen gewußt haben, legt er sich nirgends ernstlich vor. Die Folge davon ist, daß er die Frage, ob die Aufklärungsliteratur die Revolution mit herbeigeführt und auf ihren Verlauf bestimmend und richtunggebend eingewirkt hat, mit Entschiedenheit verneint. Auch hier

[9]) Vgl. besonders die Artikelreihe: *Origines et premières manifestations de l'esprit philosophique dans la littérature française de 1675 à 1748* und *Formation et développement de l'esprit philosophique du XVIIIe siècle.* S. Anm. 4.

[10]) *Études sur le XVIIIe siècle* (1911) S. 235ff.

[11]) Auch G. Chinard, *L'Amérique et le rêve exotique dans la littérature française au XVIIe et au XVIIIe siècle* (Paris 1913) hat das Gleiche neuerdings, aus anderem Gesichtspunkt heraus, gezeigt.

[12]) *XVIIIe siècle (1890). Avant-propos* S. XII.

[13]) *Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.* III. *Die politischen Theorien.* In: *Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur* 39, S. 183–263; 45, S. 1—37 und 289—318.

scheiden sich seine Wege von denen Hettners, Lansons, Brunetières [14]). Aber auch er steht mit seiner Ansicht nicht allein.

II.

Das Verhältnis der französischen Aufklärung zur großen Revolution hat eine abweichende Beurteilung erfahren, je nach der Vorstellung, die man sich von dem Ursprung des ganzen gewaltigen Ereignisses und von dem Wesen und Wollen seiner Träger überhaupt gemacht hat. Zwei Ansichten stehen sich hier gegenüber. Taine mit seiner konstruktiven, in ihrem überstarken Drang nach Einheitlichkeit und Klarheit sich an den Naturwissenschaften orientierenden Methode beugt die Menschen unter eine ihr Denken und Handeln erklärende und regelnde Schablone; die Männer der französischen Revolution sind ihm wesentlich Doktrinäre, die einer realen Politik nur in geringem Maße fähig sind, um so mehr aber unter der Herrschaft der Abstraktion stehen und statt mit konkreten Begriffen, mit farblosen, sich bis ins Phrasenhafte verflüchtigenden Allgemeinvorstellungen arbeiten. Die Revolution ist ihm mit Edgar Quinet [15]) die praktische Probe auf die Theorien und Utopien des 18. Jahrhunderts; sie ist der Niederschlag der Gedanken, welche namentlich Montesquieu, Voltaire, die Enzyklopädisten und Rousseau in die Welt geworfen haben; sie führt, wie schon Tocqueville [16]) erkannt hat, eine Entwicklung zum Abschluß, die bereits früher begonnen hatte, und stellt in ihrem Ursprung und Wesen das Ergebnis des esprit classique dar, der in seiner Vereinigung mit dem aus den Naturwissenschaften geschöpften esprit (acquis) scientifique die geistige Atmosphäre geschaffen hat, in welcher die Männer der Revolution atmen.

Wie jeder Versuch, weitumfassende Erscheinungs- und Gedankenkomplexe in die Enge einer Formel zu bannen, muß auch der Taines für mißlungen gelten [17]). Da ist es vielleicht das größte Verdienst von Taines Gegnern, daß sie auf die Einseitigkeit jener Formel hingewiesen und die Unmöglichkeit der alten Erfahrungstatsache, eine Vielheit von geschichtlichen Persönlichkeiten und Vorgängen allein von einem Gesichtspunkt zu begreifen, auch für die französische Revolution neu

[14]) *Histoire de la littérature française classique.* III. S. 518 ff. Vgl. auch *Revue des Deux-Mondes* vom 15. Oktober 1878, S. 922—939 (= *Histoire et littérature* I [1886] S. 207—241) und *Revue des Deux-Mondes* vom 1. Dezember 1906, S. 604—628 (= *Etudes sur le XVIIIe siècle* [1911] S. 189—234).

[15]) *La Révolution* (Paris 1865). Vgl. z. B. II. S. 84.

[16]) *L'Ancien Régime et la Révolution* I (1856).

[17]) Das hat zuerst Taines Kritiker Albert Sorel erkannt in seiner Anzeige des *Ancien Régime* in der *Revue Historique.* 1^ière année II (1876) S. 281—290.

erwiesen haben. Aber es muß doch noch sehr fraglich erscheinen, ob die Art und Weise, wie sie diesen Nachweis zu erbringen suchen, nicht ihrerseits zur Einseitigkeit hinführt, ob nicht letzten Endes ein starres Dogma einem anderen, minder starren gegenübergestellt wird.

Der Zusammenhang zwischen Aufklärung und Revolution war schon lange Jahre zuvor von französischen Forschern, vor allem von A. Granier de Cassagnac in seiner *Histoire des causes de la révolution française* [18]) mit Entschiedenheit in Abrede gestellt worden. Den gleichen Gedanken vertritt Félix Rocquain in seinem kurz nach Taines *Ancien Régime* veröffentlichten Buch *L'esprit révolutionnaire avant la révolution. 1715—1789* (Paris 1878). Die Revolution könne, so führt Rocquain aus, in keiner Abhängigkeit von der Aufklärungsliteratur stehen, da sie schon 1754 und 1771 auszubrechen bereit war und auch tatsächlich ausgebrochen wäre, wenn nicht besondere Umstände dies verhindert hätten. „Le mouvement d'opinion d'où sortit la Révolution française ne date point des Philosophes. Le siècle tout entier prépara la catastrophe . . . A deux reprises, en 1754 et en 1771, la Révolution fut sur le point d'éclater. En 1754, elle était surtout dirigée contre l'Église, et, de l'aveu des contemporains, le sang de ses ministres eût le premier rougi les pavés déplacés par l'émeute. En 1771, le mouvement avait un caractère plus particulièrement politique, et c'était contre la royauté que grondaient les colères . . ."

Rocquains Argumentation liegt in der Richtung der Gedanken, welche Taines radikalster Gegner, Alphonse Aulard zu einer nach französischem Muster geräuschvoll verfochtenen These erhoben hat [19]). Für ihn steht die Revolution in keinem ihren Verlauf bestimmenden Zusammenhang zur Aufklärung, sondern ist in der Hauptsache das notwendige Ergebnis unhaltbarer politischer, sozialer und wirtschaftlicher Zustände. Die Männer der Revolution sind Realpolitiker, die, der Beeinflussung durch philosophische Ideen, durch Abstraktionen und Konstruktionen unzugänglich, ihr Handeln allein nach den gegebenen Verhältnissen einzurichten wissen (thèse des circonstances) und in mutigem Ringen mit der von dem rückständig gebliebenen Europa drohenden Gefahr durch die Aufrichtung des republikanischen Frankreich auf der Trümmerwelt des ancien régime eine segensreiche politische Großtat vollbracht haben.

[18]) Besonders II. (Paris 1850) S. 319 ff.

[19]) Besonders in seiner *Histoire politique de la révolution française.* Paris 1901 (über den Zusammenhang zwischen Aufklärung und Revolution in Aulards Sinn vgl. S. 1 ff.) und in seiner Studie: *Taine historien de la Révolution française.* Paris 1907 (über Taines Theorie des *esprit classique* vgl. S. 50 ff.).

Es ist gewiß nicht leicht, einen solchen Standpunkt in seinem ganzen Umfang a limine abzulehnen. Kaum je in der Geschichte hat es Zeiten gegeben, die in gleicher Weise an das staatsmännische Können, an die nüchterne politische Einsicht und die kalt entschlossene Tatkraft ähnlich hohe Anforderungen gestellt haben. Aber es bleibt doch noch sehr fraglich, ob auf dem von Aulard eingeschlagenen extremen Weg ein Standpunkt der Erkenntnis zu gewinnen ist, von dem aus es sich mit Erfolg unternehmen ließe, das Bild der Persönlichkeiten und Geschehnisse zu zerstören, das Taine in seinen monumentalen *Origines de la France contemporaine* entworfen hat. Im Grunde handelt es sich bei der ganzen Frage um einen latenten Gegensatz prinzipiellen Charakters, um den tiefen Widerstreit idealistischer und materialistischer Geschichtsauffassung: Taine, der vielseitige, dem Philosophischen zugewendete Denker, wertet und überwertet die Macht der Ideen, Aulard, der einseitige, nüchterne, politisch interessierte Historiker, wertet und überwertet die Stoßkraft der Dinge [20]).

Wie alles, was für und wider Taine geht, hat der Gegensatz zwischen Tainescher und Aulardscher Auffassung auch für den Literarhistoriker sein Interesse. Unter den Parteigängern der Aulardschen Richtung ist es neben Faguet E. Champion, der das literarhistorische Moment am stärksten in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen hat. Von der starren Aulardschen Formel ist bei ihnen schon mancherlei modifiziert, aber der große Gedanke, daß die Aufklärung keinen Einfluß auf die Revolution ausgeübt hat, ist auch ihnen ein Glaubenssatz geworden. Champion schreibt ein Buch *La France d'après les cahiers de 1789* (Paris 1897), um darin den Nachweis zu erbringen, daß einzig und allein die Notlage des Volkes die Revolution entfesselt habe, und Faguet [21]) jubelt diesem Standpunkt zu in den Worten: „Enfin voilà un homme qui sait ce que la France voulait en 1789 . . . La Révolution française, dans les vœux des hommes qui l'ont commencée, aussi bien que dans les résultats par où elle a fini, c'est une révolution purement économique et administrative. Elle n'a rien d'idéaliste, rien de philosophique, rien de religieux, rien de sublime, rien 'in excelsis'. Elle est très terre à terre.

[20]) In diesem Sinne kann Brunetière, *Etudes sur le XVIIIe siècle* (1911) S. 190 schreiben: „L'une des raisons de notre résistance (gegen den Standpunkt Rocquains) était alors, et elle est toujours, que nous croyons au pouvoir des idées.“ S. 191: „Et, de fait, si quelqu'un ne croit pas que les idées mènent le monde, c'est M. Emile Faguet . . . Ce qui revient à dire, en termes généraux, que ce ne sont pas les idées en ce monde qui déterminent le cours des faits . . .“ Vgl. zur Sache Eduard Fueter, *Geschichte der neueren Historiographie* (München-Berlin 1911) S. 582 ff. Gegen Aulard spricht sich auch aus Albert Petit, *Deux conceptions de l'histoire de la Révolution. Taine et M. Aulard.* in: *Revue des Deux-Mondes* 1910, S. 77 ff.

[21]) *Questions politiques* (Paris 1899) S. 1—23 (*La France en 1789.*).

Les hommes qui l'ont commencée sont très réalistes . . . Tout simplement ils mouraient de faim et désiraient cesser de mourir. Il n'y a pas autre chose dans les Cahiers de 1789."

Noch mehrfach kommt Faguet auf die gleiche Ansicht, sie literarhistorisch erweiternd und begründend, zurück [22]), während sich Champion in seinem Buch *J.-J. Rousseau et la Révolution française* (Paris 1909) bemüht, den entscheidenden Schlag gegen die durch die Tainesche Schule herrschend gewordene Ansicht zu führen, indem er den Anteil des Genfer Philosophen an dem Zustandekommen und Verlauf der Revolution auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken sucht. Es wird Champion unbedenklich recht zu geben sein, wenn er sich dagegen verwahrt, in einem Menschen, in Rousseau, die Verkörperung der ganzen französischen Revolution zu sehen [23]). Aber wenn es sich nun einmal darum handelt, den Einfluß eines Menschen darzutun, was liegt da näher, als diesen Einfluß in erster Linie von Mensch zu Mensch zu suchen? Bevor man über Geschehnisse redet, wie dies die Vertreter der thèse des circonstances tun, muß man sich über die Persönlichkeiten, die diese herbeigeführt haben oder mitten in ihnen stehen, klar werden. Aus den Handlungen allein ein Bild der Persönlichkeiten herleiten zu wollen, ist nicht der einzig mögliche und notwendig sicherste Weg, zumal wenn wir uns an Hand der von ihnen selbst hinterlassenen Schriften ein Bild ihrer Gedankenwelt machen können. Mag der Geschichtsforscher in erster Linie den Zusammenhang zwischen Gedanken und Taten zu ergründen suchen, der Literarhistoriker hat vor allen Dingen die Ideen und deren literarische Ausgestaltung zu würdigen.

Nach einer Seite hin kann uns Champion selbst, freilich sehr gegen seinen Willen, von der Bedenklichkeit seiner Methode überzeugen. Seinem sonstigen Standpunkt zum Trotz gibt er in einem unbewachten Augenblick die Möglichkeit zu, daß Theorien die Ereignisse beeinflussen können. Wozu denn sonst in seinem Buch *Rousseau et la Révolution* das Kapitel: *A la décharge de Rousseau*? Champion erbringt hier im wesentlichen den — anderen eigentlich selbstverständlichen — Nachweis, daß es schon vor und neben Rousseau Ideen und Theorien gegeben hat, aus denen die Revolutionsmänner hätten schöpfen können. Er operiert also „à la décharge de Rousseau" gerade mit dem, was gegen seinen eigenen Standpunkt spricht. Wenn er dann an späterer Stelle, natürlich wieder um den Zusammenhang zwischen Aufklärung und Revolution zu bestreiten, meint, revolutionäre Gedanken seien schon vor der Aufklärung

[22]) *XVIIIe siècle. Etudes littéraires.* 7e éd. Paris 1890 und *Politique comparée de Montesquieu, Voltaire et Rousseau.* Paris 1902.

[23]) Das kann doch nur in dem Sinne geschehen, den A. Wahl, *Vorgeschichte der französischen Revolution* I (1905), S. 143 andeutet.

dagewesen, man könne also mit dem gleichen Recht etwa Montaigne den Vater der Revolution von 1789 nennen, so ist auch das nichts anderes als ein unfreiwilliges Eingeständnis zu Gunsten des gegnerischen Standpunktes, an dessen Bekämpfung er sich abmüht. Zudem übersieht er vollständig, daß das von ihm eingeschlagene Verfahren eine bedenkliche Koordinierung und Parallelisierung entfernter und schwacher Einflüsse mit viel näher liegenden und demgemäß viel intensiver wirkenden Einflüssen darstellt. Auch darin liegt, rein methodisch betrachtet, eine starke Inkonsequenz, daß Champion Voltaires Einfluß auf die Erklärung der Menschenrechte mit Nachdruck betont (S. 119 ff.), ohne doch den Rousseaus völlig abstreiten zu können. „La plupart des articles de la Déclaration ont pu être fournis par Voltaire aussi bien que par Rousseau“ (S. 122). „A cela près, Voltaire et Rousseau auraient sans doute reconnu, dans la Déclaration de 89, leurs propres opinions exprimées en termes pareils à ceux qu'ils avaient eux-mêmes employés pour revendiquer la liberté et l'égalité, pour protester contre des servitudes et des abus surannés. Ils sont peut-être l'un et l'autre pour quelque chose dans la façon d'énoncer certaines idées, dans la forme et le style de l'acte. Le fond ne fut pris ni chez eux ni chez aucun écrivain; la force des choses l'imposa“ (S. 123).

Hier stellt sich Champion in Gegensatz zu seinem Gesinnungsgenossen Faguet, der in seiner *Politique comparée de Montesquieu, Voltaire et Rousseau* (Paris 1902) den Einfluß Voltaires in den Cahiers von 1789, den Montesquieus in der Erklärung der Menschenrechte und den Rousseaus in der Doktrin der Jakobiner, Robespierres und Saint-Justs und in gewissem Sinne auch in der Babeufs erkannt hatte. Wie sich der Einfluß Voltaires, Montesquieus und Rousseaus im einzelnen verteilt, kann ja füglich gleichgültig sein, wenn es sich nur so oder so dartun läßt, daß ein solcher existiert.

In diesem Punkt hat auch Faguet seine ablehnende Haltung nicht durchweg aufrechterhalten können. Er beteuert zwar feierlich, daß er „en définitive“ nicht an den Einfluß der Philosophen auf die Revolutionsmänner glaube [24]), aber das Buch, das er zum Nachweis dieses Gedankens schreibt, zeugt deutlich gegen ihn. Es ist mehr als ein halbes Zugeständnis des gegnerischen Standpunktes, wenn wir da gegen Ende (S. 280) die Sätze lesen: „Les idées de ces trois hommes, je ne dis pas ont eu une grande influence sur la Révolution française, car je n'en crois rien, ou peu de chose; mais elles ont traversé toute la Révolution française comme des projections de phares,

[24]) In dem *Avant-propos* seiner *Politique comparée de Montesquieu, Voltaire et Rousseau* (Paris 1902). Auch in seinem Urteil über Mirabeau (*XVIIIe siècle*, S. 469 ff.) nimmt Faguet unter der Hand viel von seinem sonstigen Standpunkt zurück.

et c'est à leurs lumières intermittentes qu'on a combattu dans les ténèbres. Leurs livres ont été les textes dont se sont appuyés les partis par soutenir les revendications diverses et contraires qui leur étaient inspirées par leurs passions ou leurs intérêts. Ainsi, on retrouve les traces de Voltaire, de Montesquieu ou de Rousseau dans tous les grands actes et dans tous les grands textes officiels de la Révolution française.“

Bei seiner ganzen Beweisführung legt sich Faguet die entscheidende Frage, wie denn eigentlich die Männer der Revolution selbst über die Philosophen und über ihr Verhältnis zur Aufklärung gedacht haben, überhaupt nicht vor. Er hätte hier Urteile und Anschauungen finden können, die sich auch mit der kühnsten Dialektik nicht wegdisputieren lassen. Da stellt der Abgeordnete von Forcalquier, A.-M. d'Eymar, den Antrag, Rousseau ein Denkmal zu errichten und leitet die Begründung seines Antrags mit den Worten ein: „Je m'étais flatté de prononcer ce discours à la tribune de l'Assemblée nationale. Le plus heureux jour de ma vie eût été celui où, profitant du droit que me donne le caractère dont j'ai l'honneur d'être revêtu, j'aurais rendu un hommage public à J.-J. Rousseau . . . Messieurs, comme représentant de la nation, je viens vous demander le redressement d'une grande injustice nationale. Je viens, à ce même titre, payer, du moins autant qu'il est en mon pouvoir, la dette de reconnaissance que la France doit à la mémoire de l'auteur d'Emile et du Contrat social. Si cet homme célèbre, Messieurs, n'avait pas terminé sa carrière; s'il avait été le témoin de notre régénération; si, dans ce moment, J.-J. Rousseau paraissait au milieu de vous . . . avec quels transports ne serait-il pas reçu dans cette Assemblée? L'enthousiasme que la lecture de ses ouvrages vous a inspiré, se convertirait en un sentiment de respect et d'amour pour sa personne; vous fixeriez sur lui des regards d'admiration et d'attendrissement“ [25]). Als Rousseaus Witwe um eine Unterstützung einkommt, löst der Name, den sie trägt, und das Bewußtsein der Dankbarkeit gegen den Genfer Philosophen rauschenden Beifall aus [26]). Marat, der drei seiner Schriften aus dem Jahre 1790 [27]) das Rousseausche

[25]) *Archives Parlementaires de 1787 à 1860.* 1[re] série, XXI (Paris 1885), S. 127—128.

[26]) *Archives Parlementaires* XXI, S. 618 ff. (Sitzung vom 21. Dezember 1790). Vgl. auch *Arch. Parl.* XXII, S. 38, 39 und XXIX, S. 755 ff. (27. August 1791). An letzterer Stelle wird auch Voltaires Lob gesungen: „Voltaire fut le précurseur nécessaire de vos travaux; il abattit devant vous tout ce qui pouvait vous faire obstacle: il rasa, pour ainsi dire, la place où vous avez élevé l'édifice de notre liberté.“

[27]) *Dénonciation contre Necker* (*Pamphlets de Marat*, éd. Vellay (Paris 1911) S. 71 ff.), *Appel à la nation* (ib. S. 121 ff.). *Nouvelle dénonciation contre Necker* (ib. S. 165 ff.). Wegen seiner *Constitution* (1789) vgl. Aulard, *Histoire politique* S. 51.

Motto „Vitam impendere vero“ voransetzt und hier wie sonst auf Schritt und Tritt Rousseausche Gedanken vorträgt, stellt Rousseau (und mit ihm Montesquieu) ein nicht minder ehrendes Zeugnis aus: „. . . . mon ami, mon maître, Rousseau, le plus grand homme qu'aurait produit le siècle, si Montesquieu n'eût pas existé . . . la réputation de Rousseau sera éternelle, et si elle pouvait encore augmenter; elle recevrait aujourd'hui un nouvel éclat, car c'est à lui surtout que nous devons l'heureuse révolution qui se prépare dans le gouvernement: si cet illustre philosophe revenait à la vie, il triompherait de voir comment ses leçons ont fructifié parmi nous“ [28]). Und gleichzeitig (September 1791) schreibt er an René Girardin: „Hé quoi! les cendres de l'apôtre de la vérité et de la liberté, du vengeur des mœurs, du défenseur de l'humanité, du restaurateur des droits sacrés des nations, reposeront-elles au milieu des cadavres contagieux des apôtres de l'imposture, des apologistes du despotisme, des corrupteurs de la vertu, des spoliateurs du pauvre, des oppresseurs du peuple?“ [29]) Wie Marat [30]) betont auch Saint-Just ausdrücklich den Einfluß, den die Philosophen auf die Anschauungsweise des Volkes ausgeübt haben. In seinem *Esprit de la Révolution et de la Constitution de France* (1791), der mit einem Montesquieuschen Zitat anhebt und in starker Abhängigkeit von dem *Esprit des lois* steht, schreibt er: „Il faut ajouter à cela que le génie de quelques philosophes de ce siècle avait remué le caractère public, et formé des gens de bien, ou des insensés également fatals à la tyrannie, qu'à force de mépriser les grands on commençait à rougir de l'esclavage; que le peuple ruiné d'impôts s'irritait contre des lois extravagantes, et que ce peuple fut heureusement enhardi par de faibles factions“ [31]). An anderer Stelle heißt es: „La France vient enfin de décerner une statue à J.-J. Rousseau. Ah! pourquoi ce grand homme est-il mort? . . . Comme la vertu est encore un prestige chez les mortels fiers et corrompus, que ce qui est bon y paraît beau, tout le monde s'enivra des droits de l'homme, et la philosophie

[28]) *Charlatans modernes* in: *Les pamphlets de Marat* éd. Vellay S. 283, 284.

[29]) *La correspondance de Marat,* éd. Vellay (Paris 1908) S. 217.

[30]) Gleich zu Beginn seiner *Offrande à la patrie* vom Februar 1789 (éd. Vellay S. 3) heißt es: „Grâces aux lumières de la Philosophie, le temps est passé, où l'homme abruti se croyait esclave“. Ferner: „Le moment était venu par les Français de secouer le joug cruel sous lequel ils gémissaient depuis tant de siècles. S'ils y ont réussi, ils doivent ce succès à un concours de circonstances uniques. S'ils connaissent leurs droits, ils doivent cet avantage à la philosophie, qui a fait tomber le bandeau de l'erreur que le despotisme avait ceint sur leurs fronts . . .“ *Appel à la nation* (1790) in: *Pamphlets de Marat,* éd. Vellay S. 123.

[31]) *Œuvres complètes de Saint-Just,* éd. Vellay I (Paris 1908), S. 253.

et l'orgueil ne trouvèrent pas moins de prosélites que les dieux immortels“ [32]).

Solche Urteile sind für Faguet nicht vorhanden. Er wandelt kühn andere Bahnen und geht mit einem nimmer ermüdenden Aufwand von Geist und Beredsamkeit all den vielverschlungenen Gedankengängen und Ideenkreisen der Philosophen nach, um vor uns das stolze Gebäude ihrer Theorien aufzutürmen. Zweifellos fördert und klärt er so unsere Kenntnis in manchen und gelegentlich recht wesentlichen Punkten, aber ein solches Verfahren ist nun einmal nicht der richtige Weg, um eine Frage wie die, ob die Revolution von der Aufklärung beeinflußt ist oder nicht, mit ja oder nein beantworten zu können. Zu einem gesicherten Ergebnis kann man nur dann gelangen, wenn man die Vorstellungen zu Grunde legt, welche sich die Franzosen gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Montesquieu, Voltaire, Rousseau und anderen gemacht hatten. Aber eine Behandlung des Problems von einem solchen historisch bedingten Standpunkt aus sagt Faguets Arbeitsweise nur wenig oder gar nicht zu. Die Eigenheit seiner Forschung ist durch die Formel der critique de talent zu eng begrenzt, als daß er einmal die innere Beziehung zu dieser Methode der Literaturbetrachtung zu Gunsten eines historischen Verfahrens zu lösen vermöchte [33]). Statt selbst historisch vorzugehen, begibt er sich in das Schlepptau der Historiker. Aber in Aulards Schule ist er schlecht beraten. Er vernimmt nur eine Glocke, und darum nur einen Ton, und so kommt ihm auch nicht recht zu Gehör, wie es in Wirklichkeit um die Cahiers steht, aus denen er mit Champion so weitgehende Folgerungen zieht.

Über die Cahiersfrage haben schon vier Jahre nach Champions Buch die Untersuchungen von A. Wahl ein beträchtlich anderes Licht verbreitet, wie denn überhaupt unsere Kenntnis von dem Ursprung der französischen Revolution durch die Forschungen dieses Gelehrten eine gründliche Umgestaltung und Vertiefung erfahren hat. In einem lehrreichen Artikel seiner *Studien zur Vorgeschichte der französischen Revolution* (1901) S. 1—68 und dann (1907) in seiner *Vorgeschichte der französischen Revolution* II. S. 377 ff. hat Wahl den Nachweis geführt, daß die Cahiers keine homogene Masse darstellen, daß vielmehr ihre Angaben nicht ohne weiteres als richtig hingenommen, sondern nur nach sorgfältiger Einzelkritik verwertet werden dürfen. Teils schlicht und wahrheits-

[32]) *Œuvres complètes de Saint-Just*, éd. Vellay I (Paris 1908). S. 341.

[33]) Dem lobrednerischen und wortreichen Buch von Maurice Duval, *Emile Faguet. Le critique. Le moraliste. Le sociologue* (Paris 1911) würde es nur genützt haben, wenn es sich diese Tatsache in ihrer ganzen Tragweite ernstlich vergegenwärtigt hätte.

getreu, teils aber auch phrasenhaft und rhetorisch, lassen sie eine reichliche und höchst verdächtige Benutzung von Modellen erkennen, die nachgewiesenermaßen von Advokaten und Schreibern verkauft und ebenfalls nachgewiesenermaßen von Bauern gekauft worden sind. Demnach haben wir in ihnen keine lautere geschichtliche Wahrheit, keine authentische Darstellung tatsächlicher Zustände zu erblicken, keinen Aufschrei der Nation, sondern einen von gewerbsmäßigen Schreiern verfaßten Aufruf, den die Nation allerdings nachher unterzeichnet hat.

III.

Mit diesem Ergebnis ist erst auf einer schmalen Stelle der breiten Front ein Schlag gegen Faguet geführt. Auch von anderer Seite läßt sich ihm leicht beikommen.

Faguet ist in seinen zahlreichen literarhistorischen Arbeiten nirgends wirklich ausführlich auf die Literatur zweiten oder dritten Ranges, welche das 18. Jahrhundert in Frankreich hervorgebracht hat, eingegangen. Er bewegt sich nur auf den Höhen der Literatur und steigt nicht gern in ihre Niederungen herab. In unserem Fall ist das ein verhängnisvoller Nachteil, eine schwere methodische Unterlassung. Die französische Revolution ist — mag Aulard in seiner blinden Bewunderung republikanischen Revolutionsheldentums denken, was er will — nicht das Werk großer Männer, sondern mittelmäßiger Geister, sie ist das Werk der öffentlichen Meinung, „jener unheimlichen Macht, die keine Ziele hat als ihr eigenes Ansehen und keine Zwecke, die sie dauernd verfolge; die kein anderes Ideal hat als die Phrase, kein Kampfmittel als Geschwätz, die die Sklavin jedes Nichtigen ist, aber eine grausame Herrin vieles Großen; die außer dem tönenden Wort nur einem nachgeht, dem Erfolg; die nichts lernt und sich weise dünkt; die keine Verantwortung trägt und doch herrschen will“ (Wahl, *Vorgeschichte der französischen Revolution* I, S. 112). Die Stimmung der öffentlichen Meinung zu kennen, ist darum notwendiger als je, und sie läßt sich nur aus den Schriften ablesen, die aus dem Volk und für das Volk verfaßt worden sind.

Die meisten dieser Schriften schlummern noch unbenutzt in der Pariser Nationalbibliothek, nur die Schrift des Abbé Sieyès *Qu'est-ce que le tiers état?* pflegt gekannt oder genannt zu werden [34]). Sie spinnt indessen vielfach nur Gedanken weiter, die Sieyès schon in einer früheren Schrift, dem *Essai sur les privilèges* (1788) angeschlagen hatte. Sieyès ist der geschworene Feind aller Privilegien, die nur eine unberechtigte

[34]) Herausgegeben von Chapuys-Montlaville (Paris 1839) und E. Champion, *Société de l'histoire de la révolution française* (Paris 1888).

Bevorzugung einiger weniger und eine Benachteiligung der Gesamtheit sind. In seiner ganzen Argumentation knüpft er deutlich an Rousseau und die Philosophen an: „Le peuple croit presque de bonne foi qu'il n'a droit qu'à ce qui lui est permis par des lois expresses. Il semble ignorer que la liberté est antérieure à toute société, à tout législateur; que les hommes ne se sont réunis que pour mettre leurs droits à couvert des entreprises des méchants, et pour se livrer, à l'abri de cette sécurité, à un développement plus étendu, plus énergique et plus fécond en jouissances de leurs facultés morales et physiques. Le législateur est établi, non pour accorder, mais pour protéger nos droits. S'il borne notre liberté, ce ne peut être que pour les actes qui seraient nuisibles à la société, et, par conséquent, la liberté civile s'étend à tout ce que la loi ne défend pas“ [35]).

Neben Sieyès sind noch viele andere zu erwähnen [36]). Da sind die Traktate von Lemercier de la Rivière, *Les vœux d'un François ou Considérations sur les principaux objets dont le Roi et la Nation vont s'occuper* (1788) [37]) und *Essais sur les maximes et loix fondamentales de la monarchie françoise* (1789) [38]). Ihr Verfasser ist an sich ein Vertreter der königlichen Autorität, aber er sucht in bezeichnender Weise seine altmodisch gewordenen Ansichten, bei denen eher der theokratische Bossuet als der liberale Fénelon Pate gestanden zu haben scheint, mit Betrachtungen über die natürlichen Rechte das Bürgers zu würzen. Nicht viel anders verfährt der Abbé de Lubersac, der in seinem *Le citoyen conciliateur, contenant des idées sommaires politiques et morales sur le gouvernement monarchique de la France* (1788) [39]) einer gemäßigten Monarchie das Wort redet und die alten, den Staat stützenden Privilegien von Adel und Geistlichkeit mit den neuen Gedanken der Menschenrechte in Einklang zu bringen sucht. Ähnlich argumentiert die *Monarchie parfaite ou l'accord de l'autorité d'un monarque avec la liberté de la nation qu'il gouverne* (1789) [40]). Die Verfasser dieser und anderer Schriften bemühen sich, den Ton ihrer Darlegungen auf weitere Kreise berechnend, in ehrlichem Bestreben, die modernen Forderungen der Zeit mit den althergebrachten Anschauungen zu verquicken. Nicht alle machen es sich so bequem, wie die anonyme Schrift *Le disciple de Montesquieu à Messieurs les députés aux Etats Géné-*

[35]) éd. Champion S. 2.

[36]) Vgl. auch Wahl, *Vorgeschichte der französischen Révolution* II S. 290 ff. und Aulard, *Histoire politique*. S. 1 ff.

[37]) Nationalbibliothek Lb 39/743.

[38]) „ Lb 39/1294.

[39]) „ Lb 39/718.

[40]) „ Lb 39/1296.

raux (1789)[41]), die, um die Adelsprivilegien zu verteidigen, es für zweckmäßig hält, kurzer Hand ihre ganze Weisheit aus Montesquieu zu holen und dessen Argumente in teilweise noch recht mißverstandener Weise auszuschreiben. Der Ruf nach Reform klingt in allen Schriften jener Tage wieder. An revolutionären oder radikalen Forderungen übertrifft Marat wohl alle seine Zeitgenossen. In seiner *Offrande à la patrie* vom Februar 1789 und in seinem *Supplément de l'offrande à la patrie* vom April 1789[42]) wühlt er das tiefste Elend auf, ruft das Volk zur Freiheit wach und geht den königlichen Rechten hart zu Leibe. „J'y exposai", so schreibt er selbst in seinem *Appel à la nation* (1790), „non la réforme de petits abus de l'administration, mais la refonte entière du Gouvernement; j'y traçai les lois indispensables au triomphe de la liberté, sans laquelle la régénération de l'Empire ne serait qu'une chimère" [43]). Nur wenige andere Schriften gehen so weit wie diese oder wie die *Théorie des Etats Généraux ou la France régénérée*[44]) oder die *Doléances du pauvre peuple adressées aux Etats Généraux*[45]), die auch für die Besitzlosen das Wahlrecht verlangen, oder wie die Schrift des Dufourny de Villiers, *Cahiers du Quatrième Ordre*, die den Unbemittelten den Zusammenschluß zu einem vierten Stand und eine energische Vertretung ihrer Rechte und Ansprüche anrät[46]). Darin, daß Person und Eigentum geschützt werden müssen, sind sich alle einig. Wie sich aber das Verhältnis zwischen dem Rechtsschutz, der für Person und Eigentum des einzelnen gefordert wird, und den Rechten der Gesamtheit und ihrer Organe oder den altüberlieferten Privilegien der bevorrechteten Stände gestalten soll, wieviel Rechte dem König vorzubehalten oder anderen abzutreten sind, in solchen und anderen Fragen kommen die meisten Theoretiker nicht über tastende Versuche, grobe Invektiven oder fromme Wünsche hinaus. Wenn man heute all diese gutgemeinten Auseinander-

[41]) Nationalbibliothek Lb [39]/1384.

[42]) Jetzt abgedruckt von Charles Vellay, *Les pamphlets de Marat* (Paris 1911) S. 1—35 und S. 37—70. Die Entstehungsgeschichte der ersteren Schrift hat Marat selbst erzählt: „Gémissant depuis longtemps sur les malheurs de ma patrie, j'étais au lit de la mort, lorsqu'un ami, le seul que j'avais voulu pour témoin de mes derniers moments, m'instruisit de la convocation des Etats-Généraux: cette nouvelle fit sur moi une vive sensation, j'éprouvai une crise salutaire, mon courage se ranima, et le premier usage que j'en fis fut de donner à mes concitoyens un témoignage de mon dévouement, — je composai l''Offrande à la Patrie'." (*La correspondance de Marat*, éd. Vellay. Paris 1908. S. 142.)

[43]) *Appel à la nation* in: *Les pamphlets de Marat*, éd. Vellay S. 125.

[44]) Nationalbibliothek Lb [39]/1300.

[45]) „ Lb [39]/1584.

[46]) Über die *France libre* von Camille Desmoulins vgl. Aulard, *Histoire politique* S. 50, 51.

setzungen mit ihren offenen oder verhüllten Entlehnungen aus Montesquieu und Rousseau und ihren Berufungen auf die verschiedensten Autoritäten liest, so kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, daß sich jene Publizisten in ein aussichtsloses Ringen mit einem durch Jahrzehnte angesammelten gewaltigen theoretischen Stoff eingelassen hatten, in dem ihnen nur zu rasch ihr kurzer Atem ausgehen und der Boden unter den Füßen schwinden mußte. Auch in die Erörterungen der eigentlich brennenden Frage der Zeit, in die Erörterungen über die ständischen Rechte werden Betrachtungen über die Freiheit des Staatsbürgers hineingeflochten. Brissot de Warville, *Plan de conduite pour les députés du peuple aux Etats Généraux de 1789* (erschienen im April 1789) hält die Festsetzung der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz geradezu für die unerläßliche Vorbedingung einer gedeihlichen Arbeit der Stände, von denen er mit seiner Zeit die Heilung der bestehenden abus erhofft. Auch Servan, *Idées sur le mandat des députés aux Etats Généraux* (1789)[47]) denkt nicht viel anders. In der ganzen Art der Formulierung und Behandlung der Probleme ist das Vorbild der philosophischen Literatur nicht zu verkennen. Bald ist es mehr Rousseau, dessen Theorien man sich anschließt, sei es auch nur um sie zu dürftigen Betrachtungen über Menschenrechte und Gesellschaftsordnung zu verwässern, wie es in dem *Cri de la nation ou les doléances de vingt-trois millions de François* (1789)[48]) geschieht; bald ist es mehr Montesquieu, dessen Lehren sich die Publizisten aneignen und gelegentlich auch zu überbieten oder zu widerlegen suchen. Das ist der Fall bei Mounier, *Nouvelles observations sur les Etats Généraux de la France* (1789)[49]), Guiraudet, *Qu'est-ce que la Nation et qu'est-ce que la France?* (1789) und teilweise auch bei Sieyès, der in seiner bekannten Schrift[50]) gegen den Kultus der englischen Verfassung polemisiert. Der ganze Ton der Erörterungen ist auf die Öffentlichkeit berechnet. Und das darf nicht wundernehmen. Denn die Flugschriften sind das wirksamste Mittel, das jener Zeit zur Verbreitung ihrer Ideen überhaupt zur Verfügung stand. Man erinnere sich nur daran, wie die Zeitungen vor der Revolution noch in kläglichen Anfängen steckten, wie wenig die gelesensten von ihnen, der Mercure de France und die um vier Jahrzehnte ältere Gazette Renaudots höheren Ansprüchen zu genügen vermochten. „Wer vor der Revolution eine wichtige Tagesfrage besprechen, wer zum Volke reden wollte, mußte seine Zuflucht zu einer Bro-

[47]) Nationalbibliothek Lb [39]/1455.
[48]) „ Lb [39]/1585.
[49]) „ Lb [39]/1180.
[50]) éd. Champion (Paris 1888) S. 59 ff.

schüre nehmen, die weniger Schwierigkeit bei ihrer Verbreitung fand. Tausende solcher kleinen Schriften wurden damals gedruckt, welche alle möglichen Fragen behandelten und fast immer begierige Leser fanden.“ [51])

IV.

Es soll nicht der Zweck dieser Ausführungen sein, ein Kapitel politischer Ideengeschichte vorzutragen: es kann sich hier allein darum handeln, als Ergebnis festzustellen, daß die theoretische oder, wie die Zeit sagte, die philosophische Beschäftigung mit den Fragen des politischen, sozialen und religiösen Lebens am Vorabend der Revolution ein Gemeingut weiter Kreise des französischen Volkes geworden war. Dabei kann es gleichgültig sein, ob die in jenen Tagen banger und großer Erwartungen ausgesprochenen Ideen sich wirklich mit den Theorien decken, welche die führenden Literaten des 18. Jahrhunderts vertreten hatten. „Les idées s'altèrent en se propageant“ [52]). Das Verfahren, das Faguet und andere einschlagen, den Theorien der Aufklärungsphilosophen die Äußerungen oder gar die Handlungen der Revolutionsmänner, Conventsbeschlüsse oder was es sonst sein mag, gegenüberzustellen und auf Grund der so unschwer zu ermittelnden „Widersprüche“ auf die Nichtexistenz eines Abhängigkeitsverhältnisses zu schließen, ist methodisch verkehrt. Nicht das, was wir heute von den Philosophen des 18. Jahrhunderts wissen und denken, sondern das, was die Menschen vor anderthalb Jahrhunderten gedacht haben, ist das Entscheidende. Legt man aber diesen Maßstab an, so erscheint die ganze Frage in wesentlich anderem Licht.

Weitere Momente treten hinzu. Auch das sind Momente, die immer nur historisch gefunden und im Zusammenhang mit den Anschauungen und Gedankenkreisen der Zeit gewertet sein wollen. Nicht alles, was die Philosophen geschrieben haben, darf man bei den Revolutionsmännern wiederzufinden hoffen. Dafür erheben sich Robespierre, Saint-Just, Mirabeau, Babeuf, Danton, Marat und wie sie alle heißen mögen, zu wenig über das Durchschnittsmaß der Masse. Sie sind keine literarischen Berufstheoretiker und Systematiker, keine Schriftsteller vom Schlage derer, die Jahr aus Jahr ein bei Lecène-Oudin, Armand Colin, Grasset, Sansot et Cie, Per-Lamm, Hachette oder der Société française d'imprimerie et de librairie ein Buch erscheinen lassen. Sie handeln eben nur wie andere ihrer Zeitgenossen und greifen aus dem reichen, kaum noch zu überblickenden Schatz theoretischer Weisheit, den die Philosophie in jahrelanger emsiger Arbeit angehäuft hat,

[51]) F. Lotheissen, *Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789—1794* (Wien 1872) S. 79.

[52]) Brunetière, *Etudes sur le XVIIIe siècle* (1911) S. 212.

heraus, was ihnen für ihre Zwecke zusagt. Es kann nicht scharf genug darauf hingewiesen werden, daß sich schon Jahre und Jahrzehnte vor dem Ausbruch der Revolution in Frankreich die Gedanken und Forderungen der Philosophen in dem Bewußtsein weiter Kreise zu einem Vorstellungsschatz verdichtet hatten, der ein Gemeingut des Volkes geworden war und in seiner Eigenart die Anschauungs- und Denkweise der Revolutionsmänner wesentlich beeinflußt hat. Denn sie alle stehen unter dem Druck der öffentlichen Meinung, über die sie krampfhaft zu herrschen streben, unter deren Laune sie sich aber immer und immer wieder beugen müssen.

Der Einfluß der Philosophen erstreckt sich viel weiter als bloß auf die Boudoirs, wie v. Nordenflycht, *Die französische Revolution von 1789* (Berlin 1887) S. 77 ff., die „neuere Forschung der Franzosen" resümierend, uns Deutschen weismachen will. Nordenflychts eigene Argumentation S. 85 ff. nimmt schon viel von jener These zurück. Bereits Jahre zuvor hatte sich F. Lotheißen in seinen Ausführungen über *Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789—1794* (Wien 1872) in anderem Sinne ausgesprochen und das ganze Problem in die treffende Formulierung gekleidet: „Nicht das Schwert, nicht die hirnlose Verschwendung der Großen, nicht die Finanznot haben, wie man öfters glaubt, in Frankreich zur Umwälzung geführt: denn ähnlich schlimme Verhältnisse haben schon in anderen Staaten geherrcht, ohne solche Folgen herbeizuführen; es war vielmehr die Macht der Ideen, die auf die Länge der Zeit unwiderstehlich ist. Mag der tiefsinnige Denker lange unbeachtet bleiben, mag die unwissende Menge die Ergebnisse seines Forschens verachten, die Zukunft gehört ihm zu eigen, und die einmal gefundene Wahrheit geht nicht mehr verloren. Langsam aber sicher keimt die Saat der Ideen, und keine Gewalt der Erde vermag ihren Einfluß zu brechen, sobald ihre Zeit gekommen ist. Sie sind und bleiben die wahren Herrscher der Welt" (S. 3)[53]. Ein Jahr nach Lotheißen hat dann Aubertin den Einfluß der Philosophie auf die öffentliche Meinung des vorrevolutionären Frankreich zum Gegenstand zusammenhängender lehrreicher Ausführungen gemacht[54]. Und fast jede neu erschienene Arbeit über die Geistesbewegung des 18. Jahrhunderts in Frankreich hat ihren Beitrag in gleichem Sinne geliefert. Erinnert sei hier nur an Léon Fontaines Buch, *Le théâtre et la philosophie au XVIIIe siècle* (Versailles-Paris 1879), das noch deutlicher als die spätere Studie von G. Desnoiresterres, *La comédie satirique au XVIIIe siècle* (Paris 1885) den Einschlag der aufklärerischen Gedanken in derjenigen Literaturgattung nachweist, die am

[53]) Vgl. auch S. 241, 242.

[54]) *L'Esprit public au XVIIIe siècle (1715—1789).* Paris 1873.

unmittelbarsten auf die breite Öffentlichkeit einwirkt, auf das Theater, und an Alfred Espinas, der in seinem Buch *La philosophie sociale du XVIIIe siècle et la révolution* (Paris 1898) den engen Zusammenhang zwischen der Sozialphilosophie des 18. Jahrhunderts und der Revolution dartut. Auch die neueren Ausführungen von M. Roustan, *Les philosophes et la société française au XVIIIe siècle* (Lyon 1906)[55]) bewegen sich in der gleichen Richtung und zeigen, wie stark die Philosophen auf alle Teile des Volkes, auf den Adel, auf die Beamtenwelt, auf die Finanzkreise, auf die Salons, auf den Bürgerstand wie auf die niederen Klassen eingewirkt haben. Aber auch nach Roustan bleibt immer noch schärfer herauszuarbeiten, in welch nahen, im Laufe der Zeit sich immer enger gestaltenden Beziehungen die Philosophen zu dem Leben und den Menschen ihrer Tage gestanden haben, welchen Einfluß die Dinge und Personen der Umwelt auf ihr Denken ausgeübt, wie sie vor allem ihren Gedanken und Forderungen und oftmals auch ihren Schlagwörtern bei ihrer Zeit Eingang verschafft haben. Die Beziehung zum Leben in allen seinen Formen, die Richtung auf die Umgestaltung und Umbildung aller Bedingungen menschlichen Daseins im Sinne der Vernunft ist das große gemeinsame Ziel, auf das die Philosophen, nah oder fern, ihre Theorien einstellen. Die Herrschaft über die öffentliche Meinung, die sie zu wecken suchen, um sie ihren Zwecken dienstbar zu machen, ist das große gemeinsame Mittel, dessen sie sich zur Erreichung dieses Zieles bedienen. Die Entwicklung verläuft nicht durchweg in aufsteigender Linie. An der Schwelle des Jahrhunderts steht so manche bedeutende Leistung, hinter der spätere zurückbleiben. Es ist deshalb auch bedenklich, die ganze Bewegung in eine Periode der Vorbereitung und in eine solche der eigentlichen Blüte zerlegen zu wollen. Diejenigen, die der Zeit nach zu den „Vorläufern" zählen, wie etwa Bayle, sind mit ihren Gedanken dem recht oberflächlichen und unselbständigen Voltaire weit vorausgeeilt. Wenn trotzdem Voltaires Werk höher bewertet wird als das Bayles, so läßt sich die Berechtigung dazu allein aus dem größeren Einfluß herleiten, den Voltaire auf seine Zeit ausgeübt hat. Nimmt man aber den Maßstab seines Urteils aus diesem Gesichtspunkt her, so wird man unschwer erkennen, welch ein gewaltiges Stück Arbeit in der Leistung der philosophischen Literatur beschlossen liegt, welche Fülle großer Erfolge von ihr erzielt worden ist. Wie ein immer mächtiger und geräuschvoller dahinfließender Strom zieht die Literatur an dem Auge des Beobachters vorüber, der ihrer Entwicklung nachgeht von den ersten Äußerungen

[55]) Vgl. dazu besonders Brunetière, *Revue des Deux-Mondes* vom 1. Dezember 1906, S. 604 ff. und *Etudes sur le XVIIIe siècle*, S. 189—234.

des philosophischen Geistes, der tastend und zaghaft die Köpfe zu erobern sucht, bis zu seiner Ausgestaltung zu einer alle anderen literarischen Regungen überflutenden, breit und machtvoll dahinströmenden Bewegung.

V.

Zu diesem Bild soll hier nur ein kleiner ergänzender Beitrag geliefert werden, indem auf das Beispiel der Mme Roland verwiesen sei [56].

Mme Roland ist eine Durchschnittserscheinung, wie sie das vorrevolutionäre Frankreich in so vielen anderen Exemplaren bietet. Ihr Biograph C. A. Dauban hat ihr Dasein und ihre Persönlichkeit ganz richtig gekennzeichnet: „Une jeunesse humble, consacrée au travail et à l'étude, des relations avec des personnages vulgaires, les joies douces et tranquilles de la vie de famille; d'aventures, aucune; encore moins de passions; un honnête tere-à-terre. On a dit de madame Roland: c'est une bourgeoise; ses sentiments, ses préjugés, ses travers sont d'une bourgeoise. Rien de plus vrai“ (*Étude sur Madame Roland et son temps.* Paris 1864. S. XII). Sie hat ein offenes Auge für alles, was sich in der Hauptstadt ereignet [57], sie verfolgt mit Interesse die Vorgänge im politischen Leben, die Entscheidungen der Minister wie die Unruhen und Wirren in Paris [58] oder der Provinz [59], den Zusammentritt des Pariser Parlaments [60], seine Widerspenstigkeit gegen den Willen des Königs [61]. Sie schreibt den Satz: „Les parlements sont comme de vieilles ruines que l'on vénère encore, mais ils ne sont plus une barrière à l'autorité royale“ [62]. Ihr Interesse für das Stück Geschichte, das sie miterlebt, wird sichtlich getragen von einem aus der Zeitliteratur geschöpften „philosophischen“ Interesse für die Fragen des politischen Lebens

56) Ich folge damit einer Anregung von Gustave Lanson, *Revue d'histoire littéraire* 1903, S. 353 und beabsichtige, einen der — wie Aulard, *Histoire politique*, S. 31 sagt — „obscurs canaux“ bloßzulegen, durch den der esprit du siècle bis tief hinab in die bürgerlichen Kreise gedrungen ist.

57) *Lettres de Madame Roland aux demoiselles Cannet*, publ. par C. A. Dauban I (Paris 1867) S. 216. 217 (Brief vom 16. November 1774), II. S. 280 (31. März 1778) und 283 (17. April 1778).

58) I. S. 263 (3. Mai 1775).

59) I. S. 265 (17. Mai 1775).

60) I. S. 221 (13. Dezember 1774).

61) I. S. 224 (14. Dezember 1774).

62) I. S. 218 (16. November 1774). Vgl. auch die folgende Stelle: „La dissolution de la cour dans les dernières années du règne de Louis XV; — ce mépris pour les mœurs qui gagnoit toutes les classes, ces excès qui faisoient le sujet de toutes les conversations particulières, m'inspiroient de l'indignation et de l'étonnement. Ne voyant point encore les germes d'une révolution, je me demandois comment les choses pouvoient subsister dans cet état.“ *Mémoires,* éd. Dauban (Paris 1864), S. 93.

überhaupt. Sie stellt Reflexionen an über Erziehung und Gesetz an sich und in ihrem Einfluß auf den Menschen [63]), über die Einwirkung des Klimas [64]), über die Natur des Menschen und seinen Geselligkeitstrieb, sie streift die Grundbedingungen der menschlichen Lebensgemeinschaft [65]), sie prüft sich selbst auf ihre Liebe zu Vaterland und Menschheit [66]), setzt die Pflichten des einzelnen gegen sich und die Gesellschaft auseinander [67]) und ergeht sich über die Vorzüge und Nachteile der englischen Verfassung [68]) wie über das Wesen der besten Staatsform [69]). In der Stille ihres spießbürgerlichen Elternhauses dort am Pont-Neuf hat sie sich so etwas wie eine eigene Philosophie zurechtgemacht. Sie grübelt über die Probleme der Religion und des Wissens nach [70]), fühlt auch ihre Brust erzittern von dem Kampf zwischen Glaube und Zweifel [71]) und diskutiert noch über andere Fragen allgemeinen Inhalts, wie sie die Zeit aufzuwerfen liebte [72]). Und auch darin ist sie typisch für ihre Zeit, daß sie Fühlung mit schöngeistigen Kreisen sucht und sich in geistreicher Unterhaltung in mondänen Salons bewegt [73]). Auf Schritt und Tritt lassen ihre Denkwürdigkeiten und Briefe erkennen, wie sich der Drang nach Abrundung ihres Wissensschatzes in ihr regt [74]), wie sie mit unermüdlichem Eifer liest, was sie nur auftreiben kann, Homer [75]), Plato [76]), Virgil [77]), Plutarch [78]), Augustin [79]), Montaigne, den sie besonders oft und genau zitiert [80]), De Thou [81]), Corneille, Racine, Molière [82]), Des-

[63]) I. S. 222 (13. Dezember 1774).
[64]) II. S. 259 (21. März 1778).
[65]) I. S. 170, 171 (22. Februar 1774) und S. 225 (20. Dezember 1774). Vgl. damit z. B. Montesquieus *Esprit des lois* I. 2.
[66]) I. S. 178 (9. Mai 1774): „Ma patrie m'est quelque chose . . .“ etc.
[67]) I. S. 192 (24. Juli 1774) und S. 195 (1. August 1774): „Ma passion, ou ma chimère actuelle (s'il faut l'appeler ainsi), a pour objet l'utilité générale. La vocation de l'homme, ce me semble, est la sociabilité: son premier devoir est d'être utile. A mesure que mes idées s'étendent, mon sentiment se généralise. A mes yeux la première et la plus belle vertu réside dans l'amour du bien public . . .“ „Nous naissons avec le principe de la connoissance et le germe de l'instruction: mais la communication . . .“
[68]) II. S. 6 ff. (5. Januar 1777).
[69]) I. S. 272 (17. Mai 1775): „Une législation parfaite, qui fasse aboutir les intérêts particuliers au bien général, n'est probablement pas le partage des humains. Le meilleur gouvernement est le moins mauvais et le plus convenable au génie du peuple pour lequel il est établi . . .“ etc.
[70]) I. S. 96 (Mai 1772).
[71]) II. S. 101 (18. Mai 1777): „Le système de ma religion m'a paru petit et révoltant: quand on m'écraseroit de preuves . . .“ etc.
[72]) I. S. 271 (17. Mai 1775) und II. S. 154 (19. August 1777).
[73]) I. S. 56 ff. (14. März 1772), S. 66 (28. März 1772), S. 327 (11. Januar 1776).
[74]) z. B. I. S. 342 (5. Februar 1776).
[75]) I. S. 392. [76]) II. S. 124. [77]) II. S. 225. [78]) *Mémoires* S. 133.
[79]) *Mémoires* S. 50. [80]) II. S. 175, 203, 279. [81]) I. S. 322.
[82]) I. S. 142, *Mémoires* S. 85.

cartes[83], Malebranche[84], Bossuet[85], Fénelon[86], Bayle[87], Saint-Pierre[88], Buffon[89], Voltaire[90], Montesquieu[91], Bernis[92], Mézeray[93], Pauw[94], der die *Recherches sur les Egyptiens et les Chinois* (1774) hatte erscheinen lassen, Maupertuis[95], den Abbé Bexon[96], den Verfasser einer mit dem ersten Bande steckengebliebenen *Histoire de Lorraine*, Condillac[97], Diderot, D'Alembert[98], Milton[99], Thomson[100], Richardson[101], Young[102], Tasso[103] und noch viele andere, wie sie selbst in den Briefen an ihre Pensionsfreundin, die zu solchen Erörterungen nach ihrem eigenen Geständnis[104] recht wenig geeignet sind, ihr Wissen auskramt und mehr als einmal fast in der Form kritischer Abhandlungen von sich gibt[105]. Ihr Abgott ist Rousseau; ihm schreibt sie und rückt ihm, als er nicht antwortet, bis in seine Wohnung nach, freilich ohne ihn zu treffen[106]; ihn beschwört sie unablässig in ihren Briefen herauf[107]; seine Gedanken macht sie zum Hauptgegenstand ihrer Erörterungen in ihren Briefen wie in ihren Privatgesprächen[108] und trägt selbst in die Beurteilung der Personen ihrer Umgebung den Maßstab Rousseauscher Eigenart hinein[109].

VI.

Das Ergebnis, das sich aus diesen Feststellungen ergibt, ist das zuletzt wieder von Roustan verkündete: „L'action de la philosophie sur le XVIIIe siècle tout entier a été réelle, décisive:

83) I. S. 68, 132, *Mémoires* S. 74. 84) *Mémoires* S. 74.
85) I. S. 102, 138, *Mémoires* S. 63. 86) *Mémoires* S. 16.
87) I. S. 322. 88) I. S. 421. 89) I. S. 168.
90) I. S. 142, 199; II. 29, 125 ff., 182, 347, *Mémoires* S. 63, 167.
91) I. S. 171. 92) I. S. 142. 93) I. S. 271, 274.
94) I. S. 423, vgl. auch I. S. 463. 95) I. S. 131, 428, 434, 492.
96) II. S. 237. 97) *Mémoires* S. 62, 63. 98) *Mémoires* S. 66.
99) I. S. 142. 100) II. S. 225. 101) II. S. 246.
102) I. S. 115, 133, 137. 103) *Mémoires* S. 16.

104) I. S. 140 (13. Juli 1773): „Des réflexions philosophiques, des observations sur mille choses, ne sont pas toujours admissibles dans une lettre: il faut du talent pour les y insérer, et ce talent me manque souvent."

105) I. S. 314 ff. (6. Dezember 1775), I. S. 359 ff. (21. März 1776), 411 ff. (21. Juli 1776), II. S. 64 ff. (15. März 1777), 116 ff. (21. Juni 1777), 125 ff. (1. Juli 1777), 178 ff. (19. September 1777), 199 ff. (30. Oktober 1777), 268 ff. (11. März 1778). Vgl. die Notiz I. S. 463. Auch mit dem Gedanken, einen roman philosophique zu schreiben, trägt sie sich eine zeitlang, vgl. Brief vom 14. Januar 1777 (II. S. 17).

106) I. S. 350 ff. (29. Februar 1776).

107) I. S. 89, 195 ff. II. S. 199 ff., 205 ff., 213 ff., 227 ff. etc., *Mémoires* S. 101, 132.

108) Über die letzteren vgl. z. B. I. S. 198 (Brief vom 8. August 1774) und S. 328 (11. Januar 1776). Auf eine Diskussion über Montesquieu spielt an ein Brief vom 18. Mai 1772 (I. S. 85).

109) Brief vom 15. März 1775 (I. S. 250 ff.). Persönlichkeiten, wie die hier gezeichnete, werden damals nicht selten gewesen sein. Vgl. auch Brief vom 11. Januar 1776 (I. S. 327).

les philosophes ont déterminé la Révolution française“ [110]). Und auch dann wird dieses Ergebnis nicht verschoben, wenn sich wirklich noch weiter herausstellen sollte, daß sich die Gedankenwelt der theoretisierenden Geister von der der großen Masse unterscheidet, daß sich Urbild und Abbild nicht decken.

Ist es denn überhaupt zu verwundern, wenn es im 18. Jahrhundert Leute gab, die die Theorien der Philosophen nur bruchstückweise aufgriffen und sich über den wahren Sinn und die wirklichen Ideenzusammenhänge täuschten und ihren Ansichten Deutungen unterlegten, die nicht immer den tatsächlichen Meinungen ihrer Urheber entsprachen? Erleben wir das Gleiche nicht noch jetzt? Gehen nicht auch heute noch die Ansichten der verschiedensten Forscher über die geschichtliche Herleitung der Aufklärungstheorien wie über deren inhaltliche Wertung weit auseinander?

Früher wie heute ist es besonders Rousseau, den man abweichend und oft in gegensätzlichem Sinne beurteilt. Kein Wunder. Rousseaus *Contrat Social* ist nun einmal keine einheitlich durchdachte Leistung und kann keinen allgemeingültigen, normativen Wert beanspruchen. In dem merkwürdigen Buch steckt unendlich vieles, was von Fall zu Fall gilt oder gelten soll. So erklären sich all die vielen Widersprüche, die man vergeblich wegzudisputieren sucht, so erklärt es sich, wie jeder von seinem besonderen Standpunkt Rousseau zitiert und ausschreibt, sich auf ihn beruft oder auf ihn schilt. Rousseau ist zwar kein Systematiker des Republikanertums und hat das republikanische Staatsideal auch bei weitem nicht in allem und jedem verherrlicht, aber er hat doch für die Republik in hohem Maße Stimmung gemacht, und das ist das Entscheidende. Die Franzosen lasen aus seinen Schriften heraus, was sie eben herauslesen wollten. Die innersten Geheimnisse und Zusammenhänge seines Werkes werden der öffentlichen Meinung sicherlich verschlossen geblieben sein, aber einzelne zündende und aufreizende Gedanken und Forderungen schlugen in die Tiefe der Volksseele durch, neues kräftiges Leben entfachend. Auf ihn, den Verächter jeder Kultur, haben sich alle berufen, die von der Zerstörung der bestehenden Zustände die Wiedergeburt des Staates erhofften. Und nicht weniger noch als das hat die von Rousseau in die Welt geworfene demokratische Idee gezündet, daß das Volk immer gut, der Adlige immer schlecht sei [111]).

[110]) *Les philosophes et la société française au XVIIIe siècle* (Lyon 1906) S. 425.

[111]) Sollte A. Espinas, *La philosophie sociale du XVIIIe siècle et la révolution*, Paris 1898, S. 168 wirklich allzu fehlgehen in seiner Annahme, daß etwas von Rousseaus leichtfertigen Ansichten über die Ehe und seiner unverhohlen zur Schau getragenen Vernachlässigung seiner Frau und Kinder in den Gesetzen zu spüren sei, welche die Legislative und der Convent über den Ehebruch gegeben haben?

Es ist das die Vorstellung, die nachmals Robespierre ausgesprochen hat. „C'est le peuple qui est bon, patient, généreux; notre Révolution, les crimes de ses ennemis l'attestent; mille traits récents et héroïques, qui ne sont chez lui que naturels, en déposent. Le peuple ne demande que tranquillité, justice, que le droit de vivre; les hommes puissants, les riches sont affamés de distinctions, de trésors, de voluptés. L'intérêt, le vœu du peuple est celui de la nature, de l'humanité; c'est l'intérêt général. L'intérêt, le vœu des riches et des hommes puissants est celui de l'ambition, de l'orgueil, de la cupidité, des fantaisies les plus extravagantes, des passions les plus funestes au bonheur de la société. Les abus qui l'ont désolée furent toujours leur ouvrage; ils furent toujours les fléaux du peuple ...“[112])

[112] *Arch. Parl.* XXI, S. 242. Vgl. auch *Arch. Parl.* XVI, S. 409, XX, S. 729 („Les titres imprescriptibles du peuple et de l'humanité sont plus sacrés, quoi qu'on puisse dire, que ceux des riches et des courtisans ...“), XXVI, S. 654: „Ce peuple, objet de nos travaux, soutien de la Révolution que vous calomniez en vain, et qui sera toujours juste, toujours patient, toujours vertueux et l'appui le plus ferme de sa liberté.“ „Je vous dirai que je compris dès lors cette grande vérité morale et politique annoncée par Jean-Jacques, que les hommes n'aiment jamais sincèrement que ceux qui les aiment, que le peuple seul est bon, juste, magnanime, et que la corruption et la tyrannie sont l'apanage exclusif de tous ceux qui le dédaignent“ (*Discours et rapports de Robespierre* éd. Vellay, Paris 1908, S. 163). „Heureusement la vertu est naturelle au peuple, en dépit des préjugés aristocratiques“ (éd Vellay, S. 330). „Posez d'abord cette maxime incontestable: que le peuple est bon, et que ses délégués sont corruptibles; que c'est dans la vertu et dans la souveraineté du peuple qu'il faut chercher un préservatif contre les vices et le despotisme du gouvernement“ (éd. Vellay S. 260). „Ah! cessez, cessez de profaner ce nom touchant et sacré du peuple, en le liant à l'idée de la corruption ... Etes-vous donc faits pour l'apprécier, et pour connaître les hommes, vous qui, depuis que votre raison s'est développée, ne les avez jugés que d'après les idées absurdes du despotisme et de l'orgueil féodal; vous qui, accoutumés au jargon bizarre qu'il a inventé, avez trouvé simple de dégrader la plus grande partie du genre humain par les mots de 'canaille', de 'populace'; vous qui avez révélé au monde qu'il existait des gens sans naissance, comme si tous les hommes qui vivent n'étaient pas nés; 'des gens de rien', qui étaient des hommes de mérite, et 'd'honnêtes gens', 'des gens comme il faut', qui étaient les plus vils et les plus corrompus de tous les hommes? Ah! sans doute, on peut vous permettre de ne pas rendre au peuple toute la justice qui lui est due. Pour moi, j'atteste tous ceux que l'instinct d'une âme noble et sensible a rapprochés de lui et rendus dignes de connaître et d'aimer l'égalité, qu'en général il n'y a rien d'aussi juste ni d'aussi bon que le peuple, toutes les fois qu'il n'est point irrité par l'excès de l'oppression ...“ (éd. Vellay, S. 96, 97). „Au milieu des inconvénients qui peuvent naitre, dans tous les systèmes, de ce qu'on appelle la corruption du siècle, il est une règle à laquelle il faut s'attacher: c'est que la moralité, qui a disparu dans la plupart des individus, ne se retrouve que dans la masse du peuple et dans l'intérêt général ...“ (*Arch. Parl.* XVI, S. 156). Auch *Arch. Parl.* XI, S. 666 redet er von den „sentiments généreux du peuple“. Ähnlich äußert sich Marat. „Défaisons-nous des préjugés de la vanité. L'étendue, la force, la puissance et la gloire de l'Empire peuvent flatter l'orgueil du Monarque, mais que font-elles au bonheur des Peuples: ils n'y ont aucun intérêt ... Ce qui les intéresse

Nicht anders als Rousseau ist es Montesquieu ergangen. Auch er hat, wenn wir hier von dem Erfolg seiner *Lettres Persanes* absehen, nicht durch das wirklich Reife, Große und Selbständige seines *Esprit des lois* auf seine Zeitgenossen gewirkt, sondern durch etwas, was er zudem in nicht einmal völlig zutreffender Gestalt anderen entnommen hat, durch seine Verfassungslehre. Den Franzosen jener Tage ist er der kenntnisreiche Theoretiker der englischen Konstitution, der Verherrlicher der Teilung der Gewalten im Staate, und zu allem Überfluß, in einer mit seiner wahren Gesinnung nicht zu vereinbarenden Deutung, der ruhmredige Verkünder des demokratischen und republikanischen Freiheitsgedankens. In dieser Aufmachung tritt er uns in den Denkwürdigkeiten und anderen Gesinnungsäußerungen der Zeit an mehr als einer Stelle entgegen.

Ein gleiches Schicksal hat Voltaire erlebt. Dem „Volk", auf das er mit der hochmütigen Verachtung eines reich und mächtig gewordenen Parvenus herabblickt, das er nur als willkommenes Werkzeug, Ansehen und Geld zu gewinnen, wertet, steht er in seinem innersten Wesen und in der ganzen Art seiner literarischen Betätigung viel näher als der durch und durch aristokratische und gelehrte Montesquieu. Voltaire ist eben ein rechter „bourgeois". So hat ihn neuerdings Paul Sakmann [113], offenbar einen Lansonschen Gedanken [114] zu Ende führend, trefflich geschildert. Im Grunde doch nur ein kaum mehr als mittelmäßiger Kopf, ein journalistisch begabter Literat, der sich auf allen erdenklichen Gebieten versucht hat, es aber auf keinem zu irgend einer wirklich selbständigen und hervorragenden Leistung gebracht hat, war er durch seine verblüffende Vielseitigkeit, seinen sprühenden Witz und seine glänzende Sprachkunst wie kein zweiter unter den schreibenden und reimenden Philosophen zur Rolle eines agent de transmission berufen. Seiner Begabung entsprach es weniger, große und selbständige Gedankenreihen zu entwickeln, als die landläufigen Forderungen des Tages aufzugreifen und in einer auf den Geschmack der breiten Öffentlichkeit berechneten, auf Effekt abgestimmten Form zu vulgarisieren. Die *Pucelle*, die Jahre hindurch sein gelesenstes Werk gewesen ist, verdankt diesen Erfolg zweifellos nur der dem Charakter der Zeit vortrefflich angepaßten Frivolität, mit der neben Religion und Sittlichkeit die Achtung vor der ge-

véritablement, c'est de jouir en paix de leur fortune ou du fruit de leurs travaux, c'est d'être gouvernés avec justice et modération. Le dirai-je? nos malheurs viennent uniquement de l'incapacité et des vices de ces hommes superbes, chargés d'assurer notre bonheur. Et qui peut en douter encore?" (*Supplément de l'offrande à la patrie.* April 1789. éd. Vellay S. 43).

[113]) *Voltaires Geistesart und Gedankenwelt* (Stuttgart 1910).

[114]) *Voltaire* (Les grands écrivains francais) (Paris 1906) S. 8.

schichtlichen Vergangenheit und der Würde der Monarchie in den Staub gezogen wird. Gerade weil Voltaire so ganz mit seiner Zeit ging, läßt sich sein Einfluß auf sie nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen. Auch die Streiflichter, die aus den Memoiren auf seine Beziehungen zu der Literaturbewegung seiner Tage fallen, sind zu verschwommen, um im einzelnen eine Sicherheit der Beobachtung zu gestatten. Während sich Montesquieus und Rousseaus Spuren, dank dem stark Doktrinären, das ihren Ideenkreisen anhaftet, deutlich herausheben, tauchen die jeder scharfen systematischen Ausprägung entbehrenden Gedanken Voltaires rasch in den immer höher gehenden Wogen der Ideenbewegung des 18. Jahrhunderts unter. Aber gerade indem Voltaire, sich überall geräuschvoll vordrängend, über alles und jedes, über Wichtiges und Unwichtiges, über Edles und Häßliches, gleichermaßen das fast unerschöpfliche Inventar seiner Gedanken auskramt und den Forderungen des Tages die Weihe seines Geistes zu geben versteht, hat auch er in seiner Art nachhaltig eingewirkt und der Bewegung der Gemüter mächtigen Vorschub geleistet. Es kann keinem ernstlichen Zweifel mehr unterliegen, welche Antwort auf Lansons Frage zu geben ist: „Croyez-vous que cette affaire Calas aurait eu sa force révolutionnaire et aurait pu aboutir à une réforme de la législature, si ce fait judiciaire n'était pas devenu un fait littéraire, à travers la personnalité puissante de Voltaire?“ [115])

Die Menschen des 18. Jahrhunderts waren anders wie die des 17. Hatten sich die letzteren unter dem Druck des Despotismus des Interesses für das öffentliche Leben, für politische, soziale und religiöse Fragen, deren Erörterung in den Tagen der Reformation vielversprechend eingesetzt hatte, entwöhnt, so entfalten ihre Nachkommen im 18. Jahrhundert im Gegenteil gerade auf diesem Gebiet eine erhöhte Tätigkeit. Der immer merklichere Verfall der monarchischen Gewalt wirkt erlösend und ermutigend auf das Schrifttum. Der von gewaltsamem Druck befreite Geist schlägt jäh ins Extrem um und überstürzt sich in der Formulierung überspannter Glaubenssätze, die, dem landläufigen Ideenvorrat einverleibt und durch die Literatur in die weitesten Kreise getragen, rasch Gemeingut der öffentlichen Meinung werden. Da ist zunächst die einseitige Vorstellung, daß unhaltbare Zustände im Lande bestehen und diese sich wesentlich in einer Notlage des niederen Volkes kundgeben. Da ist weiter die nicht minder einseitige Anschauung, daß diese „abus“ nur im Zusammenhang mit einer Reform des Staates auf dem Wege der Gesetzgebung beseitigt werden können. Daß das Volk seine Rechte hat und sich

[115]) *Revue des cours et conférences* 16e année (26 décembre 1907) S. 292.

durch die Stände oder was es sonst sein mag, regieren darf, ist schon im 16. Jahrhundert zur Genüge bekannt, aber daß das Volk in Elend schmachtet, daß dieses Elend vernunftwidrig ist, schließlich nur im Interesse der herrschenden Klassen liegt und durch Reformen und Gesetze des Staates, und nur durch diese, gehoben werden kann, sind neue, konsequent durchgeführte Gedanken des 18. Jahrhunderts. An ihrer Klärung und Begründung haben selbständige wie unselbständige, bedeutende wie unbedeutende Philosophen gearbeitet. Um sie zu entwickeln, setzen sie mit ihren Erörterungen so niedrig wie nur möglich ein, wühlen das tiefste Volkselend auf und suchen ihrer Argumentation Würze und Weihe zu geben, indem sie ihre Betrachtungen immer und immer wieder auf die Formen des politischen Lebens einstellen. Ihre Tätigkeit verläuft in der doppelten Richtung, die durch die nach Gedankenfortschritt strebende und zugleich doch immer stark popularisierende Tendenz der Literatur bedingt ist. Sie alle, die sich mit gleicher Beharrlichkeit, aber nicht mit gleicher Berechtigung „philosophes“ nennen, suchen ihren Gedankenvorrat nicht nur aus anderen, zumeist englischen Quellen zu ergänzen und in theoretisierenden Zwecken zu rein gedanklicher Leistung zu verarbeiten, sondern auch ihnen eine den besonderen Zeitverhältnissen entsprechende Formulierung zu geben, sie zu weiten und zu verengen und so der Öffentlichkeit mundgerecht zu machen. Die Betonung des Volkselends und die Überzeugung von der Allmacht staatlicher Formen und der Heilkraft der Gesetze sind zwei Gedanken, die so stark in dem Mittelpunkt der ganzen Ideenbewegung stehen, daß man, wenn man ihrer Entstehung und Entwicklung bei den einzelnen Theoretikern nachgehen wollte, eine Geschichte der Denkart des 18. Jahrhunderst schreiben müßte. Haben wir doch hier zwei der eigenartigsten und folgenschwersten Gedanken vor uns, von deren Tragweite man sich erst dann wirklich Rechenschaft ablegen kann, wenn man bedenkt, daß die Vorstellung von dem Elend und der Rechtlosigkeit des Volkes die Vorstellung von dem unverdienten Wohlstand und der unverdienten politischen Bevorrechtung der privilegierten Stände impliziert, daß der Glaube an die Lebens- und Gestaltungskraft staatlicher Formen und gesetzlicher Regelungen dem ganzen Denken einen entscheidenden Impuls zu politischer Betätigung geben mußte.

Von diesen hier nur rasch angedeuteten Erwägungen aus scheint die Gedankenwelt der Revolutionsmänner nicht mehr im Widerspruch zu stehen mit dem, was die Aufklärung wollte. Nur daß wir in der Revolutionspublizistik in stärkstem Maße etwas verspüren, was der Literatur des schreibseligen Jahrhunderts gänzlich fehlte: den Pulsschlag der rücksichtslosen politischen Tat.

VII.

Von besonderem Reiz und für die uns beschäftigende Frage von besonderem Wert ist es, die Gedankenwelt der führenden Revolutionsmänner in Zusammenhang zu bringen mit den Ideenkreisen der Philosophen des 18. Jahrhunderts. Schon Hettner hat in dem letzten Kapitel seines Buches ausgeführt, wie Mirabeau und Sieyès, jeder in seiner Eigenart, der Beeinflussung durch die Aufklärungsphilosophie unterliegen. Seitdem sind wir durch F. Decrue in einer lehrreichen Studie noch eingehender über die nahen Beziehungen, die zwischen Mirabeaus politischen Anschauungen und denjenigen der Philosophen walten, unterrichtet worden [116]. Auch andere, wie namentlich Condorcet [117] und Babeuf [118], haben ihre Bearbeiter gefunden, während der charakteristischste und bedeutendste von allen, Robespierre, bisher leer ausgegangen zu sein scheint [119].

Auf den folgenden Seiten soll diese Lücke nur insoweit ausgefüllt werden, als dies für die Feststellung einer Abhängigkeit Robespierres von der Philosophie des 18. Jahrhunderts in Betracht kommen kann. Vielleicht, daß so das beste und idealste Stück Robespierrescher Theorie entwickelt wird. Freilich ist hier Vorsicht geboten. Einmal steht der genaue Text der Robespierreschen Reden nicht überall zuverlässig und einheitlich genug fest [120]; neben so vielen gehaltenen Reden mögen andere stehen, die nie gehalten worden sind [121]; sodann gilt von Robespierre ein Ähnliches wie von Hugo oder Gambetta und anderen seiner Landsleute, nämlich daß bei ihm das Wort leicht den Gedanken übertönt und bei allem Streben nach klarer, logisch aufgebauter Diktion [122] in seiner ganzen Art zu sprechen und zu schreiben ein Zug zu Hyperbel und

116) *Les idées politiques de Mirabeau. Revue historique* XXI (1883) S. 257—290; XXII, S. 41—65, 329—344; XXIII, S. 304—354.

117) Léon Cahen, *Condorcet et la révolution française.* Paris, thèse, 1904.

118) Alfred Espinas, *La philosophie sociale du XVIIIe siècle et la révolution.* Paris 1898 (behandelt im 2. Teil: *Babeuf et le Babouvisme*).

119) Die in der Bibliographie Lansons genannte Arbeit von Deyrues-Dumé, *Les doctrines politiques de Robespierre* 1907 ist mir nicht zugänglich geworden.

120) Ich habe hier, ehe ich mich für einen bestimmten Text entschied, umständlich vergleichen müssen. Im allgemeinen hat sich der Text der *Archives Parlementaires* als zuverlässiger erwiesen, als ich anfänglich annahm. Sonst habe ich besonders die Auswahl von Vellay *Discours et rapports de Robespierre* (Paris 1908) zitiert. Eine „kritische" Ausgabe abwarten zu wollen, halte auch ich mit A. Wahl, *Robespierre* (Tübingen 1910, S. 62 Anm.) für überflüssig. Der erste Band der *Œuvres complètes de Maximilien Robespierre*, publiées par Victor Barbier et Charles Vellay (Paris 1910) kann mich nicht sonderlich dazu ermutigen.

121) Wie die Rede, die in den *Archives parlementaires de 1787 à 1860*, 1re série, XXI (Paris 1885) S. 238 ff. abgedruckt ist. Vgl. auch Wahl, *Robespierre* (Tübingen 1910) S. 14.

122) Lotheissen, *Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789—1794* (Wien 1872) S. 73 urteilt zu einseitig: „Was er

Pathos steckt, der mehr als einmal über das Maß dessen, was man sonst bei Franzosen gewohnt ist, weit hinausgeht. Dazu tritt, daß sich Robespierre in Gedanke und Ausdruck auf bestimmte Formeln und Schlagwörter festlegt und mit ihnen wie mit richtunggebenden, unentbehrlichen Begriffen operiert. Sein ganzer Ideenkreis ist wie der anderer Revolutionsmänner [123]) in der Grundvorstellung verankert, daß die Gesamtheit der Franzosen in die beiden großen Kategorien der beherrschten, besitzlosen Tugendhaften, die er mit den Vaterlandsfreunden identifiziert, und der herrschenden, besitzenden Schlechten, der Vaterlandsfeinde zerfällt [124]), und darum seine Tätigkeit im Dienste des Vaterlandes zugleich dem Wohle der Menschheit zugute kommen müsse. Vor allem aber ist Robespierres Ideenwelt nichts ein für allemal Feststehendes, kein starres, unwandelbares Gedankengebilde, sondern ist im Laufe der Zeit durch eine tiefgreifende, ihre ganze Art und Richtung

(Robespierre) sagte, war klar und durchdacht; doch blieb er, besonders in der ersten Zeit seiner politischen Tätigkeit, stets nüchtern und frostig. Daß man ihm später mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, hatte weniger in seinem Talente, als in der Furcht vor ihm seinen Grund."

[123]) Hingewiesen sei hier auf Daubans Urteil über Marat: „Ce philanthrope féroce divisait l'humanité en deux parties: l'une déguenillée, qu'il appelait le peuple; l'autre en veste et en habit, dans laquelle pêle-mêle il rangeait les accapareurs, les riches, les traîtres, les boulangers, Brissotins, épiciers, Rolandistes," etc. etc. (*Etude sur Madame Roland et son temps.* Paris 1864. S. CLXXX). Vgl. auch Lotheissen, *Literatur und Gesellschaft in Frankreich* S. 40.

[124]) „Les amis de la patrie" (*Arch. Parl.* XXI. S. 243), „les ennemis de notre liberté" (*Arch. Parl.* XXI. S. 248), „les faux amis de la liberté" (*Arch. Parl.* XXI. S. 249), „les (meilleurs) amis de la liberté" (*Arch. Parl.* XI. S. 211), „les hommes en place" (*Arch. Parl.* XXVI. S. 692), „tous les bons citoyens" (*Arch. Parl.* XX. S. 37), „les ennemis de la Révolution" (*Arch. Parl.* XXVI. S. 653), „les ennemis de la liberté" (éd. Vellay S. 32. 170), „les plus dangereux ennemis de la patrie" (éd. Vellay S. 36), „. . . . qui voudra tenir les rênes du gouvernement? Qui? Les hommes vertueux, dignes d'aimer leur patrie. . . ." (éd. Vellay S. 40), „les intrigants de la cour et tous les ennemis du peuple" (éd. Vellay S. 147), „les amis de la raison et de la liberté" (éd. Vellay S. 172), „les bons citoyens" (éd. Vellay S. 175. 179), „les amis de la liberté" (éd. Vellay S. 179, 184, 190), „les patriotes" (éd. Vellay S. 182) etc. etc. Vgl. damit bei Marat: „les vrais citoyens" (*Correspondance*, éd. Vellay S. 107), „les ennemis de la patrie" (*Correspondance* S. 126, *Pamphlets*, éd. Vellay S. 31), „les vrais patriotes" (*Correspondance* S. 169), „les bons citoyens" (*Correspondance* S. 192, *Pamphlets* S. 205), „les cœurs honnêtes" (*Correspondance* S. 231), „les ennemis publics" (*Pamphlets* S. 127), „les ennemis de l'Etat" (*Pamphlets* S. 110), „les sangsues de l'Etat" (*Pamphlets* S. 75, 97), „les traitres à la Patrie" (*Pamphlets* S. 67), „les gens en place" (*Correspondance* S. 143), „les hommes superbes et vains qui se parent des dépouilles du peuple, les hypocrites qui l'égarent, les gens de loi qui lui vendent la justice, les intrigants qui cherchent à l'asservir, les fripons qui travaillent à l'affamer, les scélérats qui s'efforcent de la replonger dans l'abîme, et, pour tout dire, en un mot, les ennemis publics . . ." (*Pamphlets* S. 122) etc. Ebenso Saint-Just: „tous les méchants sont pour le roi" (*Œuvres*, éd. Vellay I. S. 397), „les mauvais citoyens" (II. S. 113), „les méchants" (II. S. 161), „les ennemis de la patrie" (II. S. 320), etc.

umstürzende Wandlung stark in ihr Gegenteil verkehrt worden. Aus dem Individualisten der ersten Revolutionsjahre, der das Recht des einzelnen im Widerstreit mit der Allgemeinheit gewahrt sehen will, ist der schroffste Vertreter des Staatsgedankens, aus dem zaghaften Royalisten der radikale Republikaner geworden. Der tiefe Bruch, der in Robespierres Entwicklung liegt, trägt nicht dazu bei, die Feststellung seiner aus der Philosophie des 18. Jahrhunderts übernommenen Gedanken zu erleichtern. Was ist wahre Gesinnung? Was ist Maske? Was ist Politik? Solche Fragen erheben sich auf Schritt und Tritt und mahnen zur Beschränkung. Aber soviel läßt sich mit Sicherheit feststellen, daß Montesquieus Einfluß auf Robespierre nicht zu verkennen ist. Bei ihm hat er die Kunst gelernt, die Betrachtung und Wertung des Einzelnen in den Zusammenhang des Ganzen zu rücken und seine Ausführungen an leitende Gedanken, an „principes“ zu knüpfen. Es ist dieselbe Methode, nach der auch der Abbé Sieyès arbeitet[125]), nur ist sie bei Robespierre viel konsequenter und extremer durchgeführt. Nach dieser Methode pflegt er alles und jedes, Wichtiges wie Unwichtiges, zu behandeln, die Frage der Geschworenengerichte, die Frage der Organisation der Nationalgarde[126]), die Constitution du clergé[127]), die Frage der Einverleibung von Avignon[128]) und was es sonst noch sein mag.

Mit der wesentlichen Eigenheit seiner Methode übernimmt Robespierre von Montesquieu zugleich eine ganze Reihe von

[125]) *Qu'est-ce que le Tiers Etat?* (éd. Champion S. 44: „Il faut remonter aux principes“. S. 65: „Il en faut toujours revenir aux principes simples, comme plus puissants que tous les efforts du génie“ und auch sonst noch mehrfach ähnlich.

[126]) In seiner Rede vom 4. Januar 1791 (*Arch. Parl.* XXII. S. 10 ff.) sagt er gleich im Anfang: „Pour décider cette question, remontons aux premiers principes de toute procédure criminelle.“ Ähnlich in seiner Rede vom 20. Januar 1791 (*Arch. Parl.* XXII. S. 348), 21. Januar 1791 (*Arch. Parl.* XXII. S. 361, 362), 1. Februar 1791 (*Arch. Parl.* XXII. S. 660, 661. Hier schließt er mit der bezeichnenden Wendung: „je demande, pour l'honneur de nos principes, que cette proposition soit rejetée sur-le-champ“), 2. Februar 1791 (*Arch. Parl.* XXII. S. 718), 5. Februar 1791 (*Arch. Parl.* XXII. S. 760 ff. (Entwurf seiner) Rede vom 5. Dezember 1790 (*Arch. Parl.* XXI. S. 238). Rede vom 28. Januar 1791 (*Arch. Parl.* XXII. S. 540, 541): „il faut considérer ce système dans son ensemble. Il faudra examiner, avec la plus grande attention, s'il est conforme aux principes de l'organisation ...“ Das ist der einzige Gesichtspunkt, den er in wenigen Worten in die Debatte wirft! Ähnlich *Arch. Parl.* IX. S. 381 (7. Oktober 1789). Am 15. April 1793 spricht er den Grundsatz aus: „ . . . „le moyen de marcher vite, c'est de poser d'abord les principes, dont il ne reste plus ensuite qu'à tirer les conséquences“ (*Arch. Parl.* LXII. S. 123).

[127]) *Arch. Parl.* XVI. S. 3 ff. (31. Mai 1790) und S. 156 (9. Juni 1790).

[128]) *Arch. Parl.* XX. S. 525: „Ce n'est pas sur l'étendue du territoire avignonnais que se mesure l'importance de cette affaire, mais sur la hauteur des principes qui garantissent les droits des hommes et des nations. La cause d'Avignon est celle de l'univers: elle est celle de la liberté“. . . . Zu beachten ist, wie schwülstig er wird, wenn es sich um seine „principes“ handelt. Ferner *Arch. Parl.* XX. S. 525 ff. (18. November 1790).

Gedanken, die er in manchen Fällen in einer der Montesquieuschen Formulierung verdächtig nahekommenden Weise ausspricht. An Montesquieu, oder wenigstens in erster Linie an ihn, erinnert die Betonung der Eigentümlichkeiten des Volks- und Landescharakters als Quelle für die Vorteile oder Nachteile staatlicher Einrichtungen: „les avantages et les vices d'une institution dépendent presque toujours de leurs rapports avec les autres parties de la législation, avec les usages, les mœurs d'un pays, et une foule d'autres circonstances locales et particulières" (Rede vom 5. Februar 1791, éd. Vellay S. 3).

Von Montesquieu entlehnt Robespierre die Theorie von der Teilung der Gewalten [129]) und die Bewunderung der englischen Verfassung und Freiheit [130]), und dem tut es keinen Eintrag, wenn er diese Bewunderung bei gegebener Gelegenheit einschränkt [131]). *Esprit des lois* XI, 6 spricht Montesquieu den Gedanken aus, daß das Volk in seiner Gesamtheit den wahren Inhaber der souveränen Gewalt darstelle und das jedem einzelnen freien Menschen von der Natur gegebene Selbstbestimmungsrecht auch für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt ist; freilich stößt die Ausübung dieses Rechts auf Schwierigkeiten; ihre Überwindung kann nur in der Weise erfolgen, daß das Volk die ihm als Gesamtheit zustehenden Befugnisse in die Hände einer zu diesem Zweck erwählten Vertreterschaft legt. Auch diesen Gedankengang hat sich Robespierre zu eigen gemacht und in seiner Programmrede vom 21. September 1789 (*Arch. Parl.* IX. S. 79) entwickelt. Neben der gewiß nicht mehr zufälligen inhaltlichen Übereinstimmung lassen sich auch textliche Anklänge feststellen.

Montesquieu, *Esprit des lois* XI, 6:

„Comme dans un Etat libre tout homme qui est censé avoir une âme libre doit être gouverné par lui-même, il faudrait que le peuple en corps eût la puissance législative; mais comme cela est impossible dans les grands Etats, et est sujet à beaucoup d'inconvénients dans les petits, il faut que le peuple fasse par ses représentants tout ce qu'il ne peut faire par lui-même."

Robespierre, *Arch. Parl.* IX. S. 79:

„Comme une grande nation ne peut exercer encore la puissance législative et qu'une petite ne le doit peut-être pas, elle en confie l'exercice à des représentants, dépositaires de son pouvoir. Mais alors il est évident que la volonté de ces représentants doit être regardée et respectée comme la volonté de la nation; qu'elle doit en avoir nécessairement l'autorité sacrée et supérieure à toute volonté particulière, puisque sans cela la nation qui n'a pas d'autre moyen de faire des lois serait en effet dépouillée de sa puissance législative et de sa souveraineté."

[129]) „Que le pouvoir soit divisé: il vaut mieux multiplier les fonctionnaires publics que de confier à quelques-uns une autorité trop redoutable. Que la législation et l'exécution soient séparées soigneusement" (éd. Vellay S. 262. Rede vom 10. Mai 1793).

[130]) éd. Vellay S. 11, 12 (Rede vom 5. Februar 1791).

[131]) éd. Vellay S. 92 (Rede vom 11. August 1791) und S. 261 (Rede vom 10. Mai 1793).

Ähnliche Übereinstimmungen finden sich auch sonst. Montesquieu schreibt *Esprit des lois* II. 2: „Le peuple qui a la souveraine puissance doit faire par lui-même tout ce qu'il peut bien faire; et ce qu'il ne peut pas bien faire, il faut qu'il le fasse par ses ministres.“ Dem entspricht der Satz Robespierres: „La démocratie est un état où le peuple souverain, guidé par des lois qui sont son ouvrage, fait par lui-même tout ce qu'il peut bien faire, et par des délégués tout ce qu'il ne peut faire lui-même“ [132]).

An anderer Stelle heißt es im *Esprit des lois* III. 3: „Du principe de la démocratie. Il ne faut pas beaucoup de probité pour qu'un gouvernement monarchique ou un gouvernement despotique se maintiennent ou se soutiennent. La force des lois dans l'un, le bras du prince toujours levé dans l'autre, règlent ou contiennent tout. Mais dans un Etat populaire, il faut un ressort de plus, qui est la vertu.“ Montesquieu führt hier und in den folgenden Kapiteln weiter aus, was er in dem „Avertissement“ seines *Esprit des lois* ausgesprochen: „ . . . la vertu dans la république est l'amour de la patrie, c'est-à-dire l'amour de l'égalité. Ce n'est point une vertu morale ni une vertu chrétienne, c'est la vertu politique; et celle-ci est le ressort qui fait mouvoir le gouvernement républicain, comme l'honneur est le ressort qui fait mouvoir la monarchie. J'ai donc appelé vertu politique l'amour de la patrie et de l'égalité.“ Robespierre drückt denselben Gedanken aus in den Worten: „Quel est le principe fondamental du gouvernement démocratique ou populaire, c'est-à-dire le ressort essentiel qui le soutient et qui le fait mouvoir? C'est la vertu . . .“ [133]) „Non seulement la vertu est l'âme de la démocratie; mais elle ne peut exister que dans ce gouvernement. Dans la monarchie, je ne connais qu'un individu qui peut aimer la patrie, et qui, pour cela, n'a pas même besoin de vertu: c'est le monarque. La raison en est que de tous les habitants de ses Etats, le monarque est le seul qui ait une patrie . . . Il n'est que la démocratie où l'Etat est véritablement la patrie de tous les individus qui le composent, et peut compter autant de défenseurs intéressés à sa cause qu'il renferme de citoyens . . . Puisque l'âme de la République est la vertu, l'égalité . . .“ [134]) „Si le ressort du gouvernement populaire dans la paix est la vertu, le ressort du gouvernement populaire en révolution est à la fois la vertu et la terreur: la vertu, sans laquelle la terreur est funeste; la terreur, sans laquelle la vertu est impuissante. La terreur

[132]) éd. Vellay S. 327 (Rede vom 5. Februar 1794). Vgl. ferner *Arch. Parl.* XVI. S. 156: „C'est au peuple, c'est à lui, qui nomme les autres officiers publics, c'est à lui, en qui réside la souveraineté, qu'appartient le droit de choisir les ministres du culte et surtout les évêques . . .“ (9. Juni 1790).

[133]) éd. Vellay S. 327 (5. Februar 1794).

[134]) éd. Vellay S. 328 (5. Februar 1794).

n'est autre chose que la justice prompte, sévère, inflexible; elle est donc une émanation de la vertu; elle est moins un principe particulier qu'une conséquence du principe général de la démocratie appliqué aux plus pressants besoins de la patrie“ [135]. „Que conclure de tout ce que je viens de dire? Que l'immoralité est la base du despotisme, comme la vertu est l'essence de la République“ [136]).

Noch in einem weiteren Fall entspricht der inhaltlichen Übereinstimmung eine textliche Konkordanz. *Esprit des lois* XI. 3 lesen wir: „Il est vrai que dans les démocraties le peuple paraît faire ce qu'il veut; mais la liberté politique ne consiste point à faire ce que l'on veut . . . Il faut se mettre dans l'esprit ce que c'est que l'indépendance, et ce que c'est que la liberté. La liberté est le droit de faire tout ce que les lois permettent . . .“ Robespierre gibt folgende Fassungen: „Le citoyen a le droit de faire tout ce que les lois civiles et politiques ne défendent pas“ [137]). „La liberté consiste à obéir aux lois qu'on s'est données, et la servitude à être contraint de se soumettre à une volonté étrangère“ [138]). „La liberté est le pouvoir qui appartient à l'homme d'exercer, à son gré, toutes ses facultés. Elle a la justice pour règle, les droits d'autrui pour bornes, la nature pour principe, et la loi pour sauvegarde“ [139]).

Muß es schon nach diesen — lange nicht erschöpften — Feststellungen schwerfallen, an einer Beeinflussung Robespierres durch Montesquieu zu zweifeln, so kann die noch innigere Gedankengemeinschaft mit Rousseau, „qui seul doit être la règle de tout gouvernement“,[140]) uns vollends keinen Zweifel mehr darüber lassen, wo sich Robespierre seine politische Weisheit geholt hat [141]).

Beide, Rousseau und Robespierre, hatten sich auch im Leben gesehen. Eine Fülle stolzer Erinnerungen lag für Robespierre in den Worten, die er in seiner begeisterten *Dédicace*

[135]) éd. Vellay S. 332 (5. Februar 1794).

[136]) éd. Vellay S. 354 (7. Mai 1794).

[137]) *Le Défenseur de la Constitution* (Paris 1792) Nr. 2, S. 68.

[138]) *Arch. Parl.* XI. S. 320 = éd. Vellay S. 91.

[139]) éd. Vellay S. 250 (Rede vom 24. April 1793). Vgl. ferner: „Fuyez la manie ancienne des gouvernements de vouloir trop gouverner; laissez aux individus, laissez aux familles le droit de faire ce qui ne nuit point à autrui; laissez aux communes le pouvoir de régler elles-mêmes leurs propres affaires, en tout ce qui ne tient point essentiellement à l'administration générale de la république. En un mot, rendez à la liberté individuelle tout ce qui n'appartient pas naturellement à l'autorité publique, et vous aurez laissé d'autant moins de prise à l'ambition et à l'arbitraire“ (éd. Vellay S. 263, 264. 10. Mai 1793).

[140]) Robespierre, *Arch. Parl.* LXII. S. 122 (15. April 1793).

[141]) Auch außerhalb der rein politischen Gedankenkreise, aus denen Robespierre allerdings nur selten heraustritt, können wir ihn auf Rousseaus

aux mânes de J. J. Rousseau dem Genfer Philosophen gewidmet hat: „Je t'ai vu dans tes derniers jours, et ce souvenir est pour moi une source d'une joie orgueilleuse, j'ai contemplé tes traits augustes, j'y ai vu l'empreinte des noirs chagrins, auxquels t'avaient condamné les injustices des hommes. Dès lors, j'ai compris toutes les peines d'une noble vie qui se dévoue au culte de la vérité; elles ne m'ont pas effrayé. La confiance d'avoir voulu le bien de ses semblables est le salaire de l'homme vertueux; vient ensuite la reconnaissance des peuples, qui environne sa mémoire des honneurs que lui ont donnés ses contemporains. Comme toi, je voudrais acheter ces biens au prix d'une vie laborieuse, au prix même d'un trépas prématuré ... Je veux suivre ta trace vénérée, dussé-je ne laisser qu'un nom dont les siècles à venir ne s'informeront pas; heureux, si, dans la périlleuse carrière qu'une révolution inouïe vient d'ouvrir devant nous, je reste constamment fidèle aux inspirations que j'ai puisées dans tes écrits" (*Oeuvres*, éd. Laponneraye II, S. 475). Auch sonst sind die Zeugnisse aus Robespierres Mund über die Dankesschuld, zu der er sich den Denkern seines Jahrhunderts gegenüber verpflichtet weiß, zahlreich und aufrichtig genug, um für die Beurteilung des Verhältnisses zwischen Aufklärung und Revolution ins Gewicht zu fallen, und nicht weniger häufig ist die Berufung auf Rousseau oder die Philosophen, durch die er seinen Darlegungen Nachdruck zu verleihen sucht. Zu beachten ist dabei besonders, wie stark er den Akzent darauf legt, das Werk der Revolution als die praktische Durchführung der Gedankenarbeit der Philosophen gewertet zu sehen.[142])

Spuren ertappen. So in dem folgenden Satz: „... il semble du moins qu'échappé au tourbillon des affaires, on respire dans une atmosphère plus paisible et plus pure, et que l'on porte sur les hommes et sur les choses un jugement plus certain, à peu près comme celui qui fuit le tumulte des cités, pour s'élever sur le sommet des montagnes, sent le calme de la nature pénétrer dans son âme, et ses idées s'agrandir avec l'horizon" (*Le Défenseur de la Constitution*. Prospectus. April 1792. Vellay S. 176). Im Vorbeigehen sei ein Anklang an einen bekannten Satz von Beaumarchais bei Sieyès, *Essai sur les privilèges* (1788) angemerkt: „Quant aux privilèges, il leur a suffi de naître" (éd. Champion. Paris 1888. S. 18).

[142]) In seiner Rede vom 21. September 1789 bezeichnet Robespierre die französische Verfassung als „le chef d'œuvre des lumières de ce siècle" (*Arch. Parl.* IX. S. 79) und charakterisiert bei späterer Gelegenheit (Rede vom 14. Dezember 1790. *Arch. Parl.* XXI, S. 466) die französische Revolution als eine solche „qui ne s'est faite dans le gouvernement que parce qu'elle était préparée dans les esprits." Ferner: „Les hommes illustres, dont le génie a préparé cette glorieuse révolution, sont enfin placés, par nous, au rang des bienfaiteurs de l'humanité ... L'homme de génie qui révèle de grandes vérités à ses semblables est celui qui a devancé l'opinion de son siècle: la nouveauté hardie de ses conceptions effarouche toujours leur faiblesse et leur ignorance: toujours les préjugés se ligueront avec l'envie, pour le peindre sous des traits odieux ou ridicules. C'est pour cela précisément que le partage des grands hommes fut constamment l'ingratitude de leurs con-

Es ist schade, daß uns von Robespierres Publikationen vor der Revolution nur wenig erhalten oder zugänglich ist im Vergleich zu dem, was wir etwa von Mirabeau besitzen. Die von Victor Barbier und Charles Vellay unternommene

temporains, et les hommages tardifs de la postérité, c'est pour cela que la superstition jeta Galilée dans les fers et bannit Descartes de sa patrie. Quel sera donc le sort de ceux qui, inspirés par le génie de la liberté, viendront parler des droits et de la dignité de l'homme à des peuples qui les ignorent? Ils alarment presque également et les tyrans qu'ils démasquent, et les esclaves qu'ils veulent éclairer. Avec quelle facilité les premiers n'abuseraient-ils pas de cette disposition des esprits, pour les persécuter au nom des lois! Rappelez-vous pourquoi, pour qui s'ouvraient, parmi vous, les cachots du despotisme; contre qui était dirigé le glaive même des tribunaux. La persécution épargna-t-elle l'éloquent et vertueux philosophe de Genève? Il est mort; une grande révolution laissait, pour quelques moments du moins, respirer la vérité, vous lui avez décerné une statue; vous avez honoré et secouru sa veuve au nom de la patrie; je ne conclurai pas même de ces hommages que, vivant et placé sur le théâtre où son génie devait l'appeler, il n'essuyât pas au moins le reproche si banal d'homme morose et exagéré" (éd. Vellay S. 28, 29. — 11. Mai 1791) „Je pourrais observer que la Révolution a rapetissé bien des grands hommes de l'ancien régime; que, si les académiciens et les géomètres que M. Brissot nous propose pour modèles, ont combattu et ridiculisé les prêtres, ils n'en ont pas moins courtisé les grands et adoré les rois, dont ils ont tiré un assez bon parti; et qui ne sait avec quel acharnement ils ont persécuté la vertu et le génie de la Liberté dans la personne de ce Jean-Jacques dont j'aperçois ici l'image sacrée, de ce vrai philosophe qui seul, à mon avis, entre tous les hommes célèbres de ce temps-là, mérita ces honneurs publics prostitués depuis par l'intrigue à des charlatans politiques et à de méprisables héros" (éd. Vellay S. 164, 165. — 27. April 1792). „Parmi ceux qui, du temps dont je parle, se signalèrent dans la carrière des lettres et de la philosophie, un homme, par l'élévation de son âme et par la grandeur de son caractère, se montra digne du ministère de précepteur du genre humain. Il attaqua la tyrannie avec franchise; il parla avec enthousiasme de la divinité; son éloquence mâle et probe peignit en traits de flamme les charmes de la vertu; elle défendit ces dogmes consolateurs que la raison donne pour appui au cœur humain; la pureté de sa doctrine, puisée dans la nature et dans la haine profonde du vice, autant que son mépris invincible pour les sophistes intrigants qui usurpaient le nom de philosophes, lui attira la haine et la persécution de ses rivaux et de ses faux amis . . ." (éd. Vellay S. 365. — 7. Mai 1794). „Lisez ce que Rousseau a écrit du gouvernement représentatif, et vous jugerez si le peuple peut dormir impunément" (éd. Vellay S. 134. — 2. Januar 1792). „Quel scrupule enchaîne encore votre zèle? Je n'en trouve le motif, ni dans les principes des amis de l'humanité, ni dans ceux des philosophes, ni dans ceux des hommes d'Etat, ni même dans ceux des praticiens les plus subtils et les plus épineux . . ." (éd. Vellay S. 225. — 28. Dezember 1792.) „La gloire de la Convention nationale consiste à déployer un grand caractère et à immoler les préjugés serviles aux principes salutaires de la raison et de la philosophie . . ." (éd. Vellay S. 228. — 28. Dezember 1792.) „Les lois de la justice éternelle étaient appelées dédaigneusement les rêves des gens de bien; nous en avons fait d'imposantes réalités. La morale était dans les livres des philosophes; nous l'avons mise dans le gouvernement des nations" (éd. Vellay S. 305. — 5. Dezember 1793). „Nous voulons, en un mot, remplir les vœux de la nature, accomplir les destins de l'humanité, tenir les promesses de la philosophie, absoudre la providence du long règne du crime et de la tyrannie" (éd. Vellay S. 326. — 5. Febr. 1794). „Les peuples de l'Europe ont fait des progrès étonnants dans ce qu'on appelle les arts

Ausgabe seiner Oeuvres complètes, die bis jetzt noch nicht über den ersten Band (Paris 1910) hinausgediehen ist, umfaßt nur seine *œuvres judiciaires.* Aber auch schon diese genügen, um den Einfluß der Philosophen auf den jungen Advokaten von Arras erkennen zu lassen. Wiederholt beruft er sich, seine juristischen Darlegungen ganz im Sinne der Zeit „philosophisch" vertiefend, auf Montesquieu;[143]) andere Stellen[144]) lassen neben der Bekanntschaft mit Montesquieu auf eine solche mit Grotius, Baco, Leibniz und Condillac schließen. Ein anderes Mal[145]) entwickelt er mit solcher Deutlichkeit Rousseausche Gedanken, daß die Herausgeber es wahrlich nicht noch besonders nötig gehabt hätten, auf den *Contrat Social* als die Quelle der Robespierreschen Weisheit aufmerksam zu machen.

Das war am Vorabend der Revolution in den Jahren 1786 und 1787. Die Reden aus der Revolutionszeit selbst geben natürlich ein ungleich reichhaltigeres und wertvolleres Material an die Hand.

Die These, die Rousseau in den Eingangsworten seines *Contrat Social* I. 1 ausspricht: „L'homme est né libre, et partout il est dans les fers", ist auch die seinige. „L'homme est né pour le bonheur et pour la liberté, et partout il est esclave et malheureux".[146]) Auch für Rousseaus Gleichheitsideal trägt Robespierre seine Sympathie offen, ja fast aufdringlich zur Schau. „Nous voulons l'égalité des droits, parce que, sans elle, il n'est ni liberté ni bonheur social . .".[147])

et les sciences, et ils semblent dans l'ignorance des premières notions de la morale publique. Ils connaissent tout, excepté leurs droits et leurs devoirs. D'où vient ce mélange de génie et de stupidité? De ce que, pour chercher à se rendre habile dans les arts, il ne faut que suivre ses passions, tandis que, pour défendre ses droits et respecter ceux d'autrui, il faut les vaincre. Il en est une autre raison: c'est que les rois qui font le destin de la terre ne craignent ni les grands géomètres, ni les grands peintres, ni les grands poètes, et qu'ils redoutent les philosophes rigides et les défenseurs de l'humanité" (éd. Vellay S. 349. — 7. Mai 1794). „A quoi se réduit donc cette science mystérieuse de la politique et de la législation? A mettre dans les lois et dans l'administration les vérités morales reléguées dans les livres des philosophes . . ." (éd. Vellay S. 352).

[143]) S. 221, 421.

[144]) S. 337, 412, 413.

[145]) S. 463.

[146]) éd. Vellay S. 255 (Rede vom 10. Mai 1793). Vgl. auch in der Rede vom 7. Mai 1794: „La nature nous dit que l'homme est né pour la liberté, et l'expérience des siècles nous montre l'homme esclave" (éd. Vellay S. 348).

[147]) *Défenseur de la Constitution* (Paris 1792) nr. 1. Vgl. ferner in seiner Rede vom 9. Juni 1790 die Stelle, wo er von der „égalité des droits politiques, qui est la base de la Constitution" spricht (*Arch. Parl.* XVI, S. 156) sowie die Stelle seiner Rede vom 16. Juni 1790: „Le législateur doit travailler à diminuer le nombre des malheureux, et pour cela il ne suffit pas de remettre des trésors entre les mains de quelques-uns, et de les charger de les répandre. Non, les législateurs ne soumettront pas la vie des hommes, le bonheur du peuple, au caprice et à l'arbitraire de

„Il ne faut point violer l'égalité ni concentrer les dignités dans la classe la plus riche de la nation . . . tout citoyen français [doit être] admissible à tous les emplois sans autre distinction que celle des vertus et des talents . . .". [148]) „Tous les hommes sont égaux aux yeux de la raison et de la justice. Il ne faut point altérer cette vérité éternelle". [149]) Im Namen der Gleichheit fordert er, über Rousseau hinausgehend, mit einer in allen Wandlungen der Zeit gleichbleibenden Beharrlichkeit das allgemeine Wahlrecht und lehnt sich im Namen der Gleichheit gegen jedes Standesvorrecht auf. „Tous les hommes nés et domiciliés en France sont membres de la société politique, qu'on appelle la nation française, c'est-à-dire citoyens français. Ils le sont par la nature des choses et par les premiers principes du droit des gens. Les droits attachés à ce titre ne dépendent ni de la fortune que chacun d'eux possède, ni de la quotité de l'impôt à laquelle il est soumis, parce que ce n'est point l'impôt qui nous fait citoyen; la qualité de citoyen oblige seulement à contribuer à la dépense commune de l'Etat, suivant ses facultés". [150]) „Voici, Messieurs, le moyen que je vous propose, c'est de déclarer que tous Français, c'est-à-dire tous les hommes nés en France, ont droit de jouir de la plénitude des droits de citoyens et sont éligibles tous également". [151]) „Je fais la motion que tout Français domicilié soit déclaré citoyen actif et éligible". [152]) „Je dis que tout homme, que tout citoyen français a une garantie suffisante de son aptitude à recevoir toutes les marques possibles de la confiance de ses concitoyens dans la qualité d'homme et de citoyen, je dis que tout homme qui n'a point commis un crime, qui n'est point un infâme, est non seulement présumé par le choix de ses concitoyens, mais par sa simple qualité d'homme et de citoyen, être digne de la confiance de ses concitoyens; je dis qu'il n'est pas vrai qu'il faille être riche pour tenir à sa patrie; je dis qu'il est pour les hommes des intérêts sacrés et touchants qui attachent à ses semblables et à la société, des intérêts absolument indépendants de la fortune et de tel ou tel degré de richesse ou de contributions; ces intérêts sont les intérêts primitifs de l'homme: c'est la liberté individuelle, ce sont les jouissances de l'âme, c'est l'intérêt

quelques hommes; c'est par les grandes vues de l'administration qu'ils peuvent secourir les malheureux: c'est en réformant les lois qui outragent l'humanité, c'est en faisant que des lois égales pour tous frappent également sur tous et protègent tous les bons citoyens sans distinction" (*Arch. Parl.* XVI, S. 237).

[148]) *Arch. Parl.* XXIX, S. 360 (11. August 1791).

[149]) *Arch. Parl.* LXII, S. 705 (19. April 1793).

[150]) *Arch. Parl.* XI, S. 321 = Vellay S. 91.

[151]) *Arch. Parl.* XXVI, S. 580 (28. Mai 1791).

[152]) ib. S. 582.

qu'on attache à la propriété la plus petite . . .". [153]) „Elle (d. h. die Verfassung) s'est dépouillée de l'odieuse distinction entre les citoyens passifs et les citoyens actifs, qui était une injure pour l'humanité . . .". [154]) „Non, citoyens, nous devons à la nation une Constitution fondée sur les droits imprescriptibles de l'homme, de l'homme à l'état de nature et de l'homme dans la société. C'est le seul moyen de donner un gage à la nation que nous respecterons véritablement sa liberté . . . une Constitution libre, fondée sur le bonheur de tous et sur celui de chaque individu, une Constitution basée sur les droits. Certes, c'est ce dernier mode de gouvernement, cette Constitution républicaine fondée sur les principes éternels de la raison et de l'humanité, que nous désirons tous ici; mais pour y arriver, il faut proclamer les droits éternels de l'homme . . .". [155])

Mit ähnlicher Bereitwilligkeit und Geschäftigkeit macht er sich zum Fürsprecher der von Rousseau verkündeten Rechte des Individuums und bricht geräuschvoll seine Lanze für die persönliche Sicherheit, [156]) die freie Meinungsäußerung [157]) sowie das Widerstandsrecht des Staatsbürgers. Ebenso macht er sich Rousseaus Ansichten von der Entstehung des Staates und dem Ursprung der Souveränität zu eigen. Demgemäß stellt er dem Naturzustand, in dem die Menschen ursprünglich gelebt, die „association civile" gegenüber [158]) (bei Rousseau I. 6: „association") und sieht die Form der Entstehung des Staates in dem „pacte par lequel chaque citoyen s'est soumis à la loi générale, lorsque la société entière qui, dans la pureté des maximes sociales, devrait exercer cette fonction, est obligée, parce qu'elle est trop nombreuse, de la déléguer à un très petit nombre d'hommes". [159]) Die erste Wirkung des Staates ist die, daß sich die Sonderrechte des einzelnen zu dem Rechte der Gesamtheit verdichten: „tout homme a, par sa nature, la faculté de se gouverner par sa volonté: les hommes réunis en corps politique, c'est-à-dire une nation, ont par conséquent le même droit". [160])

[153]) *Arch. Parl.* XXIX, S. 361 (11. August 1791).

[154]) *Arch. Parl.* LXII, S. 125 (15. April 1793).

[155]) *Arch. Parl.* LXII, S. 125.

[156]) *Arch. Parl.* XXVII, S. 747 (5. Juli 1791).

[157]) Vgl. seine Rede über die Preßfreiheit vom 11. Mai 1791 (éd. Vellay S. 22 ff.).

[158]) „Dès que la société a établi et déterminé l'autorité publique qui doit prononcer sur les différends des citoyens; dès qu'elle a créé les juges destinés à leur rendre en son nom la justice qu'ils avaient droit de se faire par eux-mêmes avant l'association civile . . ." *Arch. Parl.* XXI, S. 466 (14. Dezember 1790).

[159]) *Arch. Parl.* XXII, S. 718 (2. Februar 1791). Vgl. *Rousseau* I. 6, éd. Dreyfus-Brisac S. 31 und III. 18, ib. S. 179.

[160]) *Arch. Parl.* IX, S. 79 (21. September 1789).

Seine Vorstellung von dem Souveränitätsbegriff ist die des *Contrat Social.* Rousseau definiert den „souverain“ als „au-dessus du juge et de la loi“ (II. 5. éd. Dreyfus-Brisac S. 63), und ebenso Robespierre: „au-dessus des lois“.[161]) Den Souveränitätswillen nennt Robespierre eine „faculté de vouloir commune, composée des facultés de vouloir particulières“.[162]) Mit Rousseau ordnet er den Gesamtwillen der Nation jedem Einzelwillen über und tritt für die Unveräußerlichkeit des Souveränitätsrechtes ein: „Celui qui dit qu'un homme a le droit de s'opposer à la loi, dit que la volonté d'un seul est au-dessus de la volonté de tous. Il dit que la nation n'est rien et qu'un seul homme est tout . . .“.[163]) „Cette faculté de vouloir commune, composée des facultés de vouloir particulières, ou la puissance législative, est inaliénable, souveraine et indépendante dans la société entière, comme elle l'était dans chaque homme séparé de ses semblables“.[164]) „Vous le savez, l'autorité des princes n'est qu'une portion de la souveraineté du peuple mise en dépôt entre leurs mains; ils ne peuvent donc ni la vendre, ni l'aliéner en aucune manière. Le peuple même ne le peut pas, parce qu'il ne peut se dépouiller de ces droits, attachés à la nature de l'homme, que la société a pour but de protéger et de maintenir, et qu'elle ne peut jamais détruire“.[165]) „La souveraineté est une, indivisible, et appartient à la nation; aucune section du peuple ne peut s'en attribuer l'exercice. J'ajoute que la souveraineté est inaliénable . . . Les pouvoirs ne peuvent être ni aliénés, ni délégués . . .“.[166]) „La souveraineté réside également dans tous les citoyens qui forment l'association politique. Une partie d'entre eux ne peut en dépouiller l'autre: une partie ne peut retrancher l'autre de la société pour la soumettre à un pouvoir étranger“.[167]) Dem Satz Rousseaus II. 4 (éd. Dreyfus-Brisac S. 54. 55): „Comme la nature donne à chaque homme un pouvoir absolu sur tous ses membres, le pacte social donne au corps politique un pouvoir absolu sur tous les siens: et c'est ce même pouvoir

[161]) *Le Défenseur de la Constitution.* Paris 1792. nr. 4. S. 220.

[162]) *Arch. Parl.* IX. S. 79. Vgl. dazu *Contrat Social* I, 6 (éd. Dreyfus-Brisac S. 33): „ . . . cet acte d'association produit un corps moral et collectif composé d'autant de membres que l'assemblée a de voix, lequel reçoit de ce même acte son unité, son moi commun, sa vie et sa volonté.“

[163]) *Arch. Parl.* IX, S. 79 (21. September 1789). Vgl. ferner *Arch. Parl.* XX, S. 26.

[164]) *Arch. Parl.* IX, S. 79. Vgl. damit *Contrat Social* II, 1 (éd. Dreyfus-Brisac S. 47): „Je dis donc que la souveraineté, n'étant que l'exercice de la volonté générale, ne peut jamais s'aliéner . . .“ Freilich hat Rousseau, wie es seine Art ist, diesen Grundsatz bei gegebener Gelegenheit selbst durchbrochen, vgl. *Contrat Social* III, 1.

[165]) *Arch. Parl.* XX, S. 526 (18. November 1790).

[166]) *Arch. Parl.* XXIX, S. 326 (10. August 1791).

[167]) *Arch. Parl.* XX, S. 526 (18. November 1790).

„qui, dirigé par la volonté générale, porte . . . le nom de souveraineté“ entspricht der Satz Robespierres: „La souveraineté est le pouvoir qui appartient à la nation de régler ses destinées. La nation a sur elle-même tous les droits que chaque homme a sur sa personne et la volonté générale gouverne la société, comme la volonté particulière gouverne chaque individu isolé“.[168])

Es liegt, um noch ein Letztes zu erwähnen, ganz in der Richtung und im Sinne des Rousseauschen Souveränitätsbegriffes, wenn Robespierre die Folgerung aufstellt: „Il faut se rappeler que les gouvernements, quels qu'ils soient, sont établis par le peuple et pour le peuple, que tous ceux qui gouvernent, et par conséquent les rois eux-mêmes, ne sont que les mandataires et les délégués du peuple, que les fonctions de tous les pouvoirs politiques et par conséquent de la royauté sont des devoirs publics et non des devoirs personnels ni une propriété particulière . . .“.[169])

VIII.

Bedarf es noch weiterer Beweise, um die Einwirkung der Philosophie des 18. Jahrhunderts und besonders die Rousseaus auf Robespierres Ideenkreis darzutun? Eine Beeinflussung Robespierres in diesem Sinne lehnt nun selbst Aulard keineswegs völlig ab. Wie sollte es überhaupt auch möglich sein, einen Menschen ganz und gar seiner Zeit und ihren Einflüssen zu entrücken? Der Unterredung Robespierres mit Rousseau im Jahre 1778 schreibt er sogar einen für sein Geschick „vielleicht“ entscheidenden Einfluß zu[170]) und meint, den Einschlag Montesquieuscher Gedanken und Methode auf Robespierre allerdings gering anschlagend, daß bei ihm „fond et forme“ von Rousseau inspiriert sind,[171]) daß er „présentait des théories, non spécialement françaises, mais générales, universelles, d'après le Contrat Social, l'idéal législatif de Rousseau et de Mably“.[172])

Was will man mehr? Für Aulard, den Historiker, freilich ist die Frage damit noch nicht erledigt. Nicht die Gedanken, sondern die Handlungen, nicht die Theorie, sondern die Politik machen ihm den wahren Robespierre aus. Und zwischen beiden glaubt er einen Gegensatz zu erkennen, der den Einfluß Rousseaus und der Philosophie wieder in Frage stellt.

Der Literarhistoriker muß es sich versagen, Aulard in dieses neue Stadium, in das er und seine Schule die Frage des Verhältnisses zwischen Aufklärung und Revolution

[168]) *Lettres à ses commettants* II (1793) nr. 1.
[169]) *Arch. Parl.* IX, S. 80.
[170]) *Les Grands Orateurs de la Révolution.* Paris 1914. S. 218.
[171]) ib. S. 222.
[172]) ib. S. 223.

schieben, zu folgen und die Brücke zu dem Praktiker Robespierre schlagen zu helfen. Für den Literarhistoriker ist allein der Theoretiker Robespierre von Interesse. Wie heißt es doch gleich einmal bei Lanson? „L'historien ne se sert des œuvres littéraires que pour atteindre les faits. Notre but, à nous, est tout autre, puisque nous voulons atteindre les idées".[173]) Die Frage, inwieweit sich bei Robespierre Theorie und Praxis decken, wie sich bei ihm Gedanke und Tat vertragen oder bekämpfen, muß der geschichtlichen Forschung vorbehalten bleiben. Möglich ist, daß durch sie das Urteil, das Robespierres neuester Biograph, A. Wahl, sich dem Aulardschen Standpunkt nähernd, gefällt hat, Bestätigung findet: „auch bei Robespierre, ja gerade bei ihm, ist die Theorie, die 'Philosophie', nur zuweilen die Herrin, öfter ist sie die Magd der Politik, der Realpolitik, in der er die meisten seiner Rivalen weit übertrifft." [174]) Aber auch dieses Ergebnis würde, wenn es sich bei näherer Prüfung wirklich als stichhaltig erweisen sollte, nichts ändern an der den Literarhistoriker allein interessierenden Tatsache, daß zwischen Aufklärung und Revolution unlösbare Beziehungen walten, deren volle Entfaltung allein an der rauhen politischen Wirklichkeit eine Schranke gefunden hat.

Marburg i. H. KURT GLASER.

[173]) *Revue des cours et conférences.* 16e année, 1re série S. 289.
[174]) *Robespierre* (Tübingen 1910) S. 22.

Die Ansichten des jungen Renan über französische Literatur und Literaturkritik.

Die Ansichten des jungen Renan über Literatur und Literaturkritik sind vornehmlich zum Ausdruck gelangt in Anmerkungen, die er im Priesterseminar von Saint-Sulpice in den Jahren 1843—1844 zu einer Rhetorik von Le Clerc niedergeschrieben hat, in Notizen zu einer Ausgabe der Werke Corneilles und Racines aus der gleichen Zeit, sowie in zahlreichen kürzeren oder längeren Bemerkungen, die er seinen Tagebüchern, den 1845—1846 teils in Saint-Sulpice, teils nach dem Austritt aus dem Seminar geschriebenen *„Cahiers de jeunesse“* und den *„Nouveaux cahiers de jeunesse“* anvertraut hat[1]. Auch ein Exemplar der Poetik des Aristoteles hat Renan mit Anmerkungen versehen[2]. Über die Notizen zu Le Clercs *„Nouvelle rhétorique“*, zu Corneille und Racine berichtet der Aufsatz von J. Wogue: *„Les idées littéraires de Renan en 1843—44“*, enthalten in *„Revue politique et littéraire“* vom 16. und 23. Dezember 1905. Über die Anmerkungen zur Poetik des Aristoteles ist bisher nichts bekannt geworden. Die folgenden Ausführungen stützen sich besonders auf die Aufzeichnungen in den Tagebüchern.

Diese Aufzeichnungen sind nicht gerade von Bedeutung für die Geschichte der Literatur und Literaturkritik. Das Interesse, das sich an sie knüpft, ist vielmehr rein persönlicher und psychologischer Art. Sie tragen in hohem Grade mit dazu bei, das Verständnis des Renan'schen Geistes aus der Zeit seiner Entwicklung zur Jugendreife hin zu erschließen. Sie zeugen von dem großen Ernst und dem Bestreben seiner Gedankenarbeit, in beständigen Diskussionen über mannigfache Probleme der Literatur und Literaturwissenschaft zur Klarheit und zu einem festen Standpunkt zu gelangen. Mit ihrer Hilfe wird dem Betrachter das Bild eines jungen, temperamentvollen Renan offenbar, das statt der bekannten Formen

[1] Veröffentlicht wurden die *„Cahiers de jeunesse“* Paris 1906, die „Nouveaux cahiers de jeunesse“ Paris 1907.

[2] *N. c. de j.* s. 59 Anm.

des berühmten und alternden Mannes Züge aufweist, wie sie eben nur der feurigen Jugend eignen.

Der streng religiöse Unterricht, den Renan als Knabe in der Klosterschule seiner Heimatstadt Tréguier erhielt, war besonders darauf bedacht gewesen, den Schülern moralische Wahrheiten und Grundsätze zu vermitteln. Die Literatur wurde einseitig-dogmatisch gelehrt. Die Unterweisung beschränkte sich auf moralisierende und belehrende Werke der französischen Klassiker und Nachklassiker. Wie alles Weltliche überhaupt, so wurde auch das Zeitgenössische ängstlich von den jungen Gemütern ferngehalten. Die französische Poesie endete mit dem Gedichte von Louis Racine über die Religion, allenfalls mit dem abbé Delille. „Le nom de Lamartine n'était prononcé qu'avec ricanement, l'existence de Victor Hugo était inconnue [3])". Um so eifriger wurde die harmlose Mathematik betrieben. So eifrig, daß der junge Renan, der sich ihr mit größtem Interesse hingab, Tag und Nacht von ihr träumte.

Von ganz anderer Art war der Unterricht in dem Institut Saint-Nicolas du Chardonnet. Der äußerst gewandte Priester und Weltmann Dupanloup, dessen Leitung die Anstalt zur Zeit Renans einer glänzenden Entwicklung zuführte, verstand es, die Schüler anzuregen, zu begeistern, ihre Talente und Kräfte aus ihnen herauszulocken. Seine Schule war der Gegenwart nicht verschlossen. Renan lernte die Romantik, Lamartine, Victor Hugo kennen. Die *„Lettres de Saint-Pétersbourg"* wußte er auswendig, und von den modernen Geschichtschreibern machte besonders Michelet den stärksten Eindruck auf ihn.

Der Literaturunterricht erfolgte nach Gattungen. Nacheinander wurden im ersten Schuljahre behandelt die Fabel, die Allegorie, die Schäferpoesie und die kleineren Gattungen, Epigramm, Rondeau, Madrigal, Sonnet usw. Danach, nach Renans eigenen Angaben, die Lyrik, Satire, Versepistel, didaktische Poesie, Chronik, Legende und die erzählende Dichtung. Das Drama ist dann wohl im zweiten Jahre an der Reihe gewesen.

Im dritten Jahre rückte er in die Klasse der Rhetorik auf. Hier setzte sich die schon vorher geübte Gewohnheit der lateinischen und griechischen Übersetzungen, sowie der Anfertigung lateinischer Verse fort. Die griechischen Tragiker wurden studiert, und Renan genoß den Vorzug, mit seinem Lehrer Duchesne allein die Odyssee lesen zu dürfen. Mit größerer Vertiefung wurden jetzt „die bewundernswerten Persönlichkeiten" der französischen Klassiker studiert, Bossuet

[3]) *Souvenirs d'enfance et de jeunesse* s. 136.

und Bourdaloue u. a., und in größeren Aufsätzen, Vorträgen und Diskussionen behandelt. Die Diskussionen nahmen oft den Charakter literarischer Kämpfe an, in denen die gegenseitigen Konkurrenten sich mit unglaublicher Hartnäckigkeit den Rang streitig machten.

Bei dieser, im Sinne und nach dem Willen Dupanloups geleiteten Art des Unterrichts handelte es sich in erster Linie um die Kunst der Schönrednerei, um die Erzielung des eleganten, fließenden Ausdrucks der Rede, um ein Verfahren jedenfalls, dessen Nutzen für das Verständnis der Dichtungen durch den ihm anhaftenden Schaden, nämlich der Begünstigung des schillernden und oberflächlichen Redens über die Dinge sicherlich weit übertroffen wurde.

Aus Äußerungen Renans in Briefen an seine Mutter geht hervor, daß ihm dieser Betrieb der Literaturgeschichte zunächst viel Freude machte. Aber am Ende des Rhetorikjahres gesteht er ihr doch, daß er nicht wisse, ob er diese Klasse „pour laquelle je ne penche plus autant", erneuern solle. Er sei ganz unsicher und werde Dupanloups Meinung einholen [4]).

Die Leere, die dieser äußerlich glänzende, aber innerlich unfruchtbare Unterricht in Saint-Nicolas bei ihm hinterließ, kam ihm ganz zum Bewußtsein dann im Seminar von Saint-Sulpice, wo er sich mit Feuereifer zunächst in das philosophische Studium stürzte. Aus Briefen an seine Schwester geht hervor, mit welchem Schrecken er an die hinter ihm liegende Zeit der Deklamationen und Diskussionen der Rhetorik zurückdachte. Sie kamen ihm nun unphilosophisch und unwissenschaftlich vor. Er empfand ein starkes Gefühl innerer Befreiung, an die Stelle der Wissenschaft der Worte nunmehr die der Dinge setzen zu dürfen [5]).

In den vier Jahren, die Renan in Saint-Sulpice zubrachte, ist er durch schwere innere Kämpfe hindurch zu seiner intellektuellen und moralischen Selbständigkeit herangereift. Während er mit dem frommen Glauben seiner Kindheit rang, während

[4]) *Lettres du Séminaire,* Paris 1902 p. 159.

[5]) *Lettres intimes* (Paris 1896) p. 86, 96. — Auch in den Erinnerungen äußerte sich Renan später absprechend über die rhetorischen Übungen in Saint-Nicolas. Die rein rhetorischen Übungen hätten ihn aufs stärkste gelangweilt. Niemals habe er einen erträglichen Vortrag halten können. Gelegentlich einer Preisverteilung hätten die Schüler die verschiedenen Reden, die auf dem Konzil von Clermont gehalten werden konnten, verfassen und vortragen müssen. Da habe er völlig versagt in der Rolle des Pierre l'Ermite und Urbans II. Sein Gottfried von Bouillon hätte jedes militärischen Geistes entbehrt. Nur ein kriegerischer Hymnus mit dem Refrain „Sternite Turcas" hätte Beifall gefunden. „J'étais trop sérieux pour ces enfantillages". Etwas zu schreiben, ohne etwas persönliches zu sagen zu haben, kam ihm wie eine höchst langweilige Spielerei vor. *Souvenirs* p. 186 f.

er zur Klarheit über Gott, Menschen, über sich und den Sinn des Lebens strebte, während seiner emsigen theologischen und sprachlichen Studien, vernachlässigte er nicht die Lektüre der schönen Literatur, formte er sich durch Studium der Quellenwerke, der literarischen Kritik und durch Besuch von Universitätsvorlesungen sein Urteil über Literatur, Literaturkritik und Literaturauffassung.

Die Ansichten Renans über Literatur bilden und vertiefen sich ihm aus einer natürlichen Entwicklung seines begeisterungsfähigen und kritischen Geistes, seines Freiheitsstrebens und Wahrheitsverlangens, seines auf die allseitige Erfassung des Menschen und des Lebens gerichteten philosophischen Triebes, aus seiner Abneigung gegen alle Einseitigkeiten, Beschränkungen und Fesseln des künstlerischen Schaffens. Sie sind das Ergebnis der besonderen Veranlagung seines Geistes, von ihm in der Hauptsache selbständig erarbeitet in ehrlichem, unermüdlichem Nachdenken über die Probleme, die er verfolgte. Dabei wurde er gefördert durch die Berührung mit Persönlichkeiten, deren Schriften und Lehren ihn in seinen Ansichten bestärkten und ihm wohl auch entscheidende Anregungen boten. Auch im Widerspruch zu Schriftstellern und Kritikern, die er als Vertreter des von ihm bekämpften Geistes betrachtete, arbeitete er sich zu seinen Auffassungen durch.

Mit einer ganz auffallenden, jugendlich unbekümmerten Heftigkeit, mit Spott, Sarkasmus, Ironie, Verachtung, Schmerz und Entrüstung äußert er in den Tagebüchern seine grundsätzliche, mit der Zeit sich stets steigernde Abneigung gegen die geistlose r h e t o r i s c h e Methode.

Die Rhetorik haßt er als eine „machine à mensonges", die den Mangel an Inhalt in ihren Ausführungen durch leere Worte verdecken möchte. Heftig tadelt er die schulmäßige Art, die alles literarische Schaffen nach veralteten Regeln lehren und beurteilen will, die überhaupt nur das Alte gelten lassen möchte und das Neue nur dann, wenn es mit dem Alten übereinstimme, so daß eine Schöpfung, wenn sie als schön gelten wolle, mindestens hundert Jahre alt sein müsse[6]).

Mit den Regeln verwirft er auch die Theorie und Praxis der Nachahmung[7]). Es sei ganz töricht zu glauben, daß das, was bei e i n e m Autor angebracht und schön war, ebenso schön sein müsse, wenn es von einem anderen Autor zu anderer Zeit unter anderen Verhältnissen nachgeahmt werde. Die Nachahmungen Homers durch einen modernen Autor sind nichts anderes als täuschender *placage*. „C'est comme si vous disséquiez par petits morceaux de sculpture tout un beau temple grec, et

[6]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 249.
[7]) *Ebenda* p. 133

que vous veniez en tapisser un musée". Er ist voller Bewunderung für eine gothische Kathedrale, den schönsten Ausdruck ihrer Zeit. „Mais une église gothique bâtie il y a deux ans par singerie et goût capricieux me donne la nausée [8]). Ebenso töricht wie die Nachahmung einer fremden Literatur ist die Nachahmung der eigenen. Selbst wenn solche Literarhistoriker wie Le Clerc und Nisard, jene „classiques-critiques-méprisants-accariâtres" recht hätten mit ihrer Auffassung, daß die zeitgenössische französische Literatur dekadent sei, so wäre das doch kein Grund, ewig die klassische Literatur nachzuahmen. Das Klassische ist heute unmöglich! ruft er aus: was uns not tut, sind originelle Produktionen [9]). Dauernd schöne Dinge bringen nicht die von Rhetorikern aufgestellten Regeln, bringt nicht die Nachahmung der Klassiker hervor, sondern das Schaffen aus dem Ernst, aus der Moralität des Charakters, aus dem eigenen Denken und Fühlen [10]). Nachahmen kann man andere Literaturen in dem gemeinsamen Inhalt: in der Darstellung des Menschen. Der Mensch mit seinen Leiden, Leidenschaften und Kämpfen ist ewig und überall der gleiche. Homer nachahmen heißt den Menschen darstellen so wie er es tut. Dann ergreift man „le vrai absolu de l'art [11])".

Wie gegen Regelzwang und Nachahmungstheorie, so wendet sich Renan auch mit ganz besonderer Schärfe gegen die strenge Scheidung der Dichtung in literarische Gattungen. In Saint-Nicolas du Chardonnet hatte er zwar seiner Mutter den dortigen, streng nach Gattungen gegliederten Literaturunterricht als sehr interessant und reizvoll gerühmt [12]), aber danach hat er sehr bald die Enge jener Ästhetik durchschaut, die den Wert der Dichtungen nach ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Arten beurteilt. „On peut tout faire en tout" sagt er schon in einer seiner ersten Randbemerkungen zu Le Clercs Rhetorik und später im Tagebuch: Es gibt nichts dümmeres als jene absoluten Vorschriften der Poetik, jene Beschränkungen, die nur bestimmte Arten von Epen, Oden und Episteln gelten lassen wollen. „Et, mon Dieu! que de genres encore à naître et que de combinaisons de genres existants! Le sots rhéteurs nous viennent dire: L'ode ne veut pas cela, donc c'est une faute: L'épître en vers veut une lacune qui ne soit pas trop élevée: donc c'est une faute d'y déployer les ailes. Pauvres sots! . . ." Nein, es gibt keine Grenzen in der Literatur. Der Geist allein entfaltet sich in

[8]) *Cahiers de jeunesse* p. 355.
[9]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 151.
[10]) *Ebda.* p. 259.
[11]) *Cahiers de jeunesse* p. 160.
[12]) *Lettres du Séminaire* p. 37/38; 77/78.

ihr in seiner ganzen Weite, allein in den Grenzen des Schönen' die keine Grenzen sind [13]).

Fénelons Télémaque, sagt er an anderer Stelle, sei wegen seiner Besonderheit keiner besonderen Gattung zuzurechnen. Nach der Meinung der Rhetoriker muß er aber einer bestimmten Gattung angehören. Man nennt es also ein Epos und kritisiert es nun als Epos. Man tadelt z. B. die Monologe Mentors. Aber, so ruft Renan aus: „imbécile, c'est l'idée même du poème, um poème moral." Und an Stelle der traditionellen Gattungsästhetik setzt er seine Forderung: Jedes Kunstwerk ist zu beurteilen nach dem höheren oder geringeren Grade der Idee, die es verwirklicht [14]).

Weil die Rhetoriker nicht in die Idee des Kunstwerkes eindringen, deswegen kommen sie ihm so unbedeutend und töricht vor. Er feindet sie an als die Vertreter der Geistlosigkeit, die leider auch den Unterrichtsbetrieb an der Universität beherrschen. Er spottet über sie als über Gelehrte, die sich der Beschäftigung mit dem Wissen nur um des Wissens willen hingeben, darum also nur kleinliche und wertlose Beschäftigung treiben. Ihr ganzes Tun und Treiben erscheint ihm unphilosophisch. Er, der von Jugend an gewohnt war, alles was er tat, aus heiligem Ernst heraus, aus tiefsten, hin und her gewälzten Überzeugungen zu tun, er fragt sich wohl gelegentlich, aus welcher Triebfeder ein Gelehrter wie Le Clerc seine Arbeit leiste, „où est son mobile?" Und ihm, der alles Tun der Menschen aus umfassenden philosophischen Trieben ableiten will, erscheint ein solcher unphilosophischer Gelehrter, der nur Wissenskram aufstapelt, als eine lächerliche Figur [15]).

Immerhin, an Le Clerc, mit dem er sich übrigens später zu gemeinsamer literarischer Arbeit zusammenfand [16]), vermag er, als dem klassischen Typus des Universitätslehrers noch etwas gutes und schönes zu entdecken. Ihm ist es doch immerhin um Wissenschaft zu tun, „il touche à la science, il est science". Er hat es mit dem Ideal zu tun. Mit Entsetzen dagegen muß er erleben, wie dieser Typus zu der grotesken Figur des „pédant-professeur" erniedrigt wird, wie sie in unzähligen Exemplaren an den Mittelschulen, den Collegien und Lyceen tätig sind. Mit den schärfsten Strichen des Spottes und der

[13]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 82 f.

[14]) *Ebda.* p. 206 f. Nichts anderes sagt später H. Hettner, wenn er schreibt: In der Lehrhaftigkeit dieser Ratschläge liegt der Kern des Buches; es ist albern, wenn einige französische Beurteiler von dichterischem Wert oder gar von einer Vergleichung mit Homer und Virgil sprechen (*Geschichte der französischen Literatur im 18. Jhdt.* 6. verb. Aufl., besorgt von H. Morf, Berlin 1912, p. 27).

[15]) *Cahiers de jeunesse* p. 217.

[16]) In Bd. 25 und 26 der *„Histoire littéraire de la France"*.

Satire hat Renan solche völlig unwissenschaftlichen Rhetoriker der Routine, des Unvermögens und der Eitelkeit, wie er sie am collège Henri IV kennen lernte, auf den verschwiegenen Blättern seines Tagebuches portraitiert [17]).

Die Abneigung, die Renan gegen die Rhetoriker empfindet, bringt er in fast noch gesteigertem Maße einer anderen Klasse von Schriftstellern, die sich mit Literatur und Literaturgeschichte beschäftigen, entgegen. Mißfällt ihm bei den Rhetorikern geist- und gedankenlose Pedanterie, so ereifert er sich nicht minder heftig darüber, daß gewisse moderne Schriftsteller die Literatur und Literaturkritik von der leichten Seite nehmen und nur als Gelegenheit betrachten, ihren Geist glänzen zu lassen. Auch sie arbeiten nicht aus innerem Ernst heraus, sondern aus Eitelkeit, Gefallsucht, Modedienerei und persönlichem Interesse. Er entrüstet sich über die oberflächliche, spöttische Art „ce petit ton narquois", den diese Autoren in ihrem Haschen nach leicht erlangter und ebenso schnell wieder verlorener Berühmtheit belieben [18]). Er ist geradezu entsetzt über die geistreiche Frivolität dieser Salonkritiker; der Gedanke an diese Art jagt ihm bittere Schauer durch die Brust, und um sich von dem schlimmen Eindruck zu erholen, muß er an so tiefernste Geister wie Sokrates und Christus denken.

Typische Vertreter dieser von ihm in Grund und Boden verdammten Literaturkritiker sind ihm Männer wie Sainte-Beuve und Saint-Marc-Girardin.

Renan hat die *„Portraits littéraires"* von Sainte-Beuve, die 1844 erschienen, gut gekannt, an einzelnen Stellen seines Tagebuches äußert er sich zustimmend und anerkennend über Urteile und Ausführungen des berühmten Kritikers. Er mag sogar zugeben, daß er trotz seiner Oberflächlichkeit — denn oberflächlich ist auch er — mit seinem Gegenstande fühlt und den Leser mitfühlen läßt [19]), aber im ganzen ist er doch nur der ausgezeichnete Typus jener gesucht feinen und geschickten Macher, die sich beständig im Kreise herumdrehen und Gefallen daran finden, den Grund ihres Systems vor den Leuten zu verbergen, so daß man gezwungen sei, stets tausenderlei Finessen und Hintergedanken bei ihm anzunehmen [20]). Renan gibt ausdrücklich zu, daß er seinen Eindruck von Sainte-Beuve nur schwer in Worte fassen könne. Was er schreibt, so formuliert er schließlich seine Meinung, sei nicht so sehr das Ergebnis seines Gedankens, sondern fließe aus der Phrase, sei gesucht, gekünstelt, Spiel, Stil. Er lasse die Phrase stehen, auch wenn sie nicht mit seinen Überzeugungen übereinstimme.

---

17) *Cahiers de jeunesse* p. 237 ff.

18) Ebda. p. 158 f.

19) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 282.

20) *Ebda.* p. 42.

Um die Eigenart Sainte-Beuves, wie er sie treffen möchte, zu kennzeichnen, prägt er ein neues Wort. Er nennt ihn „ce néotrope“ und sagt von ihm: „C'est à ce néotrope qu'appartient le tour par lequel les écrivains de ce genre ne sont jamais à plein d'une conviction; ils la prennent toujours de côté et par forme, comme un chien un tapis qu'il traîne à terre. Scepticisme au fond de tout cela“ [21]). Gegen den Skeptizismus wehrte sich der junge Renan mit aller Macht. Dabei hat er, ganz erfüllt von sittlichem Ernst und unbedingter Wahrheitsliebe, wie er war, Sainte-Beuve doch wohl etwas zu ungünstig beurteilt. Wenn er z. B. einmal ausführt, nach der Lektüre des Artikels über den Dichter Léonard möchte man an nichts mehr glauben, sondern das Leben auf mondäne Art betrachten und ebenso die Literatur [22]), so sieht man nicht recht ein, wie ihn der Text Sainte-Beuves an dieser Stelle zu solcher Stimmung reizen konnte. Es ist wohl so, daß ihn eine geheime Antipathie gegen Sainte-Beuve einnahm. Renan war damals sehr bestimmt in Hingabe und Abweisung. Er wollte damals nicht mondän sein, er wollte nur er selbst sein mit seinem leidenschaftlichen Begehren nach moralischer Vervollkommnung, und er sah eben in Sainte-Beuve den von der Gunst des Publikums getragenen, wortgewandten, sich in seinem Kritikerberuf überlegen fühlenden Modeschriftsteller.

Wohl mit mehr Berechtigung mochte er sich gegen Saint-Marc-Girardin wenden. Renan kannte ihn aus Vorlesungen über ältere und neuere Literatur, die er bei ihm in der Universität hörte. Auch sein 1843 erschienenes Werk „Cours de littérature dramatique“ war ihm bekannt [23]).

Saint-Marc-Girardin ist eine von den Persönlichkeiten, die Renan stark beschäftigten, gerade weil sie ihm eine Lebensanschauung verkörperten, der er selbst mit Bewußtsein widerstrebte. Darum reizten sie ihn zu beständiger Kritik.

Die Bemerkungen über Saint-Marc-Girardin in seinen Tagebüchern sind teilweise äußerst scharf. „Ce diable de spirituel, je ne l'aime pas. Il rit, il veut faire le fin; ah! la sotte engeance que celle de ces gens à demi-mot, qui ne prennent jamais la vie à plein, parcequ'ils ne sont ni assez forts ni assez vrais“ [24]). Saint-Marc-Girardin gehört zu den Menschen, welche die Dinge mit einer affektierten Überlegenheit betreiben, die nicht mit ihrer ganzen Seele, nicht mit voller Hingabe bei der Sache sind: „Machine à prendre les gens; oh! que j'ai horreur de cette manière de prendre les choses; vrai, vrai, vrai!“ Er, den es nach Wahrheit dürstet, brandmarkt ihr Tun

[21]) *Cahiers de jeunesse* p. 389 f.

[22]) *Ebda.* p. 158 f. Vgl. auch *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 42.

[23]) *Ebda.* p. 112 f., 361. *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 47, 79.

[24]) *Ebda.* p. 171.

als unwahr[25]). Seine Entrüstung äußert sich gelegentlich so stark, daß er ganz grob wird: „Cet imbécile de Saint-Marc-Girardin . . . est bien l'être le plus nauséabond que je connaisse“ [26]).

Saint-Marc-Girardin war ihm zu schillernd, zu flüchtig, zu wenig gewissenhaft. Er führt einmal ein Wort von ihm aus einer Vorlesung an: „Je n'y appuie pas“ und will damit diese über die Dinge elegant und genügsam hingleitende Art seines Lehrens tadeln[27]). Er rügt gelegentlich, daß Saint-Marc-Girardin in der Frage der Beurteilung von Klassizismus und Romantik sich nicht entschieden auf eine Seite stelle, daß er es als höchste Finesse halte, über den Parteien zu stehen und gar zu tun, als ob sie beide Unrecht hätten[28]). Eine solche auf die Überlegenheit des scharfsinnigen Kritikers sich hinausspielende Unentschiedenheit erschien Renan damals als moralischer Fehler. Wenn Renan schwankte, so geschah es aus Überzeugung, aus Gewissenhaftigkeit, aus Gründlichkeit: er schwankte zwischen einzelnen Entscheidungen, unverrückt blieb ihm die Sicherheit des eigenen Gefühls, unbedingt hielt er fest an dem großen Lebensprinzip, das ihn leitete, mit Beharrlichkeit Geist zu suchen und Geist zu finden. In seinem Bestreben nach höchster Moralität war er ernst, fast schwerfällig, war es ihm nur um Innerlichkeit zu tun und schätzte er deswegen die äußerliche, formale Geschicklichkeit beim Kritiker so gering.

In seiner Abneigung gegen Rhetorik und Rhetoriker, in seinem Verlangen, den inneren Gehalt eines Kunstwerkes zu erfassen und nach dem Zusammenhang der künstlerischen Schöpfung mit dem allgemein Menschlichen und der Tiefe des Menschlichen seinen Wert zu bestimmen, befindet sich Renan in völliger Übereinstimmung mit der deutschen romantischen Literaturwissenschaft und Aesthetik.

Bei mehreren Gelegenheiten gibt er sich als ihren überzeugten Anhänger zu erkennen. In einer Bemerkung seines Tagebuches feiert er Deutschland, weil es durch die Begründung einer neuen Aesthetik eine neue Epoche in der literarischen Kritik herbeigeführt habe[29]). Ganz im Sinne A. W. Schlegels faßt er die Aesthetik als philosophische Theorie der Künste im Gegensatz zur bloß technischen Theorie, die nur ein System von Regeln ist. Die Reden der heimischen Rhetoriker und

[25]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 111.
[26]) *Cahiers de jeunesse* p. 310.
[27]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 18 f.
[28]) *Ebda.* p. 80 f.
[29]) *Cahiers de jeunesse* p. 224.

Kritiker über Literatur erschienen ihm als „souverainement imphilosophiques et sans vérité[30]).

Schlegel wendet sich gegen die Poetik, welche das Kunstwerk nur auf Grund der nationalen Schöpfungen und der hergebrachten Traditionen, nur nach den technischen Vollkommenheiten schätzt; er wendet sich gegen den Despotismus des Geschmacks, der dem Künstler bestimmte Gesetze aufzwingt, gegen die Auffasung, als bestehe die Kritik nur in dem Scharfsinn, welcher die Fehler eines Kunstwerkes aufzudecken weiß. Solch enger Auffassung gegenüber bringt er die Poesie mit der gesamten moralischen Innerlichkeit des Menschen zusammen und untersucht das Kunstwerk einzig und allein auf seine innerliche Vortrefflichkeit. Durch die Äußerlichkeiten der jeweiligen, wechselnden Form führt er sie zurück „auf die Wurzel unseres Daseins“. „Ist es da entsprungen, so hat es auch unbezweifelt seinen Wert[31]). Nicht Regelkenntnis verlangt er daher vom Kenner und Kritiker, sondern Universalität des Geistes und jene Biegsamkeit, die das Schöne und Große des menschlichen Geistes unter den äußerlichen Zutaten zu erkennen vermag. Er verlangt Empfänglichkeit und Enthusiasmus. Der wärmste Kritiker ist ihm auch der beste.

Renans Kritik an der ihm dargebotenen Literaturkritik ist völlig von diesen Grundanschauungen Schlegels erfüllt. Ob er die Vorlesungen über schöne Kunst und Literatur in Händen gehabt und gelesen hat, mag dahingestellt bleiben. Schlegels Gedanken mögen ihm wohl auch durch den Umweg über Frau von Staëls Buch und durch zwei von ihm gefeierte Universitätslehrer in Paris vertraut geworden sein.

Durch Fauriel und Ozanam ist Renans Literaturauffassung entscheidend beeinflußt worden. Unter dem Eindruck ihrer Schriften und ihres Unterrichts setzt er der ihm zuerst gelehrten, schulmäßig-rhetorischen Literaturbetrachtung die Literaturwissenschaft gegenüber, die sowohl historisch wie vergleichend vorgeht, nicht immer nur die klassischen Epochen der Literatur behandelt, sondern ihr Interesse ganz besonders auch den literarischen Anfängen zuwendet; d. h. die Literaturwissenschaft, wie sie in Frankreich unter deutschem Einfluß[32]) Fauriel eingeführt und Ozanam als dessen Erbe fortgesetzt hat.

Gegenüber Le Clerc, Sainte-Beuve, Saint-Marc-Girardin u. a. bekennt sich Renan als begeisterten Schüler dieser beiden Persönlichkeiten.

30) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 291 f.

31) A. W. Schlegel. *Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst* in *Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jhs. in Neudrucken,* herausg. von B. Seuffert. Bd. 17. p. 29.

32) Fauriel hatte im Salon der Frau von Staël die Brüder Schlegel und Humboldt und mit ihnen die deutsche Wissenschaft in einigen ihrer kühnsten und edelsten Vertreter kennen gelernt.

Fauriel erhielt im Jahre 1831 den an der Faculté des Lettres in Paris neugeschaffenen Lehrstuhl für fremde Literaturen. In seinen Schriften und ganz besonders in seiner mit größtem Eifer betriebenen Lehrtätigkeit hat er einen äußerst fruchtbaren Einfluß auf seine Zuhörer ausgeübt. Ozanam stellt in einem für die Geschichte der Literaturwissenschaft in Frankreich wichtigen Aufsatz fest, daß die Vorlesungen Fauriels den literaturgeschichtlichen Betrieb auf einen völlig neuen Boden stellten[33]). Mag auch Fauriels Lieblingsgedanke, die Annahme einer reichen altprovenzalischen Epik, der dann die epische Literatur der Folgezeit zu verdanken sei, sich als Irrtum herausgestellt haben, so bleibt doch der Geist seines Unterrichts von diesem Irrtum unberührt. Es bleibt ihm das Verdienst, den französischen Hochschulunterricht in der Literatur wissenschaftlich gestaltet zu haben.

Renan hat von Fauriel persönlich keine Anregungen mehr erhalten können. Als er die Universität bezog, war Fauriel kurz vorher, im Jahre 1844, gestorben. Fauriels Anschauungen wurden ihm durch Gérusez und Ozanam in ihren Vorlesungen und auch durch den erwähnten Aufsatz Ozanams über den verstorbenen Gelehrten vermittelt.

Renan fühlte sich ganz besonders stark zu Ozanam, bei dem er u. a. über germanische Altertümer und Literatur, sowie über Dante hörte, hingezogen. Was die Persönlichkeit dieses Forschers und Lehrers so anziehend für ihn machte, war sicherlich in erster Linie der hohe, wissenschaftliche Ernst, der Ozanam auszeichnete, die selbstlose Hingabe an die gelehrte Forschung und der begeisternde Idealismus, von dem seine Universitätstätigkeit getragen war. Aus der Lektüre seiner Werke, die zum großen Teil aus seinen Vorlesungen hervorgegangen sind, kann man leicht das Bild dieses bedeutenden Universitätslehrers gewinnen und verstehen, daß der von echtem, wissenschaftlichen Verlangen, von moralphilosophischen Trieben und stürmischen Zukunftshoffnungen beseelte junge Renan von ihm fortgerissen wurde. Nur in einer Beziehung verhält er sich etwas zurückhaltend. Der orthodoxe Standpunkt Ozanams verhindert ihn, sich ihm ganz uneingeschränkt hinzugeben: „Mon Dieu! que j'aimerais cet Ozanam s'il n'était pas si orthodoxe et s'il ne faisait pas cause commune avec toute la coterie de l'Université et s'il n'en prenait le ton“[34]). Aber diese Betrübnis verhindert nicht, daß er sogleich darnach voller Dankbarkeit bekennt: „Je ne sors jamais de sa leçon sans être plus fort, plus haut, plus décidé au grand, plus courageux et plus allègre à la

[33]) *Œuvres complètes*, Band VIII p. 95 ff. Vgl. auch die Vorrede zu Fauriels *„Histoire de la poésie provençale“* von Jules Mohl, Paris 1846.

[34]) *Cahiers de jeunesse* p. 256 f.

conquête de la vie et de l'avenir. Ah! que je suis heureux alors!" Ein solcher Lehrer möchte er auch werden: „Je me vois professeur de littératures orientales à la Faculté des Lettres."

Ganz besonders gefiel ihm an Ozanam, daß er es verstand, die gelehrte Erklärung der Schriftsteller mit der ästhetischen zu vereinigen[35]). Ozanam fühlt das Poetische[36]), rühmt er einmal. Das Poetische brannte. trotz aller philologischen, philosophischen. theologischen Studien wie ein geheimes Feuer in Renans Brust und verschmolz mit seinen vagen Träumen und seiner Sehnsucht nach dem Geistigen und Vollkommenen. „M. Ozanam a justement touché ma corde" schreibt er in Gedanken an eine „unvergleichliche" Vorlesung, die er über „jene entzückende, so reine. vage. weiße isländische Poesie gehalten habe[37]).

Es war nicht nur der Sinn Ozanams für die Poesie der alten Dichtungen, der Renan fesselte, er fühlte überhaupt eine Art innerer Verwandtschaft zwischen sich und dem verehrten Lehrer. Renan war philosophisch veranlagt, aber die Schulphilosophie stieß ihn ab. Es war ihm um eine philosophische Durchdringung der Probleme des Lebens zu tun. Die Geschichte des menschlichen Geistes philosophisch zu begreifen, schwebte ihm als Ziel vor. „Meine Philosophie ist ungefähr das, was andere Literatur nennen," sagte er. Die gleiche Auffassung fand er bei Ozanam. „Der Cyklus von Gedanken, die Ozanam behandelt, entspricht viel mehr meinem Typus als das, was man gewöhnlich Philosophie nennt." Ozanam steht für ihn der Philosophie näher als der offizielle Philosophieprofessor Garnier. Seine Art ist zugleich universeller und dem Leben näher[38]).

Auf Grund seiner eigenen Studien über die hebräische Poesie, unter dem Einfluß Herders vor allen Dingen, hatte sich Renan schon Gedanken über die Bedeutung der Volkspoesie, der primitiven Dichtung, für die Erkenntnis der Anfänge menschlicher Kultur gemacht. Durch Ozanam werden ihm nun in verstärktem Maße die Lehren vermittelt, die Fauriel im Anschluß an die deutschen romantischen Epentheorien der Wolf, Gebr. Grimm, Uhland vorgetragen hatte[39]).

Die Ausführungen Fauriels über die epischen Überlieferungen des Mittelalters sind durchzogen von der Unterscheidung des primitiven und des kunstmäßigen Epos. Die primitiven Epen sind Bearbeitungen und Verschmelzungen älteren epischen

35) *Cahiers de jeunesse* p. 283 f.
36) *Ebda.* p. 235.
37) *Ebda.* p. 170.
38) *Ebda.* p. 178 f.
39) *Ebda.* p. 133.

Materials, von Gesängen, die meist in der Form einfacher Volkslieder jahrhundertelang in der mündlichen Überlieferung gelebt haben. Diese ursprünglichen Gesänge sind im Grunde das Kostbarste an den fertigen großen Epen. Sie sind die einzigen Denkmäler der barbarischen Zeiten, denen sie angehören und stellen getreu deren Kultur dar; daher kommt das philosophische oder historische Interesse, das ihnen anhaftet[40]). Die Offenbarung der Volksseele sucht Fauriel mit seinen deutschen Vorgängern. Geschichtlich-philosophisch ist ihr Problem, nicht eigentlich ästhetischer Art. Sie wollen in den primitiven Epen nichts von Kunst sehen, diese sind „pour ainsi dire, l'expression directe et obligée de la nature", wie Fauriel einmal sagt. Allerdings, da sie ja Bearbeitungen sind und Menschengeist also bewußt bei ihrer Gestaltung tätig war, so kann auch Fauriel nicht leugnen, daß irgend ein Maß von Kunst bei ihnen aufgewendet worden sei. So gibt er z. B. zu, daß die Verfassung der primitiven Epen abhängig sei von dem mehr oder minder künstlerischen Geist der Völker, denen diese Epen angehören, aber die Bewährung dieses Geistes erblickt er doch nur in der größeren oder geringeren Abrundung, in der Klarheit, in der Geschicklichkeit, mit der die verschiedenen, epischen Materialien zu Epen zusammengearbeitet worden sind. Auch die Überlegenheit der Griechen, wie sie in der Ilias und der Odyssee zutage tritt, ist im letzten Grunde nur in der Festigkeit der Verknüpfung der Teile zum Ganzen zu erblicken.

Die romantischen Epenforscher sind sehr mißtrauisch gegenüber der Kunst. Kunst hat bei ihnen ohne weiteres den Beigeschmack des Künstlichen, Willkürlichen, Individuellen. Mit solcher ausgeklügelten Kunst haben weder die alten epischen Gesänge noch die aus ihnen entstandenen Epen zu tun. Sie stehen vor den Konventionen und Regeln der Kunst und sind daher in jeder Beziehung den raffinierteren und künstlicheren Schöpfungen überlegen, den „épopées cultivées", zu denen z. B. im Gegensatz zur Ilias die Eneide Virgils und die späteren Ritterdichtungen des Mittelalters gehören.

Voller Begeisterung lebte sich Renan in diese romantische Epenauffassung hinein. Durch eine Bemerkung von Gérusez in einer Vorlesung über das Rolandslied angeregt, schreibt er in sein Tagebuch: Es gibt zwei Arten von Literatur. Die eine, schön, spontan, naiver Ausdruck des Poetischen in der Menschheit, die nichts anderes ausdrücken will als das Ideal, von dem sie erfüllt ist, „exhalation de l'humanité"; Homer, die biblischen Gesänge, Hiob, die ritterliche Dichtung. Die andere, reflexiv, berechnend, nach dem Effekt strebend, die das Schöne bewußt will, sich fühlt, sich studiert, eine wesent-

[40]) Z. B. in „*Histoire de la poésie provençale*" t. II p. 235.

lich kritische Literatur, die immer kritischer wird, bis sie sich schließlich ganz in Kritik auflöst[41]).

Ausatmung des allgemein Menschlichen in den Atemzügen einer besonderen Nation, so — ohne daß er gerade diese Formel wörtlich geprägt hätte — könnte man Renans auf die Spitze getriebene Auffassung von der Entstehung der Epen formulieren. Auch ihm ist die Hauptsache die Legende, die um eine Einheit herum sich gestaltet, indem sie beständig durch Raum und Zeit wandert und sich verändert. In den verschiedenen Formen lebt das Epos bereits, ist es vorhanden, ehe es verfaßt wird. Verfaßt wird es, indem irgend einmal ein Mensch kommt, der die zerstreuten Glieder sammelt, nach seiner Auffassung ordnet und so den Körper gestaltet. Dieser Mensch ist der Dichter, der die Arbeit des Volkes an der Legende zum äußeren Abschluß bringt. „Le peuple fait ses membres, le poète la met en corps," so teilen sich Volk und Dichter in die Arbeit[42]). Der eigentlich Schaffende ist das Volk, die Nation. Die Rolle des Dichters ist nur die des „poète collecteur". Er ist im Grunde ziemlich bedeutungslos. In dieser Art Literatur bedeutet der einzelne Mensch wenig, die Menschheit alles. Der Dichter-Sammler verschwindet hinter seinem Werk. Darum ist die Anonymität des Dichters nichts auffälliges. Die Gelehrten mögen zwar bedauern, daß man ihre Namen und Lebensumstände nicht kenne, aber ihn, Renan, würde es ärgern, wenn man mit aller Bestimmtheit sagen könnte: „Turoldus composa telle année un poème de quatre mille vers." Denn der wirkliche Autor ist nicht Turoldus, sondern die Volksseele, der Volkscharakter. Der Dichter ist für den jungen Renan nur das harmonische Echo, oder weniger poetisch ausgedrückt, nur der Schreiber, der unter dem Diktat des Volkes schreibt, das ihm von seinen schönen Träumen erzählt[43]).

Jener romantischen Lehre von der Geburt der Epen aus der Volksseele und von der geringen Bedeutung des epischen Dichters gab sich Renan um so williger hin, da sie sich in enger Übereinstimmung befanden mit philosophischen Anschauungen, die ihm aus der Lektüre Herders und besonders der zeitgenössischen Philosophen Comte und Pierre Leroux geläufig waren. Renan lebte sich völlig hinein in die Auffassung, daß der Mensch nur im Zusammenhang mit der Menschheit zu denken sei, daß es nicht eine große Menge einzelner, menschlicher Individuen, sondern in Wirklichkeit nur das eine allumfassende Kollektivwesen „L'Humanité" gebe: „Le grand Être", wie Comte es nennt, in dem alle

[41]) *Cahiers de jeunesse* p. 117 f.

[42]) *Ebda.* p. 121.

[43]) *Ebda.* p. 123 f.

einzelnen Lebewesen bis zur Aufgabe ihrer eigenen Persönlichkeit aufgehen. Er spricht nur Grundgedanken von Leroux und Comte aus, wenn er in sein Tagebuch schreibt: „Celui qui à la vue du renouvellement de l'humanité, de la vie, de la mort, etc., ne sentirait pas que l'individu n'est rien et que le grand but est dans l'humanité permanente, la grande substance collective, se faisant sous tout cela, celui-là n'a pas la vue pénétrante des choses [44])". Die Zeit des Individualismus ist abgelaufen. In einer aus Trauer und Mitleid gemischten Stimmung betrachtet er das klägliche Schauspiel der in dem großen Ganzen für ihren eigenen Ruhm, ihren Vorteil, für ihre kleine persönliche Sache kämpfenden Individuen: „Adieu la gloire individuelle! Pitié de voir ces pauvres individus luttant dans ce grand tohu-bohu ... Le tout commence à exister; adieu les pauvres petits membres [45])."

In einer Aufzeichnung des Tagebuches schreibt er einmal nieder, wie er sich die Disposition einer akademischen Lobrede denke. Zuerst sei zu untersuchen, was in einer Persönlichkeit an Universalem und Wahrem stecke, sodann, was sie von ihrer Zeit habe. Wert hat nur das Universale. Das Zeitgemäße ist in den Augen des jungen Renan nur wertlose Schlacke. Neben dem Universalen und Zeitgemäßen erwähnt er das Individuelle überhaupt nicht. So gering schätzt er es ein im Verhältnis zu den allgemein menschlichen Kräften und Werten [46]).

Aus dieser Auffassung heraus ist in Renan das Verlangen mächtig geworden, die Anfänge des geistigen Lebens der Menschheit zu erforschen. In seinen Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1845 und 1846 finden sich eine Reihe von Bemerkungen, die sich mit dem primitiven Seelenzustande des Menschen beschäftigen, kurze Reflexionen über die Veränderung und Entwicklung menschlicher Gefühle, Bemerkungen über Gründung von Familie, Gesellschaft und Nation [47]); über verschiedene Religionsauffassungen [48]); über den Unterschied der primitiven Poesie bei den indogermanischen und semitischen Völkern [49]); über den religiösen Charakter der Literatur der primitiven Völker [50]); über die Wertschätzung des Lebens im Kindheitszeitalter der Völker und später; über das Persönlichkeitsgefühl der Wilden [51]) und andere Gegenstände mehr. Er sieht, daß über diese Fragen noch eine neue Wissenschaft

44) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 181.
45) *Ebda.* p. 201. Vgl. auch p. 94/5. Ebenso *Cahiers de jeunesse* p. 41.
46) *Ebda.* p. 213/4.
47) *Cahiers de jeunesse* p. 55/56.
48) *Ebda.* p. 69/70; 72.
49) *Ebda.* p. 151.
50) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 265.
51) *Ebda.* p. 196.

zu begründen ist: die Wissenschaft der Völkerpsychologie; le problème de l'origine de l'homme[52]. Es ist ein brennendes Verlangen in ihm, in diesen Dingen klarer zu sehen und seine Ansichten über sie ausdrücken zu können. „O qui mihi det, ut dicam quod de nostra origine sentio", ruft er einmal aus[53]. Er fühlt sich ganz angefüllt mit Gedanken über diese Probleme und leidet, wenn ein anderer Meinungen über sie äußert, die er sich selbst gebildet hat[54].

Es ist erklärlich, wenn er im Bann dieses Menschheitsgedankens findet, daß die Literaturgeschichte allzu sehr Behandlung der einzelnen Autoren sei; wenn er meint, daß auf diese Weise die eigentliche Geschichte, die Übergänge und die Schattierungen nicht genügend begriffen würden. Er verlangt demnach, daß die Geschichte sich nicht auflöse in zusammenhanglose Einzelportraits, sondern daß sie ein Bild von mehreren Szenen, zusammenfassende Gruppendarstellung in Handlung und Bewegung gebe[55]. Oder, in ähnlichem Sinne legt er sich einmal den Plan zu der Geschichte der Literatur eines Volkes zurecht und nimmt sich vor, zu diesem Zwecke das gesamte Lebenssystem dieses Volkes in allen seinen Äußerungen zu studieren, in Religion, Recht, Aberglauben, Kultur, seiner moralischen Veranlagung, seinen Leidenschaften; und im Zusammenhang mit dieser zergliederten und klar erkannten Einheit des Volksbewußtseins die einzelnen Züge der Literatur zu betrachten[56].

Es kann nicht Wunder nehmen, daß Renans ganze Liebe der ursprünglichen Volksdichtung gilt. Nur sie, nur die Kollektivdichtung, in der die Menschheit in der Sprache einer Nation den wahren Ausdruck ihres Wesens gibt, erscheint ihm schön und erhaben. Das nationale Epos ist ihm etwas Heiliges. Heilig wie die Religion der Vorfahren. Er feiert es wie eine Art Kapitol, das bis in die fernsten Zeiten hin Mut und Tugend der Nation entflammt.

In seinem Enthusiasmus für die erhabene, heilige, nationale Volksdichtung schaut er — auch hier in Übereinstimmung mit A. W. Schlegel — geringschätzig auf die französische Literatur herab, wie sie sich seit der Renaissance entwickelt hat. Er bedauert, daß sie, indem sie sich zwar verfeinerte, die Tradition aufgegeben hat. Wenn ein Dichter zur Zeit Ludwigs XIV. es gewagt hätte, die alten nationalen Gedichte zu erneuern, so hätte ihn sogleich eine Satire Boileaus zurechtgewiesen.

52) *Cahiers de jeunesse* p. 36/7.
53) *Ebda.* p. 31.
54) *Ebda.* p. 119.
55) *Ebda.* p. 234.
56) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 17.

Die moderne Literatur steht tief unter der alten. Das klassische Zeitalter hat nur eine Seite des Menschlichen in schönem Lichte gezeigt[57]), seine Literatur ist eine Angelegenheit des Salons, der Coterie, der Akademie, „elle rit, plaisante, niaise, fait des phrases“. Das Spontane mangelt ihr, das Heilige. Alles ist Stuckwerk, individuelle Arbeit; man reflektiert, „on se bat les flancs“. Boileau versetzt sich in Begeisterung, um eine Ode über die Einnahme von Namur zu verfassen. Ebenso machen es Voltaire, Fontenelle u. a.[58]) Vergleicht man ein Werk Fontenelles etwa mit einem alten nationalen Epos, so erkennt man den gewaltigen Unterschied: „D'un côté, un homme fait tout; de l'autre, une nation fait tout“[59]). Seine ganze Mißachtung dieser reflexiven, individuellen Literatur tritt zu Tage in der Frage: „Mais la conception haute des choses, Homère et la Bible, Haman et Goethe, Herder et Roland, le vrai, le haut, le beau où l'on ne pense pas au ridicule, où sont-ils? . . . et le Dieu où est-il?[60]).

Die ältesten Aufzeichnungen Renans über den französischen Klassizismus und französische Klassiker finden sich in den Bemerkungen, die er noch in Saint-Sulpice in ein Exemplar der Werke Corneilles und Racines geschrieben hat[61]). Schon hier überwiegt die Kritik die Begeisterung. Wirkliche Bewunderung zollt er eigentlich nur einzelnen Szenen Corneilles. Er findet im Cid die Ohrfeigenszene schön und originell, weil sie in höherem Sinne primitiv ist, „représentant une époque, une face, un système de vie dans l'humanité“. Dagegen tadelt er die künstliche Rhetorik Corneilles, die gelegentlich auftrete und den denkbar schlechtesten Eindruck mache. Dann wieder unterstreicht er den Unwillen, den Corneille im Examen du Cid über die Unbequemlichkeit der Regeln äußert: „Des règles qui ne servent qu'à incommoder et à gêner: quel monstre en littérature! Er übt Kritik an einem Jugendgedicht Racines und an Britannicus und empört sich mit ganz besonderer Schärfe gegen die pseudoklassische Auffassung, daß die Poesie keinen andern Zweck habe als angenehm zu unterhalten: „!!! Horreur! Il ne faudrait pas alors y donner un quart d'heure. Jusqu'à quand donc répétera-t-on ces dégradantes et séniles sottises“. Er leitet diese niedrige Auffassung der Literatur von einer Weltanschauung ab, die ihm selbst fremd ist: „Voilà bien ce pâle classicisme, concernant la vie comme une route sèche et monotone, sur laquelle de temps en temps on s'amuse froidement avec l'idéal.

57) *Cahiers de jeunesse* p. 169/70.

58) *Ebda.* p. 125. Vgl. auch *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 55; auch p. 152 f.

59) *Ebda.* p. 133.

60) *Ebda.* p. 125. Vgl. auch p. 228.

61) Vgl. den oben angeführten Artikel von J. Wogue.

et cela encore en se coupant bien soigneusement les ailes. Pour nous c'est une voie lactée, blanche, céleste et lumineuse sur un fond bleu parsemé d'étoiles".

Diese dem Klassizismus feindliche Auffassung, die sich Renan frühzeitig in Saint-Sulpice selbständig erworben hat, und die mit der Eigenart seiner allem Zwang abholden, für die Freiheit und Schrankenlosigkeit empfänglichen jugendlichen Natur aufs innigste zusammenhängt, hat er sich, wie aus zahlreichen Einträgen in seine Tagebücher hervorgeht [62]), in seinen Seminarjahren und darüber hinaus bewahrt. Dabei hat er, wie es seine Gewohnheit war, sich nicht mit den absprechenden Urteilen begnügt, sondern hat versucht, doch auch der Eigenart des Klassizismus gerecht zu werden. Man kann aus seinen Tagebuchaufzeichnungen erkennen, wie er mit seinen Gedanken und Empfindungen ringt, wie er sich gelegentlich selbst darüber klar wird, daß er nicht ganz klar sieht. So setzt er sich einmal auseinander, daß Boileau in seiner Art vollkommen ist, „classiquement c'est admirable", aber seine Kunst ist eben doch nur eine Kunst des angenehmen Unterhaltens und „une affaire de procédés et de machines". Sie enthalte zwar geistreiche Gedanken in geistreicher Form, lasse aber als Dichtung und als Gedanke kalt. Am Schlusse der Betrachtung, in der er dann noch die dichterische Art Lamartines der gedanklichen Boileaus entgegengestellt und die Überlegenheit Lamartines betont hat, gesteht er: „Je ne suis pas encore à même de bien définir ma pensée. Elle n'a pas l'acumen nécessaire; je la vois se dessiner comme une pointe de poignard sous un voile, une statue sous un voile" [63]).

Ebenso beklagt er auf der einen Seite das Abreißen der Tradition und sieht, daß durch das Verschmähen des Volkstümlichen eine Kluft zwischen dem volkstümlichen Geschmack und dem gelehrten der Gebildeten entstanden ist [64]). Auf der anderen Seite vermag er dann die Berührung Frankreichs mit der Antike als eine geradezu gesetzmäßige Notwendigkeit für die Herbeiführung des großen Zeitalters anzusehen [65]). Er bedauert, daß die alten heroischen Legenden schließlich der Domäne des Vulgären verfallen, trivialisiert werden und in die „bibliothèque bleue" geraten sind, während die großen Geister ihre Inspiration in der heidnischen Mythologie gesucht hätten, und erklärt dann diese Entwicklung zwar als bedauerlich, aber doch als notwendig [66]). Ja, er warnt sich und andere gelegentlich davor, sich allzu sicher und naiv der Abneigung gegen das Jahrhundert Ludwigs XIV. und der

[62]) Z. B. *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 46 f.; 109 f.
[63]) *Cahiers de jeunesse* p. 263 f. Vgl. auch p. 278.
[64]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 152 f.
[65]) *Cahiers de jeunesse* p. 376.
[66]) *Ebda.* p. 139 f.

Vorliebe für das Mittelalter hinzugeben[67]). Oder wenn er an anderer Stelle den Unterschied der modernen Zeit zu der Ludwigs XIV. in dem Unterschiede des Freiheitsbegriffes gegenüber der Beschränkung erkennt, so läßt er doch sogleich die Möglichkeit der Übertreibung in beiden Richtungen offen[68]).

Doch solche Versuche, dem Klassizismus gerecht zu werden, vermochten nicht die Grundstimmung, die er ihm gegenüber empfand, zu ändern. Es war und blieb nun einmal Renans Bestimmung, das Menschliche in all seinen Äußerungen und Formen zu suchen und zu lieben und jede Form des Menschlichen darauf hin zu prüfen, wieviel des allgemein Menschlichen sie in ihrer berechtigten Besonderheit in sich schließe. Und von diesem Standpunkt aus erschien ihm die Kultur des französischen Klassizismus als einseitig. Als im Jahre 1858 in der Vorrede zu der Sammlung seiner „*Variétés littéraires*" der Feuilletonist Silvestre de Sacy seiner einseitigen Vorliebe für das siebzehnte Jahrhundert demonstrativ Ausdruck gab und bekannte, daß er in bewußter und gewollter Exklusivität immer wieder nur zu den besten Büchern greife, zu den Büchern, die die Kinder in den Schulen auswendig wüßten, zu Boileau, Corneille, Racine, Lafontaine, La Bruyère, Pascal, Bossuet, legte Renan in seiner Besprechung des Werkes Verwahrung gegen diese selbstgewählte Einseitigkeit ein. Er erklärte, daß sein Geschmack die Poetik, welche die Romane der table ronde inspiriert habe, der Poetik Boileaus vorziehe. Ja er geht so weit, die Überzeugung seiner jüngeren Jahre, die wahrscheinlich dem Stockfranzosen Sacy nur ein spöttisches Lächeln entlockt hat, zu wiederholen: „Le primitif seul est le vrai et seul a le droit de nous attirer." Das siebzehnte Jahrhundert erzielte wohl eine gewisse Vollendung der Form, zu der ein mittleres Maß im Gedanken kam, aber wenn eine Literatur deswegen Gemeingut der Schulen werden konnte, so dürfe man doch nicht glauben, daß sie allein schön und vortrefflich sei. Renan weist darauf hin, daß die fremden Völker die außergewöhnliche Vorliebe der Franzosen für ihre klassische Literatur nicht begreifen, in ihr nur eine Tertiarliteratur, ein Echo der lateinischen und griechischen sehen, und daß auch die Deutschen, die doch so weitherzig und eklektisch in ihrem Geschmack seien, sich kaum mit der klassischen französischen Literatur beschäftigten. Der Grund liege darin, daß eben diese Literatur zu sehr französisch sei. Jedenfalls dürfe sie nicht die ausschließliche Lektüre für alle Zeiten sein; man sei über den intellektuellen Zustand dieser Literatur

---

67) *Cahiers de jeunesse* p. 189. cf. *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 214.

68) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 211f.

hinaus. aus ihren Schöpfungen sei wenig zu lernen für die Probleme, die uns heute beschäftigten [69]).

Die klassische und nachklassische Literatur Frankreichs entsprach nicht der hohen Vorstellung, die sich Renan in jungen Jahren von dem Wesen und der Bedeutung der Literatur gebildet hatte. Die französische Literatur war ihm allzu sehr Literatur, war nur Literatur, wie er sich ausdrückte. Sie war ein oberflächliches, frivoles Spiel, das nichts weiter auf sich hatte [70]), sie diente nur der Unterhaltung, war eine modische Beschäftigung der Literaten und des Publikums. Weil man immer nur diesen unzureichenden Maßstab an die Literatur legt, sollte man — so meint Renan in seinem jugendlichen Radikalismus — das Wort Literatur als gefährlich aus dem Sprachgebrauch verbannen. Die Literatur im alten Sinne hat keine Daseinsberechtigung mehr: „Il ne s'agit maintenant plus de littérature [71])".

Die Literatur soll etwas ganz anderes sein, als was sie zur Zeit des französischen Klassizismus und Pseudoklassizismus war. Die Literatur soll wie das Leben selbst sein. Das Leben aber, für den jungen Renan, ist Ernsthaftigkeit, Moral, Wissenschaft. Die Literatur soll der rechte Arm der Philosophie sein, dann ist sie nicht mehr Literatur, sondern Wissenschaft, Ästhetik Sie muß den Zusammenhang mit dem Ewigen finden: „L'éternel seul a du prix." Der Dichter soll schaffen im Angesicht der Ewigkeit. Nicht um des augenblicklichen Beifalles willen, weil die Mode gerade so geht, nicht aus Eitelkeit und aus Interesse, nicht inmitten von Kabalen und Intriguen. Sein ganzes Wesen empört sich gegen eine solche frivole Tätigkeit. — Non, si l'éternel vrai n'était pas là, je renoncerais à la culture intellectuelle, j'embrasserais la morale et le cœur, je me ferais bon et simple paysan. Deus! Deus meus!" [72])

In dunklem Drange nach etwas Höherem und Höchstem möchte er an die Stelle der hergebrachten Literatur setzen etwas, was er selbst nicht genau in Worte fassen kann: „ce dont Dieu est l'objet, religion peut-être." Oder, wie er an anderer Stelle in gleichem Sinne sagt: „C'est l'idéal du peuple, quelque chose de parallèle à sa religion, une quasireligion nationale [73])".

So stellt sich ihm also nicht nur die alte primitive Dichtung, sondern auch die in der Zukunft ersehnte Dichtung

[69]) Artikel über „*M. de Sacy et l'école libérale*" in „*Essais de morale et de critique*". Paris 1859. p. 32f.

[70]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 35.

[71]) *Ebda.* p. 290.

[72]) *Cahiers de jeunesse* p. 157 ff.

[73]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 294.

als eine in den Tiefen der Volksseele wurzelnde, durch den Mund inspirierter Dichter erfolgende Äußerung des Volksbewußtseins dar. Der große Dichter ist ihm derjenige, der dieses Volksideal lebhaft ergriffen hat, der ganz in seiner Dichtung aufgeht, sie verehrt wie seinen Gott und darum Enthusiasmus zu erregen vermag. Eine solche Dichtung ist eine heilige Dichtung, so wie die alte primitive. Sie ist aber in Renans Vorstellung mehr als diese. Sie ist eine Vereinigung von Wissenschaft, Kritik und Poesie. Sie ist die ins Wissenschaftliche erhobene primitive Dichtung. So gelangt der jugendliche Renan zu derselben Forderung wie Leconte de Lisle sie aussprach und zu verwirklichen suchte[74]).

Renan hoffte, daß bald eine neue höhere Form der Poesie kommen würde, „une forme sérieuse, grande, belle et hardie de la poésie, de l'art, de la philosophie, de la morale", eine Form, die aus der ernsthaftesten Innerlichkeit, aus der festesten moralischen Verfassung, aus der ganzen erregten Menschlichkeit des Schaffenden stamme[75]).

In seiner Liebe zur primitiven Dichtung, in seiner Ablehnung des Klassizismus, in seinem dunklen Verlangen nach einer neuen Menschheitsdichtung war Renan den Stimmungen der Romantik, die zu seiner Zeit schon zu schweigen begonnen hatte, unterworfen.

In Renans ursprünglicher Veranlagung steckte der Sinn für das Romantische. Er selbst entdeckte in seiner Zugehörigkeit zur bretonischen „Rasse" den Grund seines „romanticisme moral", d. h. jener Veranlagung, die ihn, wie seine Landsleute, unfähig zum tätigen Leben um egoistischer Zwecke willen machte und in sehnsüchtigem, stets unbefriedigtem Verlangen nach dem Idealen streben ließ.

Die romantische Veranlagung Renans äußerte sich nicht, wie bei manchen berühmten Romantikern, in der stürmischen Wallung des leidenschaftlich erregten Gefühls. Die seelischen Kämpfe seines Lebens sind nicht gerade romantischer Art. Der Kampf zwischen Glaube und Wissen nahm für ihn nicht romantische Formen an. Der Weltschmerz hat nie Macht über ihn gewonnen. Dazu war er im Grunde seines Wesens zu heiter und zu vernünftig, zu sehr voll Interesse den Erscheinungen des Lebens zugewandt. Frühzeitig auch überwucherte in ihm der wissenschaftliche Trieb das romantische Gefühl, wurde das Verlangen in ihm wach, auf dem Wege der historischen Forschung, mit Hilfe der peinlichst gesammelten und durchgearbeiteten Dokumente die Geschichte des menschlichen Geisteslebens zu erkennen. Renan wurde ein Gelehrter.

74) *Cahiers de jeunesse* p. 326.
75) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 283.

Sein Ideal wurde es, still und ungestört ein friedliches, dem Erforschen der Wahrheit gewidmetes Leben zu führen. Kein romantisches Ideal. Doch mochte die Arbeitsweise auch so streng wissenschaftlich sein wie nur möglich, das Ziel, der Wert und der Sinn seiner Arbeit erschienen ihm doch in romantischem Licht. War er doch ganz erfüllt von dem großen und schönen romantischen Problem, das die Zeit der eigentlichen Romantik überdauert hat, von dem Problem, dem Menschlichen, dem ewig Rätselvollen, näher zu kommen durch die Erforschung der in poetischer Dämmerung verschleierten Kindheitszeit des Menschengeschlechts.

Das Romantische in der Seele dieses Spätgeborenen der Romantik wurde aufs lebhafteste berührt und beeinflußt durch die Lektüre romantischer Werke, des Buches der Frau von Staël über Deutschland, deutscher und französischer romantischer Dichter und Philosophen. So, aus ursprünglicher Veranlagung und unter dem Einfluß verehrter romantischer Persönlichkeiten bekannte er sich zur Romantik, als es bereits angefangen hatte, zum guten Ton zu gehören, sich von ihr abzukehren. „Je suis né romantique", schreibt er einmal in sein Tagebuch. Ich werde mich nie mit dem intellektuellen System begnügen, das bei der Form stehen bleibt und nur durch die Harmonie entzückt, mit einem System, wie es Boileau in seinem Briefe an den Marquis de Seignelay beschreibt: „Non, il me faut l'âme, quelque chose qui me mette au bord de l'abîme [76])".

Gerade wegen dieser Forderung des Seelischen erschien ihm die Poesie Frankreichs vor der Romantik so unbedeutend. Die Gedichte des 18. Jahrhunderts waren feine Salonblüten [77]), die Lyrik von Malherbe und J. B. Rousseau, ebenso wie die Pindars und Horaz's war gar keine Lyrik, sondern „calcul de tête", im Gegensatz zu der seelenvollen Dichtung der deutschen Dichter, zu Lamartines Art, die ein Hymnus an die Innerlichkeit und beschauliche Selbstbetrachtung ist [78]). Die Klassiker besaßen ein nur unvollkommenes Naturgefühl, sie hatten nur etwas vom Einfachen und Angenehmen des Ländlichen begriffen, aber die wirkliche Poesie, das seelische Poetische der Natur war ihnen entgangen. Vergleicht man in dieser Beziehung ein Gedicht von Boileau oder noch besser von Fontenoy de Chaulieu mit der *Retraite* von Lamartine: „c'est la différence de l'âme au corps" [79]).

Als Romantiker setzt Renan der verstandesmäßigen Zergliederung und dem formvollendeten Ausdruck der Gefühle

[76]) *Cahiers de jeunesse* p. 326 f.

[77]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 199.

[78]) *Ebda.* p. 286.

[79]) *Cahiers de jeunesse* p. 319 f.

die Hingabe des ganzen, leidenschaftlich erregten Menschen an das Chaos der Seele gegenüber; statt der vernünftigen Bekämpfung des Leides die melancholische Wollust des Schmerzes: „Les anciens n'ont jamais cette teinte de sentiment pure, élevée, mélancolique, qui fait réellement du malheur quelque chose de divin et de céleste, une vraie religion, un état où l'on est plus près de Dieu [80]).“

Wie aus dem Gefühl des persönlichsten Schmerzes, zogen die Romantiker auch aus dem Gefühl des Unendlichen, das sie aus der Beschränktheit des Irdischen herauszog, ihre Inspirationen. Auch diesen Inhalt des romantischen Bewußtseins erlebte Renan in seinem eigenen. Er schreibt einmal in sein Tagebuch, daß der Eindruck, den man bei der Lektüre der großen romantischen Werke, z. B. bei Lamartine, habe, peinlich sei; daß man das Gefühl von etwas Hohlem und Leerem habe, während der Eindruck bei Racine voll und abgeschlossen sei. Man möchte fast meinen, er neige hier mehr dem Klassischen zu. Aber aus dem Folgenden wird dann klar, daß er den Eindruck des Vollen und Abgeschlossenen eben nur von der klassischen Beschränkung erhält, während er die romantische Leere nicht als einen Mangel, sondern als einen Vorzug empfindet, der von der Unendlichkeit des Gesichtskreises herrühre: „On ne pose pas à plein, on voudrait plus, on a faim, et avec les classiques on n'a pas faim. Tout est content. C'est qu'ils sont finis et les romantiques sont infinis. Or, l'infini est plus. J'aime mieux le sentiment infini du romantisme que le sentiment borné et tranquille de l'autre. L'une est une hyperbole, l'autre un cercle [81])“.

Es kommt wohl auch einmal eine Stimmung über ihn, in der er nicht dabei stehen bleibt, die Überlegenheit der Romantik über Antike und Klassizismus zu verkünden, sondern in der es ihm sogar erscheinen will, als wäre das Bedürfnis seelischer Hingabe in ihm stärker geworden als der wissenschaftliche Trieb. In einer solchen Stimmung findet er den einfachen Gesichtspunkt der experimentellen Wissenschaften, den Positivismus, der ihn so entzückte, nicht mehr schön genug und behauptet, daß in der Poesie und in der Begeisterung der Seele sicher ebenso viel Wahrheit zu finden sei als in der Naturwissenschaft [82]).

Diese Übereinstimmung seiner Seele mit dem Gefühl romantischer Erregung und Sehnsucht verhinderte den jungen Renan nicht, der Romantik doch auch kritisch gegenüberzutreten.

80) *Cahiers de jeunesse* p. 348.

81) *Ebda.* p. 257 f.

82) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 84.

Die gewollte und berechnende Nachahmung des Mittelalters zu äußerlichen Effekten tadelte er ebenso rückhaltlos wie die Nachahmung der Antike durch den Klassizismus. Gewisse Äußerlichkeiten und affektierte Übertreibungen der Romantiker vermochten ihn sehr stark aufzuregen: „Rien de plus sot qu'un écolier romantique; se battre les flancs romantiquement me donne la nausée [83]).

Ziemlich ausführlich wendet er sich einmal gegen die „types à la Chatterton". Er erklärt diese jungen Genies, die sich über jedermann erhaben dünken und gegen die Gesellschaft wüten, die ihnen nicht eine geziemende Sinekure gibt, damit sie ihre erhabenen Gedanken pflegen können, als die dümmsten, lächerlichsten, unausstehlichsten Gecken. Er haßt sie besonders deswegen, weil sie es verschmähen, zu arbeiten und in der harten Arbeit, die ihnen erniedrigend erscheint, ihr Genie auszubilden. Er ist erbost gegen sie aus dem Gefühl seiner eigenen harten Lage heraus, die ihm so schwere Entbehrungen auferlegt und seine freie Geistesentwicklung hemmt. Nach dem Austritt aus Saint-Sulpice mußte er sich, der bereits einer der besten Kenner der semitischen Sprachen in Frankreich war, jahrelang mit der untergeordneten Stellung eines Präfekten in einer Pension begnügen. In seiner bedrückten Lage fühlte er sich den dünkelhaften, romantischen Genies gegenüber als eines jener wahren Genies, die sich still beugen, ihre Leiden auf sich nehmen und alle Beleidigungen und Verachtungen ertragen „sans rien dire, mais en conservant toute leur dignité intérieure". Er tröstet sich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten, in denen die „Chatterton-singes" erniedrigt sein werden und er selbst erhöht sein werde. Gott selbst gibt ihm diesen Trost; denn für ihn leidet er. Er sieht sich auf der letzten Stufe der sozialen Leiter, ein Spielball der Launen eines wahren Tyrannen: „N'importe. C'est pour ma conscience [84])."

Auch sein hoch- und strengentwickelter moralischer Sinn ließ ihn an einer charakteristischen Eigentümlichkeit romantischer, in Dichtungen verherrlichter Moral Kritik üben. Er spricht einmal von seiner zwiespältigen Stimmung gegenüber den moralischen Typen Victor Hugos. Er wisse eigentlich nicht recht, warum er das System von Reiz und Größe des Verbrechens, wie es Victor Hugo in Lucrezia Borgia z. B. darstelle, bewundere, da doch seine eigenen moralischen Prinzipien so völlig absolut seien. Er ist fast geneigt, sich für immer von diesem „genre byronien" abzuwenden, von dem Typus des Menschen „aux mauvaises pénsées impétueuses mais au fond duquel il y a du bien". Deswegen, weil er an die lächerlichen

[83]) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 211 f. Vgl. auch p. 47 f., 78, 88.

[84]) *Ebda.* p. 388. Vgl. auch *Souvenirs d'enfance et de jeunesse* p. 333.

Gecken denken müsse, die diesen Typus affektiert zur Schau trügen. Aber er läßt sich dann doch in seiner Wertschätzung der dichterischen Schöpfung nicht beirren durch den Mißbrauch, der mit ihr getrieben wird [85]).

Immerhin ist es fast merkwürdig, daß Renan seiner zwiespältigen Stimmung nicht weiter nachgeht und zu einer entschiedeneren Ablehnung des psychologisch meist so wenig vertieften Charakters des edlen Bösewichts gelangt, wie er im romantischen Roman und Drama eine so große Rolle spielt. Er sah den Unterschied zwischen dem für Kenner geschriebenen literarischen Theater der klassischen Zeit und dem zeitgenössischen, das er als eine Sache des literarisch ungebildeten Volkes recht gut erkannte. Es tut ihm zwar nicht leid, daß die Zeit der klassischen Kunst Voltaires vorbei ist, aber „la profondeur tout aristocratique et fort impopulaire de Goethe, etc., qui ne la regretterait"? Er betont ausdrücklich, wenn ihm schon nicht das kalte System der Klassiker behage, so doch noch viel weniger „ce genre plat et populaire, d'illettrés et de gens sans goût, peu intellectuels, hommes d'affaires ou de plaisir. C'est misère" [86]).

Trotz solcher Kritik romantischer Schwächen und Übertreibungen ist Renan seiner Grundauffassung von Romantik treu geblieben. Bis zuletzt blieb ihm Romantik gleichbedeutend mit Idealismus, mit der hohen, vergeistigten, verinnerlichten Lebensauffassung, mit dem Streben nach erhabensten und lautersten, fern von der Wertschätzung durch positiv-materialistische Menschen liegenden Dingen. Er liebte die Romantik wegen ihres seelischen, moralischen Gefühlsinhaltes, nicht wegen der Form, in der ihr Gehalt zum Ausdruck gelangte.

Renan hat sich in seiner Jugend viel mit dem Problem über das Verhältnis von Inhalt und Form abgegeben. Ohne daß er eigentlich zu einer Lösung gekommen wäre. Er war damals ganz und ausschließlich auf Erkenntnis, Wahrheit, Menschlichkeit, Moral bedacht. Was an Künstlerischem in ihm steckte, kam nicht über Aspirationen und Ahnungen hinaus. Die Form versagte sich ihm nicht, aber er suchte sie auch nicht. Bis zur italienischen Reise.

Die Form betrachtete und schätzte er gering als das Nur-Individuelle, als das Künstliche und Konventionelle. Sie kam für ihn nur durch äußerliche Gewandtheit und Geschicklichkeit, aus Berechnung, Reflexion und Eitelkeit zustande. Sie erschien ihm als eine Umkleidung, die mit dem Wesen, mit

85) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 298 f. Byron charakterisiert er gelegentlich als „un monstre, un prodige, mais en qui il manqua quelque chose, la morale, Jésus-Christ". Ebda. p. 107.

86) *Ebda.* p. 283.

dem Gehalt an sich nichts zu tun hat, vielmehr Wesen und Gehalt in verzerrender Umschreibung nur veräußerlicht. Die Form ist ihm nicht nur etwas Künstliches, auch etwas Falsches. Sie fälscht die Ursprünglichkeit, die Spontaneität der Empfindung und des Gedankens. Wenn man ein wahres Gefühl ausspricht, so denkt man daran, wie man es sagen will, man denkt an seinen Stil: „On réfléchit à ce qu'on dira, c'est parcequ'on l'a voulu et calculé". Es geht gar nicht anders. Der wahre Inhalt äußert sich in falscher Form, „cette forme fausse est une nécessité de notre condition, d'après laquelle l'expression requiert travail et composition. Mais au fond, sans cela, ce serait naïveté pure et effusion sincère[87]).

Man muß feststellen, daß auf Grund einer so paradoxalen Auffassung von Inhalt und Form der junge Renan eigentlich kaum ein von Vorurteil und Irrtum freies Urteil über Literatur abgeben konnte. Tatsächlich sind denn auch seine Urteile über die primitive Ependichtung, wie über die klassische Literatur Frankreichs, ist die Begeisterung auf der einen Seite und die Kritik auf der anderen Seite einseitig und befangen.

Renan stellt an einer Stelle die Frage: „La littérature a-t-elle valeur par elle-même où bien par ce qu'elle exprime?" Und er antwortet: Es ist sicher, daß die reine Form nichts bedeutet, daß das Schöne vielmehr das moralisch Schöne, das Erhabene ist, das in den Dingen steckt und nicht im Literaturwerk[88]). Eine unmögliche Auffassung, die dem Künstler, ähnlich wie dem poète-collecteur der primitiven Epen nur das Horchen auf die Harmonie der Dinge und das Sammeln ihrer Töne zuerkennt und fast schon ihre Vereinigung zum Lied untersagt. Wie stets, darf man die Äußerungen Renans auch hier nicht als absolute Wahrheiten und ein für alle Mal feststehende Überzeugungen nehmen. Es handelt sich hier, wie so oft, um die in irgend einer Stimmung zur Erstarrung gebrachte hin und her flutende Woge seiner Gedanken.

Es war ein Lieblingsgedanke Renans, die Geschichte der Menschheit aus dem Gesichtspunkte des Verhältnisses von Form und Inhalt zu betrachten. Er glaubte die Entwicklung der Menschheit als einen ungeheuren Fortschritt von der Form zum Inhalt zu erkennen; als das heiße Bemühen über die Schranken des klar erkannten und formal faßlichen Endlichen hinaus zu den Geheimnissen des Unendlichen zu dringen; statt um die schöne Form sich um die Moral zu kümmern; statt die Worte sprechen zu lassen die Seele zu befragen.

Von seinem nordischen Studierzimmer aus glaubte er zu sehen, daß es sich bei den Alten in Kunst, Wissenschaft,

87) *Nouveaux cahiers de jeunesse* p. 210.

88) *Ebda.* p. 111.

Geschichte, Rhetorik und Dialektik nur um die Form, z. T. nur um die leere Form gehandelt hätte und daß sie dem Inhalt nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt hätten [89], während die Modernen in Wissenschaft, Geschichte und Beredtsamkeit zunächst nur an den Inhalt dächten und zwar so sehr, daß sie die Form darüber nur allzu sehr vernachlässigten. Das Vollkommene wäre, Form und Inhalt miteinander in Einklang zu bringen, so wie es in einem ersten Versuch Alexander von Humboldt in seinem „Cosmos“ fertiggebracht habe.

Nach der Vollkommenheit der Form hat auch Renan in seinen Werken gestrebt. Was schon in seiner jugendlichen Kritik romantischer Absonderlichkeiten sich vorbereitete, wuchs in ihm mit den Jahren. Er lernte später den moralischen, seelischen Romantizismus unterscheiden von der Romantik im Ausdruck, in der Formgebung. Diese weist er ab als Irrtum. Wenn es nämlich auch zwei Arten des Fühlens und Denkens gäbe, die idealistische und die nicht idealistische, so gäbe es doch nur eine Form, um auszudrücken, was man denke und fühle.

Auch diese Auffassung ist einseitig. Sie setzt eine und dieselbe Form für zwei ganz verschiedene Gedanken- und Gefühlsinhalte voraus, eine Form, die, losgelöst vom Inhalt, über dem Inhalt stehe, als etwas für sich Besonderes.

Es ist, als ob in den älteren Renan ein Stück der Theorie des Klassizismus, den er in seiner Jugend aus sich herausgetrieben hatte, sich wieder eingeschlichen hätte.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

[89]) *Ebda.* p. 188 und 209. Renan konnte die griechische Literatur gelegentlich auch anders als eine Verwirklichung nur der äußeren Form auffassen. Er rechnete sie dann nicht zu den formvollendeten klassischen Literaturen, sondern sah in ihr eine wahrhaft originelle und primitive Literatur: „production naïve de l'humanité, représentant une de ses phases à son enfance“. Nichts sei weniger klassisch als ihre spontanen nud primitiven Gesänge und Oden (*Ebda.* p. 195). Renan gelangte nicht dazu, seine verschiedenen und einander widersprechenden Auffassungen über das Griechentum miteinander zu versöhnen. Er gelangte nicht zu der einfacheren Formel Schlegels, der in der griechischen Kunst und Poesie ursprüngliche, bewußtlose Einheit der Form und des Stoffes erkannte, während in der neueren Dichtung innigere Durchdringung beider als zweier Entgegengesetzten in der Annäherung an das Unendliche gesucht würde (*Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur*, in *A. W. v. Schlegels sämtliche Werke*, hgg. von E. Böcking in Leipzig 1846. Bd. 5, S. 17). Vgl. auch Schlegels Ausführungen über mechanische und organische Form. Bd. 6 p. 157.

Zwei altfranzösische Sprichwörtersammlungen in der Universitäts-Bibliothek zu Uppsala.

Die Handschrift C 523 in der Universitäts-Bibliothek zu Uppsala, ein Pergamentkodex aus dem 14. Jahrh. (142 Fol., 4°), der früher der Klosterbibliothek zu Vadstena zugehört hat, enthält zwei Sammlungen Sprichwörter in altfranzösischer Sprache. Es ist ein „Codex miscellaneus", auf einem Vorsetzblatt als „Liber miraculorum" bezeichnet, und aus zwei Teilen bestehend. Der eine (Fol. 1—160) ist nach dem am Schlusse befindlichen Inhaltsverzeichnisse in neun „partes" eingeteilt[1]: davon beträgt die Sammlung I fünfzehn Seiten (Fol. 148 v°—155 r°), der andere (Fol. 163—170) enthält die Sammlung II, an deren Ende wenigstens ein Blatt fehlt. Nach einem Vermerke des Vorsetzblattes: Iste liber emptus est constancie pro (i floreno?) und stammt der Sprache nach zu urteilen wohl aus einem Kloster des östlichen Frankreichs, näher bestimmt Lothringens, vielleicht der Metzer Gegend, sei es daß der kompilierende Schreiber selbst ein Lothringer oder die Vorlage lothringisch. Am Schlusse (Fol. 172) findet sich auch ein Verzeichnis der „Castra episcopatus Metensis".

Jedes Sprichwort der ersten Sammlung ist von entsprechenden lateinischen Sentenzen begleitet, oft sind mehrere zusammengeführt worden, während in der zweiten der Verfasser oder Kompilator sich bemüht hat, jeden Spruch mit Bibelzitaten zusammenzustellen, deren Inhalt oft damit nur in ziemlich losem Zusammenhange steht. Solche Sammlungen sind wahrscheinlich für die Prediger bestimmt (vgl. Romania, XIII, 532). Übrigens verrät diese letztere Sammlung eine gewisse Übereinstimmung in Form und Aufstellung mit der von Francisque Michel bei Leroux de Lincy (Teil 2, S. 472 u. ff.)

[1]) Pars 1 = Fol. 1—2 fehlt. — 2 = 2—39: Epistola ignacij et abegarij. Miracula beatae virginis. — 3 = 39—46: Miracula de corpore christi. — 4 = 46—63: Miracula sanctae crucis. — 5 = 62: Exempla de angelis. — 6 = 63—68: Exempla de papis, cardinalibus, episcopis etc., de fabulis ysopi, de physicis, de advocatis. — 7 = 88—98: De religiosis personis, de monachis, de heremitis etc., de mulieribus religiosis. — 8 = 99—148: De imperatoribus, de regibus, de comitibus etc. — 9 = 148 v°—160: Versus de diuersis materiis.

nach einer Cambridger Handschrift (Corpus Christi College) mitgeteilten und der von Langlois veröffentlichten. Ich weise auf die von C. Friesland in dieser Zeitschrift (Bd. 28, 1905) publizierte Sprichwörter-Bibliographie hin und gebe hier nur die öfters zur Vergleichung herangezogenen Schriften:

Ebert, E., Die Sprichwörter der altfranz. Karlsepen. 1884 (Stengels Ausgaben u. Abhandlungen, 23).

Fehse, E., Sprichwort u. Sentenz bei Eustache Deschamps u. Dichtern seiner Zeit. Diss. Berlin 1905. (Auch in den Romanischen Forschungen.)

Garnerius, Ph., Thesaurus adagiorum gallico-latinorum. Francofurti 1625. (Garn.)

Homann, C., Beiträge zur Kenntnis des Wortschatzes der altfranz. Sprichwörter. Inaug.-Diss. Greifswald 1900.

Kadler, A., Sprichwörter u. Sentenzen der altfranz. Artus- u. Abenteuerromane. 1886 (Stengels Ausgaben u. Abhandlungen, 49).

Langlois, E., Anciens proverbes français. 1899 (Bibliothèque de l'Ecole des chartes. T. 60).

Leroux de Lincy, Le livre des proverbes français. 2e éd. T. 1—2. 1859 (Bibliothèque gauloise).

Loth, J., Die Sprichwörter der altfranz. Fabliaux nach ihrem Inhalte zusammengestellt (Progr. d. Kgl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Greifenberg in Pommern, 43—44. 1895—96).

Martin, J., Les proverbes au Conte de Bretagne. Diss. Erlangen 1892.

Meyer, P., Documents manuscrits de l'ancienne littérature de la France. Paris 1871.

Proverbes champenois avant le XVIe siècle. Reims 1881 (Collection Tarbé, 13).

Schepp, F., Altfranzösische Sprichwörter u. Sentenzen. Inaug.-Diss. (Greifswald) Leipzig 1905.

Stengel, E., Die beiden Sammlungen altfranz. Sprichwörter in der Oxforder Handschrift Rawlinson C 641 (Zeitschrift. f. franz. Sprache u. Litt., Bd. 21).

Sussanaeus, H., Proverbia Gallica secundum ordinem alphabeti reposita. Ed. 2. Parisiis 1558. (Sus.)

Tobler, A., Li proverbe au vilain. Lpz. 1895.

Ulrich, J., Die altfranz. Sprichwörtersammlung. Proverbes ruraux et vulgaux (Zeitschrift f. franz. Sprache u. Litt., Bd. 24.) (Ulrich I.)

— — Die Sprichwörtersammlung Jehan Mielots. (Ibid. S. 192—199). (Ulrich II.)

Wandelt, O., Sprichwörter u. Sentenzen des altfranz. Dramas. Diss. Marburg 1887.

Ein bestimmtes und ausgeprägtes sprachliches oder dialektisches Gepräge ist kaum bei solchen Zusammenstellungen, die im wesentlichen von der Vorlage abhängig sind, zu erwarten. Es ist jedoch, wie schon Homann (S. 5) hervorhebt, beachtenswert, daß so viele von den handschriftlich überlieferten Sprichwörtersammlungen anglonormannische Sprachform zeigen, was wohl damit zusammenhängt, daß diese Gattung zuerst in England gepflegt wurde. In dieser Hinsicht zeigt jedoch besonders die Sammlung II gewisse Merkmale, die, wie schon gesagt, auf Lothringen, etwa die Metzer

Gegend, hindeuten. Ich beschränke mich zunächst auf diese Sammlung.

Im Vokalismus folgt *a* der Hauptregel des Ostens, besonders Lothringens, und wird *ei* (i-Nachlaut), nicht nur in -are,-atum,-atem,-atam wie *aleir*, *demoreir* 208, *jueir* 273, *soleir* (subtelare) 32, *sauouleiz* 52. 263, *ameiz* 145, *neiz* 154, *pouretei* 215, *debonaireteiz* 174, *bonteiz* 58, *ueeie* 66, und *asseiz* 23—25, sondern auch in *meire* 275, *leires* 131 (aber *larron* 132), *eiles* 181, *teil* 250 etc. (neben *tel*), *hosteil* 60 auch *cheir* (carrus) 130, *seit* (sapit) 25, 171 (*seit* 259 ist wohl fehlerhaft für *sent*): ebenso das parasitische *i* in *graice* 36. 142, *aisne* 7 und *saige* 125. 194, weiter *gaingne* 50 und *lainne* 14, aber unter Bedingungen des Bartschischen Gesetzes: *marchie* 12, *maingier* 206, *chie(t)* 14, 35, 173, *lassier* 141, *meschiet* 19 etc. Ferner bleibt *a* vor *l* oder wird wie gewöhnlich zu *-au*: *valt* 162, *vault* 41. 163. 164, *vaul* 165, *mol* 14. Das besonders dem Lothringischen charakteristische *-aule* kommt auch vor: *estauble* 30, *dyauble* 74. 144. 202. Ferner ist zu bemerken *ait* (habet) 247 etc., auch die Metzer Kanzleisprache des 14. Jahrhunderts kennzeichnend[2]). So ist auch *iaue* (aqua) 248 sehr häufig in Metzer Urkunden[3]), ist z. B. in der der Metzer Mundart wenigstens angepaßten Fassung des Saint voyage de Jerusalem (hrsg. von Bonnardot et Longnon in Société des anciens tex tes) belegt, kommt überhaupt in nordöstlichem Gebiete vor.

Was lat. offenes *o* angeht, so begegnen die Formen: *welt* (volet) 219, *wet* 18. 220. 224 (in Assonanz mit *puet*), 236, *welle* 271, die besonders in östlichen Texten häufig sind (vgl. Lothringer Psalter hrsg. von Apfelstedt, S. XXIV, Ezechiel und Sermon de Saint Bernhard nach Kesselring, Die betonten Vokale im Altlothringischen, S. 23; Goerlich, Der burgund. Dial., S. 79; Fleck, A., Vokalismus d. ostfranz. Denkmäler, S. 36), auch vereinzelt in der nordöstlichen Champagne (vgl. Kraus, J., Beitr. z. Mundart d. nordöstl. Champagne, 1901). Dann ist zu bemerken *roue* (rota) 130 und *cowe* (coda) 237, wo *w* als hiatustilgend bezeichnet wird (vgl. Apfelstedt, S. XXXVI). Opera gibt immer *euure* 2. 57. 148. 221, oculus wird *oill* 194, 205 (vgl. Kesselring, S. 23), sonst *tot*, *toz* (neben *touz*) 142. 145, *cop*, *cops* 35. 92. 200, *solt*, *tolt* 230, *folz* 70 etc. (neben *foulz*) und das parasitische *i* in *boin* 47. 149, *loing* 45, der regelmäßige Diphthong *ue* in *duelt* 205, 61, *puet* 18. 67. 144, *pueent* 87, *muet* 73. 178, *cuers* 147, 67, *trueue* 97. 185, *prueue* 128, *cueure* 153 und *cuir* (corium), *recuit* (recolligit) 227, *cuide* (cogitat) 268 nach französischer Art, wie

[2]) Vgl. Keuffer, M., Die Stadt Metzer Kanzleien, 1895, S. 32 u. passim.

[3]) Vgl. Rydberg, Volmöllers Krit. Jahresbericht 6 (1899—1901), S. 237—238, und Hürlimann, Entwickl. von Aqua, Diss. 1903, S. 28.

im Metzischen der Fall ist, aber *enuoise* 69 mit der dem Osten eigentümlichen Entwicklung von ǫ + y. Die Trilogie focum, locum, jocum gibt *feus* 15, *leu* 55, 234, *jeus* 246. — Geschlossenes *o* zeigt die im Osten gewöhnliche Entwicklung zu *ou*, z. B. *houre, laboure* 98, *debtour* 82, *lous loup* 14, 156, *estoupe* 15, *orguillous* 184, *corrous* 16 etc. aber *lor* 257, das auch in Metzer Urkunden neben *lour* vorkommt. — *Au* gibt teils *ou*, teils *o*: *pou* 179, *po* 270, *los* (laus) 268, *poures* 64, 167.

Die Entwicklung von *e* betreffend zeigt -ellus etc. die dem Metzischen fremde und auch fremdem Einflusse zugeschriebene Diphthongierung, die auch im Lothringer Psalter und bei Philippe de Vigneulle, dem freilich nicht mehr völlig mittelalterlichen und wohl unter französischem Einflusse stehenden Vertreter des Metzer Dialektes, vorkommt: *biax* 40, *bialz* 41, 246, *biaulz* 4, *bial* 43, 67, *oisiaulz* 4, 181, *oisialz* 29, *drappialz* 139, *raixialz* 264, *nourial* 84, aber *burel* 38, sonst wird offenes *e* zu *ie* wie in *riez, ries* 84, 161, *rielle* 61, in *liez* (laetus) 70, *lieure* (leporem) 97. Pecten > *pigne* 121, *pire* (pejor) 130 können die im Metzischen, im Gegensatz zum Osten im allgemeinen zentralfranzösische Entwicklung von ę + *y* > *i* illustrieren. *En* > *an* geht aus zahlreichen Schreibungen hervor. — Geschlossenes *e* gibt wie im Osten *oi*, auch vor Nasal: *poinne* 79, 113, aber *mains* (minus) 141 und dem Osten eigentümliches *consoil* 23, 105, 196, auch vortonig *avoilliez* 170.

Vortoniges *e* wird oft *a* wie in der Metzer Ammansprache (vgl. Keuffer, S. 45) und im Lothringischen im allgemeinen z. B. *avoilliez* 170, beachte weiter *mauais* 135 etc., *lassier* 141, *visin* 207, 240, *tigneus* 121, 277.

Ein östliches Merkmal ist *reuru* 57, 94. Daneben bemerke ich *az* (ad illos) 138 und *ez, dou* 74, 90, 130, 178, 209. Die Zweikasusflexion, die im Lothringischen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. starke Spuren des Verfalls zeigt, ist ganz gut beibehalten, vgl. *chas* 59 -*chat* 3, *lous* 14 -*louf* 156, *cuers* 67 -*cuer* 15, *leires* 131 -*larron* 132, die Nominativform des Possessivpronomens *sez* 4 etc.

Unsere Sammlung I trägt deutlich Spuren eines Korrektors. Er hat z. B. die (Plural-) Endung -*z* zu -*s*, *li* zu *le*, *ascri* zu *escri*, *iou* zu *ieu*, *maz* zu *mais*, *peires* zu *poires* geändert.

Östliche, bzw. lothringische Merkmale sind *sorloueir* 1, *fumeie* 14, *loueir* (locare) 20, *prey* (pratum) 21, *reproueir* 27, *donei* 50, *seit* 61 neben *set* 61, 84, 94, *ameie* 155, *meire* 113, 124 aber *mere* 83, *freire* 93, *soueif* (suavis) 129 (vgl. Buscherbruck in Rom. Forsch., IX, 695), *saige* 146 aber *dez* 154, *pouretez* 154, *assez* 50, *debonaretez* 116 (vgl. Sammlung II), *estable* 68, *nes* 41, *tel* 114, 120, Keuffer (S. 31 u. passim) betrachtet *lai* (illac) 166 und *ait* (habet) 56, 58, 127, 142 (*heit* 171) als metzisch. *Maz* 61, 99, *mauaz* 80, *ane* 74

können die gebräuchliche Reduktion von *ai* zu *a* (wie auch sonst *fais* neben *faz*, (*n*)*aiz* neben (*n*)*az* 67) exemplificieren. Schreibungen oder Kontraktionen wie *fere* (faire) 90, *fes* (fais) 44, *chesne* 101, *let* (laid) 156 kennt auch das Franzische und Normannische. *Aqua* zeigt sowohl *eue* 46, *ieue* 126 als *eiue* 162.

Als für das Lothringische charakteristisch ist wohl auch z. B. *pel* (pellis) 88 zu betrachten (vgl. Romania I, 336), sonst begegnen *buriau* 53 (vgl. oben), *biau*(*z*) 39, 59, *oisiaul* 39, weiter *riel* 149, *rielle* 22, *riet* (vetat) 90, *giet* 57 : *lit* 32, 79, 89 und *pis* 127 könnten sowohl aus Metz als aus dem Centrum stammen, wir finden vortonig auch *prisies* 175. Dann *consoil* 87, sonst *oi* aus geschlossenem *e*, -itia: *ionecce* 159, *peires* 153 ist zu *poires* geändert, *peccei*e 126 *peceier* (von Godefroy bis ins 14. Jahrh. belegt), en > an wie in: *pance* 97, *sanrepant* 108, *rant* 127, *fame* 31, 58, 90. Vgl. auch *saie* neben *soy* 63.

Unter *o* begegnen zuerst die Formen von voles, -et *vieuz* 88, *vieut* 90, 111, *ueut* 18 neben *ruiet* (in Assonanz mit *puet*) 7, *wiet* 110, *uuet* 149, dazu auch *dioust* (dolet) 123. Kraus (Mundart d. nordöstl. Champagne 20) belegt vereinzelt -ieu neben gebräuchlicherem -iau. Man hat unsere Formen für nur pikardisch gehalten, es ist jedoch wie Matzke (Zeitschrift f. rom. Philol. XX, 7) hervorhebt, eine Erscheinung, die sich vom Pikardischen durch die Champagne bis ins südliche Lothringen und in die Franche-Comté erstreckt. Nach Horning (Die ostfranz. Grenzdialekte) lebt noch zwischen Metz und Belfort *pyœ*, *vyœ* fort. Von dem in diesem Falle gleichgestellten oculos hat unser Text sowohl (1) *uel* 84 als *ouil* 91, 96 und *uil* 102 (vgl. oben oill). Eigentümlich scheint die Form *rieue* (rota) 138 (vgl. oben *rowe*), sonst gibt es *röe*, *ruee*, bei Marie de France *roeue* (Lais, ed. Warnke, 2[e] éd. 1900, S. 26), in der Metzer Gegend nach Keuffer (S. 98) ein jüngeres *rueie* (auch häufig in Ezechiel) neben *roie*. Horning (Die ostfranz. Grenzdialekte 41) hält für ursprünglich *riœi* (*œ* = franz. eu), als *ryœy* erhalten. — Von jocum haben wir *iou* 13 (zu *ieu* geändert), *ious* 64, *ieu* 59 (vgl. *joue*, *noue* 25), focum > *feu* 14, 142, 167, locum > *leus* 28, *lieu* 121, opera > *euure* 119, ovum > *ouef* 50. Vgl. auch *tuit* 93 aber *toz iors* 90. — *Coda* zeigt *coue* 80 (vgl. oben), sonst auch die Entwicklung zu *ou* in *paour* 114, *demoure* 97, *houre* 73 usw., zweifelhaftes *leu* (lupus) 118, franzische Form, weiter *jone* 149, *ionecce* 159.

Den i-Nachlaut des Ostens zeigen *compaing* 56, *boin* 150, *loing* 136, und besonders *perdui* 68, *fuit* 170. Die Vortonvokale illustrieren *apargne* 85, *ascri* (zu *escri* geändert) 88, *rizin* 106, *signour* 118, *razon* 158. Von Verbalformen erwähne ich zum Schluß *sunt* 53, *soent* 93, *vouroe* 168, letzere mit Reduzierung des *oi* zu *o*, die in östlichen Texten begegnet (vgl. Schwan-Behrens, Gramm., § 229).

I.

1. M ale bouche doit on sor loueir.
2. Q ui b*ien* aimme tart oblie.
3. P our deffault de proudo*m*me mech leu fou encheire.
4. E nsi fiert qui ne voit.
5. M ieuz uaut palle en dent que ne fait niant.
6. Q ui mieuz ne puet a sa uielle saudort.
7. Q ui ne feit q*ua*nt il puet ne fait mi q*ua*nt il vuiet.
8. A u vespre loue len le iour.
9. D ehe aient tant de mestres dit le crepaus ala h*er*ce.
10. P roumesce sanz doner cest au foul conforter.
11. Q ui tout me don*n*e tout me toult.
12. D autrui lreur (sic) large couroe.
13. Q ue*n* (sic) ieu entre ieu consent.
14. O v nait feu nait fumeie.
15. Tout e*st* ale q*ua*mq*ue* berte file.
16. Chaucuns p*re*stres loue ces reliques.
17. M al atant quia peut.
18. Q uaprent baiart en donteure si ueut tenir le iour q*ui* dure.
19. T ouz iourz sent le pot la sauour.
20. S on loueir p*er*t qui mauuaiz sert.
21. L a force pest le prey.
22. B ezoig fait uielle troter.
23. M ieuz vaut p*res* iu*n*chiere que ne fait lo*n*g preeire.
24. N est pas p*re*ste uiande que lieure egenestey.
25. V entre saoul ioue non cotelete noue.
26. Q ui est garnis si net honis.
27. L en dit en reproueir que toz iourz ai*n*me amis.
28. L i leus fait le lero*n*.
29. Mieuz vaut .I. tie*n* q*ue* dous tu laras.
30. Q ui ne don*n*e q*ue* ai*n*me ne p*re*nt que desire.
31. I l nest plus h*ar*di rien amaul faire q*ue* fame.
32. S egon to*n* lit estent tom pie.
33. A v bezoig uoit len qui amis est.
34. A p*rez* labour est bon repous.
35. A usoir loue le iour et au matin lanuit.
36. T rop paller nuist.
37. Miex vaut engien que force.
38. Q ui b*ie*n ai*n*me tart oblie.
39. A chaucu*n* osiaul son ni li e*st* biauz.
40. V oy en q*ua*mq*ue* feras la fin a que*n* uedraz.
41. Q ui son nes talle sa fasse conchie.
42. L i fait se preuent.
43. A l*ar*ge fenme eschars mari.
44. P etit fes longue voie poise.
45. L a table ostee doit le*n* lauer et boiure.
46. C e fait uin que ne fait eue.
47. O n fait pluz en .1. iour q*ue* en .1. an.
48. S egon son guas dit len son uoir.
49. A luis aluis qui nat point dargent.
50. Mieuz vaut ouef do*n*nei q*ue* ouef ma*n*gie.
51. A ssez outrie qui mo(n)t ne son*n*ne.
52. Q ui b*ie*n stat ne se moue.
53. A usi b*ie*n sunt amourettes souz buriau come souz brenette.
54. A courte chauce lo*n*ge laniere.
55. A coulons saoul sunt cerizes ameres.
56. Q ui ait co*m*pai*n*g si ait maistre.
57. S ouef garde son perier q*ui* ne treuue q*ue* hi giet.
58. I lait male lime qui ait male fame.

59. T ant come iou *est* biau le doit *on* lessier.
60. Q ue ne me*n*gue saint martin meine(nt) so*n* pelerin.
61. Q ui a fame saco*m*pagne si a assez tanco*n*.
62. L en seit b*ie*n q*ua*nt on vait maz len ne set q*ua*nt o*n* reuient.
63. M etez foul pour saie il pancerat de soy.
64. L e*n* dit que li ious *est* bon ou le*n* pert vne noix.
65. G rant m*ar*chiez trait argent de bource.
66. A mi parent se tu as si p*r*ent.
67. S e tu naiz q*ue* le mie*n* si di tu naz rie*n*.
68. A tart fe*r*me sestable q*ui* a p*er*dui so*n* cheuaul.
69. M aul norrit qui na sauoure.
70. L i p*r*estrez soit honnis q*ui* blasme ces reliq*ues*.
71. N e g*ra*s puci*n* ne saige bleton.
72. B ie*n* e*st* le*r*res qui a l*ar*ron emble.
73. I l e*st* bie*n* houre de conchier.
74. L a sorsaume abat lane.
75. T out atant vient q*ui* male nouelle porte.
76. L a ou est le maul si e*st* la main.
77. A p*res* g*ra*nt ioi(i)e g*ra*nt plour.
78. A la p*ar*ole cognoit on lom*me*.
79. A seur boit qui so*n* lit voit.
80. A mauaz chien coue li vient.
81. A p*re*z ma*n*gier assez cuiliers.
82. C haneuns aua*n*ce le sien.
83. M out e*st* faulce norice q*ui* ai*m*me pl*us* q*ue* mere.
84. N us ne set q*ue* luel li pent.
85. L a mort nap*ar*gne neluí.
86. D e petit ha lecheour aide.
87. D e nouelle choze nouuel consoil.
88. E m pel de b*re*bis ce q*ue* vieuz ci ascri.
89. E n lit achien q*ue*rez ia sain.
90. F ame vieut toz iorz fere ce q*ue* le*n* li viet.
91. L erbe q*ue* o*n* cognoit doit le*n* met*re* a son ouil.
92. I l fait maul tancier a plus riche de soi.
93. C e cuide li l*ar*on q*ue* tuit soent sui freire.
94. L i richez ne set qui conuient au poure.
95. L a ou est li tresour est li cuer.
96. L a ou li maul la main la ou est lamor si e*st* louil.
97. I l demoure m*ou*lt de ce q*ue* foul pance.
98. N est paz or q*ua*nque luit.
99. N e me chaut q*ue* deuz me coust mais q*ue* ie leie.
100. P ain et vin cest uia*n*de au palerin.
101. P etit home abat grant chesne.
102. Q ui bie*n* uoit et mal p*re*nt male goute li c*r*iet luil.
103. Q ui plus autre greve se i ne leige.
104. Q ui plus se haste moi*n*z fait.
105. Q ui plus ne peche si encourt.
106. Q ui a mal vizin si a maul matin.
107. Q ui bien ferait b*ie*n trouuerait.
108. Q ui p*re*mierz p*re*nt ne sanrepant.
109. Q ui ait mauais s*er*uiant si a bon deuin.
110. Q ui petit me do*n*ne si wiet que ie uiue.
111. Q ui folie dit folie vieut oir.
112. Q*ua*nt auoirz vient et cuerz faut.
113. T el la meire tel la fille.
114. T el menesce qui a g*ra*nt paour.
115. T out uoir ne fait adire.
116. T rop g*ra*nt debonaretez nuist.
117. T oute p*ar*ole ne fait acroire.
118. A mol pastour leu lichie lainne.

119. A bon iour bonne euure.
120. A tel signour tel magnie.
121. B *on*ne p*ar*ole boin lieu tient.
122. Q ui tout couoite tout li chiet.
123. L a est la langue ou la dent dioust.
124. M eires et filles do*n*nent et p*r*enne*nt* so*nt* amies.
125. L en ne doit ia hom*me* louer deuant soy.
126. T ant vait la buire aliene que se peceie le coul.
127. P is es*t* gabeir a poure q*ue* li mal q*u*il ait.
128. P etite plue abat g*ra*nt vant.
129. Q ui de boins est soueif flare.
130. I l net si griez choze *co*me dauoir male fame.
131. A utant vaut moulin q*u*i ne mout come four q*u*i ne cuit.
132. B la*n*che b*re*bis noire b*re*bis autant met se tu muerz come se tu vis.
133. Q ui rien ne porte rienz ne li chiet.
134. Q ui se muert et se remue na ami.
135. Q*ua*nt ie serai mort si me faitez chaudel.
136. Q ui est loing de sa cuelle si est p*res* de so*n* damage.
137. T ant g*ra*te chieure q*ui* maul gist.
138. T oz iourz brait la pire rieue dou char.
139. Q*ua*nt se mue li mentonz si se doit muer li ho*ms*.
140. I l nest paz mestier de pendre campa*n*ne .a col a foul.
141. Q ui mai*n*me et mon chien.
142. Q ui ait mestier dou feu a son doi le doit q*ue*rre.
143. D ahe ait le dent qui mort son p*ar*ant.
144. Q ui se dautel sert daultel doit viure.
145. Q ui saquite ne senco*m*bre.
146. F oul si despent et gaste q*ua*nque gaingne li saige.
147. A u nonz dez genez a la croix an mo*n*teiz q*ue* noust len lez chemins. . .
148. P ar le regart et p*ar* le ris la belle ma *conqu*is.
149. N uz ne uuet jone morir ne viel deuenir.
150. T oute religion sacorde a boin vin.
151. O r poueiz chier se q*ua*torze ne vienne*nt*.
152. L a mort me mort q*ua*nt la recort.
153. O nquez deux ne fit tel mariage *c*ome de peirez et de from*m*age.
154. P ar ui*n* p*ar* fame et p*ar* dez si vient toz ho*ms* a pouretez.
155. J e ainme leiament et se ne sui ameie P ar fauce amour ai*n*si deceue.
156. D e tant *co*me home est miex estres D e tant est mal enlui plus let.
157. A utant vaut q*u*i pie tie*nt* *come* qui escorche.
158. Qu*an*que le*n* fet p*ar* mesure si p*ro*phite et dure
Quanque le*n* fet sans razon vait a p*er*dicion.
159. M a dame me *com*ma*n*de de t r houlier et filer
E t je suis si ionecce q*ue* nel puis a*n*durer.
160. Male chauce et deschauce.
161. B onte autre req*u*iert et colee so*n* per.
162. A nguille morte vin dema*n*de et eiue e*n* abu*n*da*n*ce.
163. L angue na point de o(n)s et si tra*n*che elle grouz.
164. A goupil nauient paz toz iourz geline bla*n*che.
165. N a foul parler na faur baer.
166. L ai ou est lauoir est le cuer.
167. T orte buche fait boin feu.
168. I l na mie trois iours q*ue* ie suis marie
et si vouroe q*ue* mo*n* mari fu mort.
169. S i bech ia faucille soit. . .
170. P our la soif q*u*i fuit et q*u*i est et q*u*i est auenir
D oit le*n* boiure trois foiz.
171. T ant doit on blandir le chien q*ue* *on* heit passe la uoie.
172. Q ui nat cheuaul si vat apie.
173. A dous truies trois greins pour le t*er*re qui e*n*dure.
174. F oulz ne voit en sa folie se se*n* non.
175. T ant a ho*m* tant est prizies.

II.

1. A bon demandour sage esco*n*disour.
2. A bon iour bone euure.
3. A chat lecheour bat len souuent la goule.
4. A chacun oisiaul sez nis li semble biaulz.
5. A cheual donnei ne doit on ez dens reg*arder*.
6. A cognostre qui est folz nestuet pas cloche au col.
7. A dur aisne dur aguillon.
8. A court de Roy chacuns p*our* soi.
9. Aler et uenir dex le fist.
10. A longe corde tire qui autrui mort desire.
11. Ap*res* g*ra*nt guerre g*ra*nt paix.
12. A mal marchie b*ie*n viure.
13. Amendeme*ns* nest pas meschans.
14. A mol b*er*gier chie lo*us* lai*n*ne.
15. Amours en cuer est feus en estoupes.
16. Ap*res* g*ra*nt corrous boit lau.
17. Ap*res* g*ra*nt ioie g*ra*nt corrous.
18. A qui dex wet aid*ier* malz hom ne li puet nuire.
19. A cui il meschiet on li mesoffre.
20. A touz signo*ur*s totes hono*urs*.
21. Asseiz achate qui demande.
22. Asseiz escorche q*ui* piet tient.
23. Asseiz jeune q*ui* na q*ue* mang*er*.
24. Asseiz otroie q*ui* se tait.
25. Asseiz seit dex qui e*st* bons pelleri*ns*.
26. Asseiz vient tost a hostel qui mauaises nouelles aporte.
27. A seur boit q*ui* son lit voit.
28. A tart eire q*ui* na buef.
29. A tart c*r*ie ii oisialz q*ua*nt il est pris.
30. A tart f*er*me on lestauble q*ua*nt li cheualz e*st* p*er*dus.
31. A teil coutel teil gayne.
32. A tel forme tel soleir.
33. A teil saint teile off*ra*nde.
34. A besoing voit on q*ui* amis est.
35. A p*re*mier cop ne chiet pas li arbres.
36. A bel seruir couient g*ra*ice auoir.
37. Au sembla*nt* de la feme cognoist li hom so*n* p[ait.
38. Ausi b*ie*n sont amorettes souz burel co*me* souz brunnette.
39. Auant chante folz q*ue* p*re*stres.
40. Biax p*ar*leir ne co*n*chie bouche.
41. Bialz senz bon ne vault rien.
42. Biax seruises t r *a*it pain de mai*n*.
43. Bial se chastie q*ui* dautrui se chastie.
44. Belle chose e*st* tost rauie.
45. Bellem*ent* va on b*ie*n loing.
46. Benois soit li sires dont li hostes vault miex.
47. Boin temps aroient m*ar*cheant sil ne lez co*n*uenoit conter,
    Ausi aroient bailli et vserier.
48. Besoingne fait vielle t*r*oter.
49. Besoing ne garde q*ue* il fait.
50. B*ie*n doit despendre q*ui* de leg*er* gaingne.
51. B*ie*n se doit taire de lescot q*ui* rien ne*n* paie.
52. Buer jeune le iour qui au uespre est saouleiz.
53. Bone iorne fait q*ui* de fol se deliure.
54. Boins marchiez t*r*ait arg*ent* de bor*se*.
55. Bone p*ar*ole boin leu tient.
56. Boins messages bone nouele porte.
57. Bons ouriers ne venra ia tart en euure.

58. Bonteiz aut*r*e req*u*iert.
59. Chas conoist b*ie*n cui barbe il lache.
60. Chaitiz naura ia bon hosteil.
61. Chacune vielle son duel plaint.
62. Chie*ns* en cuisine son per ne desire.
63. Cil est mez oncles qui le ventre me co*m*ble.
64. Cilz est poures qui dex heit.
65. Cilz est riches cui dex ai*n*me.
66. Chose ueeie est la pl*us* desirree.
67. Cuers ne puet mentir.
68. Dautrui cuir large corroie.
69. De bial chanter sennoise on.
70. De beles p*r*omesses est folz liez.
71. De boin est*ra*nge fait on boin p*r*iuei.
72. De chose *con*traire ne puet on b*ie*n faire.
73. De chose p*er*due li *con*soil ne se muet.
74. Dou dyauble vient a dyauble en reuait.
75. De demain en demain aura baie poulain.
76. De fol et denfant gard*er* se doit on.
77. De fol home fol songe.
78. De fol folie et de cuir corroie.
79. De fole pensee vient fole poi*n*ne.
80. De g*ra*nt vent petite pluie.
81. Dehais ait p*re*stres q*ui* ses reliques blame.
82. De mauais debtour prent on estoupes.
83. Dez b*re*bis co*n*tees prent li lous.
84. De nouial tot mest biaul et de viez ent*r*e piez.
85. De pecheor mis*er*icorde.
86. De petit petit et de assez assez.
87. Dui orguillous ne pueent seor en vne celle.
88. Dolante la surix q*ue* ne seit q*ue* .I. p*er*truix.
89. De pain meng*er* soblie on.
90. Dou millour fust q*ue* on a doit on faire floches.
91. Drois nespargne nelui.
92. En auenture gist bialz cops.
93. En la fin gist li enco*m*briers.
94. Encor venra blanche a la planche.
95. En la fin se cogie li ch*ar*pent*er*s.
96. En larmes de felonne se doit nulz fier.
97. En petit buxon trueue on g*ra*nt lieure.
98. En petit de houre dex laboure.
99. Ent*r*e bouche et cuillier auient maint enco*m*brier.
100. Entre .C. sauatas na mie .I. bon soler.
101. Entre .II. v*er*des vne meure.
102. En tele pel co*n* naist li hons le couient morir.
103. Feme de foul atour est co*m*me abelaistre a tour.
104. Foul deuise et dex depart.
105. Foulz est qui *con*soil ne c*r*oit.
106. Folz est qui naprent.
107. Folz est qui soblie.
108. Folz ne doute tant q*ui*l prent.
109. Folz ne voit e*n* sa folie se sens no*n*.
110. Folz si fie et musars si atant.
111. Fors est qui abat et pl*us* fors q*ui* relieue.
112. Force nest pas drois.
113. Goute enossee est a poi*n*ne curee.
114. G*ra*ns dabonaireteiz a mai*n*s homes troubleiz.
115. G*ra*nt mestier a de foul qui de soi meimes le fait.
116. Hardiem*ent* p*ar*ole q*ui* a la teste sai*n*ne.
117. Hons yures nest pas a soi.

118. Hons mors na nus amis.
119. Ja naura bon *ser*gent q*ui* ne le norrit.
120. Ja ne seroit mesdisans se il nestoit escoutans.
121. Ja tigneus namera pigne.
122. Je ne puis joer ne rire se li ventres ne me tire.
123. Il est t*r*op auers a cui dex ne souffit.
124. Il nest cheualz q*ui* nait mehaing.
125. Il nest si saiges qui aucune fois ne folie.
126. Il ne se tort pas q*ui* va a bo*n* hostel.
127. Il ne se tort pas q*ui* va bone uoie.
128. La belle chiere ame*n*de m*ou*lt losteil.
129. La ou il nachatte surix y reuelle.
130. La pire rowe dou cheir brait touz jours.
131. Leires namera ia celui q*ui* le respite dez fourches.
132. Li cris pent le larron.
133. Lecherie est de g*ra*nt coust et de petit ressort.
134. Li fais juge lome.
135. Li fruis est mauais q*ui* ne se meure.
136. Lan doit bat*r*e le fer tant co*m*me il est chaus.
137. Lan doit q*ue*rre en sa juenesce de q*u*oi lan viue e*n* sa viellesce.
138. Lan loie b*ie*n le sac auant q*u*il soit plains.
139. Lan ne co*n*noit paz lez genz az drappialz.
140. Lan ne doit pas achet*er* chate en sac.
141. Lan ne doit pas lassier le plus p*our* le mains.
142. Lan ne fait pas de niant g*ra*ice porree.
143. Lan ne fait pas tot en .1. jour.
144. Lan ne puet s*er*uir ensemble deu et le dyauble.
145. Lan ne puet pas de toz estre ameiz.
146. Lan p*ar*ole uolent*ier*s de celui qui on ai*n*me.
147. Lan naura ia de cuer correcie clere face.
148. Li euure se prueue.
149. Maint home cuille*n*t la v*er*ge do*n*t il son batu.
150. Mar acroit qui na dont rendre.
151. Mal atant q*ui* ne p*er*atant.
152. Male herbe croist.
153. Mal se cueure cui li culz pert.
154. Mar fu neis q*ui* se samende.
155. Mauais chiens ne trueue ou mord*r*e.
156. Mauaise garde past le louf.
157. Mauais q*ua*nquil fait il pert.
158. Messagiers ne doit b*ie*n oir ne mal auoir.
159. Mesdire nest pas vasselages.
160. Miex ai*n*me truie bran q*ue* roses.
161. Miex ualent lez vies uoies q*ue* lez nouelles.
162. Miex valt amis e*n* voie q*ue* den*ier* en corroie.
163. Miex vault pains en main q*ue* escus a paroit.
164. Miex vault sens q*ue* force.
165. Miex vaul .1. tien q*ue* .II. tu lauras.
166. M*ou*lt annie q*ui* atant.
167. M*ou*lt est poures q*ui* ne voit.
168. M*ou*lt remaint de ce que folz pense.
169. Nature passe norrit*ur*e.
170. Ne auoilliez pas le chien q*ui* dort.
171. Ne seit q*ue* vault q*ui* nassauoure.
172. Nest pas or q*uan*que reluit.
173. Nest si fors qui ne chiee.
174. Noire geline pont blans eues.
175. Nulz ne doit entrepenre faix quil ne puist port*er*.
176. Nu*l*s nest si larges co*m* cil qui na q*ue* doneir.
177. Nulz nest si riches q*ui* nait mest*ier* damis.

178. Nulz nest uillains se dou cuer ne li muet.
179. Nulz trop nest boins ne pou nest asseiz.
180. Oiir dire va p*ar* ville.
181. Oisiaulz ne puet uoler sans eiles.
182. Ou rendre ou pendre.
183. Ou enuis ou uolent i*ers* na li p*r*est*r*es au se*n*ne.
184. Orguillouze semblance mo*n*stre fole cuidance.
185. Parole q*ue* rois a dite ne doit est*r*e desdite.
186. P*ar* .1. soul point p*er*dit gib*er*s sanesse.
187. Pasque desiree est en .1. iour alee.
188. Petit a petit va no b*ie*n loing.
189. Petite chose est tost alee.
190. Q*ui* sageme*n*t seit demand*er* legiereme*n*t puet empetreir.
191. Petite noise at*ra*it gr*a*ns gens.
192. Petis hons abat grant chaine.
193. Plus dure honte q*ue* poureteiz.
194. Plus voit saiges a .I. oill q*ue* ne fait folz a II.
195. P*ar* le petit vient on au g*ra*nt.
196. Pour niant ait son *con*soill q*ui* ne le croit.
197. P*our* defaut de saige met on brico*n* en haut.
198. Por .1. p*er*du .II. retroueiz.
199. Poures hom na nul ami.
200. Quant auoirs vient et cors faut.
201. Q*ua*nt folz voit taillier cuir si demande corroie.
202. Q*ua*nt ie serai mors si moi fereiz chaudel.
203. Q*ua*nt la messe fu chantee si fu ma dame paree.
204 Quaprent poulains en donteure si le mai*n*tient tant co*m* il dure.
205. Que oill ne voit cuers ne duelt.
206. Q*ui* a honte de mai*ngier* si a honte de uiure.
207. Q*ui* a mal visin si a mal matin.
208. Q*ui* a dyauble doit aleir il na q*ue* demoreir.
209. Q*ui* ait besoi*n*g dou feu a son doi le quiert.
210. Q*ui* b*ie*n ai*n*me tart oblie.
211. Q*ui* bien est ne se mueue.
212. Qui b*ie*n atant ne soratant.
213. Qui b*ie*n fera b*ie*n auera.
214. Qui bien voit et mal prent a boin droit san repent.
215. Q*ui* fem*me* croit et deiz q*ue*rreiz ne morra ia sanz pouretei.
216. Q*ui* dautrui dit folie soi meimes oblige.
217. Q*ui* est garnis ne*n* est honis.
218. Q*ui* seschiue de son diner miex len est a souper.
219. Q*ui* folie dit folie welt oiir.
220. Q*ui* glouton haste est*ra*ngler le wet.
221. Q*ui* a mauais sert sez euures pert.
222. Q*ui* moi ai*n*me et mon chien.
223. Q*ui* plus haut mo*n*te quil ne doit de plus haut chiet quil ne vorroit.
224. Q*ui* ne fait q*ua*nt il puet il ne fait q*ua*nt il wet.
225 Q*ui* nest biax si soi coi*n*toist.
226. Q*ui* ne voit ne se garde.
227. Q*ui* petit so*m*me petit recuit.
228. Q*ui* plus a et plus couoite.
229. Q*ua*nt plus muet on la m*er*de et elle plus puit.
230. Q*ui* promet et il rient ne solt le cuer de so*n* ami se tolt.
231. Q*ui* p*re*miers prent ne sen repent.
232. Q*ui* rien ne porte riens ne li chiet.
233. Q*ui* sabaisse deus lassauce.
234. Q*ui* se remue son leu pert.
235. Q*ui* saloigne de so*n* escuelle si saproche de son damage.
236. Q*ui* son chien wet tuer la rage li met sus.

237. Q*u*i tient la cowe de la pelle si la tourne quel part il wet.
238. Q*u*i tout couoite tot pert.
239. Q*u*i trop se haste si se empeche.
240. Q*u*i voit la maison de son visin ardoir b*ie*n doit douter de la soie.
241. Riches hons ne seit qui amis li est.
242. Robe refait m*ou*lt home.
243. Selonc le sign*our* maignie duite.
244. Trop parler nuit et trop grater cuit.
245. Souent est blasmeiz q*ui* t*r*op est emparleiz.
246. Tant co*m* li jeus est bialz si le doit on laissier.
247. Tant g*ra*te chieure que mal geist et teile chose ait on en despit q*ue* puis est m*ou*lt reg*re*tee.
248. Tant va li pos a liawe quil brise.
249. Tantes villes tantes guises.
250. Teilz a so*n* desirier qui a son enco*m*brier.
251. Tele la meire tele la fille.
252. Teil li donrais tel le prendrais.
253. Teilz paie lescot qui onq*ues* nen buit.
254. Ap*res* g*ra*nt t*ra*uail est repoz de saison. — Telz puet nuire q u i ne puet aidier.
255. Teilz rit au matin qui au soir ploure.
256. Teilz cuide veng*er* sa honte qui la croist.
257. Toutes chozes ont lor temps.
258. Touz voirs ne fait a dire.
259. Touz iours seit (sic) li mortiers les aulz.
260. Trop enq*ue*rre nest pas bon.
261. Teilz cuide boiure son chaperon qui boit sa chappe.
262. Telz cuide estre touz sains qui est ala mort.
263. Uentres sauoleiz iue.
264. Vaixialz mauaix fait vin punaix.
265. Villains correciez est demis enragies.
266. Vns boins taires uault m*ou*lt.
267. Vns jours de respit .C. s*ouz* vault.
268. Vns mauaix loz vault b*ie*n .1. blasme.
269. Vn petit de leuai*n* enagrist g*ra*nt paste.
270. Vnq*ues* b*ie*n ne mamait qui p*our* si po me heit.
271. Welle ou ne welle va li p*re*stres au se*n*ne.
272. Vsaiges fait le maistre.
273. Cui il ne chiet ne puet jueir.
274. Arbres b*ie*n rameis fait a poi*n*ne bon fruit.
275. Armeure porte pais.
276. Ausi tost muert veaulz co*m* vache.
277. Meire piteuse fait fille tigneu[se].

Anmerkungen.

I.

1. Vgl. Stengel 331.
3. „ unten II. 197: Tobler 46 u. Stengel 6 (S. 2). — *Meth* anstatt *mech* (pikardisch) möglich.
4. „ Ulrich I. 18.
5. „ Tobler 268.
6. „ Sus. 38: Qui mieux ne peult à sa vielle retourne. Lateinisch nach der Hs.: Cui non posse datur melius uetule sociatur. Baucidis in gremio dormit qui no*men* h*abe*t *yovis.*
7. Vgl. Ulrich I. 36, unten II. 224.
8. „ Parallelen bei Schepp IX (S. 41).
9. „ Meyer S. 71, die Parallelen bei Stengel 1 u. 203 und Leroux I. 174: A diable tant de maitres etc.

10. Vgl. Ulrich I. 21.
12. *Lreur* (?) fehlerhaft für *cuir.* vgl. Ulrich I. 26.
13. Vgl. Ulrich I. 23. — Ein ursprüngliches *iou* ist später zu *ieu* korrigiert.
14. Unser Ms. interpretiert: Cum focus igne caret jam fumis (!) non ibi paret. Cum procul ignis abest non prope fumus adest. — Vgl. Meyer S. 173, Leroux I 71 und Stengel 13. Die Sentenz wird auch durch: Feu n'est point sans fumée wiedergegeben, vgl. Fehse I (S. 5). Lateinisch nach der Hs.: Vsus deleuit quod berte dextera neuit.
17. Vgl. Stengel 20, Meyer S. 173.
18. „ Tobler 115, Stengel 275.
19. „ eine Parallele unten II. 259.
20. Sonst: Qui mauvais sert, mavais loier atend, vgl. Ulrich I. 289 (Anm.) u. Fehse 166 (S. 25).
21. Vgl. Meyer S. 173, Ulrich I. 54. (Vis pascit pratum.)
22. „ unten II. 48 u. Stengel 32.
23. Ursprüngliches *preire* korrigiert: *preeire.* Vgl. Tobler 236 u. 266, Stengel 33, 214. — Der Abschluß dieses Sprichwortes ist unsicher. Zu den von Tobler (Anm. 236) angeführten Belegen noch bei Stengel: *praere* u. *praiere.* Die lateinische Übertragung unserer Hs. lautet: Junci qui prope sunt pratis qui non prope prosunt. Juncetum prato super est a fine remoto.
24. Vgl. Leroux I. 178, Stengel 35.
25. „ unten II. 263. Lateinisch: Venter farcitus ludit non ueste politus. Dum uenter plenus est illi ludus amenus (sic). Venter letatur quando sit ille satur.
26. Vgl. die korrekte Fassung unten II. 217.
27. Lateinisch: Sic usus clamat semper amicus amat. Die Sentenz kommt z. B. in Rom. de la Rose (Ausg. von Michel) I. 165 vor. Stengel hat (42) die kürzere Fassung: Tut dis ami amis.
28. Vgl. Leroux II. 171, 254, 332, 492, Kadler 279. Lateinisch: Commoditas causa quod mens ad furta sit ausa.
29. Vgl. auch unten II. 165.
30. „ Ulrich I. 20 (Anm.).
33. „ unten II. 34.
35. Andere Formen vgl. die Zusammenstellung bei Schepp IX (S. 41).
39. Vgl. unten II. 4, Homann Anm. 101.
40. Sonst: De la chose que tu feras garde a quel fin tu en verras, vgl. Leroux II. 282 u. Ulrich I. 120. kürzer ausgedrückt bei Leroux II. 279: Dans tout ce que tu fais considère la fin.
41. Vgl. Tobler 258 u. Leroux II. 482, Schepp XII (S. 44). — Quum naso ledor heret in ore pudor.
42. Vgl. unten II. 148.
43. Ein ursprüngliches *cuer mari* von späterer Hand korrigiert: *eschars mari.*
44. Zacher (127) hat: Petit seer et longe voie poise (Kurzes Sitzen und ein langer Weg ist unangenehm). Leroux I. 54: A longue voye paille pèse (15. Jahrh.) und Garn. (586): Petit fardeau à porter loin poise beaucoup.
45. Lateinisch: Mensa submota p*rius* ablue p*ost* ea pota.
46. Vgl. Tobler 136.
48. Lateinisch: Multi yuga*n*do uerum dicu*n*t aliqu*id*. Zacher (1'0): Selon le gab dit l'en le voir (Im Scherz sagt man die Wahrheit), vgl. auch Leroux II. 210.
50. Vgl. Meyer S. 174 (Anm. 5).
51. „ Tobler 6 (Anm.) u. die Parallelen zu Ulrich I. 105. — Die Hs. hat mont mit emendiertem *n.*
53. „ unten II. 38.
54. „ Tobler 82 (Anm.) u. Ulrich I. 111 (Anm.).
55. „ „ 3 (Varianten). — Die Hs. hat ursprünglich: cerezes.

56. Vgl. Ulrich I. 335.
57. „ Langlois 721 u. Ulrich I. 333 (Aise garde). Anders bei Tobler 255.
59. Vgl. Leroux II. 483. — *Iou* ist von späterer Hand korrigiert: *ieu*.
60. Die dunkle Bedeutung dieses Sprichworts hat schon Tobler 183 (Anm.) hervorgehoben. Neben der Variante 'Pilger' (pelerin) hat unsere Hs. *meine* (mener?) mit emendiertem *nt* und *mengue*. — Lateinisch nach der Hs.: Quod non martinus hoc monducat peragrinus.
62. Lateinisch: Quum foras itur scitur non quum reditur.
63. Vgl. Langlois 426, Leroux I. 243.
65. „ unten II. 54.
66. Die Nos. 66 u. 67 gehören zusammen und sind lateinisch interpretiert: Accipe cognate *quod* h*ab*es de proprietate Se tua sit mea res p*rop*r*i*etate cares. — Das ursprüngliche *p n̄ t* ist korrigiert: prens wie parent zu porens, di zu dis und naz zu nas.
68. Vgl. unten II. 30.
69. „ Tobler 170.
71. Lateinisch: Nec pi*n*guis pullus nec b*r*ito p*r*ouidus ullus. — L in bleton ist emendiert und durch r ersetzt.
72. Vgl. Tobler 141.
73. Ich lese *co n chier*. nicht *co u chier*. Lateinisch: Ne so*m*pno donet quil. hora monet.
74. Vgl. Leroux I. 90. II. 345. 390. Langlois 372. Kadler 622, 624, Ulrich I. 267.
75. Lateinisch: Fama repleta malis uelocibus euolat alis etc.
76. „ : Illuc pono manum quo me no*n* se*n*tio sanu*m*.
77. Vgl. unten II. 17.
79. Lateinisch: Secure potat qui sua st*ra*ta notat. Vgl. Ulrich I. 31 Leroux II, 473, Stengel 37, unten II. 27.
80. Vgl. Langlois 36. Sus. 5.
81. „ Ulrich I. 208 (Anm.).
84. „ die Varianten bei Kadler 501—503. Fehse 212 (S. 31), Langlois 468.
86. Vgl. bei Zacher (46): Petit fait bien a lecheour.
87. „ Leroux II. 285 u. 488.
88. „ Langlois 243, Garn. 574. — *Ci ascri* korrigiert *si escri*.
89. „ ähnlich bei Ulrich I. 241 u. Sus. 16 v°: En lict de chien n'ha point d'oingture.
90. Lateinisch: Quod vetitum fuit sibi femina semper querit.
91. Vgl. Langlois 393, Tobler 173.
93. „ Tobler 23, Ulrich I. 275. — *Li* zu *le* geändert. — Lateinisch: Qui reus est alios no*n* putat e*ss*e pios.
96. Vgl. oben 76.
97. „ unten II. 168.
98. „ „ II. 172.
99. *Maiz* korrigiert: *mais*. — Lateinisch: Det deus opta*n*ti se no*n* curo m*ih*i q*uere*nti. Su*m*ptus no*n* timeo se m*ih*i dante dō.
101. Vgl. unten II. 192.
102. Ähnlich bei Zacher 258, vgl. Tobler 168 (Anm.) u. eine Parallelstelle unten II. 214.
103. Man sollte wie bei Stengel 270 der Assonanz wegen eine Ableitung von *gregier* erwarten, vielleicht *greige* zu *le*[i]*ge* (leviare), die Endsilbe ist indessen von späterer Hand ausradiert und durch *-ve* ersetzt.
105. Zacher 193: Qui ne peche si enquert. Vgl. auch Leroux II. 323, 395, Langlois 644. Kadler 152. — *Plus* ist von späterer Hand durch *pas* ersetzt.
106. Vgl. unten II. 207.
107. Leroux II. 481: Qui bien fra bien avera. Langlois 598.
108. Vgl. Tobler 53. Leroux II. 483.

109. Lateinisch: Pigrum mancipium dat satis augurium. — Vgl. unten II. 243 u. Ulrich I. 387.
110. Vgl. Langlois 657.
111. „ Zacher 163, Leroux II. 299, 394.
112. Lateinisch: Huic cor tabescit cui rerum copia crescit. — Ursprünglich steht *cault* oder *caut* zu *fault* oder *faut* korrigiert. Leroux II. 480 hat unrichtig *fait*, vgl. Sus. 33 u. Garn. S. 91.
114. Vgl. Ulrich I. 10 (Anm.), Leroux 483, Langlois 743.
115. „ unten II. 258.
118. „ unten II. 14. — In der Hs. steht scheint es mir *len*, soll wohl *leu* sein, so hat auch der Korrektor es verstanden, weil er die Endung -s zugefügt hat.
119. Vgl. unten II. 2.
121. „ „ II. 55.
122. „ „ II. 238.
123. Lateinisch: Quo dolor est dentis versatur lingua dolentis. — Bei Zacher 201, Robert 9: La vet (voit) la langue ou la denz deut. *Dent* ist korrigiert: *dens*.
124. Vgl. Tobler 196. — Die Endung *t* in donnent, prennent ist durch *s* ersetzt.
126. „ unten II. 248. — Nur Zacher hat *pece*. — In der Hs. steht ein viuee (mit emendiertem v und e) drüber buire.
128. Vgl. Tobler 67 (Anm.), Schepp XXVI (S. 54).
129. „ Ulrich I. 51 (Anm.), Langlois 611.
132. „ Leroux I. 152.
134. *Mert* korrigiert: *muert*.
135. Vgl. Ulrich I. 304, Langlois 565.
136. Anstatt *ecuelle* hat Langlois 624 *table*.
137. Vgl. Tobler 61 (Varianten) u. Langlois 732, Ulrich I. 144.
138. „ „ 33, Schepp XV (S. 47), unten II. 130.
139. Lateinisch: Mutato m*en*to m*en*tum mutare memento. — *S* in *homs* später zugefügt.
141. Vgl. Ulrich I. 287, Langlois 636.
142. „ Ulrich I. 397, Langlois 620.
143. Lateinisch: Ve denti dico qui morsus donat amico.
144. Vgl. Tobler, 73, Ulrich I. 273.
145. „ Tobler 122.
147. Lateinisch: O s t e n du n t tipice caules cruz pet. mi r i ce.
Siut t i b i saxa cruces torta mirica duces.
150. Nach *sacorde* ist *bien* zugefügt.
151. Lateinisch: Nunc potes ege r e r e p r o p r i o de corpore fecem
Ni uenient p r o p e quatuor atque decem.
152. Lateinisch: Mors in me morsum facit eius qu*um* memor su*m*.
153. *Peires* ist zu *poires* geändert. — Lateinisch u. a.: Coniugium mirum caseus atque pirum.
154. Lateinisch: Per uinum miser es per talos et mulieres.
155. Nach *deceue* ist ein *estei* von späterer Hand zugefügt. *Ensi* ist *ēi* geschrieben, am Rande vom Korrektor durch *aisi* verdeutlicht.
156. Lateinisch: Q*ua*nto pocior (in dignior geändert) es aut p*er* genus aut p*er* honores Inde tanto res uitiose sunt *gra*uiores. — Anstatt *miex* steht ursprünglich *moins*.
157. Lateinisch: Pelle*m* tollenti p*ar* pena pede*m* q. tenenti.
158. „ Sicut in omne q*uo*d est mensura ponere potest
Sic sine mensura dep*erd*it omn*e* q*uod* est.
159. „ Jussio cogit l*eg*ere filu*m* t*ra*ducer*e* nere
Sed q*uia* sum iuenis nequeo me subd*are* penis.
160. „ Calciat as si de m si no*n* discalciat ide*m*. — Male ist emendiert, aber nicht durch anderes Wort ersetzt.
161. Vgl. unten II. 58.

162. Lateinisch: Vult anguilla lacum uiuens sed mortua bacum. — Zwischen *et* und *eiue* über der Zeile viue*(nt?)* geschrieben.
163. Lingua loquax grossa q̄ non habet atterit ossa. — Vgl. Stengel 141 u. Leroux II. 325.
165. Der Schreiber hat seine Vorlage mißverstanden. Er schreibt: Nec fatuo feūs nec fumo fertur hiatus. *Fumo* soll wohl *furno* sein (vgl. Stengel 292: Ne a forn baer ne a fol tencier, demnach franz. nicht *faur* sondern *four*. Das ursprüngliche *panier?* ist später zu *parler* geändert, *feus* mit *fatus* (fetus?), *fumo* mit *fimo* und folgerichtig *faur* mit *fien* emendiert. — Vgl. Kadler 447.
167. Vgl. Tobler 161. Ulrich I. 131: Torte busche fait droit feu.
168. Lateinisch: Nec triduo nupta iam uellem federa rupta. — *T* in *mort* später durch *s* ersetzt.
169. Lateinisch (korrigiert): Si ferrum cum rostro detur sit (emendiert) falx vocitetur.
171. Vgl. Tobler 144.
172. „ Ulrich I. 172.
173. Lateinisch: Pro terra solida gemine tria rostra sui da — unvollständig.
174. Vgl. unten II. 109.

II.

1. Um die Bibelcitate zu exemplificieren, die jedem Sprichworte unmittelbar folgen, gebe ich sie hier an: Job .XXXIX. Contempnit multitudinem ciuitatis. clamorem exactoris non audit et Ja .IIII. Petitis et non accipitis .Cor. XII .Propter quod te dominum rogaui ut dis. a me et dixit mihi. Suffero te per gratia mea. M. .XX. Nescitis quid petatis. — Das veraltete *escondisour* in anderen Belegen durch *refuseur* ersetzt.
3. Bei Langlois 10 anstatt *goule* (Rachen) besser *queue* (Schwanz).
4. Vgl. Homann S. 37.
5. „ Tobler 92.
7. „ die Parallele bei Homann S. 9 Anm. 8.
9. „ LerouxII. 472, wo das erste Glied lautet: Aler e parler poet homme.
12. „ Leroux II. 344.
13. „ Langlois 35.
14. „ Tobler 26, Ulrich I. 89, Langl. 38.
17. Sinnverwandte Sprüche gibt es wie: La trop grande ioye se tourne souvent en tristesse (Garn. 405), Pour une joye mille douleurs (Leroux II. 374) et Toute joye fault en tristesse (ibid. .II. 428) oder Tel rit au matin qui au soir pleure (Langl. 742).
18. Vgl. Tobler. 38.
19. Nach Garn. 436: A qui il meschiet, chacun luy messoffre (Cui fortuna sinistra, ei omnes male cupiunt) und (ibid. 464) A qui il meschiet, communement on luy mesfait, ebenso bei Sus. 6. Tarbé (Prov. Champen . . S. 40) führt den Spruch bei Jacques de Dompierre an.
21. Vgl. Leroux II. 472.
22. „ Ulrich I. 45, Schepp XXX.
23. Der Spruch lautet auch: Assez ieusne qui mal mange ou qui mal vit qui pourement vit (Jeiunat satis is qui paucis vescitur escis), vgl. Garn. 63. Sus. 7.
24. Vgl. Tobler 6., Ulrich I. 105.
25. „ Leroux II. 473.
26. „ „ II. 242.
27. „ Tobler 56. Ulrich I. 31, Stengel 37, Meyer S. 178.
29. „ Leroux II. 473, Langl. 65.
30. „ Tobler 49.
31. So auch bei Ulrich I. 362, Langlois 68. Leroux II. 230, 473. Stengel 204 dagegen hat anstatt *gaigne* (Gewinn) das zu *coutel* mehr passende *morsel* (Bissen).

32. Vgl. Langlois 70, Sus. 7.
33. „ Leroux II. 473.
34. „ Tobler 72, Ulrich I. 37.
35. „ Schepp XVIII, Ulrich I. 96.
38. „ die Erklärung bei Leroux II. 236. u. Langl. 84.
39. Ebenso bei Langlois 93, aber Leroux II. 473 gibt: *atant.*
40. Vgl. Leroux II. 473 u. Garn. 549: Beau parler n'ecscorche gorge.
41. Ebenso bei Leroux II. 473, aber bei Langlois 106: Beaulté sans bonté.
42. Vgl. Ulrich I. 30, Stengel 36, Meyer S. 178.
43. „ Langlois 97, Leroux II. 473.
44. „ „ 104, Sus. 9.
45. „ Ulrich I. 463.
46. Eine andere Fassung bei Leroux II. 473.
48. Vgl. Ulrich I. 152 u. II. 30, Leroux II 247, 473, 486.
49. „ Leroux II. 473. Diese Wahrheit ist anderswo ausgedruckt mit: Besoigniex n'a loy (Leroux II. 247, 486, Ulrich I. 213.).
50. Auch bei Leroux II. 473. Derselbe Gedanke bei Tobler 267.
51. Vgl. Langlois 345, Garn. 263: Il a beau se taire de l'escot qui rien n'en paie.
52. Tobler 84 u. Leroux II. 186. 387, 390, 473 haben: *Saoul* oder *saous* (satt) Unsere Hs. verwendet das Partizipium von souler (satullare).
53. Vgl. Ulrich I. 2.
54. „ „ I. 154, Leroux II. 138.
55. „ Langlois 123, Ulrich I. 102.
55. „ Langlois 123, Ulrich I. 102.
57. „ Ulrich I. 399.
58. „ Tobler 33, Ulrich I. 337, oben I. 161 u. Meyer S. 178.
59. „ „ 4.
60. „ Homann S. 13 unter: chaitif u. Langlois 149.
6I. „ Ulrich 1. 432 u. Langl. 145, Stengel 324.
62. „ die Parallelen bei Ulrich I. 194.
66. Anstatt *ueeie* von *veer* (vetare) hat Langl. 152 *donnée.*
68. Der Spruch kommt mehrmals vor bei Tobler 58, 131, 148, 238, in vollständiger Form bei Gilles li Muisis: Gescuns voelt d'autruy quir tallier large corroye, vgl. Homann Anm. 31 a), auch Meyer S. 172.
69. Schepp (S. 41) gibt zahlreiche Parallelen.
70. Vgl. Ulrich I. 25, 4 u. Tobler 181 Anm.
71. „ Leroux II. 474.
72. „ „ ibid. u. Martin V.
73. „ Langlois 172 u. Martin IV.
74. Leroux II. 474: De debles vint a debles irra u. II. 13: Du diable vint au diable retourna.
76. Vgl. Ulrich I. 6, Tobler 110.
78. „ Tobler 85.
80. „ Schepp XXXI (S. 54): Petite plue abat grant vent.
81. „ Leroux I. 41, II. 375.
82. Die Sentenz des Spruches geht aus Tobler 130 hervor, der Ausdruck variiert nur um den geringsten Beitrag zu bezeichnen, vgl. Leroux II. 144 u. 175, Langlois 183, Sus. 14, wo anstatt *estoupes* (Werg), paille (Stroh) oder *avaine* (Hafer) verwendet wird.
83. Vgl. Leroux I. 151: Brebis comptees mange bien le loup, ibid. II. 475: *ouailes* (ovicula).
84. „ Tobler 212, Ulrich I. 441.
86. „ Ulrich I. 42.
87. Der Gedanke kommt zum Ausdruck in verschiedener Form bei Langl. 201, bei Leroux II. 180, 475: Deux gros ne puent en un sac (vgl. Ulrich II. 83). Unser Spruch entspricht am nächsten: Non capit elatos unica sella duos (vgl. Sus. 15), während der Toblersche (65) und der von Leroux (I. 89) aus dem 16. Jahrh. belegte lateinisch lautet: Vix poterit binos asinus portare superbos.

88. Vgl. Ulrich I. 15 Anm.
90. „ Leroux II. 475, der *flecches* hat.
92. „ Kadler 177, Ulrich I. 465.
93. „ Ulrich I. 128, wo *queue* begegnet.
94. „ Langlois 225, Leroux II. 475.
96. „ Stengel 227.
97. Ebenso bei Langl. 342, Leroux II. 475 hat: *lever*.
98. Vgl. Tobler 133.
99. „ Ulrich I. 479.
101. „ Tobler 145.
102. Bei Langl. 232 u. Sus. 16 lautet der Spruch: En la pel ou le lou naist l' esconvient mourir. — Es ist möglich, daß der Schreiber h o n s anstatt *lous* gelesen habe.
109. Langlois 270 hat wie Leroux II. 476: se bien non, Sus. 19: que sens.
113. Vgl. Langl. 296, Leroux II. 476.
114. Langl. 291, Leroux II. 203, Sus. 19: gravé anstatt troublé.
115. Leroux II 476 vielleicht fehlerhaft: *de sa meisnie*, vgl. Langlois 290, Sus. 19.
119. Vgl. Leroux II 477, Langl. 344.
121. Vgl. Langl. 311, Leroux I. 276, Sus. 20.
124. Bei Sus. 22: Non est absque suo fortis equus vitio. Dieselbe Sentenz bei Leroux I. 162.
129. Vgl. Tobler 209. Langl. 361. Homann 23 a) (S. 14) zitiert zwei Beispiele aus Gilles li Muisis und Fehse (30) eine andere Fassung: Là ou n'a point de chat, la soris se tient fiere.
130. „ die Parallelen bei Schepp (S. 47), Ulrich I. 56, bei Fehse 182 u. Leroux II. 263 anders formuliert.
131. Dieser Spruch ist bei Loth 341 näher ausgeführt, findet sich auch deutlicher ausgedrückt in Beispielen aus Tristan u. Aliscans (Kadler 521 u. Ebert 76), vgl. auch Wandelt 169.
135. Vgl. Leroux II. 477 u. Ebert 112.
136. „ Fehse 5.
140. „ „ 31.
149. „ bei Fehse 13 ein Beispiel aus Froissart. Leroux II. 478 hat das ausdrucksvolle: *oinst*.
150. Vgl. Langlois 410.
152. Der hier fehlende adverbiale Ausdruck variiert, vgl. Ulrich I 11.
153. Vgl. Ulrich I. 48 u. II. 195, Leroux hat (II. 478): *dos*.
154. „ Ulrich I. 328.
158. „ die Varianten bei Ebert 111.
160. „ Langlois 428, Leroux II. 478.
162. „ die Parallelen bei Schepp XXXI (S. 55), Ulrich I. 12, Fehse 75 (S.14)
163. Leroux II. 478 hat auch *escue*, Langl. 441: Mieux vaut pain en huche que *escrip* en paroy.
165. Vgl. Ulrich I. 19, Stengel 31, 217, Meyer S. 174.
166. „ bei Fehse 112 (S 19).
168. „ die Zusammenstellung bei Schepp XIX (S. 49)
169. So auch bei Fehse 88 (S. 16., Ulrich I. 266, Meyer S. 171.
172. Vgl. Schepp X (S. 42), Fehse 4 (S. 6)
174. „ Tobler 119, Ulrich I. 258.
178. „ Loth 111, Ulrich I. 408.
179. „ Langlois 472. Leroux II. 479.
180. „ Langlois 316, aber Leroux II. 479: Oy (r) dire voyt partut, Ulrich II. 228.
184. „ Homann Anm. 36. (S. 18).
185. Anstatt *desdite* hat Leroux II. 480 *contredit*.
186. Vgl. die Parallelstellen bei Ulrich I. 447.
191. „ denselben Sinn in anderer Fassung bei Tobler 31.
192. „ Ulrich I. 55.
193. „ die Varianten bei Ulrich I. 161 u. Tobler 22.

197. Bei Tobler 46: Par soufraite de proudome asiet on fol en chaiere.
200. *Cuer* bei Langlois 563 gibt anderen Sinn, vgl. Fehse 193 (S. 29).
201. Vgl. Tobler 126, Ulrich I. 189.
202. „ Ulrich I. 304, Langl. 565.
204. Leroux I. 194 belegt diesen Spruch aus dem 13. Jahrh.
205. Vgl. die Parallelen bei Schepp VI (S. 39) u. Fehse 62 (S. 13), Ulrich I. 22.
207. Vgl. Ulrich I. 44, Tobler 104. Das Gegenteil: Qui a bon voisin a bon matin, vgl. Fehse 173 (S. 26).
208. Vgl. Langlois u. Martin XXXVII.
209. „ Parallelstellen bei Ulrich I. 397.
210. „ Ulrich I. 7.
212. „ Tobler 1.
214. „ Ulrich I. 1.
215. „ Leroux II. 481, Langl. 609: *meschine* (Mädchen) anstatt *femme*.
217. „ Tobler 28, Stengel 41, Meyer S. 178, oben I. 26.
218. Unser Ms. hat allein *eschiuer* (vermeiden, entgehen), sonst (vgl. Tobler 129, Ulrich I. 129): *estoier* (aufbewahren), das auch im späteren *garder* (Sus. 37) wiederkehrt.
220. Zacher 137 hat *lu* (Wolf) anstatt *glouton* (Vielfraß), vgl. Homann Anm. 83.
221. Parallelstellen bei Ulrich I. 289, dem Sinne nach übereinstimmend bei Ebert S. 32 u. bei Kadler 127, das Gegenteil bei Fehse 169 (S. 26).
222. Vgl. Ulrich I. 287.
223. Die ursprüngliche Form bei Meyer S. 178. Vgl. darüber Schepp XIV (S. 45) u. S. 57.
224. Vgl. Ulrich I. 36.
225. Langlois 653 hat *cointes*, unsere Hs. *cointoist* (von se cointoier, sich schmücken).
227. *Somme* steht wohl für *semme*. Vgl. Ulrich I: Qui petit semme, petit keut, Leroux I. 85: Qui ne seme ne cuilt (recueille). Qui petit seme petit ceult. II. 482: Qi poy seyme poy cuist u. II. 497: Petit rechoit qui petit seme aus dem 13. Jahrh. Vgl. das Gegenteil bei Fehse 10b u. Schepp VII. 15 (S. 41).
228. Vgl. Schepp 209, Ulrich I. 52 u. Fehse 196 (S. 29), bei Tobler 20: Plus a si deables, plus couoite.
229. Vgl. Tobler 240.
231. „ Ulrich I. 3.
232. „ „ I. 278.
233. „ „ I. 38: *acroust*, Langlois 670: *acroup*, unsre Hs. richtiger *assauce* (essaucier, erhöhen).
235. Vgl. Stengel 221.
232. „ Tobler 176, 222 u. Schepp XI (S. 43), Ulrich I. 374, Fehse 132 (S. 21).
240. Vgl. Schepp XVI (S. 47).
243. „ Fehse 168 (S. 25).
244. „ Schepp XXV (S. 52) u. Fehse 119 (S. 20), Leroux II. 483.
247. „ Ulrich I. 144, Kadler 324.
248. „ Ulrich I. 16, Fehse 181 (S. 27), Tobler 216.
249. „ Tobler 51.
253. „ unten 261 u. Tobler 99.
255. „ Fehse 81 (S. 15).
256. „ Ulrich I. 291.
258. Anstatt *fait* n'est pas bel, bien etc., vgl. Ulrich I 376, Fehse 108 (S. 18), Leroux II. 483, Langlois 736.
259. Derselbe Spruch bei Robert (vgl. Homann Anm. 97). Hier wohl fehlerhaft *seit*, wenn nicht formelle Übersetzung von: Allia petra sapit etc., sonst immer *sent*, vgl. Fehse 179 (S. 27), Ulrich I. 72.

260. Vgl. Ulrich I. 303.
261. „ Tobler 99.
263. „ Stengel 24: Ventre saoul joue, vient cote noue, oben I. 25.
267. „ Ulrich I. 446.
269. Robert 58: De pou de lèvein lève grant paste, vgl. auch Leroux II. 331,. ibid. II. 483 fehlerhaft: reuayn.
271. Vgl. oben 183.
272. „ Fehse 171 (S. 26).
276. „ Ulrich I. 404.

Uppsala. P. Högberg.

Etymologisches.

1. Altfrz. chaïne, meïsme und verwandte Formen.

Afrz. *chaïne*, das „dem Anscheine nach jünger ist als *chaaine*“ betrachtet G. Cohn als „durch Verschmelzung der beiden *a* entstanden“ (*Über Suffixwandel im Vulgärlatein* 225) und er vergleicht damit *gaïn* aus *gaaing* (S. 177 Anm.), ein Vergleich, der allerdings nicht paßt, da *gaïn* 'Weide' und *gaaing* „Gewinn“ zwei verschiedene Wörter sind, wie heute wohl allgemein anerkannt ist. Dagegen schreibt Tobler bei Cohn: „Könnte sich nicht *t* in *catena* in *i* aufgelöst haben und *iei* zu *i* geworden sein? Vgl. die Formen *chaïr*, *veïr* neben *chaeir*, *veeir* und andererseits *chaiel*, *praiel*, *emblaier*, *desblaier*, *praietel*, *citoyen*, *mitoyen*, *tuyau*“. Dieselbe Erklärung wie Tobler hatte vier Jahre früher für *cheïr*, *veïr*, *seïr* Horning gegeben: „Aus *veieir* usw., wo das erste *i* den Hiatus füllt,“ unterscheidet sich also nur darin, daß er, was physiologisch das einzig zutreffende ist, nicht von einem Wandel von *t* zu *i*, sondern von dem Gleitelaut *i* spricht, der zwischen den beiden palatalen Vokalen entsteht, vgl. über das Verhältnis von *t* und *i* in solchen Fällen Hornings Ausführungen *ZRPh.* 14, 484. Er fügt noch hinzu: „An einen Übergang dieser Verba in die 4. lateinische Konjugation darf man nicht denken.“ Nicht anders faßt Herzog diese Formen als lautlich, nicht als analogisch, allerdings mit einer gewissen Einschränkung. Es „begegnen die Infinitive *kaïr*, *veïr*, *seïr* im wallonisch-pikardischen Gebiete, wo ich sie für lautgesetzliche Umbildungen von *kaoir*, *seoir*, *veoir* (Schwund des *o* oder vielleicht noch des *e* im Hiatus) halte. *Kaïr* ferner gehört auch einem Teile des Norm. seit alten Zeiten an, doch ist dieses norm. *kaïr* vielleicht nicht lautgesetzlich, sondern vom Perf. *caï* aus gebildet“. Nur Voretzsch, *Einführung in das Studium der afrz. Sprache* S. 138 sagt „Daneben bildet das Französische noch einen neuen Typus nach der i-Konjugation aus: „*Cadire-cheir*“, eine Bemerkung, die doppelt irreführend ist, weil sie bei den ja noch nicht über selbständige Kenntnisse verfügenden Anfängern, für die das Buch bestimmt ist, den Anschein erweckt, als ob die Form allgemein altfranzösisch sei und als ob es sich nur um eine morphologische Erscheinung handeln würde.

Das *i* in *meïsme* habe ich *Rom. Gramm.* 1, 116 als Anlehnung an das Suffix der Ordinalia erklären wollen, was ohne weiteres abgelehnt werden muß. G. Paris rechnet mit dem Einfluß eines subj. plur. **is* von *ipsi* (*Extraits de la chanson de Roland* 18), doch ist eine solche Beeinflussung durch eine vereinzelte Kasusform nicht verständlich. Mussafia hält *meïsme* mit *neïs, laïs* für proklitische Formen (*Rom.* 28, 113), gibt aber keine anderen Beispiele in denen *eë́* zu *eḯ* würde, legt übrigens, abgeneigt wie er solchen Spekulationen war, keinen großen Wert auf diese Erklärung, Haberl geht von **meyisme* aus, wo *y* sich als Gleitelaut entwickelt habe, worauf dann *ye* zu *i* geworden sei (*ZFSpL* 33[1], 278[1]), gibt also eine ähnliche Deutung wie Horning für *chaïne*, endlich Espinosa (*PMLA America* 36, 365) erschließt ein lat. *īpse* neben *ĭpse,* womit die Erklärung nicht gegeben, sondern in ein anderes Gebiet verschoben ist.

Es wird sich zunächst empfehlen, die überlieferten Formen zeitlich und räumlich festzulegen, soweit das möglich ist.

Für *catena* geben die alten westlichen Texte: Roland, die Psalter, dann der Thebenroman, Benoît von Sainte-More, Wace nur *-eine*-Formen, ebenso findet sich im Osten nur *-eine, -ene*, vgl. für letzteres *caiene* in der von einem Lothringer geschriebenen Prise de Cordres 311. Die pikardischen Texte ziehen *caaine* oder schon zweisilbiges *caine* vor, so Aiol und Mirabelle, Elie von S. Gille, Raoul von Cambrai, Richart le biau.

Unter solchen Umständen kann man fragen, ob eine Form *caïne* überhaupt bestanden habe. Der Verfasser des Aiol mißt einmal *caïne*, zweimal *caïnes*, ebenso stehen im Sone von Nanteuil beide nebeneinander. Ob nun aber das jüngere *caine* aus *caïne* entstanden ist, wie *haine* aus *haïne*, *train* aus *traïn*, *trainer* aus *traïner, treître* aus *traïtre* (so alle noch im Aiol) oder aus *caaine,* läßt sich schlechterdings nicht sagen und daher ist auch nicht zu entscheiden, ob *caïne*, das auch nur im Versinnern von

[1] Haberl operiert auch mit afrz. *maïstre*, aber ein solches Wort gibt es nicht, alle metrischen Texte kennen von Anfang an nur zweisilbiges *maistre*. Und was das von ihm nach Godefroy angeführte *mistre* betrifft, so ist das ein ganz anderes Wort. Es kommt bei Deschamps (6, 230 ed. Queux de Saint-Hilaire) vor:

Et comme faux aient de papier mitre
Pour escheler par le bourriau ou mittre

Dazu die Anmerkung „*maître*, nom appliqué au bourreau". Hätte der Dichter an einen Zusammenhang mit *maistre* gedacht, so hätte er, nach der Schreibung der Ballade, *mistre* schreiben müssen. Aber auch davon abgesehen ist eine Bezeichnung des Henkers als „Meister" und zwar mit dem Berufsnamen durch „oder" verbunden nicht annehmbar. *Ou* heißt „in dem", *mitre* bedeutet „Gefängnis", wird als Argotwort in der Form *mittes* allerdings erst von Leclair 1800, als *mitre* von Vidocq 1837 gebucht (Sainéan *L'argot ancien* 220), ist aber offenbar älter.

Raoul von Houdenc Vengence Raguidel 2134 verwendet wird, nicht bloße Haplographie, nicht wie Cohn meint, Haplologie sei. Solange ein *kaine* nicht im Reime erscheint, möchte ich an der Berechtigung der Form zweifeln, auf alle Fälle muß sie als pikardisch, nicht schlankweg als altfranzösisch bezeichnet werden. Beachtenswert ist, daß sich im Sone von Nanteuil auch *aisier* für *aaisier* findet, wie G. Paris *Rom.* 31, 127 hervorgehoben hat.

Die Belege für *meesme, meisme* hat M. Espinosa a. a. O. zusammengestellt. Daraus ergibt sich, daß Oxforder und Cambridger Psalter *medesme*, letzterer auch *meesme* schreiben, daß ein *medisme* nur im Alexius vorkommt, daß sonst *meesme* nur sehr selten durch Assonanz oder Reim gesichert ist, z. T. in späten Texten, wo *e-i* zu *e* geworden ist, und im Versinnern und Prosa nur *meisme* mit so verschwindend geringen Ausnahmen anzutreffen ist, daß diese wenigen *meesme* als Fehler oder als Zwitterschreibungen zwischen gelesenem *meisme* und gesprochenem *mesme* betrachtet werden können. Wären die Beispiele im Alexius nicht, so würde man ohne weiteres zu der Auffassung gedrängt, daß der Wandel von *e* zu *i* mit der Stellung im Hiatus zusammenhänge. Sollte nun etwa *medisme* doch ein gesprochenes *meisme* wiedergeben, sei es, daß der Verfaser *medesme*, der Schreiber *meisme* sprach, sei es, daß jener zwischensilbisches *t* nur noch archaisierend schrieb? Die erste Auffassung erweist sich dadurch als nicht zutreffend, daß *meisme* in der Assonanz steht, der zweiten widerspricht die entschiedene Äußerung von G. Paris: „le fait (die Bewahrung des *d* in der Aussprache) n'est pas douteux un seul instant pour l'Alexis, grâce à la fidélité du copiste auquel nous devons le manuscript de Lambspringen" (*La vie de saint Alexis* 92). Und doch ist die Sache nicht so sicher. Die Mehrzahl der Beispiele wird gebildet durch weibliche Partizipien. Wenn, wie dies in gewissen Gegenden der Fall war, das auslautende *t* fester ward als das inlautende, so konnte in den Femininen das Masculinum das *d* halten. Dazu kommt die Erinnerung an das Lateinische, die hier oder in *fideilz* (man beachte das *i*) oder in *lodet* oder *medre* ja nahe genug lag. Aber daß *crier* auf *quiritare* beruhe, mochte ein mittelalterlicher Schreiber kaum erkennen und auch *oblier* mochte nicht sofort *oblitus* ins Gedächtnis rufen. Vollends *feut, feude* auf *fatum* zurückzuführen, ist erst den späteren Etymologen vorbehalten gewesen. Dies letztere Wort ist auch darum von Wichtigkeit, weil der Wandel des tonlosen *a* zu *e* an den Zusammenstoß mit dem betonten *ü* gebunden ist, s. *Frz. Gramm.* § 137, also wiederum den Schwund des *d* sichert. Somit ergibt sich, daß, da tatsächlich erst *meësme* zu *meïsme* wurde, *e-é* zu *e-í* dissimiliert ist, daß also *meïsme* und *neïs* auf einer Stufe stehen.

Als Gegenbeispiel gegen diese Erklärung der genannten Wörter könnte man *feeil* aus *fidele* anführen. Allein der Vergleich paßt nur für den Westen, nicht für Zentrum und Osten, wo *ei* zu *oi* geworden ist. Ein *feoil* blieb, da das *o* artikulatorisch von *e* und *i* zu weit entfernt war, um in einem der beiden Laute aufzugehen. Nur im Westen würde ein *feeil* annähernd dem *meesme* entsprechen. Aber doch auch nur annähernd. *Peẹstre* zeigt, daß *eẹ* nicht zu *ei* dissimiliert wird. Nun ist *ei* frühzeitig zu *ẹi* geworden, woraus das heutige *ẹ*, man wird also sagen dürfen, daß, als *d* schwand, der erste Bestandteil des Diphtongen im Westen schon offener war als das alte *ẹ*, daher wurde *meẹsme* zu *meïsme*, *feẹil* aber blieb.

Im östlichen *motre, matre*-Gebiet begegnen z. T. *mom, mam* und schon in alter Zeit hat namentlich aus dem Burgundischen Görlich (*Frz. St.* 7, 66) *moime, maime* belegt, Wendelborn (*Die Sprache des Vegez* § 34) *mame*. Man muß hier unterscheiden. Entweder ist, bevor der Hiatus entstand, *é* zu *o, a* geworden und dann natürlich das tonlose *e* geschwunden. Das wird die Entwicklung von *mam*(*e*) sein, ist vielleicht auch die von *moime*, da wenigstens in einigen dieser östlichen Urkunden die umgekehrte Schreibung *oi* für *o* vorkommt, vgl. Görlich, S. 72 ff. Aber es fällt doch auf, daß *moime* sehr viel häufiger begegnet. Dazu kommt die Messung *moïme* im Floovent:

et moimes li rois est venuz tot devant 475

und so noch 590, 1012 (die Stellen hat schon Darmesteter, *De Floovante* 6 beigebracht) oder in dem von P. Meyer *Rom.* 6, 29 veröffentlichten burgundischen Gedichte von den zwei Rittern:

Ou cuer moimes saichiz donc 404.

Also auch hier zunächst *meisme*, dann Wandel des tonlosen *e* nach Labial zu *o*, wie dies im Osten weit verbreitet ist, vgl. z. B. Horning, *Grenzdialekte* S. 32.

Chaïr.

Die älteste Flexion dieses Verbums ist in den wesentlich in Betracht kommenden Formen *chaoir*, *chai, chaoit*, so im O Ps.: Perf. *chairent*, Brandan: Inf. *chaer*, Perf. *chai* usw.

Ein Perfectum *chaui*, das Suchier *ZRPh.* 2, 287 ansetzt, findet sich in keinem der von ihm seiner Abhandlung zugrunde gelegten Texte, auch nicht in den anderen westlichen oder nördlichen. Die von Tumlirz (*Die französischen ui-Perfekta außer poi* (*potui*) *bis zum 13. Jahrh. einschließlich* S. 26) gemachte Bemerkung, daß nur im Lothringischen ein *u*-Perf. dieses Verbums üblich sei, ist durch die in der Folge erschienenen Denkmäler nur bestätigt worden. Selbst Palsgrave kennt nur *cheys*, wogegen allerdings nach Tumlirz die Über-

setzungen der Predigten Bernhards und Ezechiel *cheu* aufweisen, vgl. ferner *cheurent* im Lothringer Psalter.

Daraus ergibt sich zunächst, daß wenn die Übereinstimmung aller romanischen Sprachen auf ein **cadēre* weist, doch trotz ital. *caddi*, prov. *cazec*, afrz. *cheui* nicht auch schon **cadui* als vulgärlateinisch anzusetzen ist, daß vielmehr die einzelnen Sprachen unabhängig voneinander zu diesen Bildungen gelangt sind. Wir müssen vielmehr voraussetzen, daß das alte *cecidi* durch **cadi* ersetzt worden ist, woraus afrz. **chiei cheis *chiet cheimes cheistes *chierent*. Der Zusammenfall der 3. Sing. mit der 3. Sing. präs. bedingt eine Neubildung, die durch die endungsbetonten Formen sich von selbst ergab. Auch im Italienischen dürfte zunächst Präs. *cade*: Perf. **cade* nach *viene*: *venne*, *muove* : *morre*, *ruole* : *rolle* usw. zu *cade* : *cadde* umgestaltet worden sein. Daß prov. *cazęc* erst auf einer kürzeren Form aufgebaut ist, zeigt die Betonung des *e*, ja es frägt sich, ob nicht *cazęt*, d. h. also eine schwache *t*-Form älter sei und sich *cazęc* z. B. im Albigenserkrieg dazu verhalte wie *issic* desselben Textes zu dem älteren *issit*.

Ein Infinitiv *cheoir* konnte danach auf der einen Seite zwar bleiben, weil er in *seoir*, *veoir* eine Stütze hatte, er konnte aber auch nach dem Perfektum *chai* zu *chair* umgestaltet werden. Warum nun im Westen das eine, das andere im Zentrum geschehen ist, mag vorläufig noch unerledigt bleiben.

Veïr und *seïr* sind nach ihrem Vorkommen in alten Texten von jeher als pikardisch bezeichnet worden und die Angaben des Sprachatlasses wie der übrigen Hilfsmittel bestätigen das vollkommen: dem eigentlich Wallonischen sind sie ebenso fremd wie dem Normannischen und der Ile de France. Schon Herzog hat a. o. O. ganz richtig bemerkt, daß diese Infinitive „zur Zeit des pikardischen Einflusses auch in die Champagne eindrangen, da sie den Dichtern bequeme Reime ermöglichten", hat also damit diesen Teil der Ergebnisse von Gertrud Wackers fleißigen Zusammenstellungen (*Über das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache im Altfranzösischen* S. 83) schon neun Jahre früher festgestellt, nur hätte er auch das *veïr* in der Assonanz in Karls Reise 442 so beurteilen sollen. Es liegt nun sehr nahe, *veir* aus **veeir* genau so zu erklären wie *meisme* aus *meësme*: durch Dissimilation ist *veiir* entstanden, worin natürlich die zwei *i* zu einem verschmolzen. Daß *veoir* blieb, ist weiter nicht auffällig und für Norm. *veeir* gilt das S. 488 anläßlich *feeil* Bemerkte. Dann würde weiter folgen, daß *ei* im Pikardischen zunächst geblieben ist, während es im Osten zu *oi* wurde, daß also hier schon *vedoir* und dort noch *vedeir* gesprochen wurde. Nach Schwund des *d* blieb *veoir*, **veeir* aber wurde zu *veir* und nun erst drang vom Osten oder Süden her die *oi*-Welle auch in die Pikardie.

Die dialektischen Verschiedenheiten sind in der vorhistorischen Zeit in Nordfrankreich in manchen Dingen größere oder andere gewesen als uns die literarischen Denkmäler des 11. und 12. Jahrh. sehen lassen. Nur einmal ist im Westen *caroi* aus *quadrarium* belegt (Thomas *Rom.* 26,417), nur schwach bezeugt *oie* als reguläre Form von *auca* (Brüch, *ZRPh.* 36, 313, vgl. 38,711): in beiden Fällen erweist sich das palatale Element als das stärkere, im Gegensatz zum Zentrum und Osten, wo das labiale widerstandsfähiger ist: ein paar anglonormannische Belege und ein Dialektwort erweisen für sekundäres *tl* eine gesonderte Umgestaltung (*ZRPh.* 38, 211), aber je mehr solcher vereinzelter Steinchen zusammengelesen werden, um so mehr Aussicht ist vorhanden, das Bild einst wieder herstellen zu können.

Ist die gegebene Erklärung richtig, so zeigen uns die in Betracht kommenden Wörter die bei dem sonstigen Verhältnis der Umgestaltung betonter und tonloser Vokale im Französischen auffällige Erscheinung, daß der an sich schwächere, tonlose Laut bleibt, der an sich stärkere, betonte verändert wird. Allein die Sache läßt sich verstehen, wenn wir dem Wesen der Erscheinung etwas mehr nachgehen. Auch nach alledem was Brugmann, Das Wesen der lautlichen Dissimilation (*Abhandlungen der phil.-hist. Kl. der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften*, Bd. 27) und die von ihm zitierten Vorgänger, dann nach ihm Hoffmann-Krayer (*Festschrift zur 49. Versamml. deutscher Philologen* 1907, 491ff.) und E. Schröder (*Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Kl.* 1908, 16ff.) über den Gegenstand gesagt haben, bleibt doch noch manches recht dunkel. Sofern die Dissimilation das Ineinanderfließen zweier sich berührender Laute verhindert, ist sie im ganzen verständlich. Wenn *ei* zu *ai* wird, so ist die Entfernung zwischen den Artikulationsstellen der zwei Vokale vergrößert, die Vergrößerung kann eine schrittweise sein, sie kann aber auch in der Weise eintreten, daß die Artikulation von der palatalen in die entsprechende velare Region überspringt und umgekehrt, also *e* durch *o*, *o* durch *e* ersetzt wird: *ei* wird zu *oi*, *ou* wird zu *eu*. Aber bei Ferndissimilation ist mir der im Romanischen so häufige Fall *e-o* aus *o-o* nicht verständlich. Bei dem anderen noch beliebteren: *e-i* aus *i-i* handelt es sich, glaube ich, um etwas anderes. Die zweite *i*-Artikulation schwebt dem Sprechenden schon so deutlich vor, daß er die erste nicht mehr vollkommen bildet, daß er also nicht bis zur äußersten Enge, bei der ein Vokal noch möglich ist, schreitet, sondern auf halbem Wege stehen bleibt. In unserem Fall liegt nun aber nicht Fernassimilation vor, sondern das Deutlichkeitsbestreben und da ist es nur natürlich, wenn bei diesem Bestreben der eine Vokal, dessen Artikulation an

sich schon die bestimmtere ist, von dem unbestimmteren mehr abgerückt wird.

Sodann soll noch angeführt werden, was gegen die Gleitelaut-Theorie spricht. Daß von den Toblerschen Beispielen, auch wenn man seine Auffassung durch die Horningsche ersetzt, die Wörter auf *-yau* auszuschalten sind, braucht heute wohl nicht mehr besonders betont zu werden. Die alten Formen sind *flael flayaus, tuel tuyaus* usw., das *y* ist nicht aus *t* entwickelt und ist nicht Gleitelaut, sondern ist aus *e* vor *l* oder *u* entstanden.

Anders verhält es sich mit *déblayer, emblayer, citoyen, apitoyer, pitoyable, mitoyen,* dann *corvoyeur* „celui qui fait la corvée."

Alle diese Formen sind jung, ihre Vorgänger im 11. Jahrh. lauten *citeain, desbleer, embleer, piteable, miteain,* sie können also schon deshalb nicht mit den anderen sehr viel älteren auf eine Stufe gestellt werden.

Das Altfranzösische ist in seiner ersten Periode ja überhaupt eine Sprache mit festem Silbeneinsatz, und als dann in einer zweiten Epoche die Konzentration des Wortkörpers erfolgte, wurden die den Reibelauten am nächsten stehenden *i, u, ü* zu *i̯, u̯, ü̯*, wogegen *a, e, o* sich dem folgenden Vokal anglichen. So war die hiatusreiche Sprache zu einer hiatuslosen geworden. Ein gewisser Konflikt entstand, wo vokalisch anlautendes Suffix an vokalisch auslautenden Stamm trat. Die üblichste Lösung war das bekannte *-t-*, aber in manchen Fällen konnte man nicht dazu greifen. Zu diesen gehört *citeain*, dem ein Vorbild, das **citetain* hätte hervorrufen können, fehlte, das aber auch nicht zu **citain* zusamengezogen wurde, weil dabei Stammwort und Ableitung ineinander verschmolzen wären. So blieb *citeain*, aber, da Hiatus im allgemeinen nicht bestand, entwickelte sich der Gleitelaut. Man sieht, daß nicht nur zeitlich, sondern auch in ihrem Wesen *meïsme, veïr* von *citoyen* durch und durch verschieden sind.

Ganz anders als der westliche und der zentrale ist der ostfranzösische Sprachrhythmus. Im Wallonischen und Lothringischen findet nicht Zusammenziehung der Hiatusvokale und nicht Konsonantisierung des ersten statt, sondern beide bleiben, aber mit Entwicklung eines Gleitelautes (vgl. z. B. *Z. f. Sp. L.* 44[1], 76). Für Horning lag bei seiner vorzüglichen Kenntnis dieser Mundarten eine Übertragung des dort beobachteten auf das Pikardische nahe. Aber eben weil es sich um Übertragung einer Erscheinung aus einem Gebiet in ein anderes handelt, muß man sich fragen, ob der Gesamtcharakter eine Berechtigung dazu gebe — und diese Frage ist zu verneinen.

Nachträglich stoße ich in L. Wieses Arbeit über die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor S. 14 auf die Be-

merkung: „*meïsme* durch Dissimilation". Die Erklärung ist somit nicht neu, aber da auch Behrens die Stelle übersehen zu haben scheint, so mag neben ihrer Hervorhebung auch meine etwas breiter geratene Ausführung stehen bleiben.

2. Altfranzösisch ramposner.

Die Verknüpfung von afrz. *ramposner* „verhöhnen" mit dem germ. Stamme *rampa* „Klaue", wie sie Diez vorgeschlagen hatte[2], ist morphologisch nicht wohl möglich, denn das *s* ist nicht falsche Schreibung, sondern gesprochen, wie aus agn. *rampodner*, apikard. *ramporner* prov. *rampoinar*, gask. *lampournà*, welch letzteres Jeanroy, *Annales du Midi* 17, 75 mit Recht hierher stellt, erhellt. Aus einer prov. oder afrz. Form mit *in* oder *ign* aus *sn* ist aital. *rampognare* entlehnt. Erweist sich danach Frankreich als die engere Heimat des Wortes, so darf man wohl noch einen Schritt weiter gehen und Nordfrankreich als Ausgangspunkt bezeichnen. Denn so häufig *ramposner* im Altfranzösischen ist, so selten tritt es im Provenzalischen auf, und während die nordfranzösischen Mundarten es noch z. T. bewahren, kennen es die südlichen abgesehen von dem einen angeführten Beleg nicht oder kaum[3]. Für den Norden aber bietet sich eine Erklärung, die vielleicht Beifall findet. Mit *prosne* wird der Teil der Kirche benannt, hinter dem der Geistliche predigt, bei dem die Narren während des Gottesdienstes gefesselt sind:

Home, qu'an ne puet chastiier
Devroit an au mostier liier
Come desvé devant les prosnes

heißt es im Löwenritter 627. Ein **remprosner* wäre also etwas ähnliches wie unser „an den Pranger stellen", „dem öffentlichen Gelächter aussetzen". Der Schwund des ersten *r* durch Dissimilation macht weiter keine Schwierigkeit und wenn, was ich allerdings nicht beweisen kann, der Ausgangspunkt die Gegend ist, in der gedecktes *en* zu *an* wird, so war, nachdem infolge des Schwundes von *r* jeder Zusammenhang mit einem Substantivum verloren war, die lautliche Übernahme ohne Umsetzung in die Lautform der übernehmenden Sprache gegeben. Fragen kann man sich noch, ob pik. *ramproner* das alte *r* auch behalten habe oder ob erst Umstellung aus **ramporner*, wie das Wort im Pikardischen lautet, eingetreten sei. Bei der Vorliebe, die das Pikardische für die Lautreihe kons. + *r* + Vokal hat (*freté, fremer*

[2] Diez führt auch venez. *ramponar* „häkeln" an, das Boerio in dieser Bedeutung nicht kennt, das aber allerdings zu *rampon* „Haken" gehört, und katal. *rampoina* „Schnitzel, Abfälle", das mir unverständlich ist.

[3] Mistral führt neben *rampinà* und *rampounà* noch *rampougnà* an, über welch letzteres man nähere Auskunft brauchte.

usw., vgl. Suchier, *Aucassin* § 14, *Rom. Gramm.* 1 § 576[4]), ist die zweite Auffassung wohl vorzuziehen. Daß *ramp-*, nicht remp- auch pikardisch wäre, beweisen apikard. *tams, essample, ensamble.*

Foerster hatte *prosner* auf lat. *procinare* zurückgeführt (*ZRPh.* 15, 522), daher wohl die Frage aufgeworfen werden muß, ob *ramposner* sich nicht einfacher damit verbinden lasse. Die Schwierigkeit oder geradezu die Unmöglichkeit liegt darin, daß *procinare* zu *-proisnier* hätte werden müssen. Foerster sagt das auch und fügt hinzu, eine solche Form und ein Adj. *proisne* „beredt“ komme vor, gibt aber weder Belege noch erklärt er, wie daraus im Französischen das übliche *prosne* hätte entstehen können. Bei Godefroy fehlen Belege für solche Formen, daher man an ihrem Vorhandensein zweifeln bzw. sich fragen kann, ob sie nicht erst dialektische Entwicklungen von *-sn-* zu *-in-* zeigen.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

---

[4]) Zu streichen ist hier *esprevier*. Diese Form ist die im Altfranzösischen bei weitem häufigere, regelmäßig entstanden aus *esparwari*, da zwischentoniges *a* zu *e* wird, vgl. Herzog *Streitfragen*, S. 109 f., wo namentlich *Chambrecy* aus *Camarciacu*, *Chevrecy* aus *Cabardiacu*, *Leuvrigny* aus *Liburniacu*, *nuitrenel* aus *nocturnale* deutlich zeigen, daß in solcher Stellung ein *r* resultiert, das nun je nach Sprachrhythmus und Tempo als *re* oder als *er* erscheint. Das *spervarios* des *capitulare de villis* ist somit nur als nordfranzösische, nicht als südliche Form zu verstehen, vgl. dazu Jud-Spitzer *WS.* 6, 128. Was Winkler *ZRPh.* 368, 567 dagegen einwendet, ist nur aus dem Gesichtspunkte der Erregung zu verstehen, in der der Verf. bei der Niederschrift seiner Entgegnung sich befand, wissenschaftlich betrachtet ist es unverständlich.

Technische Hochschulen und neuere Sprachen.

In Sachen der den preußischen Volksvertretern jüngst zugegangenen Denkschrift über Förderung des Auslandsstudiums ist es im Abgeordnetenhause zu einer Aussprache gekommen, bei welcher der Kultusminister sich dahin äußerte, daß für die Lösung jener Aufgabe in erster Linie die Universitäten, nicht minder aber auch die Technischen Hochschulen in Frage kämen. Mehrere Abgeordnete erhoben ebenfalls die Forderung, daß die letztgenannten Anstalten in den Dienst des Auslandsstudiums gestellt würden.

Will man den neuen Gedanken, der unser Schulwesen durchsäuern soll, auch an den Technischen Hochschulen zur Geltung bringen, so wird das nicht ohne wesentliche Änderungen des Unterrichtsbetriebes geschehen können. Die Aufgabe, dabei das richtige Maß zu finden, fällt jenen bewährten Sachverständigen zu, die als die Vertreter unserer technischen Wissenschaften gerade im Weltkriege gezeigt haben, wie sehr Deutschland auch in diesem Unterrichtszweige an der Spitze der gesitteten Völker marschiert. Die Frage, was in dem eigentlich technischen Lehrbetriebe zu ändern wäre, bleibt deshalb hier unberührt. Ich möchte mich vielmehr mit einem Hilfsgebiet beschäftigen, das an den Technischen Hochschulen eine meist nur bescheidene Pflege gefunden hat, aber meines Erachtens berufen ist, bei der neuen Bewegung eine wichtige Vermittlerrolle zu spielen: ich meine den Unterricht in den neueren Sprachen, von denen bisher im wesentlichen das Englische und das Französische in Betracht kamen.

Die dafür vorgesehenen Dozentenstellen werden nebenamtlich meist von Oberlehrern verwaltet, denen dafür eine gewisse Jahresvergütung und der Ertrag der Vorlesungsgebühren zusteht. Ihre Lehraufgabe ist dreifacher Art: sie sollen ihre Hörer erstens mit Land und Leuten des betreffenden Volkes bekannt machen, sie zweitens in dessen technische Terminologie einführen und sie drittens die fremde Sprache bis zu einem gewissen Grade beherrschen lehren. Das Herzstück dieser Dreiheit zu verwirklichen, sind die Dozenten allerdings vielfach nicht in der Lage gewesen. Denn diejenigen, an welche sich der Unterricht wandte, glänzten in der Regel durch Abwesenheit. Wohl stellte sich zu Anfang des Halbjahres der eine oder andere Studierende ein, aber wenn dann der Vorlesungsbetrieb der Hochschule voll einsetzte und der Betreffende sich zur Mitarbeit oder Vorbereitung

bei den fremdsprachlichen Übungen aufgefordert sah, verschwand der seltene Vogel. Die Zuhörer bestanden im wesentlichen aus Damen und Herren der gebildeten Stände und aus Volksschullehrern, welche die Übungen benutzen wollten, um sich auf Prüfungen vorzubereiten. Da man mit dieser Zuhörerschaft rechnen mußte und letztere an der Beschäftigung mit speziell technischen Dingen kein Interesse hatte, fiel der zweite Teil der Lehraufgabe fast regelmäßig unter den Tisch. Die Dozentenstellen vermochten also den Zweck, für den sie eigentlich errichtet, nur unvollkommen zu erfüllen.

Solche schiefen Verhältnisse dürfen, wenn die Technischen Hochschulen auch auf den neuen Gedanken eingestellt werden sollen, nicht länger andauern. Es gibt, meine ich, auch Mittel, um sie abzuändern. Das erste würde darin bestehen, der Überbürdung zu steuern, unter welcher die Studierenden ersichtlich leiden. Die seit längerer Zeit in Fluß befindlichen Bestrebungen der Hochschullehrerschaft, den Studiengang von allerlei Entbehrlichem und Unwesentlichem zu entlasten, wären fortzusetzen und abzuschließen. Gelingt es hier, nur das wirklich Wichtige beizubehalten, ohne daß deshalb die Wissenschaftlichkeit zu kurz kommt, so erhält der Studierende dadurch eine gewisse Ellbogenfreiheit und gewinnt Zeit, um seine allgemeine Bildung zu fördern und sich auf den Grenz- und Hilfsgebieten seines Faches umzusehen.

Nun ist freilich noch nicht gesagt, daß die vom Alpdruck des Zuvielerlei Befreiten die ersparte Zeit auch wirklich in der gedachten Weise verwenden. Bei Übungen, wo es sich nicht nur um ein Genießen und Zuhören, sondern auch um Mitarbeit handelt, würde jene Maßregel allein die Zahl der teilnehmenden Studierenden nicht wesentlich erhöhen. Wenn also die Beschäftigung des Hochschülers mit den neueren Sprachen als wirklich notwendig erscheint, wird man nicht umhin können zu fragen, in welcher Weise etwa eine Einwirkung erfolgen müsse. Nichts wäre jedenfalls verkehrter als ein Zwang. Bestimmungen wie diejenige nachzuahmen, daß ein Prüfling ein oder das andere Praktikum, Seminar oder Kolleg während seines Studiums gehört haben muß, hieße in unserem Falle Irrwege gehen. Eine Sprache ist gleichsam ein Dornröschen, das mit heißem Bemühen und unter manchen Enttäuschungen umworben werden will. Der nachhaltige Eifer, der allein die Dornenhecke zu durchbrechen vermag, beruht aber auf treibenden Kräften, die nicht vom Zwang geboren sind. Von innen heraus müßte vielmehr jene Einwirkung erstehen, als natürliche Frucht des neuen Geistes, in welchem der „Denkschrift“ zufolge unsere Jugend aufwachsen soll. Dem angehenden Techniker, Ingenieur, Chemiker oder Industriellen muß der Glaubenssatz

anerzogen sein, daß die Welt sein Feld ist. Etwas geradezu Verlockendes sollte für ihn der Gedanke besitzen, den alten Wettbewerb um die friedliche Durchdringung des Erdballes nicht nur in dem von den Mittelmächten beherrschten Gebiet und den neutral gebliebenen Staaten, sondern auch in den Ländern und Einflußsphären unserer jetzigen Gegner, besonders der Engländer, von neuem aufzunehmen. Die Arbeit da draußen dürfte aber dem Hochschüler nicht bloß deshalb wert sein, weil sie ihm Existenz und Gewinn verschafft, sondern auch, weil er sie als Kulturaufgabe ansieht, die er im Namen seines Volkes erfüllt, als Pionierarbeit, auf deren Gelingen er bei den scharfen Anstrengungen aller Nationen nur dann rechnen kann, wenn sie auf vorzügliche Ausrüstung und haarscharfes Werkzeug zurückgreift.

Dazu gehören für den Studierenden in erster Linie tüchtige Fachkenntnisse. Aber dieses Wissen will auch angewandt werden, und das vollzieht sich im fremden Lande oft unter ganz anderen Bedingungen als in der Heimat, unter Schwierigkeiten, Enttäuschungen und Fehlschlägen, die zu Hause entweder gar nicht oder in viel geringerem Maße zu erwarten sind. Was hilft aber ein noch so gutes Rüstzeug, wenn es der besonderen Aufgabe, die es lösen soll, nicht angepaßt ist? Um dem jungen Techniker in solchen schwierigen Lagen zum Erfolge zu verhelfen, bietet sich ihm die neuere Philologie als Mittlerin dar. Rechtzeitig, noch während er seine Fachkenntnisse sammelt, zeigt sie ihm, unter welchen Verhältnissen er jene voraussichtlich einmal anzuwenden hat, und gibt ihm die Möglichkeit, sich auf die Lage, der er sich später gegenüber sieht, vorher einzurichten. So lernt er den Boden kennen, den er bearbeiten will, und bekommt Mittel an die Hand, in ihn einzudringen. Es wäre sehr wesentlich, wenn sich künftig der Hochschulstudent auf Grund der ihm anerzogenen Gedankengänge völlig darüber klar wäre, daß das moderne Sprachstudium mehr und mehr eine erhöhte Bedeutung für seinen Beruf gewonnen hat. Dazu, daß diese Überzeugung immer tiefere Wurzeln faßt, kann aber auch wesentlich die ganze Art beitragen, wie der Dozent seinen Unterricht anzufassen versteht.

Zu diesem Zwecke muß er das eine Prinzip, Aufbau auf breiter Grundlage, mit dem anderen, bewußtem Losgehen auf das Ziel, in harmonischer Weise verbinden können. Einigen Geschickes bedarf es dazu bei dem ersten Teil der Lehraufgabe, der Einführung in die fremde Kultur. Wie sich das Heute und das Morgen nur aus dem Gestern erklärt, geht auch die Eigenart eines Volkes als etwas nach langer Entwicklung Gewordenes und immer wieder der Veränderung Unterworfenes auf die nationale Vergangenheit zurück. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit geschicht-

licher Betrachtung. Diese aber systematisch in die Form von Vorlesungen zu kleiden, hieße Umwege machen und das Ziel nicht scharf ins Auge fassen. Weit empfehlenswerter scheint mir, auch mit Rücksicht auf die Spracherlernung, der Anschluß an eine passende Lektüre. Für das Französische z. B. wären Schriften, wie „Le Petit Parisien" von Kron, „A travers la France" von Chalamet, „En France" von Reclus, „Les Provinces françaises" von Bornecque-Mühlan oder „L'Art et les Artistes français" von Le Bourgeois, in den Mittelpunkt derartiger Übungen zu stellen. Eine weitgehende Besprechung geschichtlicher, kulturgeschichtlicher, literarischer und künstlerischer Fragen läßt sich an Hand solcher Texte in ungezwungener Weise ermöglichen. Der Ertrag für die Hörer dürfte besonders reich sein, wenn dem Dozenten umfassende Auslandserfahrungen zur Verfügung stehen. Die auf solche Weise übermittelte Anschauung von Land und Leuten kann schon am Halbjahrsende ein farbenreiches Mosaik darstellen. Gewiß ist es mühsam, Steinchen auf Steinchen dafür zusammenzutragen, aber ein derartig verfahrender Lehrer wird das Verständnis für die fremde Eigenart bei seinen Hörern so erfolgreich fördern, daß sie ihren Plan, ins Ausland zu gehen, mit Lust und Selbstvertrauen weiterbetreiben.

Dabei ist das ihnen zugedachte Rüstzeug noch nicht einmal vollständig. Eine Ergänzung muß nach der sprachlichen Seite erfolgen. Zunächst kommt dabei die technische Terminologie in Frage. Neben allgemeinverbindlichen Fachausdrücken, wie Ventil, Feder, Luftpumpe, Kurbel, handelt es sich sowohl um das gesamte Gebiet der Werktätigkeit (vgl. Brett, Bohle, Balken, Draht. Schmirgelpapier, Dachpappe), als auch um den weiten Kreis mathematischer und naturwissenschaftlicher Begriffe. Die Krönung bildet dann ein ausreichender Wörtervorrat für das Sonderfach des Technikers. Je nachdem er in der chemischen Industrie, in einem Walzwerk, einer Zeche, einer Maschinenfabrik, einem Elektrizitätswerk, im Eisenbahn- oder Tiefbau beschäftigt ist, muß er sich die entsprechenden wesentlichen Fachausdrücke zu eigen machen. Ein möglichst großer Wortschatz aus dem Gebiete des praktischen Lebens ist erfahrungsgemäß für jeden, der ins Ausland geht, ein unentbehrlicher Begleiter, ein Kapital, das sich vorzüglich verzinst; das lasse sich auch der Techniker gesagt sein. Die Einführung in diese gesamte Terminologie geschieht wieder an Hand eines Textes. Für die französische Sprache ist in solchen technischen Lesestoffen die Auswahl bei uns noch nicht groß, in Frankreich und Belgien geradezu gleich Null. Es fehlt ein Lesebuch, dessen Inhalt den Hauptgebieten der modernen Technik entnommen sein müßte. Immerhin läßt

sich mit dem Lektürematerial, das uns heute zur Verfügung steht, bei gutem Willen doch schon das Ziel — gründliche Bekanntschaft mit der technischen Sprache — erreichen.

Die beiden Texte, deren Verwendung für solche Kurse ich in Vorstehendem empfohlen habe, dienen nun aber nicht nur den Zwecken der Kulturgeschichte und der Wortkunde, sondern nach Möglichkeit auch dem dritten Punkt der Lehraufgabe, der Sprachbeherrschung. Deshalb hat die Textbehandlung, von dem eigentlichen Übersetzen abgesehen, in der Fremdsprache zu erfolgen. Das wird sich besonders dann fruchtbringend gestalten, wenn der Dozent es versteht, seine Zuhörer zu lebhafter Teilnahme an der Besprechung anzuregen. Gelegentliche grammatische Zusammenfassungen, auch stilistische und synonymische Übungen, müssen für diese Konversation den festen Kern abgeben; sie sollen gleichzeitig hindern, daß jene zum bloßen Parlieren herabsinkt. In welch hohem Maße ein gutes sprachliches Können dazu mithilft, den Bewohnern eines fremden Landes näherzutreten und sich ihr Vertrauen zu erwerben, hat der Krieg wieder tausendfach bewiesen. Deshalb darf sich ein Pionier deutscher Arbeit diese Gelegenheit zum Erfolge nicht entgehen lassen.

Bei einem Zusammenwirken von Lehrer und Hörer, wie es hier skizziert, müßte es meines Erachtens gelingen, die dem neusprachlichen Unterrichtsbetriebe der Technischen Hochschulen noch anhaftenden Mängel zu beseitigen. Wünschenswert wäre auch, andere Sprachen neben der französischen und der englischen noch stärker zu berücksichtigen; diese müßte allerdings immer den ersten Platz behaupten. Sollte sich, wie anzunehmen, die Zahl der Studierenden unter den Hörern mehren, würden auf die Dauer die Dozenten ihre Stellen nicht mehr nebenamtlich versehen können. Die Übungen nützen dem Einzelnen nur bei beschränkter Teilnehmerzahl; die Einrichtung von Parallelkursen läßt sich deshalb bei stärkerem Andrange nicht umgehen, und das nimmt eine volle Kraft in Anspruch. Für sehr fruchtbringend hielte ich eine Beteiligung der Dozenten an den Studienreisen, welche die Hochschüler unter Leitung ihrer Professoren ins Ausland unternehmen. Die Verwirklichung aller dieser Vorschläge dürfte um so weniger auf Schwierigkeiten stoßen, als zur Förderung des neuen Gedankens genügend Mittel eingestellt werden sollen. Wenn davon einiges der Stärkung des neusprachlichen Unterrichts an den Technischen Hochschulen zugute käme, würde das mit dazu beitragen, unseres Volkes Fleiß im Auslande zur Geltung zu bringen und die Welt mit dem deutschen Gedanken zu erfüllen.

Hannover. CARL FRIESLAND.

Referate und Rezensionen.

C. Joseph Merk: *Anschauungen über die Lehre und das Leben der Kirche im altfranzösischen Heldenepos.* (Beihefte zur Ztschr. f. rom. Phil. 41, Max Niemeyer, Halle 1914.)

Diese tüchtige Arbeit, deren erste 138 Seiten schon 1912 als Tübinger Dissertation erschienen sind, zeugt von unermüdlichem Fleiß und tiefem Eindringen in den Stoff. Zu Grunde gelegt sind alle bis zur Abfassung, d. h. 1911, publizierten Chansons de geste: Das Weglassen kleinerer Bruchstücke wie *Syracon* (hrg. v. Stengel, Rom. Stud. I) oder *die Bruchstücke der noch ungedruckten Chanson d'Anseïs de Mes* (hrg. v. Stengel, Festschrift Greifswald 1904) ist leicht verzeihlich; weniger gern vermißt man in der Liste ganze Epen, wie *Beuve de Commarchis* (hrg. v. Scheler, Brüssel 1874) oder die *Chevalerie Vivien* (hrg. v. Terracher, Paris 1909).

Der Verfasser will, wie er sich selber ausdrückt, ein selbständiges episches Resultat gewinnen, daher der Nachdruck auf die theologische und nicht auf die historische Seite der behandelten Fragen gelegt wurde; doch soll die Fühlung mit der Geschichte nicht verloren gehen, was hauptsächlich da wichtig ist, wo das Epos selbst kein geschlossenes Bild ergibt, sondern der historischen Erklärung bedarf.

Die Arbeit gliedert sich in vier Hauptabschnitte: Glaubenslehre, Sakramente, Kirche und Kultus, Diener der Kirche. Für den ersten lag schon eine ältere Untersuchung vor in R. Schröders *Glaube und Aberglaube in den altfr. Dichtungen* (Erlangen 1886); gerade der Vergleich dieser Arbeiten (Merk, Abschnitt 1; Schröder Kap. 1—8) läßt die Vorzüge von M. klar hervortreten; denn trotz der Beschränkung auf die Chansons de geste ist er viel vollständiger und eindringlicher; seine Ausführungen tragen durchaus den Stempel der Zuverlässigkeit und wenn auch im Folgenden manche Einzelheit berichtigt wird, wobei mir vielleicht etliches entgangen ist, so kann das den guten Eindruck nicht verwischen.

Der erste Abschnitt zerfällt in folgende Kapitel: Das Epos und die Schriften des Alten und Neuen Testaments, Anschauungen über Gott, die Engel, Anschauungen über Maria, die Heiligen, Anschauungen über Reliquien, Tod und Jenseits.

Ich notiere folgd. Einzelheiten: S. XVII, 8. Die sehr ansprechende Etymologie *Terrevagant* < *terra vagans* (durch die Form in *Okt.* 1414 *terre vogant* bes. nahe gebracht) wird noch dadurch gestützt, daß auch Kain, der in den Epen fest zu den Teufeln zählt, gerade durch die Eigenschaft des steten Herumirrens (vgl. *Genesis* 4, 2 Vagus et profugus eris super terram) zu dieser Rolle kam. — S. 8. 2 Daß der Name *Mont Belcler* für den Ort der Opferung Isaaks aus dem bibl. *terra visionis* hervorgegangen sei, scheint mir recht unwahrscheinlich; auch der Übergang aus *Aiol* in die andern Epen ist nicht einleuchtend. — S. 11. 30 Der Ausspruch über das Schloß Castelfort *Caïns le fist et li fil Israel* bezieht sich auf die Auffassung von Kain und Abel als Riesen (vgl. Wohlgemuth, *Riesen und Zwerge in der afr. erzählenden Dichtung,* Diss. Tübingen 1906, S. 71). — S. 10 Den vom Alten Testament dem Epos abgegebenen Namen ist beizufügen *Laban* (*Destr. Rome* 74). — S. 10, 4 Unverständlich; lies *pur le prophete Balaan.* — S. 24 Herodes wird in *Gaydon* durchaus nicht als Schmied eingeführt, lediglich das Schwert erwähnt, das er zum Kindermord schmieden ließ. — S. 90, 6 Die Tatsache, daß Karl durch die Wunderkraft der Reliquien, die er von Jerusalem heimträgt, ohne Kahn jeden Fluß überschreiten kann, steht nicht in der *Karlsreise.* — S. 100 Die Teufel, die in Rabengestalt erscheinen, werden nicht durch Beschwörung verhindert, Böses zu tun, sondern durch einen Wunderring, den Maugis im Ohr trägt.

Hier will ich noch eine Bemerkung allgemeinerer Art einfügen: Was die Arbeit von M. so umfangreich hat werden lassen, sind die unendlichen Listen formelhafter Ausdrücke; zum ersten Mal begegnen sie im Kap. über Gott, wo alle Zusätze zum Namen Gottes, die sein Wesen, sein Wirken, seine Eigenschaften ausdrücken, zusammengestellt sind; man freut sich dabei über die gewissenhafte Arbeit; nun findet man aber ganz dieselben Listen in den Gebeten, den Wunsch-, Beteuerungs-, Gruß- und Dankformeln und den Ausrufen. Die Wiederholungen, die sich dadurch ergeben, sind sehr ermüdend: ich greife z. B. den Zusatz heraus *qui tout le mont forma* (S. 31); ich finde ihn wieder beim Wirken Gottes *se Dex n'en pense qui . . .* (S. 52), *se Dex nel fet qui . . .* (S. 55), *Pleust Dieu qui . . .* (S. 58), bei den Formeln *Diex vous gart qui . . .* (S. 226), *Diex le maintiegne qui . . .* (S. 239), *Damediex le conduie qui . . .* (S. 246), bei den Ausrufen *Dame dieu qui . . .* (S. 246), *Par ce dieu qui . . .* (S. 252), *par celui qui . . .* (S. 253). Dies tritt für unzählige Ausdrücke ein, die zudem oft nur recht wenig voneinander abweichen (z. B. *qui le mont forma, estora, fist, crea, a forme, a establi, fu formant, fu creant*). Die Wiederholung desselben Ausdruckes an so vielen Stellen lehrt gar nichts neues; es ist eben ein Zusatz, der

überall zum Namen Gottes treten kann. Es wäre deshalb vielleicht einfacher gewesen, an einer Stelle sämtliche Zusätze zu *Dieu* zu geben und in den andern Kapiteln kurzerhand auf diese eine Liste zu verweisen. Daß bei einer solchen Menge von Ausdrücken das Unterbringen schwierig ist, liegt auf der Hand; die Zusammenstellungen scheinen sehr vollständig und zuverlässig, und das ist schließlich das wichtigste.

Der zweite Abschnitt, Anschauungen über die Sakramente, orientiert über Taufe, Beichte, Kommunion und Ehe. Beichte und Kommunion gehören im Epos zusammen; hier spielt auch naturgemäß die Ersatzkommunion auf dem Schlachtfelde eine große Rolle und ihr Ersatz durch Grashalme; die Erklärung dieses letzten, sehr auffallenden Gebrauches hat auch Merk nicht gegeben. Gerade diesen Kapiteln ist die Fühlung mit der Geschichte zugute gekommen; es ist wichtig festzustellen, daß die Elevation erst um 1150 aufkommt, oder daß die Art der Eulogie ein Kriterium für die Abfassungszeit der Epen sein kann (S. 129 und 149). Die Frage, ob diese kirchlichen Eigentümlichkeiten für die Festlegung der Entstehungszeit der Chansons de geste überhaupt ins Feld geführt werden können, wie es M. tut, werden wir am Ende berühren.

Im dritten Abschnitt, Anschauungen über die Kirche und ihren Kultus, erhalten wir eine gute Vorstellung der Ausstattung des Gotteshauses, vom Gottesdienst (besonders Messe und Leichenbegängnis), von den Sakramentalien (Kreuzeszeichen, Weihwasser, den Weihungen und Segnungen). Interessant sind die Ausführungen über die charakteristischen Äußerungen des episch-religiösen Glaubens (Wunderglaube, Bilderkult, Pilgern und Wallfahren, Charitas); nach einer kurzen Übersicht über die kirchl. Zeiten, Feiertage, Festtage, wo das Epos nur spärliche Angaben macht, folgt das Kapitel über die Gebete, in dem Form, Gegenstand, Häufigkeit, Wirksamkeit und Zeremonien behandelt sind. — Einige Ungenauigkeiten in diesem Abschnitt sind mir aufgefallen: S. 164 Was heißt das: 'Selbst fingierte Dinge werden ins Reich des Wunderbaren gestellt'? In der Anm. wird auf *Amis* v. 43 und *Macaire* v. 4311 verwiesen; dort handelt es sich jedoch um ganz reale Vorgänge. — S. 166 Vor Karl neigt sich in der Grabeskirche nur e i n Stuhl. S. 167 Über den Christen wachsen nicht Blumen, sondern *arbroisel de coudre* Haselsträuche. — Die Geschichte von Hervis' Pferd, das im Wasser nicht naß wird, steht nicht in *Hervis* (M. gibt keine Versangabe (sondern in *Garin Loh.* I, S. 33. — In die Rhone werden z w e i Kinder geworfen. — Übrigens ist die Aufzählung der Wunder (S. 165 f.) nicht vollständig: Es fehlen z. B. die vom Himmel fallende Flamme in *Gir. Rouss.* 2882, das am Himmel erscheinende Kreuz in *Gui Bourg.* 1355 u. a.

Eine Basler Dissertation befaßt sich mit den Wundern im afr. Volksepos.

Der vierte Abschnitt, Anschauungen über die Diener der Kirche, gliedert sich in zwei Kapitel: Der Klerus (Name und Stand, Hierarchie, Bildung, soziale Stellung, Beruf und staatliche Stellung) und das Mönchtum (Klöster, Mönche und Nonnen, gesellschaftliche und staatliche Stellung, Reklusen und Eremiten). Denselben Stoff behandelte schon früher die eingehende Dissertation von H. Massing, *Die Geistlichkeit im afr. Volksepos* (Gießen 1904) und M. hat dieser genauen Untersuchung gegenüber fast nichts neues gebracht; dagegen hätte vielfach ein Verweis auf den Vorgänger genügt, so für die Listen der im Epos genannten Erzbischöfe und Bischöfe (M. S. 197, Massing S. 8). Bei Massing ist die Fühlung mit der Geschichte viel enger, ohne daß das epische Resultat verzerrt würde. — S. 215, 9. Falsche Stellenangabe; in *Raoul* steht meines Wissens nirgends, daß sich 1500 Nonnen in Origni befanden; v. 1480 lese ich, daß es 100 waren. — S. 223. Nicht ganz stimmt das epische Bild von den Einsiedeleien: So arm, wie M. darstellt, sind sie nicht alle, sonst hätte es gar keinen Sinn, sie auszurauben wie in *Moniage Guill.* I, v. 470, wo es von den Räubern deutlich heißt *Deniers et robes en orent aporté* (vgl. Massing S. 112).

Den Schluß bilden Listen der Wunsch-, Beteuerungs-, Gruß-, Abschieds-, Dankformeln und der Ausrufe. Als Anhang endlich finden sich Bemerkungen über das religiöse Kulturbild des Epos und die Wechselbeziehungen zwischen Religion und Spielmannsdichtung. M. spricht sich dabei so aus: 'Das religiöse Kulturbild des Epos ist mit der Dichtung so organisch verbunden, daß nur eine gleichzeitige Entstehungszeit vorauszusetzen ist', und weiter 'Daran ist festzuhalten: Die Entstehungszeit des Epos darf nicht in die Ferne zurückbezogen werden. Man hat es nicht zu tun mit dem Aufgreifen verschollener Lieder, mit der Überarbeitung alter Sagen, vielmehr, nachdem das Rolandslied einmal gesungen wurde, sind die Epen, wenn man das Bild gebrauchen darf, wie Pilze aus dem Boden geschossen'. Das klingt sehr sicher; immer aber bleibt die Frage: und der *Roland?* Was hat denn sein 'aus dem Boden schießen' veranlaßt? Ich beschränke mich darauf, einen Satz von Wendelin Foerster hier anzuführen: 'Wir kommen bei sorgfältiger Untersuchung des uns erhaltenen Rolandmaterials zu einer frühen, einfacheren Chançon de geste, die vor dem XI. Jh. bestanden haben muß .... wir sehen ein volkstümliches, von der Kirche unabhängiges Rolandslied, ohne Klosterreliquien, ohne Pilgerstraßen vor uns, und der Held kann doch nicht glatt erfunden worden sein'. (Kristian von Troyes, Wörterbuch S. 4*; vgl. auch S. 229*). Es ist auch nicht einzusehen, warum

die Tatsache, daß das religiöse Kulturbild des Epos in die Zeit vom Ende des 11. bis zur Mitte des 13. Jh. weist, ein Beweis dafür sein soll, daß das Epos überhaupt erst dann entstanden ist. Daß der Spielmann 'auf dem religiösen Niveau seiner Zeit stand' und daß 'das religiöse Gewand der Dichtung sein eigenes ist', mag stimmen; haben aber die afr. Dichter dieses religiöse Gewand ihrer Zeit nicht auch den antiken Stoffen angezogen? Geht doch, um ein Schulbeispiel auszuführen, im *Thebenroman* Ismene in ein Kloster! Wir können höchstens sagen, die uns erhaltenen Chansons de geste zeigen das religiöse Kulturbild des 11. und 12. Jh.; für den Ursprung der Gattung kann das nicht beweisend sein. Was M. mit dem Satze 'Man darf den Verfassern der Epen bei all ihrer Erfindungsgabe nicht zutrauen, als ob sie anachronistische Züge eingefügt hätten' sagen will, weiß ich nicht; anachronistische Züge eingefügt haben sie sicher nicht; aber solche, die für ihre Zeit anachronistisch gewesen wären, haben sie vielleicht ausgewischt und andere, die ihr entsprachen, neu eingeführt.

Der Band schließt mit ausführlichen Registern, die das Auffinden ungemein erleichtern und nochmals Zeugnis ablegen von der Sorgfalt der Arbeit im Einzelnen [1]!

Basel. FELIX BUSIGNY.

E. Gamillscheg und **L. Spitzer:** *Die Bezeichnungen der „Klette" im Galloromanischen.* Mit einer Karte. (Sprachgeographische Arbeiten 1. Heft. Halle a. S. Niemeyer 1915.)

In der großen Anzahl sprachgeographischer Untersuchungen, die in den letzten Jahren erschienen sind, nimmt vorliegende Arbeit entschieden einen hervorragenden Platz ein. Die Verschiedenheit der Probleme, die darin behandelt werden; die straffe Einheit, die gerade einige komplizierte Kapitel (II. *lappa,* III. *droue-gleteron*) kennzeichnet; die übersichtliche Einteilung und saubere Scheidung des Stoffes und nicht am wenigsten das bei den Verfassern so ausgesprochene Verständnis für die lebendigen Kräfte der Sprache, alles dies macht diese Abhandlung interessant, ich möchte fast sagen — spannend. Um die Leistung der Verf. richtig einzuschätzen, braucht man nur einen Blick auf die, teilweise oder vollständig besprochenen Karten (112 *bardane, capitules;* 1657 *patience;* 872 *molène*; 1487 *cardère;* 238 *chardon;* 1345 *tussilage* usw.) des A. L. zu werfen; man

[1]) An Druckversehen sind mir aufgefallen: S. 21, 18 *Cromer* lies *Cröner,* S. 24 *Nocron* lies *Noiron,* S. 81, 3 *Schätzler . . . 1907* lies *Schätzer . . . 1905.*

wird leicht einsehen, welche Fülle von Material verarbeitet werden mußte, um aus den verwirrenden Momentaufnahmen des Atlas ein klares Bild herauszukonstruieren. Farbige Einzeichnungen verschiedener Worttypen auf die „blinden" Karten, die oft dem sprachgeographisch geschulten Linguisten von selbst Probleme enthüllen und auch teilweise lösen, wären hier ziemlich wertlos gewesen (die beigelegte Karte ist trotz geistvoller „Kontamination" mehrerer Blätter des A. L., doch größtenteils — weiß geblieben). Die Vielseitigkeit der Probleme bringt es mit sich, daß bei der Lektüre dieses Büchleins der Phonetiker, der Morphologe, der Lexikologe und der Sprachgeograph — im engeren Sinne — auf ihre Kosten kommen werden. Der Morphologe findet hier eine sehr nützliche und fördernde Vorarbeit über den Ursprung und die Wandlung des Suffixes *-eron* (das eine eingehende Untersuchung verdienen würde), daneben treffende Bemerkungen zu den Suffixen *-as* und *-aras;* dem Lexikologen bietet sich eine ganze Menge neubesprochener Wörter dar (ein Index, den man s e h r vermißt, hätte dies besser veranschaulicht und gute Dienste geleistet) und Gilliéron selbst (dem dieses Büchlein mit geistreichen, dem Thema angepaßten Versen zum 60. Geburtstag gewidmet ist) wird an Erklärungen, wie *pen'oló* — (= *peignolot, petit peigne,* in der Bedeutung „Klettenkopf") > *pen'olú,* dieses dann als *peigne au loup* aufgefaßt und in *peigne de loup* „verbessert" (S. 46/7) — seine Freude haben und sich an seinen vorbildlichen Artikel „Le merle dans le nord de la France" erinnern. Für solche Etymologien haben die Verf. den passenden Ausdruck „geistige Etymologie" geprägt (S. 40), gegenüber den sonstigen rein „materiellen Etymologien": zwei Ausdrücke, die leicht Anklang und weitere Verbreitung finden werden.

Nun zum Inhalt. Das schriftfranzösische Wort für Klette — *bardane* — ist nicht volkstümlich: der A. L. bietet nur e i n kleines, zusammenhängendes Gebiet im Südostfranzösischen. Auffälligerweise bedeutet es in dieser Gegend auch „Wanze", neben *pariana* < *parietana* (S. 5—7). Die Etymologie des frz. *bardane* resp. des im mittelalterlichen Latein seit dem 12. Jahrhundert belegten *bardana* bleibt unaufgeklärt; Zusammenhang mit dem schon früher nachgewiesenen *dardana* wird vermutet, dieses mit germ. *darop,* frz. *dard* zusammengebracht. Auf S. 22 wird auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges von *bardana* mit arab. *berdi* „Rohrkolbe" hingewiesen.

Das aus dem Capitulare de villis bekannte *parduna,* sowie das öfters in den Glossen wiederkehrende *parada* werden von *bardana* ferngehalten (S. 7—12).

Im II. Kapitel wird aus *lappe* (einige Punkte im Zentrum), *nappe, napperon* (im Poitou) *lapasse, laperasse* (Char.-Inf.),

laparaso (im languedocisch-gaskognischen Grenzgebiet), *lapüt* (ebenda); dann aus *lampas, lapas, lavasse* usw. in der Bedeutung Sauerampfer auf der K. *patience* (in den Alpengebieten) *lapasse* = Königskerze (im Languedocischen, K. *molène*) *laporda* = Klette (ebenda) — ferner aus dem Typus *lappula* „Klettenkopf" (in den Alpen; angrenzend an das ital. *lappola* = Klette) ein großes einheitliches Gebiet des Wortes *„lappa"* festgestellt. Es umfaßt ganz Frankreich südlich der Loire. „Durch diese Loire-Linie wird Frankreich in zwei Teile gespalten" (S. 32) und die Tatsache, daß diese lexikologische Zweiteilung Frankreichs auch auf anderen Karten beobachtet oder rekonstruiert wurde, wird vielleicht einmal, bei der Beurteilung der dialektalen Gliederung des Galloromanischen, von größter Wichtigkeit sein (S. 12—32).

Für das nordfranzösische *„droue"* wird ein Artikel von Thomas (Rom. XLI, 62 ff.) verwertet, aber als ursprüngliche Bedeutung „Lolch" angesetzt. Dieses Wort ist nicht weit verbreitet und der eigentliche Ausdruck für „Klette" oder „Klettenköpfe" nördlich der Loire ist *glet(er)on* mit überaus zahlreichen Nebenformen: die Volksphantasie hat in dieses Wort eine ganze Reihe von Begriffen hineingedeutet. Bei den Schicksalen, die auf diesem Wege *„glet(er)on"* erfahren hat, erweist sich die Endung mit der angegebenen Variante als das „einzige konstante Element". Es entsteht somit in Nordwestfrankreich in der Bedeutung „Klette" ein Worttypus, zu dem sowohl *glouteron,* als auch *piqueron* und sogar *napperon* (allerdings bis zu einem gewissen Grad) gehören. Anderseits entsteht in der Reihe volksetymologischer Einmischungen in den Typus *kletto* ein vendée. *gripé* = frz. *grippet* (S. 40 schon im R. E. W. unter *kletto!*) das in der Form an sein Etymon nicht im entferntesten mehr erinnert (S. 32—41).

Weniger Interessantes bietet uns das IV. Kapitel, worin zunächst der Typus *amarifolium* besprochen wird. Er ist schon im 10. Jh. belegt, heute jedoch fast ganz ausgestorben. Der A. L. hat nur spärliche und verkümmerte Reste davon: *amourettes, dog d'amer* und *dog d'amel.* In *amourettes* hätte sich nach den Verf. der Begriff „Liebe" erst später eingeschlichen (S. 42—46).

Den Bedeutungsübergang „Klettenkopf" > „Klette" zeigen *peigne* (übertragen von *peigne* = *dipsacus fullonum* „die Weberkarde", wegen der äußeren Ähnlichkeit beider Pflanzen), *chien* (meistens in der Deminutivform, was den Verf. nahelegt, das tertium comparationis in „Sprößling" zu suchen), dann die im Suffix und infolge ihrer geographischen Verbreitung zusammengehörenden Typen *japisson, bourrisson, coutisson* usw. (der Ausgangspunkt des Suff. scheint in *coutisson* zu liegen), ferner *gat, gaets* (im Gaskognischen; Etymon *gafa*

„Haken", nach Schwund des intervokalischen *-f-* stellte sich auf der Stufe *gaets* das Bild der Katze ein: neben erwähntem *peigne de loup* ein weiteres, lehrreiches Beispiel, wie sehr vorsichtig man sein muß bei Annahme direkter Übertragungen von Tiernamen auf Pflanzenbezeichnungen), das südfranzösische *bulürs* = frz. *voleurs* usw. (S. 46—68).

Die Inhaltsangabe zeigt schon, daß die umsichtigen Verf. in den meisten Fällen die richtige Deutung für die verschiedenen Probleme gegeben haben. Nur in wenigen Punkten kann ich ihnen nicht beistimmen.

Auf S. 5 wird *bardane* = „Wanze" und „Klette" (im Südostfranzösischen) besprochen und *bardane* = „Klette" als das Primäre angesehen („doch wohl von der Klette auf die klettenhaft sich anhaftenden Tiere"), obwohl in derselben Gegend die „Wanze" auch *„pariana"* genannt wird und Thomas (Rom. XXXIX, 200) beide Worte auf *parietana* zurückgeführt hat. Gegen eine solche Auffassung stellen sich sofort mehrere Zweifel ein: warum soll sich das gelehrte *bardana* = „Klette" gerade in dieser Gegend erhalten haben? Ist nicht die Tatsache, daß die im Mittelalter vom Vaterland getrennte frankoprovenzalische Kolonie *Celle-Faeto bardane* = Wanze, aber nicht *bardana* = Klette kennt, eher ein Beweis dafür, daß eben letzteres das Sekundäre ist! Kommen Übertragungen von Pflanzennamen auf Tiernamen vor? Mir sind augenblicklich keine bekannt, aber selbst, wenn dies der Fall sein sollte, so dürften sie doch äußerst selten sein, denn nur das Umgekehrte (Tiername > Pflanzenname) ist ohne weiteres verständlich: man geht von Lebewesen aus und verleiht gewissermaßen auch den Pflanzen die Eigenschaften derselben. Die Verf. erwähnen zwar (S. 5 Anm. 1) hessisch: *Klette* „Maikäfer" und *Kleber* „Käfer, besonders Maikäfer" zu *Kleber* „Klette" — aber beide Worte können sicher ebensogut direkt zu *klebern* resp. *klettern* in Beziehung gebracht werden (vgl. das Oberhessische Wörterbuch von Crecelius: *„Klette* II der Maikäfer" . . . . das Wort stammt von *kletten*, welches dem *klettern* zu Grunde liegt). — Auch das genaue Verhältnis des ebenfalls in der Anmerkung erwähnten niederdeutschen *burrkäwer* „Maikäfer" zu *burre* „Wollkraut", „Klette" wäre erst zu bestimmen. Die eher zu erwartende Bedeutungsentwicklung Wanze (oder dgl.) > Klette scheint vorzuliegen in ital. *zecca* = „animaluzzo, che si attacca alle volpi, ai cani ecc". (Tommaseo-Bellini) neben *zeccola* = „chiamansi *zeccole* certe come *lappole* o simili cose, che si appiccano alla lana" (idem). Ist es außerdem nicht etwas gewaltsam, die gleichbedeutenden und in derselben Gegend vorkommenden *bardana* und *pariana* (= Wanze) voneinander zu trennen? Lat. *parietana* konnte, nach dem Muster von *délié* und *dougié* (> *delicatus*) zwei Fortsetzer haben: einen älteren

pardana und einen jüngeren *pariana.* Das anlautende *b* statt *p-* ist zwar nicht aufgeklärt, aber es wäre doch eine Pedanterie, nur aus diesem Grunde eine sonst einleuchtende Etymologie abzuleugnen. Wenn aber nun einmal im Südostfranzösischen *bardane* = Wanze und Maikäfer schon bestand, dann ist leicht erklärlich, warum das gelehrte *bardane* = Klette g e r a d e hier volkstümlich wurde. Es wurden eben beide Worte, trotz ihres verschiedenen Ursprungs, in Beziehung gebracht, was nach den vorher erwähnten gemeinsamen Bezeichnungen für Klette und Wanze (Maikäfer) nicht mehr wundernimmt. Ich meine nicht, daß die Etymologie von *bardane* = „Klette" im Südostfrz. *bardane* = „Wanze" sei, aber das Vorhandensein dieses Wortes hat dem gelehrten *bardane* = „Klette" zur Volkstümlichkeit verholfen.

Noch einige Worte über *parietana* = Wanze mögen hier Platz finden. Das deutsche Wanze wird als Kurzform des mhd. *wantlûs* = „Wand -laus" gedeutet (vgl. Kluge). Das Wort ist in die deutsch-französischen Grenzgebiete eingedrungen: wallon. *wandion, wandille* usw. gehören hierher (Romania XXXIX 201, und A. L. *punaise*). Da sonst in der ganzen Romania nirgends der Name der Wanze von „Wand" abgeleitet ist, könnten wir in *pariana* ein — allerdings sehr altes — Übersetzungslehnwort aus dem Germanischen erblicken.

S. 12 *lappe* = Klette kommt eigentlich nur im Zentrum vor und ist auch daselbst regional beschränkt: im Dep. Vienne taucht der Typus wieder auf, aber nur auf Punkt 509. Hier tritt uns jedoch ein Plural *lappes* entgegen, weshalb die ursprüngliche (wenn auch ihrerseits erst sekundäre) Bedeutung „Klettenköpfe" und nicht „Klette" sein wird. Dies paßt nun zu Jouberts Angabe: „*lappes* — capitules de fleurs, tête de la plante appelée bardane." Dies ist wichtig für die Beurteilung der in den Nachbardialekten verkommenden *feuille de nappe* oder *feuille de lappe* (= *bardane*), worauf ich gleich zurückkomme.

An *lappe* schließt sich im Westen *nappe* an. Südlich davon tritt *lapace* auf. Es ist somit nicht ganz richtig, wenn die Verf. schreiben daß das *lappe*-Gebiet durch eine *nappe*-Area unterbrochen sei. Und diese, wenn auch geringe, Unrichtigkeit verdient hervorgehoben zu werden, da die Verf. „aus der geographischen Verteilung dieser Formen" (S. 13) ohne weiteres den Schluß ziehen, daß *nappe* erst sekundär aus *lappe* entstanden sei. Der anlautende Konsonant *l* wäre dabei entweder dissimiliert *(la lappe* > *la nappe)* oder assimiliert worden *(une lappe* > *une nappe).* Der Schluß ist etwas zu rasch gezogen worden: nur e i n e s ist aus geographischen und begrifflichen Gründen sicher: die *n* Formen m ü s s e n aus den *l*-Formen erklärt werden, der A u s g a n g s p u n k t der-

selben braucht aber keineswegs in *lappe* (> *nappe)* selbst zu liegen. Der westliche Teil des in Betracht kommenden Gebietes kennt fast nur *naperon* Formen und es fällt auf, daß dieser mehr nördliche *-eron* Typus durchweg mit anlautendem *n-* erscheint, der mehr südliche *-ace* und *-erace* Typus dagegen den *l* Anlaut ausnahmslos bewahrt hat (also *lapace* resp. *laperasse* lauten). Ich nehme daher an, daß ein ursprüngliches *lappe* in einem an *eron*-Ableitungen reichen Gebiet zunächst zu **lapperon* erweitert und dieses erst zu *napperon* wurde, durch Assimilation an den auslautenden Nasal.

In der Anmerkung 1 auf S. 13 können auch die Verf. nur solche Beispiele anführen, die sich mit *lapperon* > *napperon*, nicht aber mit *lappe* < *nappe* vergleichen lassen: s. *natiron* < *laiteron, nentille* für *lentille* und auch wall. *napai* < *lapin*, da auch hier ein ursprünglich vorhandener Nasalvokal den Anlaut assimiliert haben muß [1]).

Die *nappe*-Formen selbst erkläre ich mir als Rückbildungen von *napperon*, oder — wenn man will — als Verschränkung von *napperon* und *lappe*. Daß im Zentrum, wo *lappe* eher zu Hause ist, kein *nappe* vorkommt, wundert mich nicht: es fehlen hier eben die *-eron* Ableitungen, die durch *napperon* den Ausgangspunkt für die *n*-Formen lieferten.

Wenn nun das bereits erwähnte *lappes* ursprünglich die „Klettenköpfe" bezeichnet hat, so sind *feuille de lappe* bezw. *nappe* (man könnte *lappes, nappes* schreiben) in der Bedeutung *bardane* (eigentlich „Blätter der Klettenköpfe") ohne weiteres klar.

Wir hätten somit für diese Gegend etwa folgende Wortgenealogie.

lappe „Klette" → ↙ *lapp(er)as*, ↘ *lapperon*

lappes „Klettenköpfe" → ↙ *lappes* „Klette", ↘ *feuille de lappe(s)* „Klette"

lapperon ↓ *napperon*

napperon ↘ *nappe*; *lappes* „Klette" ↙ *nappe*

nappe

Bei den S. 22 Anm. 1 angeführten *rampiõ, rapã, rapalũ* wäre die Möglichkeit eines Zusammenhanges mit den S. 29

[1]) Man könnte dagegen einwenden, daß im Dép. Tarn ein vereinzeltes *naparaso* (P. 744 s. Seite 17) vorkommt und daß der in den Alpengebieten heimische Typus *lappula (*lappulla* ist wohl kaum anzunehmen) sehr häufig dasselbe anlautende *n-* zeigt (S. 29). Bei *naparaso* haben wir es aber entschieden mit einem dekadenten Worte zu tun, da daneben auch *kaparaso, taparaso, rapalaso* usw. auftritt. In *lappula* dagegen war das anlautende *l-* ganz anderes gefährdet als in *lappa:* tatsächlich treffen wir hier neben *napoul* auch ebenso zahlreiche Vertreter mit anlautenden *r-* (*rapoule, rapul* usw.)

von **lappula* hergeleiteten *răpul, rapul* usw. ins Auge zu fassen.

Das languedocische *lampourdo* wird S. 23 als *lappa burda* > **lappurda* = „Klettengestrüpp" gedeutet. Eine Etymologie, die weder lautlich (man erwartet doch eher **labourdo)* noch begrifflich *(burda* kommt eigentlich nirgends in dieser Bedeutung vor) recht überzeugend ist. Wir müßten außerdem von einer Kollektivbezeichnung ausgehen und einen Bedeutungswechsel („Klettengestrüpp" > „Klette" vgl. *filicaria)* annehmen, den wir sonst bei den Klettenbezeichnungen nirgends konstatieren können. (Auf S. 41 Anm. 2 sagen die Verf. selbst: „merkwürdig, daß sonst nie Kollektivbezeichnungen vom Typus *fougère* = *filicaria,* oder Plural statt Singular für die „Klettenpflanze" eingetreten sind.) Das Wort bleibt somit gleich *bardana* nach wie vor ganz unklar.

In der Tabelle auf S. 28 hätte, dem vorher Gesagten entsprechend, ein Pfeil *pataraso* mit *laparaso* verbinden sollen.

Zu den S. 37–8 angeführten Formen *napperon, piqueron, épéron* usw. sei noch hinzugefügt, daß im Poitevinischen das Suff. *-eron* überhaupt sehr beliebt ist. Man vergl. noch die Karten *aiguillon, chardon, boucheron.* Es ist also gar nicht „gewiß", daß sich *gleteron* und *napperon* im Suffix gegenseitig beeinflußt hätten. Man müßte eine solche Frage auch vom Standpunkte der mundartlichen Eigenart aus betrachten, wie denn auch sonst jede wortgeographische Arbeit die sprachlichen Einheiten (Mundarten) nie aus dem Auge verlieren sollte.

Dem Sprachgeographen, wie dem Linguisten überhaupt darf eben (wie die Verf. selbst in den der Arbeit hinzugefügten Ergebnissen schreiben) gar nichts a priori primär sein.

Wien. HANS MAYER.

Miszelle.

Neben *boche* begegnendes *alboche* ist *sal(e) boche* mit Abfall des *s*, das man irrtümlich für den Auslaut des bestimmten Artikels im Plural gehalten hat: *les sal(es) boches* — *les alboches*, dazu der Singular *l'alboche?*

D. Behrens.

G. Uschmanns Buchdruckerei, Weimar.



